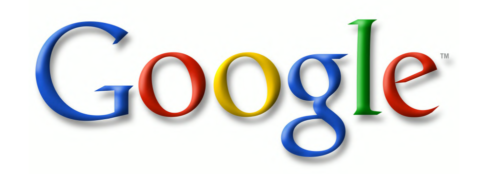
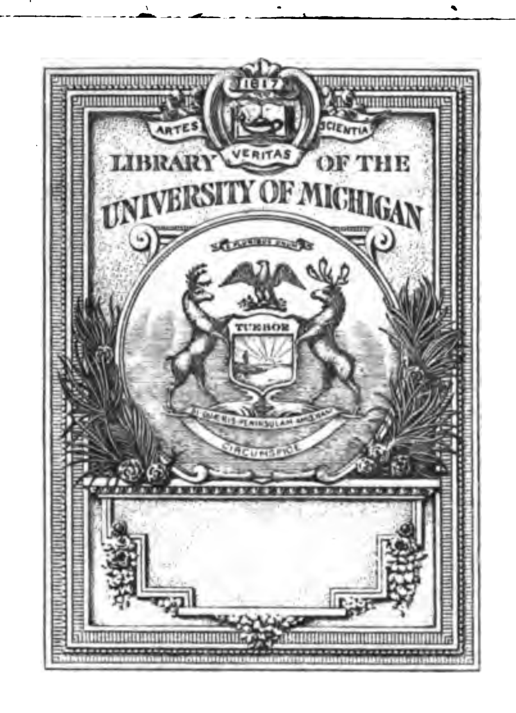
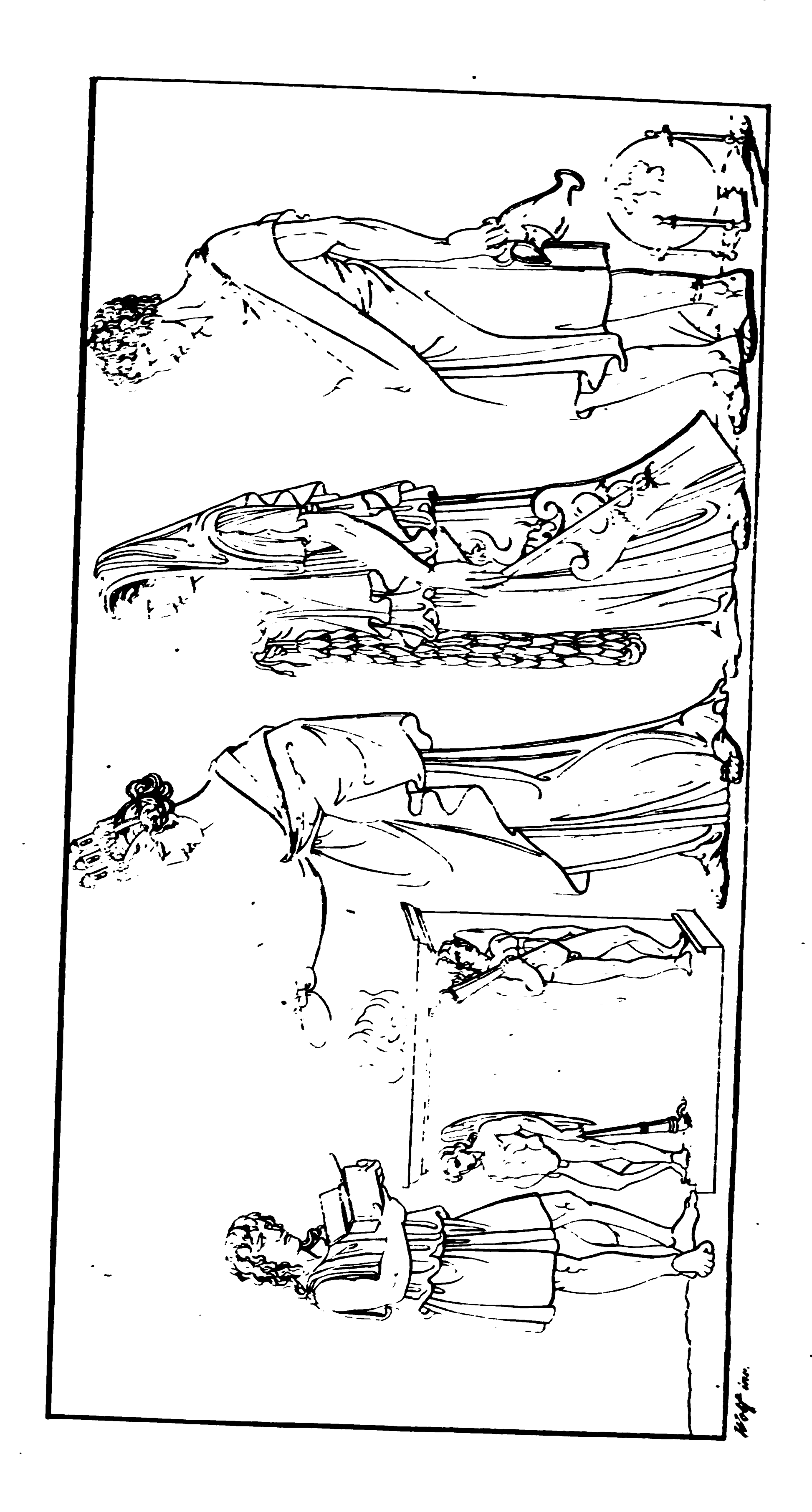





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

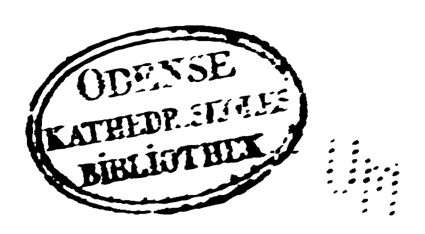
VOM JAHRE

1803.

DRITTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.




JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition
1803.

Director
Smith
15-5-18
44:51

# Die Choephoren auf Büsch's Ehrendenkmal.

(*Zur Erläuterung des Titelkupfers.*)

In jenem vielsagenden und vielbelobten Fragment des Bacchylides, worin der segenreichen Irene ein so schöner Päan gesungen wird, finden wir unter den fröhlichen Wahrzeichen der holden Friedensgöttin auch den Umstand angeführt: *in den eisenumklammerten Schilden spannen die goldgelben Spinnen ihr Geweb auf* (Anal. I, 83. IX.). Es läfst sich diefs in allerley Formen parodiren. Die allesreifende Hora bringt vielleicht endlich auch einmal die Zeit, wo es von den blühendsten Städten unsers deutschen Vaterlandes heifst: die ehernen Feuerschlünde auf ihren Bastionen verwandeln sich in bronzene Büsten und Standbilder, und auf den grünumschatteten Wällen erbauet Bürgertugend berühmten Männern und Patrioten weckende Denkmäler. *Leibnitz* und *Lessing* erhielten wirklich schon auf den Wällen von Hannover und Wolfenbüttel fromme Erinnerungssteine unter ihren sprechenden Brustbildern, und wenn dem um Leipzig hochverdienten *Müller* in den reizenden Gartenanlagen, die er aus sumpfigen Stadtgräben und morschen Mauerwerken hervorrief, nicht schon ein ähnliches, die Lebenden mehr als die Todten ehrendes Denkmal errichtet wurde, so darf diefs heute noch nicht der Gefühllosigkeit seiner edeldenkenden, *neidlosen* Mitbürger zugeschrieben werden. Auch Hamburg, ein Muster edeln Bürgersinns und reger Vaterlandsliebe für alle, die über den sogenannten Weltbürgersinn dem enger begränzten aber nur um so thätiger wirkenden Patriotismus noch nicht den Scheidebrief geschrieben haben, stellte neuerlich auf der Wallhöhe an der Alster (der Bastion Vincent), auf einem der interessantesten Punkte der Stadt, der die Aussicht auf den schönsten Theil der Stadt, die beiden Alsterbassins, den Jungfernstieg u. s. w. beherrscht, seinem unvergesslichen *Büsch* ein Denkmal auf, das auch aufser seinem nächsten Kreis rühmlich genannt und zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient. Zwar ging es eigentlich nur aus dem Schoofs der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, zu deren Stiftern Büsch gehörte, hervor, aber es vereinten sich zur Subscription auch sehr viele andere Bewohner der Stadt, der es an geordneter Wohlthätigkeit keine ihrer deutschen Schwestern zuvorthut, und so konnte schon am 27. Julius 1802 das Denkmal selbst vor einem erlesenen Kreis theilnehmender Mitbürger eingeweiht werden. Auf Ersuchen eines von der Gesellschaft z. B. der K. ernannten Ausschusses hatte der ideenreiche Hamburgische Architect *Arens* die Zeichnung, der auch hier rastlos wirkende Beförderer alles Guten und Schönen, der Domherr *Meyer* aber die Ideen zu den Basreliefs und Inschriften dazu gegeben. Letzterm verdanken wir auch die befriedigendste Nachricht über diefs Ehrendenkmal in den von ihm herausgegebenen *Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg*, im vierten Stück (Hamburg, Nestler 1802) S. 24—43. dessen Titelkupfer eine Ansicht des ganzen Denkmals nach der Arensischen Zeichnung ziert. Eine einfach verzierte Spitzsäule, und der mittlere Würfel, worauf sie ruht, sind von geschliffenem Sandsteine, das Postament aus inländischem Granit. Den Obelisk oder die Spitzsäule ziert auf zwey Seiten ein Lorbeerkranz und ein Eichenkranz. Unten, wo sie auf dem Würfel aufsteht, umgiebt sie ein mit Lorbeerlaub umschlungener Stab. Diese drey Verzierungen sind aus cararischem Marmor gehauen. Den Würfel ziert *Büsch's* Profilbildnifs vom Bildhauer *C. Matthäi* in Dresden, und ein Basrelief vom Bildhauer *Conrad Wolf* in Cassel modellirt. Letzter hat auch das Brustbild sowohl als das Basrelief in Bronze gegossen, und ausgearbeitet, so wie sie beide nun in den Stein eingelassen sind. Von diesem letztern giebt die vorstehende Kupfertafel die Figuren in getreuen Umrissen

nach einer Zeichnung des Künstlers selbst, und sie erscheint hier zum erstenmal in Kupfer gestochen. Denn als das Denkmal zuerst aufgerichtet wurde, hatte man bey der Einweihung nur noch einen Gypsausguſs. Die vollendete Bronze kam erst vor zwey Monaten in Hamburg an, als jenes Kupfer zu den Skizzen schon längst gestochen war. Trotz der Anzahl von Denkmälern in Stein und Marmor, womit auch Deutschland nicht bloſs auf seinen Kirchhöfen übersäet ist, haben wir der zweckmäſsig gedachten und verständig ausgeführten Bildwerke und Reliefs, *besonders in Metall*, auf öffentlichen Ehrendenkmälern noch so wenig, daſs wenn auch das vorliegende keinem *Büsch* zu Ehren gestiftet wäre, und weder durch den Ort noch die Art seiner Aufstellung ein wahres Monument des fortlebenden *deutschen Bürgersinnes* genannt zu werden verdiente, es doch zur mannigfaltigen Erweckung und Beurtheilung einer solchen Bekanntmachung, als ihm hier wiederfährt, nicht unwürdig schiene.

Eine Opferhandlung, durch welche die Dankbarkeit der Hinterlassenen gegen den geehrten Todten bezeichnet, und wo durch die Opfernden zugleich die verschiedenen Beziehungen ausgedrückt würden, in welchen *Büsch* bis zu seinem 72ten Jahre für Mitwelt und Nachwelt im engern und weitern Kreise jenen geistigen Saamen gestreuet hatte, von welchem die unbestrittenste Unsterblichkeit geärntet wird, — dieſs war die Aufgabe, die der Künstler erhielt. Man wünschte vier Figuren zu dieser Allegorie. Einen *kränzenden Knaben*, denn *Büsch* war sein ganzes thätiges Leben hindurch Erzieher und Jugendlehrer, *die* Opferspendende *Stadt*, zum Zeichen seiner treuen Bürgerliebe, die *Handlung*, zum Andenken seiner schriftstellerischen und pädagogischen Verdienste um alle Theile der Handlungswissenschaft und um die von ihm so rühmlich verwaltete Handlungsakademie, und zuletzt die aufs Leben angewandte *Mathematik* und Gewerbkunde, für welche der verdienstvolle Verfasser der *Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens* und der *Encyklopädie* so vieles, wo nicht erfunden, doch zweckmäſsiger benutzt und zusammengestellt hat. Es ist in mehr als einer Rücksicht zur gerechten Würdigung dieses Kunstwerks nöthig, daſs man bedenke, der Künstler habe hier gleichsam ein obligates Spiel gehabt, und einer fremden, für sich auch sehr lobenswürdigen Vorschrift folgend, auf die höhern Ansprüche gefälliger Erfindung und Gruppirung verzichten müssen. Auch werden die Beschauer, die mit alten Kunstdenkmälern in dieser Gattung weniger vertraut sind, die strengere Regel der alten Kunst hierbey zu bemerken nicht vergessen. Wir wissen, daſs diese ihre Figuren oft nur auf eine Linie hinter einander stellte und zufrieden war, sie zu irgend einem Hauptzweck lose und leise an einander gebunden zu haben. Es verdient Lob, daſs der denkende Bildhauer dem Sinnbild der aufwachsenden Generation, dem bildsamen Knaben, statt des Kranzes in der Hand (das alte Opferkostum hätte ihn vielmehr auf den Kopf gesetzt, da auch die Camilli fast stets gekränzt erscheinen) die *Acerra* oder das Weihrauchkästchen in die Hand gab. So erhielt das was beym Opfer nach dem Begriff des römischen Alterthums so nie fehlen durfte, und was sogar auch noch beym christlichen Meſsopfer eine unerläſsliche Bedingung ist, der Altarknabe, der *Camillus*, zugleich noch eine allegorische Bezeichnung, die zugleich der Anordnung der einzelnen Figuren bey diesem Opfer, das doch nicht durch den Altar auf dieser Seite geschlossen werden konnte, sehr wohl that. Der Altar selbst, auf welchen die Opferspende gegossen wird, erhält durch den doppelten Genius des Lebens und Todes (eigentlich Phosphorus und Hesperus, wie aus der berühmten Ara in der Villa Borghese bey *Winkelmann Monumenti inediti* Nr. 21. erhellet, oder auch nach einem orientalischen Mythus die *ἑτερήμεροι*, die Dioscuren; denn aus *diesen* Vorstellungen allein sind, wie noch immer nicht genug bekannt zu seyn scheint, die Todtesgenien mit der gesenkten Fackel entstanden) eine feine Andeutung, daſs hier keine bloſse Todtenfeyer, sondern ein Opfer dem Fortlebenden gebracht werde. Das jugendliche Weib, das zur Localbezeichnung die als Mauerkrone geformten Burgthürme des Hamburgischen Wappens auf dem Haupte trägt, muſste natürlich als Hauptfigur in der Allegorie auch den Actus der Libation selbst verrichten. Verständig wurde in der darauf folgenden Figur Handlung und Schiffahrt durch die Embleme und verzierenden Bildwerke des Steuerruders in eine einzige Personification verschmolzen, und ihr zum Zeichen des Opferdienstes ein fruchtbares Laubgehänge in die Hände gegeben, womit der Opferaltar umschlungen werden soll. Nichts

ist

ist gewöhnlicher auf alten Bildwerken als weibliche Figuren; die zur Schmückung der Altäre und Tempelhallen dergleichen Laub- und Fruchtgehänge von üppigster Fülle getragen bringen, oder auch schon in der Handlung des Schmückens selbst (wie auf dem zierlichen Opfer-Relief beym Prinzen Borghese in Visconti's *Villa Pinciana Stanza* I. Nr. 11.) begriffen sind. Gewöhnlich sieht man die belaubten Zweige in kleinen Zwischenräumen mit eingeknüpften Festons oder Blumengewinden unterbunden (wie z. B. auf dem Sarcophag in *Millin's Monumens inédits* P. II. p. 123.) und es ist nicht zu leugnen, dass auch auf unserer Vorstellung dem Laubgehänge durch diese Verzierung etwas von seiner geradlinigten Steifheit hätte genommen werden können. Ja es ist die Frage, ob nicht gerade hier, wo die Anspielung auf den aus Handlung und Schiffahrt so üppig hervorquellenden Ueberfluss so natürlich war, ein wahrer antiker Encarpus, (ein mit Eicheln und edlen Baumfrüchten häufig unterbrochenes Zweiggehänge) sehr an seiner Stelle gewesen wäre? Die neuere Baukunst hat diese Verzierung oft zur Ungebühr gemissbraucht, und nicht selten einen Bettlermantel zur Bedeckung ihrer schimpflichen Blöfse daraus gemacht. Allein die Alten brauchten diess ursprünglich von den Brüsten der ephesischen Diana (als bändigendes *Strophium*) entlehnte, und dann auch auf die Umgürtung der Vertumnus- und Sylvanusfiguren der Römer übergetragene Ornament immer mit ausserordentlicher Schicklichkeit, entweder zur unmittelbaren Bezeichnung der befruchtenden Naturkraft, (wie auf einer schönen marmornen Votivschaale im *Townleyischen* Museum in London, wovon der liberale Besitzer seinen Freunden einen Kupferstich mitzutheilen pflegt, wo der Encarpus, der den Kopf eines Pans einfasst, voll Eicheln strotzt, mit sehr charakteristischer Bedeutung) oder auch auf Grabmonumenten zum Zeichen der Fruchtbarkeit auf den Inseln der Seligen, wie auf dem einfach schönen Marmor im *Museum Pio-Clement.* T. V. *tav.* XXXIV. — Hinter dieser Figur tritt zuletzt noch der durch die Werkzeuge der Erd- und Messkunde zu seinen Füssen deutlich bezeichnete Genius der mathematischen Wissenschaften und Technologie hervor. Um seine Theilnahme an der Opferhandlung zu bemerken, gab ihm der Künstler eine heilige Giesskanne, ein sogenanntes *Praefericulum* in die Hand. Man hat mit einer antiquarischen Kennermine gefragt, wozu denn dieser Genius gerade auch noch ein Kännchen trage, da ja schon die fromme Opferspende vorn in die Flamme gegossen werde? Allein der Fragende scheint in diesem Augenblick sich nicht erinnert zu haben, dass die Choephoren der Alten, ausser dem ungemischten Wein zu ihrem Trankopfer auch noch Wasser, Milch und Blut aufgossen. Eher könnte man dem Künstler aus alten Denkmälern (*Museum Pio-Clement.* T. V. *tav.* 26. mit *Visconti's* Bemerkungen p. 51. und *Guattani Monumenti inediti per l'anno* 1786. *Giugno* p. XLVII.) beweisen, dass Figuren mit diesen Kannen fast immer nur in weiblicher Personification als Hebe vorkommen, und sowohl daran, als aus andern blofs artistischen Gründen möchte man wünschen, dass er diesem Genius lieber ein sogenanntes *Carchesium* d. h. einen länglichten, zweygehenkelten Pokal, werin gewöhnlich die Milch zum Todtenopfer dargebracht wurde, (Virgil V. Aen. 77. vergl. *J. H. Voss* zu *Virgils Landgedichten* T. IV. p. 860.) in die Hand gegeben haben möchte.

Allein dann wäre ein anderer Vortheil verloren gegangen, den wir bey der ganzen Anordnung der drey Opferfiguren dem denkenden Künstler gern zum Lobe anrechnen mögen. Es sind *drey Choephoren*, die wir hier sehen, deren still fortschreitende Ruhe zum Charakter der ernsten Todtenfeyer sich sehr wohl verträgt. Nun ist aber auch eine feine Abstufung in der Theilnahme, die alle drey an dieser Feyerlichkeit beweisen. Die stärkste Bewegung in der Geberde macht die spendende Hammonia am Altar, ruhiger, doch noch mit beiden Händen thätig ist die ihr zunächst stehende Figur. Noch ruhiger ist die dritte und letzte. Ihr liess darum der Künstler sehr fein die eine Hand ganz im Mantel verhüllen. Wohl möglich, dass sich die ganze Handlung auch noch rascher und in der Bewegung lebendiger denken liesse, wie auch hin und wieder bemerkt worden ist. Doch konnte nach der einmal getroffenen Anordnung die hinterste Figur kaum anders aufgeführt werden. Zum Ueberfluss kann sich der Künstler gerade bey dieser Stellung auf die antike Sitte des Wohlstandes bey Jünglingen berufen, wo es die Bescheidenheit zur unerläfslichen Pflicht machte, die eine Hand innerhalb des Mantels stets verhüllt zu halten, (ἔσω τὴν χεῖρα ἔχειν, *manum pallio continere.* S. *Visconti* zum *Pio-Clement.* T. VI. p. 81. und *Vasen-*

gemäl-

*gemälde* P. II. p. 55.) und ein Jüngling bringt hier das Trankopfer.

Ueberhaupt läſst ſich aber aus dieſem kleinen Umriſs der Figuren höchſtens nur die Idee des Künſtlers, keineswegs aber der Eindruck beſtimmen, den die in Guſs vortrefflich gerathene, und vom Künſtler in allem, beſonders aber in der Drapperie bis zur gröſsten Vollendung ausgearbeite Bronzentafel im Groſsen (wo ſie 5 Fuſs 10 Zoll Hamburger Maaſs in der Breite, und 2 Fuſs in der Höhe beträgt) auf den unbefangenen Beſchauer hervorbringt. Sie iſt hier in Weimar, wo Hr. *Wolf* während ſeiner thätigen und kunſtreichen Theilnahme an den Verzierungen des neuen herzoglichen Schloſſes ſowohl den Guſs als die Ausarbeitung vollendete, auch für ſich und von allen Umgebungen entblöſst, die ihr im Monument unſtreitig zu Hülfe kommen, von allen, die ſo etwas intereſſiren konnte, mit Vergnügen geſehen worden, und wird auch in der Folge dem verſtändigen Fleiſse des Künſtlers, der ſich nicht umſonſt 4 Jahre in Rom und Italien aufhielt, gewiſs zur Ehre gereichen.

Immer errichten die Menſchen, die den Edeln aus ihrer Mitte ein ſeingedachtes Denkmal ſtiften, ſich es zuerſt und am meiſten ſelbſt, und ſchon darum, ſollte man denken, müſsten die nächſten Mitbürger eines groſsen Mannes recht eiferſüchtig darauf ſeyn, ihm ſchnell ein Denkmal aus ihren eigenen Mitteln zu weihen, ohne erſt beym gröſsern Publicum eine nur ſelten gefüllte Armenbüchſe herum gehen zu laſſen. Auch iſt dieſe Foderung in jeder andern Rückſicht ſehr billig. Sie waren ja die nächſten Zeugen ſeiner Thaten. Denn, wie ein achtungswürdiger Hamburger bey vorliegendem Fall in einer Anrede ſich ausdrückt, die *Meyer* in ſeinen Skizzen St. 4. S. 40. mitgetheilt hat, „es hat noch nie einen Kosmopoliten im edelſten Sinne des Worts gegeben, der nicht erſt Patriot war. Ehe *Büſch* über Banken und ihre Adminiſtration, über die ewigen Geſetze des Völkerrechts beym Seehandel, über die politiſche Wichtigkeit eines freyen handelnden Staats, über die Grundſätze bey den Armenanſtalten, über die Theorie des Geldumlaufs ſeine Ideen der Welt mittheilte, hatten wir ihn ſie predigen gehört, und waren Zeugen ſeiner Beharrlichkeit, ſeines ſtillen Kampfes gegen die lauten Stimmen des Vorurtheils geweſen.“ Wie wenig in Deutſchland der allgemeinere Sinn für Nationaldenkmäler bis jetzt angeregt ſey, zeigte ſeit Jahrhunderten die Ebene bey Lützen, bewieſs noch neuerlich die auf der Donauinſel bey Regensburg eng genug endende Unterhandlung wegen des dem erhabenen Befreyer und Befriediger Deutſchlands zu errichtenden Ehrenmals. Von Hamburg erwartet jetzt die ganze Nation, — denn noch ſind wir dieſs, wenigſtens in literariſcher Hinſicht, — ein zweytes Beyſpiel, wie es die Manen *ſeines* Klopſtocks, bey deſſen rührenden Todtenfeyer, Hamburgs und Altona's edle Bewohner, alles, was deutſche Bruſt und Zunge hat, ſo würdig repräſentirten, mitbürgerlich zu ehren beſchlieſsen werde.

Weimar,
den 1. Julius
1803.

*C. A. Böttiger.*

1. Num. 188. 2

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Julius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Testamentum Graece, perpetua annotatione illustratum.* Editionis Koppianae Vol. VII. Part. II. complectens *Epistolas Pauli ad Philippenses et Colossenses continuavit Io. Henr. Heinrichs.* 1803. 294 S. 8.

Auch unter dem Titel:

*Pauli Epistolae ad Philippenses et Colossenses Graece. Perpet. Annot. illustratae a Io. Henr. Heinrichs, Archidiacono ad aed. S. Joh. Dannebergae in Ducatu Lüneburgensi.*

Der Eifer des Vfs., als Fortsetzer des Koppeschen Plans, durch Auswahl und deutliche Darstellung guter bekannter Erklärungen, hie und da aber auch durch eigene Erklärungsversuche und durch gründliche Beurtheilung neuer exegetischer Beyträge dem angefangenen Werke Ehre zu machen, ist unverkennbar. Dem Brief an die Philipper sind ausführliche Prolegomena vorgesetzt. Was Philippi selbst betrifft, so werde diese Stadt Apg. 16, 12 πρωτη της Μακεδ. πολις genannt, nicht als die vorzüglichste — denn diess waren Thessalonich, Amphipolis etc. — sondern als die erste Makedon. Stadt, in welche Paulus von Neapolis her gekommen sey. Allein Neapolis selbst war schon makedonisch! Die sogleich im Eingang der Prolegg. gegebene Erklärung: *in veteris Thraciae parte, quae postea sub Macedoniae επικτητου nomine celebrabatur .. haec urbs, licet ad metropoleos dignitatem nunquam evecta, in illustrioribus tamen urbibus habita est.* Hierauf, dass Ph. nur in jenem Theil von Makedonien die hauptsächlichste röm. Colonieſtadt war, zielt wohl das bestimmtere της μεριδος in der Apg. und dieses Wort zu verwerfen, scheint man kritisch nicht berechtigt. Paulus war dreymal zu Ph. gewesen (Apg. 16, 6—12. 20, 1. und 6.) Daraus wird die vorzügliche Zuneigung der Philippenser für ihn um so begreiflicher; daher ihre Geldunterstützung. Wohin aber diese gesandt wurde, ist zweifelhaft. Hr. H. vertheidigt die gewöhnliche Meynung: dass P. schon zu Rom als Gefangener gewesen sey, so gut, als sie irgend zu vertheidigen seyn möchte. Rec. wunderte sich aber unter anderen darüber, dass alsdann Paulus (p. 6. 19.) als *romano carcere inclusus* gedacht werden sollte, da er doch dort, wie der Vf. sogleich selbst anmerkt, εν ιδιω μισθωματι wohnen durfte und bloss einen mit einer Kette an ihn geschlossenen röm. Soldaten zum beständigen Begleiter haben musste. Apg. 28, 16. 30. Die Erwähnung dieser Kette entscheidet unstreitig, dass der Brief an die Ephesier (nach 6, 20) und der 2te an Timoth. (nach 1, 16) zu Rom geschrieben sind. Wie aber sollte die Gefangenschaft des Paulus zu Rom, wo er nicht in einem Prätorium wohnte, zunächst „im ganzen Prätorium" mit Ruhm bekannt geworden seyn? Der Vf. denkt: durch den an die Kette geschlossenen Soldaten, welcher oft abgelöst worden sey! Sollten diese einzelnen *Milites praetoriani*, von denen gewiss manche nicht einmal des Apostels Sprache verstunden, so vielen Einfluss gehabt? und würde P. zu Rom, wo ihn das Prätorium gar nicht viel angieng, nicht eher davon geschrieben haben, ob er in der Stadt, als ob er εν ολω τω πραιτοριω bekannt wurde? Nur, wenn er in einer Lage, wie zu Cäsarea war, wo nach Apg. 23, 25 er in einem Prätorium als Gefangener wohnen musste, scheint eine solche nächste Rücksicht „auf das Bekanntwerden seiner Gefangenschaft, als eines Christen, im ganzen Prätorium" eigentlich motivirt zu seyn. Die Vermuthung (p. 19), dass P. zu Rom sich im Prätorium vor Gericht habe vertheidigen müssen, stimmt mit der röm. Gerichtssitte nicht überein. Hingegen kann zu den Gründen, nach welchen der Brief an die Philipper zu Cäsarea in dem von Herodes zum Besten gefangener Juden erbauten *Praetorium Caesaris* geschrieben seyn kann (s. das Jenaische Osterprogr. von 1799. *De tempore scriptae prioris ad Timotheum atque ad Philippenses epistolae Paulinae*) wohl noch von Oeder (p. 12) die Bemerkung geborgt werden, dass Timotheus mit dem gefangenen Paulus wenigstens im Anfang nicht zu Rom gewesen ist s. 2 Timoth. 4, 9 ff. Auch können Philipp. 4, 22 οι εκ της Καισαρος οικιας wohl solche Römer seyn, die P. im Prätorium zu Cäsarea für sich und seine Sache gewonnen hatte. Denn war gleich dieses Prätorium von Herodes gebaut, damit die vom Proprätor gefangen gesetzten Juden nicht unter Heyden wohnen mussten: so waren doch ohne Zweifel die Aufseher und Bewacher der Gefangenen selbst Römer, und das Haus war als ein öffentliches Gebäude der röm. Proprätur eine οικια Καισαρος. Philipp 1, 13 und 4, 22 sind alsdann in der Hauptsache parallele Stellen. Hingegen bezweifeln wir sehr, dass Paulus je vor Nero selbst, wie p. 25 mit Vielen annimmt, sich vertheidigt. Seine Appellation an den Cäsar Apg. 25, 21 konnte eben so wenig, als etwas ähnliches in unsern Zeiten, den Sinn haben, dass der C. ihn unmittelbar hören würde; sie brachte ihn nur von dem Provincialrichter vor die höchste im Namen des Σεβαςος sprechende Instanz. — Sehr wahrscheinlich ist dem Rec. die Vermuthung p. 34 ff., dass das III Kap. eigentlich ein beſonde-

sonderes, an die näheren Bekannten des P. gerichtetes Briefchen gewesen sey, welches die Sammler der apostol. Schriften, denen die Unterscheidung besonderer Verhältnisse nicht so wichtig, als uns, waren, in den grösseren Brief eingerückt haben, wie bey Röm. 15 diess eben so der Fall ist. Rec. dachte schon früher von Phil. 3 auf ähnliche Art; nur dass er das zum Anfang des Separatsbriefs nicht passende το λοιπον 3, 1 zum vorhergehenden ziehen möchte. Die Worte: ἱνα ἀναπληρωσῃ το ὑμων ὑςερημα, της προς με λειτουργιας το λοιπον, haben, dünkt uns, den Sinn: Epaphroditus habe statt der Philippenser vollends gegen P. erfüllt, was diese, als entfernt, unterlassen mussten, und was selbst nach der von ihnen geschickten Geldunterstützung (λειτουργια) noch übrig blieb, nämlich persönliche dem alternden Paulus nöthige Hülfsleistungen. Mit Αδελφοι μου, χαιρετε εν κυριῳ! fängt hierauf, als mit einem förmlichen Gruss das eigene *epistolium* an. Diesen Gruss wiederholt der Apostel, da er bald schliessen wollte, 4, 4 noch einmal. Uebrigens endigt sich, nach unserer Meynung, im 4 Kap. der V. 1 nicht mit αγαπητοι, welches Wort hier eine sonderbare Wiederholung machte und vielmehr zum folgenden Vers gehört. Das Epistolium selbst aber schliesst sich bey 4, 9 mit der dort folgenden förmlichen Schlussformel: και ὁ θεος τ. ειρηνης εςαι μεθ' ὑμων. Was wir hierauf von 4, 10 an lesen, scheint auch dem Sinn nach sich an 3, 30 auffallend gut anzuschliesen. Hr. *H.* rechnet auch noch 4, 10—20 zu dem Separatbriefchen an die besonderen Freunde des Apostels. Der Inhalt aber und die Anrede Φιλιππησιοι 4, 15 scheint seine abgesonderte Bestimmung dieses letztern Abschnitts nicht wohl zuzulassen. So viel von den Prolegomenen. Da der Vf. auf das besondere, vom K. 3, 1 an eingerückte, *epistolium* aufmerksam geworden war, so erwartete Rec. einen daher möglichen, genugthuenden Aufschluss über das in der Adresse des Gemeindebriefs immer sonderbar auffallende συν επισκοποις κ. διακονοις 1, 1. Da P. zuvor an *alle* Christen zu Philippi zu schreiben andeutet (πασι τοις ἁγιοις εν Χρ. Ι. τοις εν Φιλιπποις), wozu noch der Beysatz: „*nebst* den Aufsehern und Verwaltern?" Waren denn diese nicht unter jenen πασι ohnehin begriffen? Sind sie nicht in andern Briefen ohne einen solchen Beysatz zugleich verstanden? Rec. vermuthet, dass derjenige Sammler, welcher in späterer Zeit den an die Gemeindeaufseher und Diakonen besonders gerichteten Brief in den Gemeindebrief (3, 1 bis 4, 9) einrückte, hievon auch etwas in der Ueberschrift andeuten wollte. Daher jener in dem Gemeindebrief an sich überflüssige Zusatz συν επ. κ. διακ. Hr. H. nimmt an, P. habe, weil er noch ein besonderes Schreiben für letztere schreiben liess, sie im Gemeindebrief ausdrücklich genannt. Diess scheint uns aber keine befriedigende Auflösung; denn sobald πασι τοις ἁγιοις etc. geschrieben wurde, so waren die επισκοποι κ. διακ. schon darunter, ob ihnen noch sonst ein Nebenbrief bestimmt seyn mochte oder nicht. — Die Verse 16. 17 des 1 Kapitels, von welchen der letztere nach den ältesten Zeugen aus beiden Hauptrecensionen zuerst stehen muss, ist Hr. *H.* geneigt, für ein in ältester Zeit eingeschobenes Glossema zu zu halten, wodurch man V. 15 zu umschreiben versucht habe. Eine schätzbare, sehr wahrscheinliche Muthmasung. Besonders scheint uns V. 17 gar zu tautologisch. Dass *οἱ* ἐξ εριθειας das Christenthum ουκ ἁγνως verkünden, versteht sich von selbst. 1, 19. 20 verbindet der Vf. eben so wahrscheinlich, κατα τ. αποκαραδοκ. κ. ελπιδα μου mit dem vorhergehenden, und übersetzt das folgende ὁτι εν ουδενι etc. durch *weil*, nicht durch *dass*. 1, 27. 28 erklärt er sehr gut als Lob der damaligen Eintracht der Christen zu Philippi. Nur den Gegensatz, dass P. auf *Judenchristen* zu Rom deute, welche ihn dort auf alle Weise verfolgt hätten (Vgl. Prolegg. p. 27), finden wir auch nicht durch eine einzige historische Spur bestätigt. Apg. 28, 24 wird nur manchen der röm. *Juden* ein απιςειν und Streiten gegen Paulus zugeschrieben. Zu Jerusalem und in Judäa hingegen war und blieb manche, gerade antipaulinische, εριθεια unter den Christen selbst Apg. 21, 20 ff. noch, wie lange vorher K. 15, 5. — K. 2, 17 fühlt der Vf., dass nach der gewöhnlichen Erklärung της πιςεως ὑμων auf *alle* Christen bezogen werden musste. Da sonst immer die Philippenser angeredet sind, so ist diese Ausdehnung des ὑμων nicht das wahrscheinliche. Rec. verbindet επι τῃ θυσια κ. λειτουργια της πιςεως ὑμων mit χαιρω. „Sollte ich aber auch mein Leben bald verlieren, so freue ich mich doch des Opfers und der Unterstützung, von eurer Treue mir gewährt und zugeschickt, und wünsche euch allen zu dieser eurer Aufopferung Glück. Thut alsdann das nämliche über meine Aufopferung." 3, 13 wird sehr passend mit Galat. 4, 9 verglichen. Hingegen scheint uns die Erklärung des επιεικες 4, 5 von der an P. geschickten Geldunterstützung nicht passend. Wie sollte P. so abgebrochen auf diese Gabe kommen? wie so gross davon sprechen wollen, dass sie überall, πασιν ανθρωποις, bekannt werden sollte? Ohnehin war es ein Geschenk der Gemeinde, nicht besonders der επισκοπων κ. διακονων. Der gewöhnliche Sinn von επιεικες *Güte*, passt zu den nächstvorhergegangenen Ermahnungen 4, 2. 3 sehr gut. Zu dem Briefe an die Philipper folgen zwey Excursus. Der Eine über 2, 6 ff. sucht als Sinn der Stelle zu zeigen: *Jesum ab omni fastu nimioque sui studio prorsus alienum, spreta omni meliori conditione, quae in terris ipsi arridebat aut arridere poterat* [er hätte als Wunderthäter wie ein Gott unter seiner Nation seyn können] *deteriorem amplexum esse sortem* [*omnibus cum molestia inserviendi*] *miseriis et aerumnis infestam. Pro tali tantaque virtute vero coelestibus etiam a Deo praemiis* [*summis*] *esse affectum.* ισα θεῳ ist allgemeiner, als ισα τῳ θεῳ seyn würde. Der andere Excurs vertheidigt für 2, 30 die Leseart παραβουλευσαμενος, besonders, weil auf παραβολευσ. nicht ψυχῃ sondern ψυχην folgen müsste, Vgl. Iliad. 2, 322. Allein das Medium παραβολευσ. kann schon das ἑαυτον enthalten, und τῃ ψυχῃ, ἱνα erklärt werden: aus Verlangen, dass . . . Die Seltenheit des παραβολ. und die Menge alter Autoritäten

lassen

lassen dem eigentlichen Kritiker keine Wahl übrig, als entschieden diese, παραβουλευσ. für eine erleichternde Nachhülfe zu halten. Dafs Griesbach 3, 3 gegen eine Menge auch der ältesten Codd. θεω dem θεου vorzieht, beruht unstreitig darauf, dass die zufällige Entstehung des θεου so leicht war, θεω aber bey weitem die schwerere und doch paffendere Leseart ist. Auf dergleichen Beyspiele davon, dafs die wahre Leseart auch blofs in wenigen Codd. erhalten seyn könne, kann man sich bey Stellen, wo der Consensus der ältesten Recensionen mit dem innern Charakter der Seltenheit und Schwerverständlichkeit zusammen kommt, nicht berufen. Sonst würde man im kritischen Fach immer alles aus allem machen können.

In den Prolegomenen zum Brief an die Colosser wagt Hr. *H.* eine uns sehr unwahrscheinliche Combination. Weil Apollo Apg. 18, 24. 25, da er nach Ephesus kam, ein Johannisjünger gewesen ist, sollen durch die dort von ihm verbreiteten Meynungen der Johannisjünger die um Ephesus liegenden Gemeinden äufserst gestört worden seyn. Nicht einmal in seinem dreyjährigen Aufenthalt 20, 31 habe P. diesem Uebel genug steuern können. 20, 30. Alles diefes erscheint uns, wenn wir nach den historischen Belegen fragen, ein blofs fingirtes Uebel. Nach 1 Kor. 3, 5—9 waren Paulus und Apollo, da dieser nach Korinth kam, sehr einig (ἑν) beide „Mitarbeiter Gottes." Da dieses so evident ist, so müfste, um den Apollo zuvor anders zu charakterisiren, ein bündiger historischer Grund zu zeigen seyn. Dieser fehlt ganz. War gleich Apollo noch zu Ephesus ein Johannisjünger gewesen Apg. 18, 24, so war er dadurch doch nicht ein Störer der Gemeinden. Wie leicht und freundlich lassen sich Apg. 19, 3. 4 die nach des Johannes Taufe getauften zwölf Männer belehren, dafs, da dieser (zuerst) unbestimmt „auf den, der gewifs komme", getauft habe, dieser gewifs Kommende aber nun kein anderer als Jesus selbst sey. Von solchen Johannisjüngern hingegen, welche den Täufer für den Messias gehalten und Jesu entgegengesetzt haben sollen, ist wenigstens Apg. 19 gar keine Spur. Vielmehr wissen oder glauben die Ephesischen Johannisjünger, dafs der Täufer auf einen, der da komme, getauft, folglich offenbar nicht sich selbst für den Messias gehalten habe. Wäre Apollo zu Ephesus und Korinth gegen Paulus gewesen, wie hätte ihn Lukas ohne alle Ausnahme mit den schönsten Prädicaten beehren können? Apg. 18, 24. 25. 28. Und sagt nicht Paulus 1 Kor. 4, 6 er nenne sich selbst und den Apollo beyspielsweise, um nicht die seiner universelleren Ansicht des Christenthums wirklich entgegengesetzten andern Lehrer, über welche sich die Korinthier theilten, zu nennen. Sie beide nämlich seyen im Grunde, wie Pflanzer und Begiefser, vereint; an ihnen beiden könne man lernen, dafs man sich selbst nicht überschätzen solle u. dgl. m. Es ist in der That hart, ohne historischen Grund einen so belobten Mann, wie Apollo, in den hauptsächlichsten Störer der Gemeinden in und um Ephesus zu verwandeln. Ueberhaupt ist es bey weitem (f. Coloss. 1, 4 ff. 2, 5) übertrieben, wenn der Vf. eine *tristem deplo-ratamque ecclesiae Colosf. conditionem* bey Erklärung des Briefs voraussetzt. Der Apostel warnt vor möglichem antipaulinischem Einflufs judaizirender Ceremonienanhänger 2, 16. 21, aber gar nicht so, als ob die Colosser von ihnen schon eingenommen wären, sondern blofs sie bestärkend 2, 2. 6. 7, damit sie um so weniger von den antijudaizirenden Einsichten des Paulinus, Epaphras, abweichen möchten, der dem P. ihre Liebe (1, 8), nicht einen Abfall, beschrieb, noch weniger selbst, wie p. 164 einschiebt, von Zweifeln schwankte. Wie sehr ist abermals einer solchen herabwürdigenden, historisch durch nichts begründeten, Muthmafsung gegen diesen Epaphras das volle Lob 1, 7. 8 entgegen!

Durch κληρος των ἁγιων 1, 12. läfst sich allerdings auf κληρονομος παντων Hebr. 1, 2. einiges Licht verbreiten. Doch ist in der letzten Stelle gewifs nicht *blofs* von dem κληρος χριςιανων die Rede. Dafs Coloss. 1, 15. 16. von einer moralischen Schöpfung die Rede sey, scheint uns dem Context nicht gemäfs. Auch τα εν τοις ȣρανοις werden zu jenen εκτισθη εν αυτω gerechnet. Bey diesen konnte Paulus am allerwenigsten an die zwischen Himmel und Erde schwebenden Dämonen denken, wie Hr. *H.* vermuthet. Denn wie wäre diefs als Zeitbegriff darzuthun, dafs die neue Schöpfung des messianischen Reichs auch diese angehen sollte oder damals schon angegangen, sie schon neugeschaffen habe? Vom sittlich religiösen Verhältnifs des Messias scheint erst Vs. 18. zu reden. Wohl aber kann δι αυτȣ *sc.* οντος bedeuten: in so fern er ist, und ist die Erklärung: *durch ihn*, nicht so einzig nothwendig, wie p. 193. voraussetzt. Παν το πληρωμα 1, 19. von *omnis ecclesia e Judaeis gentibus collecta* zu verstehen, scheint uns schon durch das folgende κατοικησαι unmöglich gemacht. Welche Katachrese: die ganze Gottesgemeinde *wohnt* in Christus? — und vollends nach 2, 9. gar σωματικως? Vgl. dagegen Ephef. 3, 17. Gottes Wille war es, sagt Paulus, dafs alle die beste Religionseinsicht und Weisheit in Jesus als Messias erschien, ihn gleichsam zur Schechinah hatte. So ist auch das πληρωμα (τȣ θεȣ Ephef. 3, 18.) ohne Schwierigkeit durch Colosf. 2, 3. erklärbar. Zur Christenkenntnifs war nicht etwa noch etwas anderes unentbehrlich, als was Jesus gewufst und gesagt hatte; nicht etwa noch Ceremoniendienst und pharisäische Auslegung des Mosaismus. Die ächte Christengemeinde ist durch ihn voll (πληρωμα Ephef. 1, 23. wie Coloss. 2, 9. εςε εν αυτω πεπληρωμενοι vgl. 4, 18.) durch den, welcher von allem (von aller wahren Weisheit!) voll ist, τα παντα εν πασι πληρȣμενος. So geht das πληρωθητε sogleich Ephef. 3, 19. offenbar auf Einsicht, auf καταλαβεσθαι Vs. 18. γνωναι Vs. 19. Im 2. Kap. Vs. 21. schliesst Hr. *H.* die Worte ἁψη bis αποχρησει in eine Parenthese ein, als Worte von den judaizirenden Lehrern unnöthiger Menschengebote. Nicht unwahrscheinlich. νȣς σαρκος Vs. 18. wird, auffallend richtig, von einem blofs auf das Aeufsere gerichteten Religionsfinn gedeutet. 2, 23. „προς πλησμονην σαρκος" alles dieses bezieht sich nur etwa darauf, dafs man seinen Körper mehr oder weni-

weniger fülle und nähre, nicht auf etwas, welches wahren Werth habe. Der Excursus zu diesem Brief erklärt 1, 24. vgl. Phil. 3, 11. πληρωσαι habe, *wie* Matth. 5, 17. den Sinn: weiter etwas ausführen. Paulus Sinn sey, von sich zu sagen, dass er Länder, welche nicht von den Leiden Jesu und ihren heilsamen Folgen erfüllt, und also gleichsam noch zurück waren, davon erfüllt, das was einst von Jesu Leiden bloss bey den Juden gleichsam zurück geblieben war (ὑστερηματα) weiter verbreitet habe. Diese Erklärung möchte sich weit eher wahrscheinlich machen lassen, als die Muthmassung, dass P. auf eine der Auferstehung Jesu ähnliche Art von besonderer Auferstehung geharrt, diess aber nur den Philippensern entdeckt (p. 251), gegen andere aber, wie 1 Thessal. 4, 15. 2 Timoth. 4, 8 anders davon gesprochen habe. Auch diese sehr gewagte Vermuthung hat nicht den geringsten historischen Grund, und Rec. wünschte sehr, dass ein in vielen Stellen so behutsamer und gründlicher Schriftforscher sich nicht bisweilen Combinationen dieser Art, welche durchaus von keiner historischen Spur ausgehen, überlassen haben möchte. Wahr aber und der Beherzigung werth ist allerdings die Bemerkung, mit welcher dieses Bändchen schliesst, dass man nämlich auch bey den Aposteln Zeit und Ort wohl beobachten und nicht voraussetzen sollte, dass ihre frühern Einsichten immer auch ihren spätern durchaus gleich gewesen seyen.

## KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Kleine moralische Kinderwelt in angenehmen Erzählungen*, zur Bildung und Veredlung jugendlicher Herzen, von *C. A. Hirschmann.* Mit Kupfern von Demselben. (Ohne Jahrzahl.) 116 S. 16. (16 gr.)

Für die *kleine* Kinderwelt passen diese Erzählungen nicht; allenfalls die erste, das bekannte morgenländische Mährchen, *Abdalla* und der *Derwisch*, welches schon in mehrern Kinderbüchern mit einigen Abänderungen vorgetragen ist. Doch ist auch hier Hn. H. Erzählung nicht immer einfach genug und der Fassungskraft der Kinder nicht ganz angemessen, z. B. „Der Derwisch, dem die Rostflecken des Eigennutzes nicht verborgen blieben, welche an der Seele des Schülers nagten etc." Die darauf folgende Fabel „der Hund und das Schaf" enthält eine falsche Moral. Das Schaf klagt über die schlechte Behandlung, die ihm und dem Hunde für ihre guten Dienste vom Menschen wiederfahre: „An jedem Morgen hohlt (holt) der grausame Barbar, was noch der Wolf verschont, mir bald ein Brüderpaar, bald einen Sohn hinweg, zur Lust für seinen Magen; der *Wolfsgenosse der!*" — Spitz tröstet das Schaf und sich selbst zuletzt mit den Worten: „Es ist weit besser, Böses leiden, als Böse seyn." — Ist denn der Mensch böse, wenn er Thiere auf eine rechtmässige Art zu seinem Nutzen gebraucht? Wie kann diess zur Bildung und Veredlung jugendlicher Herzen etwas beytragen? — Noch unzweckmässiger ist die Erzählung mit der Ueberschrift *Anton*, welche der Vf. aus dem Vorrathe eigner Erfahrung genommen zu haben versichert. Das mag seyn; aber darum eignet sie sich noch nicht zu einer schicklichen Unterhaltung für die kleine moralische Kinderwelt. Anton war *verzogen* von seinem Vater, einem unwürdigen Prediger, einem Wucherer und Geizhals; *verzogen* von seiner Mutter, einer eiteln Närrin; *verzogen* und *verwahrloset* in einer schlechten Schul- und Erziehungsanstalt, und musste *so* natürlicher Weise ein liederlicher Mensch werden. Liegt aber hierin eine Moral für Kinder? Oder nicht vielmehr für Aeltern und Lehrer? — Die Schreibart des Vfs. ist zuweilen nachlässig und incorrect. Anton, *seines Eigenwillens Herr*, soll dem Zusammenhange nach heissen, der nun sich selbst überlassen, sein eigner Herr (*sui juris*) war. S. 19: Sein Herz hüpfte *für* Freude. In der Erklärung der allegorischen Kupfer, die in Hinsicht auf Erfindung und Ausführung von keinem grossen Werthe sind, heisst es N. 8: Faulheit und Ungehorsam bringen Faulheit (??) und Schande.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Nürnberg*, im Grattenauerschen Verlag: *Was lehrt die Vernunft über den Tod, die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode, und die Art derselben, nicht als Meynung u. dgl., sondern mit Gewissheit aus Vernunftgründen?* 1802. 47 S. 8. (4 gr.) „Diese Abhandlung enthält *nichts*, — als was aus dem Unterrichte derer, die den Vf., *von seiner Kindheit an*, bis zu dem Zeitpunkte, wo er schrieb, *denken lehrten*? — durch Fassen, Nachdenken, Prüfen und Vernunftgemässbefinden, in seine eigene Ueberzeugung übergegangen ist." Zu dieser eigenen, naiven Erklärung des Vfs. findet Rec. schlechterdings nichts hinzuzusetzen, als die, sich ihm bey Lesung dieser Schrift überall aufdringende Bemerkung, dass das „in die Ueberzeugung des Vfs., durch Unterricht von Kindheit an, Uebergegangene", was die Unsterblich unseres Geistes anbelangt, das bekannteste und allgemeinste ist, welches seit Jahren über diesen Gegenstand geschrieben und gelehrt worden. Der Tod sowohl als die Fortdauer des Menschen nach dem Tode, wird nämlich hier aus dem Gesichtspunkte einer *moralischen* Weltordnung oder Weltregierung, wie der Vf. spricht, betrachtet, und in dieser Beziehung von der Vernunft gerechtfertiget; die *Art* unserer Fortdauer aber nur in so weit bestimmt, als sich von ihr versichern lasse, auch sie müsse, nach dem weisen Plane der gesammten Welteinrichtung, genau auf unser Bestes berechnet seyn.

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1803.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Beyträge zur öffentlichen und gerichtlichen Arzneykunde.* Herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose*, Herzogl. Braunschw. Hofrath, Prof. und Assessor im Fürstl. Obersanitätscollegium zu Braunschweig. *Zweytes Stück.* 1802. 15 Bog. 8. (18 gr.)

Das Vergnügen, welches die Fortsetzung dieses geschätzten Werkes sachkundigen Lesern gewährte, ist bekanntlich durch den frühzeitigen Tod des Herausgebers verbittert worden, indem es durch denselben wahrscheinlich auch sein Ende erreicht hat. Es wäre zu wünschen, dass der Verleger einen andern Gelehrten fände, der, allenfalls in Verbindung mit mehreren Mitarbeitern, das kaum angefangene Institut fortzusetzen, Kraft und Willen genug hätte. Gegenwärtige Sammlung begreift zwölf Aufsätze. I. *Einige Bemerkungen über die medicinische Polizey oder vielmehr Nichtpolizey in Paris*, vom Hn. Prof. *Wiedemann*. Von welchem Jahre hier eigentlich die Rede ist, erfährt man nicht. Neue medicinische Polizeygesetze waren noch nicht da, und die alten, wie sich *Thouret* gegen den Vf. ausdrückte, meist unwirksam. Doch hat die neue Regierung schon seit längerer Zeit auf die Polizey des Hospitalwesens ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Hieraus sind sehr wohlthätige Folgen für die Reinlichkeit (Reinigkeit) der Luft und (Reinlichkeit) der Betten, für die Nahrung und Bequemlichkeit der Kranken, entstanden, und selbst das vormals wegen seiner verpesteten Ausdünstungen berüchtigte *Hôtel-Dieu* hat in dieser Rücksicht sehr gewonnen. — Man hat ferner den Unterschied zwischen Aerzten und Chirurgen ganz aufheben wollen, und daher für beide den allgemeinen Namen von *Officiers de santé* verordnet; aber unter diesem Titel pfuschert nun auch auf eine unerhörte Weise jeder Salben- und Pflasterstreicher, deren man während der Revolution, wo man bey den Armeen eine grosse Menge Feldwundärzte gebrauchte, so viele zusammenraffte, als man nur bekommen konnte, und die, wie natürlich, Zulauf und Arbeit genug haben, um grossen Schaden stiften zu können. Von den Quacksalbern, den Fehlern und Mängeln der Apotheken und ihrer Besitzer, dem Kothe auf den Strassen, den vielen in einigen Vorstädten zusammengedrängten, der Gesundheit nachtheiligen, Handwerkern und Fabriken. Jetzt sind für Paris drey Begräbnissplätze ausserhalb der Stadtmauern angewiesen, wovon aber freylich der bey Montmartre auch besser gelegen seyn könnte. Es sollen Leichenhäuser (*temples funéraires*) erbaut werden. Der Vf. wünscht, dass die Ueberlebenden gerichtlich gezwungen werden möchten, ihre Verstorbenen dahin zu bringen, damit es sonst nicht dort eben so gehe, als mit dem Leichenhause zu Weimar, „von welchem" (nach S. 10.) „kein Mensch Gebrauch macht, noch beynahe jemals gemacht hat." — Die Rettungsanstalten für plötzlich Verunglückte sind äusserst vernachlässigt. II. *Gutachten des Fürstlichen Obersanitätscollegiums zu Braunschweig über die Todesart einer der Angabe nach erwürgten hochschwangeren Person.* Wir können hier nur die Hauptsachen berühren. Eine im achten Monate schwangere Dienstmagd wurde eines Morgens in einer ruhigen Lage im Bette todt gefunden. Ein leinenes Tuch war so fest um den Hals geknüpft, dass der zugerufene Amtschirurgus kaum den, links geschnürten, Knoten öffnen konnte. Die Verstorbene hatte übrigens ihre Schwangerschaft gar nicht verhehlt, es fand sich an dem ganzen Körper keine Spur irgend einer Gewaltthätigkeit, im Kopfe wurde eine starke Congestion von Blut wahrgenommen, und die Lungen waren ziemlich mit Blut angefüllt und nicht ganz natürlich beschaffen. Die Obducenten nahmen es für mehr als hinreichend erwiesen an, dass das feste Binden jenes Tuchs um den Hals als die einzige Todesursache anzusehen sey, und die Verstorbene sich nicht selbst habe auf diese Weise ums Leben bringen können. Das Obersanitätscollegium entschied mit völligem Rechte dahin, dass es im höchsten Grade wahrscheinlich, ja gewiss, sey, die Verstorbene sey nicht gewaltsamer Weise, sondern apoplektisch, gestorben, besonders aus dem Grunde, weil sich aus dem Fundscheine nicht ergab, dass an dem Halse der Leiche die sonst erfoderliche Sugillation zugegen gewesen sey. Als einen kleinen Flecken in diesem Gutachten sehen wir es an, dass ein ganzes Collegium sich herabliess, über eine so allgemein bekannte Sache, als das nothwendige Daseyn einer Sugillation bey gewaltsamer Erdrosselung ist, (S. 28.) sich auf die blossen Autoritäten von *Ploucquet*, *Loder* und *Metzger* zu berufen. III. *Gutachten des Fürstlichen Obersanitätscollegiums zu Braunschweig über die einem Krüppel zu ertheilende Erlaubniss, heyrathen zu dürfen.* Ein fast 45jähriger Schneider, der ohne Füsse, bis auf ein Paar kurze unvollkommene Stümpfe der Oberschenkel, und an der rechten Seite ohne Arm, bis auf ein kurzes Stück des Oberarms, zur Welt gekommen, übrigens aber vollkommen gesund war, wollte eine Person heyrathen, die ihn schon früher einmal als Vater einer, ihr abgegangenen, fünf- bis sechsmonatlichen Frucht angegeben hatte, welche einen zu kurzen

zen linken Oberschenkel, ein zu dickes Knie, ein in einen stumpfen Winkel ausgebogenes Schienbein, einen fehlerhaft gebogenen Fuſs, und an demselben einen Zehen zu wenig hatte. Sehr gut werden von Seiten des Collegiums die von dem Physikus gegen diese Ehe angegebenen Gründe erörtert und widerlegt, und dahin geurtheilt, daſs selbige wohl zu gestatten sey. Auch rechtfertigte der Erfolg diese Entscheidung: der Mann ist jetzt Vater eines wohlgestalteten Kindes. Mit Vergnügen fanden wir unter den übrigen Gründen auch S. 56. diesen, „daſs jener Krüp-„pel zu seiner Existenz, zumal im Alter, mehr, als „ein gesunder Mensch, einer Gehülfin bedürfe;" ein rühmlicher Gegensatz von den strengen Principien der Consistorien in manchen Ländern, die, selbst allenfalls bey erweislich vorhergegangenen Attentaten des einen Ehegatten gegen das Leben des andern, keine Ehescheidung ohne erwiesene fehlerhafte Beschaffenheit der Genitalien gestatten wollen. IV. *Medicinalbericht über eine Vergiftung mit Mohnsaft*, vom Hn. Stadt- und Land-Physikus Dr. *Welge* zu Goslar. Bey weitem nicht genugthuend und hinlänglich beweisend, zumal, da wir über den Gegenstand selbst noch lange nicht auf dem Reinen sind. Freylich war 15 Stunden nach dem Tode schon ein cadaveröser Geruch da; der Unterleib war sehr aufgetrieben, tympanitisch, und blau und grün gefärbt, besonders in der Magengegend und den Hypochondrien; es fanden sich im Netze, in den dünnen Gedärmen, vorzüglich bey dem Uebergange in die dicken, im Mesenterium, in der Urinblase, in der Leber, in den Lungen, mehr oder minder entzündete Stellen und Blutanhäufungen; im Kopfe war vieles Blut zusammengedrängt; der obere Magenmund war offenbar zusammengezogen und entzündet, der untere sehr wenig, und das Innere des Magens, so, wie das Duodenum, gar nicht. Allein der Fall trug sich in der letzten Hälfte des Augusts zu; das Blut war nicht aufgelöset, sondern (S. 77. u. a. a. O.) schwarz und dick, und aus den Einschnitten in die Lungen floſs es nur tropfenweise; es wird mit keiner Sylbe eines flüchtigen, stechenden, betäubenden, Dunstes der contentorum ventriculi erwähnt; die Gallenblase war fast leer von flüssiger Galle, enthielt aber in ihrem Halse 42 Steine; die Harnblase war zwar nicht zusammengezogen, aber leer; die Mundhöhle war fest zugeklemmt, so, daſs es (S. 68.) sehr viele Kraft erfoderte, sie so weit zu öffnen, daſs sie gereinigt werden konnte; die innere Haut derselben war ganz weiſs, gleichsam wiegekocht; des Reineggschen Kriteriums, des leichten Losgehns der Haare, geschieht keine Erwähnung; und überdem scheint der Verstorbene (S. 61.) miſsgestaltet und kränklich gewesen zu seyn; auch zeigte die Section (S. 71. 73. 78. fg.) einige organische Abweichungen. Kurz, man weiſs nicht recht, wie man den Fall, so weit die Actenstücke hier vor uns liegen, bestimmt beurtheilen soll. Wenigstens würden wir es, unter diesen Umständen, nicht gewagt haben, so decisiv, wie der Vf. that, zu erklären, „daſs das Leben des Verstorbenen „durch kein anderes uns bis jetzt bekanntes Gift sey „beendigt worden, als durch Opium." Auch die äusseren Nebenumstände geben diesem Urtheile an und für sich kein mehreres Gewicht. Daſs in dem Fenster der Kammer, wo der Verunglückte gefunden wurde, ein Glas stand, in welchem, dem Geruche nach, eine Auflösung von Opium enthalten war, giebt allerdings groſsen Verdacht, beweiset aber weiter nichts. Denn die Versuche, die der Vf. ohne Zuziehen eines beeidigten Apothekers mit der davon noch übrigen Unze anstellte, sind sehr oberflächlich; und das nur im Vorbeygehn erwähnte (Privat-) Urtheil zweyer mit Buchstaben hier angedeuteter Apotheker, daſs die Flüssigkeit weiter nichts, als eine starke Auflösung von Mohnsaft, (es wird nicht angegeben, in welchem Menstruum) sey, scheint in dieser Form nicht genugsam beweisend zu seyn. Eben so unzureichend sind die auf dieselbe einseitige Weise von dem Vf. angestellten Versuche mit einer leeren, an eben dem Orte gefundenen, Weinflasche und einem Weinglase durch Ausspülen mit (nicht einmal destillirtem) Wasser (S. 64. ff.) und einigen Reagentien: man erfährt nicht einmal, wornach Flasche und Glas gerochen habe. Inzwischen wundert es uns bey diesem Gefühle von Genauigkeit und Sorgfalt um so mehr, daſs nicht auch der, in einem andern Glase eben daselbst gefundene Rest von *Makronen*, von denen (S. 59.) der Verstorbene beynahe ein halbes Pfund verzehrt zu haben scheint, gehörig untersucht worden ist. Auch die Untersuchung der *contentorum ventriculi* ist um nichts besser ausgefallen. Es wird, was den Hauptgegenstand betrifft, bloſs angegeben, daſs (S. 83.) unter einer Portion Bodensatzes daraus „auch kleine braune „Körperchen befindlich waren, die den Stückchen „Opium im Glase qu. sehr ähnlich sahen und sich beym „Zerquetschen auch so verhielten;" die letztern aber werden vorher (S. 59.) bloſs folgendergestalt beschrieben: „das, was Opium in dieser Flüssigkeit seyn sollte, hatte sich zu Boden gesetzt, und bestand noch „aus vielen kleinen Stückchen." — Ueberhaupt ist dieser, 28 Seiten füllende, Bericht auch noch in manchen andern Rücksichten so wenig musterhaft, daſs wir unsere Verwunderung nicht bergen können, wie der Herausgeber dazu gekommen sey, ihn in seine Sammlung aufzunehmen: ein Urtheil, zu dessen Zurücknahme uns auch der gleich folgende V. Aufsatz nicht bewegen kann, welcher: *Anmerkungen des Landphysikus zu dem vorstehenden Medicinalberichte im Jahre* 1801., überschrieben ist. VI. *Von der Ueberfruchtung, von dem Herausgeber.* Eine, so weit wir verglichen haben, freye und hin und wieder durch kleine Zusätze vermehrte Ueberfetzung einer kleinen auch von einigen andern übersetzten, ihrem Inhalte nach längst bekannten Schrift. VII. *Sectionsbericht über einen nach einer Schlägerey Verstorbenen,* und VIII. *Gutachten des Fürstlichen Obersanitätscollegiums zu Braunschweig über den im vorstehenden Sectionsberichte beschriebenen Fall.* Für angehende oder unvorsichtige Physiker sehr lehrreich. Der Ungenannte hatte in seinem, überhaupt in mehreren Stücken nicht zu empfehlenden, Berichte über einen beträchtlichen Bruch

im

im obern und mittleren Theile des Stirnbeins mit Impression und Extravasat zuerst S. 131. sein Urtheil suspendirt, gegen den Schluss desselben aber doch es dahin geäussert, dass (S. 135.) der Verstorbene eher an den Folgen der Wassersucht des kleinen Gehirns und des Rückenwirbelcanals, als an der Kopfverletzung, gestorben sey. Das Collegium weiset ihn eben so gründlich, als schonend, zurecht, und erklärt, wie billig, jene Verletzung für allerdings tödtlich, jedoch nur durch Zufall, nämlich irrige Diagnosis. IX. *Ueber die gelben Körper im weiblichen Eyerstocke, von dem Herausgeber.* *Haighton* und *Brugnone*, bekanntlich die Vertheidiger zweyer entgegengesetzter Meynungen, scheinen beide Unrecht zu haben. Der Vf. macht durch einige Gründe sehr wahrscheinlich, dass die gelben Körper weder untrügliche Merkmale, (man beachte hier ja das Beywort, damit man in der gerichtlichen Praxis nicht die Ausnahme von der Regel für die Regel selbst nehme!) vorhergegangener Empfängniss und Befruchtung, noch ein blosses Merkmal der Reife und des Fortpflanzungsvermögens, seyn, sondern sowohl durch Befruchtung, als durch Einwirkung der Phantasie und örtliche Reizung der Geschlechtswerkzeuge, gebildet werden können, wie schon Blumenbach dargethan. Vielleicht, setzt der Vf. hinzu, können auf diese Weise bey sehr reizbaren Weibern alle Graafschen Bläschen in gelbe Körper verwandelt und so eine unheilbare Unfruchtbarkeit bewirkt werden. (Sollte ein solcher Fall so ganz für sich, ohne dazu kommende kränkliche Beschaffenheit, Deformität, Destruction, etc. des Eyerstocks und andere daraus entstehende chronische Uebel, je wahrscheinlich seyn? — Wir wundern uns übrigens, hier Walter's Meynung von einer Art *mola non embryonata* gar nicht erwähnt zu finden.) X. *Fundschein über eine durch Kupfervergiftung gestorbene Person*, vom Hn. Hofr. und Stadtphysikus Dr. *Müller* (zu Braunschweig). *Nebst einer Anlage* vom Hn. Apotheker *Wiegmann*. XI. *Medicinalbericht über den geöffneten Leichnam eines gewaltsamerweise Ermordeten*, vom Hn. Stadt- und Landphysikus Dr. *Welge* zu Goslar. XII. *Ueber Zwitter*, von *Everard Home*. Eine abgekürzte Uebersetzung aus den *Philosophical Transactions for the year* 1799. S. II. p. 157. ff. Der Vf. nimmt vier Classen von Zwittern an. 1) *Männliche*. Hierher gehören die von *Cheselden* in seiner Anatomie erwähnten Fälle und der von *Haller* zergliederte, für einen Zwitter gehaltene, Bock. Diese Missbildung männlicher Geschlechtstheile verdient vorzügliche Aufmerksamkeit, da sie mehr, als irgend eine andere, irrig für eine Mischung beider Geschlechter gehalten ist. Sie kömmt oft in verschiedenen Graden von Unvollkommenheit vor. In manchen Fällen kann sie durch chirurgische Hülfe wesentlich verbessert werden, allermeistens aber liegt sie ausser den Gränzen der Kunst. Sie ist übrigens nicht nothwendig mit andern Fehlern in den wesentlichen Zeugungswerkzeugen verbunden, wie der Fall beweiset, wobey einem Manne immer aus dem Mittelfleische, bey der Begattung, der Saamen hervorkam, welchen *Hunter* unmittelbar nach der Ergiessung in die Scheide der Frau, mit gehofftem Erfolge, einsprützen liess. 2) *Weibliche*. Hier giebt es zweyerley Missbildungen, nämlich a) eine Vergrösserung der Klitoris, wovon der Vf. einen Fall bey einer Negerin erzählt [und wohin auch der neuere Berlinische gehört,] und b) ein Vordringen innerer Theile, die man als einen Muttervorfall ansehen und daher mehr zu den Krankheiten, als zu den ursprünglichen Missbildungen, rechnen kann. Wenn indessen diese Theile ihre vollkommene Bildung gehabt und ihren gehörigen Umfang erlangt hätten; so würde wahrscheinlich diese Veränderung ihrer Lage nicht haben eintreten können. Die auf diese Art unrecht liegende Gebärmutter bekömmt ein Ansehen, das dem männlichen Gliede gleicht, und ist wirklich dafür, selbst von angesehenen Aerzten, gehalten worden. Ein von dem Vf. beobachteter Fall solcher Art bey einer 25jährigen Französin, die sich in London für Geld sehen liess. 3) *Männer, die wegen mangelnder Organe nicht den Charakter und die allgemeinen Eigenschaften des Mannes haben*, und die man daher Geschlechtlos nennen kann. Wahrscheinlich ist die gewöhnlichste Unvollkommenheit der männlichen Geschlechtswerkzeuge ein fehlerhafter Bau der Hoden, so, dass diese Organe in dem Zustande bleiben, in welchem sie vor der Geburt sind, und nie zur Vollziehung ihrer Verrichtungen fähig werden. In diesem Falle gehört der Mensch nicht zu dem männlichen Geschlechte, sondern er ist eigentlich geschlechtlos. Personen dieser Art haben in ihrem ganzem Aeusseren weder den ächten männlichen, noch den weiblichen, Charakter. Es giebt ihrer mehr, als man gemeinhin glaubt. Ihr äusseres Ansehen ist verschieden. Manche stehen gerade in der Mitte zwischen Mann und Weib, andere hingegen gleichen mehr dem einen oder dem andern Geschlechte; ein Uebergewicht, das wohl durch die Gemüthsrichtung, die Art der Beschäftigung, und andere Umstände bewirkt wird. Drey vom Vf. selbst beobachtete Beyspiele dieser Art. 4) Zu der vierten Classe gehören solche Fälle, *wo eine wirkliche Vermischung der Organe beider Geschlechter statt hat*, obwohl nicht vollständig genug, um doppelte Organe darzustellen. Diess ist die grösste Annäherung zu einem Zwitter, die man in den vollkommenern Thieren findet. Sie kommen am häufigsten bey'm Rindviehe vor, und man nennt solche Thiere in Grossbritannien *Free-Martins*. *Hunters* Untersuchung mehrerer dieser Thiere. Noch ein Beyspiel dieser Art bey einer Hündin, von dem Vf. selbst beobachtet. Andere ähnliche Fälle, die sich von Schriftstellern erzählt finden. [Der Herausgeber glaubt, man habe hier die regelwidrig gebildeten Eyerstöcke etwas zu voreilig Hoden genannt.] Es gebe noch eine andere Art von Mischung der weiblichen mit den männlichen Organen, wahrscheinlich die allerseltenste, bey einem Zwitterstiere, [der jedoch nach dem Tode nicht näher untersucht worden ist,] welcher durch männliche Werkzeuge sein Geschlecht fortpflanzte und zugleich mit einem zur Milchabsonderung tauglichen Euter versehen war. Des Vf. führt

noch

noch ähnliche Beyspiele von männlichen Thieren an, die keine Zwitter waren, die jedoch nicht hierher gehören können, wenn man anders nicht auch den von *Blumenbach* beschriebenen milchenden Bock und den irgendwo in *Starke's* Archiv erwähnten geschnittenen Ochsen mit zwey Milch gebenden Zitzen, ja fast jedes neugeborene Kind männlichen Geschlechts, einen Zwitter nennen will.

London, b. Payne: *Gulielmi Heberden commentarii de morborum historia et curatione.* 1802. 417 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der verstorbene Vf. dieses Werks (geb. 1710 gest. 1801) war ein Arzt von grosser Gelehrsamkeit, reicher Erfahrung und ausgebreitetem Ruhm. Auch in Deutschland ist er durch seine Beobachtungen über die Brustbräune, über die Fieberrinde u. s. f. bekannt geworden. Dieser sein Nachlass soll, laut der Vorrede, die Resultate seiner Bemerkungen am Krankenbette, während einer fast 70jährigen praktischen Laufbahn enthalten, und zu dem Ende sind die Krankheiten und Zufälle alphabetisch geordnet, über welche Hr. H. Bemerkungen hinterlassen hat. Ungeachtet nun die grosse Erwartung, die man von dem so angekündigten gelehrten Nachlasse eines so trefflichen Arztes haben muss, durch das Studium des Werkes selbst auf keine Weise befriedigt wird; so wird man doch gestehen, dass diess Product der neuesten engländischen Literatur in einer andern Rücksicht sehr merkwürdig ist. Es ist nämlich in einer Sprache geschrieben, die da beweiset, wie vertraut der Vf. mit den römischen Classikern war, wie sehr er den Genius der ächten römischen Diction kannte, und wie fleissig er besonders den Celsus studirt hatte. Die meisten Ausdrücke sind freylich dem Celsus nachgebildet; und man wird auf jeder Seite mehrmals an diesen Autor erinnert; allein diese Nachahmung ist nicht sclavisch, auch hat der Vf. Eigenthümlichkeit genug, um nicht etwa auf das Zusammenlesen der Floskeln aus den Alten einen besondern Werth zu legen. Ein unlateinisches Wort, *duratio morbi* für *Dauer der Krankheit* ist uns S. 31. aufgestossen.

Der eigentliche Gehalt der Bemerkungen selbst ist sehr unbeträchtlich, wenn man einige ganz vorzügliche Abhandlungen, über die Gicht, den Schlagfluss, über das Scharlachfieber etc. ausnimmt. Der Artikel von Fiebern ist desto schlechter, und die Behandlung völlig empirisch. Die Diagnosis ist in den meisten Fällen ganz übergangen, wie z. B. beym Wasserkopfe, der Brustwassersucht. Nur das Scharlachfieber ist von den Masern, die Gicht vom Rheumatismus sehr gut unterschieden.

Halle, b. Hendel; *Christ. Ludw. Heinr. Hölty's sämmtlich hinterlassene Gedichte*, nebst einer Skizze seines Lebens. 3te Auflage. Mit 2 Kupfern. 1803. XXIV. u. 424 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 257.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Jena*, in d. akadem. Buchh.: *Entwurf, die Feuerspritzen mittelst einer mechanischen Vorrichtung vor dem Einfrieren zu sichern*, nebst einigen *Bemerkungen über Loschanstalten überhaupt*, vorzüglich aber bey Brandfällen im Winter; bearbeitet von *J. L. J. von Gerstenbergck*, der Weltw. Doctor etc. 1801 8 Bog. gr. 8. Mit drey Kupfert. (18 gr.) . . . „in diese traurige Lage versetzt uns der Winter! — wenn er in seiner rauhesten Gestalt auf den Graden der Gefrierpunkte herauf steigt, und dann — schweigen unsere von dem Froste vernagelten Kanonen, — also lasst es brennen!“ — Solch ein Vortrag dürfte manchen abschrecken weiter zu lesen. Auch durch manche andere Ueberladungen desselben, und durch die vielen gar zu mühsamen Nachweisungen auf die Zeichnungen wird manchem die Geduld vergehen. Rec. selbst hält sich zu dem Geständnisse verbunden, seine eigene Ungeduld könne vielleicht Schuld daran seyn, dass ihm die hauptsächlichsten Vorschläge des Vfs., die Spritzenkumpen und andere eigends dazu bestimmte Zurichtungen mit einem Feuerkasten zur Erwärmung des Wassers zu versehen, gar zu künstlich und verwickelt geschienen haben; und eben so auch die Vorrichtung eines Hülfscylinders an einer Windkesselspritze, durch den im Nothfall der Strahl um einige Fuss höher soll getrieben werden. Gesetzt indessen, dass diese Besorgniss des Rec. wirklich gegründet sey; so findet man doch überdiess so manche andere neue Angabe zur Verbesserung der Löschgeräthschaft und auch anderer Maschinerie, in diesem Buche mitgetheilt, dass wir dasselbe dem dahin gehörigen Publicum zur eigenen Ansicht sehr empfehlen können. Auf des Vfs. Zweifel über die Nyttalsche Vorrichtung, um den Kolbengang der Axe parallel zu erhalten, dürfte sich erwiedern lassen, dass der sogenannte *Eine* Punkt, in Verbindung mit den *mehrern*, die an einem etwas *hohen* Kolben in *ziemlicher Entfernung* sich vorfinden, doch wohl ziemliche Dienste leisten müsse, vorausgesetzt dass er etwas hoch über dem höchsten Kolbenstand angebracht ist. Allerdings aber hat auch Rec. das Bedürfniss erkannt, jener Nyttalschen Vorrichtung noch anderweitig zu Hülfe zu kommen. Das Mittel, welches der Vf. dazu vorschlägt, ist weniger einfach, als das der Rec. aufgefunden hat, dürfte aber dagegen für mehrere Arten von Maschinen, an denen es Kolben zu bewegen giebt, brauchbar und einer vorzüglichen Beachtung werth seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 4. Julius 1803.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. ält.: *Archiv der praktischen Heilkunde für Schlesien und Südpreussen.* Herausgegeben von D. *Zadig* und D. *Friese*, ausübenden Aerzten in Breslau. *Zweyten Bandes viertes Stück.* Mit 1 Kpfr. 1801. 10½ B. *Dritten Bandes erstes Stück.* 1802. 9½ B. *Dritten Bandes zweytes Stück.* 1802. 7 B. *Dritten Bandes drittes Stück.* 1802. 6½ B. gr. 8. (2 Rthlr. 5 gr.)

An der Spitze des *vierten Stückes vom zweyten Bande* steht ein Auffatz des Hn. Leibmedicus *Oswald über Witterungs- und Krankheits-Constitution des Jahres 1800 zu Carlsruhe in Oberschlesien.* Bey Diarrhöen bediene er sich seit mehrern Jahren, ohne weitere Rücksicht auf scheinbare Anzeigen gastrischer Verunreinigung des extr. nucis vomicae. Es sey fast unglaublich, welche schnelle und sichere Hülfe diess Mittel bewirke, wie so schnell nach wenigen Gaben die Schmerzen im Unterleibe und bey dysenterischen Durchfällen der Stuhlwang nachlassen, die profusesten wässerigen Ausleerungen sich vermindern und consistenter werden, und oft in 24 Stunden die heftigste Diarrhoe gehoben sey. Er giebt es auf folgende Art: Rec. extr. nuc. vom. grana sex. solv. in aqu. fl. samb. unc. una. Add. syr. papav. alb. unc. dimidiam, alle Stunden zu einem Caffeelöffel voll. In seltnen und hartnäckigen Fällen setzt er einige Tropfen Laudanum zu. — Eine Mischung aus tinct. antim. acris und liqu. corn. cerv. succin. zu gleichen Theilen leistete dem Vf. gegen den Magenkrampf jederzeit Alles, was er nur zu wünschen hatte. Mit sehr gutem Grunde bringt er bey dieser Gelegenheit die etwas vergessene Idee vom Acidum spontaneum wieder in Erinnerung und führt einige dahin gehörige, wiewohl nicht neue, eigne Erfahrungen an. — Einfluss der Witterung auf die zahnenden Kinder. Mit China gefüllte und in Wein getunkte Säckchen, warm auf die Magengegend gelegt, hoben, nach einigen Digestiv- und einem Brechmittel, ein doppeltes Quotidianfieber bey einem fünfjährigen Knaben. — Mit dem Hahnemannschen auflöslichen Queckfilber sey er immer vollkommen zufrieden gewesen; nur habe er die Wirkungen desselben auf den Speichel sehr ungleich gefunden. — S. 358. Glückliche Blasenstein-Operationen eines Schweinschneiders aus dem Oesterreichischen. — S. 361 ff. Empfehlung des Wasserfenchels in gewissen Graden der Lungenschwindsucht, nämlich aus örtlicher Schwäche der Lungen, bey Absetzung einer, dem inflammatorischen Zustande sich nähernden Lymphe unter der Gestalt des Eiters in die Lungen, und nach übel abgelaufenen Katarrhen. Er giebt jenes Mittel in folgender Form: Rec. pulv. sem. phellandr. aquat. unc. dimidiam, pulv. rad. liquirit. et nitri dep. ana drachmam unam. M. S. Täglich viermal zu einem Caffeelöffel voll. — Die Fortsetzung folgt. 2) *Bemerkungen über die Blatter-Epidemie in Frankenstein im J. 1799 in Briefen* — vom D. und Physikus *Gebel.* (Von geringem Interesse. Auch dieser Auffatz ist noch nicht geschlossen.) 3) *Bemerkungen über den Krankheitszustand in und um Freystadt in der ersten Hälfte des J. 1800*, vom D. und Physikus *Hofmann.* Er empfiehlt ebenfalls den Wasserfenchel sehr. Bey zurückgebliebenem Husten nach Lungenkrankheiten, mit eiterähnlichem Auswurfe, wo alle Zufälle das Gepräge einer drohenden Schwindsucht trugen, übertrafen die Wirkungen desselben nicht selten seine Erwartung; oft that er da, wo alle andere Mittel den Zustand nicht verbesserten, den Fortschritten der Krankheit Einhalt. Die beste Wirkung leistete er immer in Substanz, von fünf Granen bis zu einem Scrupel zwey- bis viermal des Tags genommen. Erst wenn die gemässigten Zufälle eine regelmässigere Thätigkeit des Organs anzeigten, bekam der Zusatz stärkender Mittel, z. B. der China. 4) *Einige Beobachtungen* aus dem Tagebuche des D. *Nowack* in Schmiedeberg. Nutzen der Schwefelsäure bey dem Eiterungsfieber eines Pockenkranken. Prodroma (i) mortis in einem Typhus, durch verdünnte Schwefelsäure (nebst Klystiren mit Salzsäure) geheilt. Verhärtung der Leber durch den Gebrauch des versüssten Queckfilbers geheilt. Morbus maculosus Werlhofii, (durch die Brasilianische Fieberrinde mit Kinogummi in Substanz, ein Mundwasser vom Decoct der Eichenrinde, und öfteres Waschen des ganzen Körpers mit Branntwein gehoben.) Blasenkatarrh, bey einem 23jährigen Mädchen, durch den innern Gebrauch des Guajakharzes mit Opium, Einreiben des ungt. altsarar mit tinct. opii croc. in die Blasengegend, Umschlägen von kaltem Wasser um die äusseren Genitalien, und zuletzt Injectionen von Eichenrindendecoct geheilt. Zur Verhütung eines Rückfalles liess der Vf. hernach die Kranke flanellene Beinkleider tragen, — ein gewiss für die Gesundheit der Frauenzimmer in vielen Himmelsgegenden eben so wichtiges, als gemeiniglich verabscheuetes, Kleidungsstück. 6) *Versuch einer Biographie des verstorbenen Generalchirurgus Joh. David Horn zu Breslau.* Nebst dessen Bildnisse. 7) *Fortgesetzte Nachrichten über die Kuhpocken-Impfung in Schlesien, besonders in Breslau*, nebst einem Schreiben des Hn. D. *Oswald* in Carlsruh, *seine Bemerkungen über diesen Gegenstand* ent-

*enthaltend.* Zu speciell, um hier einen Auszug zu gestatten, aber ganz zu Gunsten der Kuhpocken. Die Fortsetzung haben wir zu erwarten. Hr. *Oswald* meynt, es gebe Subjecte, die auch für die Vaccine ganz und gar keine Empfänglichkeit haben. Wenn sich mit dem 6ten Tage einige fieberhafte Erscheinungen nebst trübem Urin einfinden: so laufe das zweyte Fieber vom 10ten bis 12ten Tage gelinder ab, und umgekehrt. Wahre Pustulation sah er noch bey keinem Impflinge. 8) *Miscellaneen.* Neuerbautes Leichenhaus in Breslau, (von vortrefflicher Einrichtung, die einen Grundriss und die Kostenberechnung wünschen lässet.) Verordnung der K. Breslauischen Kriegs- und Domainen-Kammer vom 29sten Januar 1801 gegen die Einfuhr alles gefärbten, versilberten und vergoldeten Spielzeugs aus der Fremde und ähnlichen Verzierungen desselben, wie auch der Conditor- und Pfefferküchler - Waaren mit schädlichen, namhaften Farben im Einlande. Oeffentliche Empfehlung des *Vater'schen* Werkes über die Schlesische Civil-, Medicinal- und Sanitäts-Verfassung, von Seiten des K. Collegium medicum et sanitatis.

*Dritten Bandes erstes Stück.* 1) *Meteorologische Beobachtungen vom J.* 1801 vom Prof. *Jungnitz* in Breslau. (Enthalten die ersten sechs Monate.) 2) *Bemerkungen über die Verwachsung der Mutterscheide.* Aus dem Nachlass des verstorbenen Generalchirurgus *Horn.* Nach seinen vieljährigen Erfahrungen ist das Uebel nicht sogar selten, als man gemeiniglich denkt. Bey Kindern aber kam es ihm weit öfter vor, als bey Erwachsenen. Niemals sah er einen Fall, wo der Harngang zugleich mit verwachsen gewesen wäre. Weit öfter entsteht gemeiniglich das Uebel bey Kindern erst nach der Geburt und in den ersteren Jahren ihres Alters; die Hauptursache davon liegt in dem Wundwerden zwischen den Leffzen und den innern Theilen der Schaam und dabey vernachlässigter Reinlichkeit. Verschiedene Arten der Verwachsung. Einige Krankengeschichten. Ein Mädchen von 21 Jahren hatte hinterwärts am Nacken ein Tuberculum von der Gestalt und Grösse einer Himbeere, welches gegen die Zeit der (verhaltenen) weiblichen Reinigung aufschwoll, roth wurde, und anfieng zu jucken, dann aus verschiedenen kleinen Oeffnungen drey bis vier Tage hinter einander täglich einigemal eine ziemliche Menge klares Blut ausfliessen liess, und darauf zusammenfiel und blass und welk wurde. Es war erst seit einigen Monaten entstanden.) 3) *Bemerkungen über den Missbrauch des Aderlassens in Feldzügen, bey forcirten Märschen an heissen und schwülen Tagen.* Von *Ebendemselben.* (Diese abscheuliche, schädliche, Gewohnheit sey so allgemein angenommen, „dass sie sogar von *Befehlshabern befohlen* wer- (??) Gründe dagegen und zweckmässigeres Ver- m. Es wäre sehr gut, wenn es wieder, wie vor- bey den römischen Armeen, dahin gebracht wer- könnte, dass die Flaschen der Soldaten, anstatt Branntweins, mit Essig angefüllt würden. Zum usse ein Paar Anmerkungen über die Todesart durch Erfrieren.) 4) Fortsetzung der B. II. St. 4. abgebrochnen Abhandlung *über Witterungs- und Krankheits-Constitution des J.* 1800. *zu Carlsruhe in Oberschlesien,* vom Leibmedicus *Oswald.* (Die Haemorrhagia uteri sey wohl nur in den seltensten Fällen eine asthenische Krankheit, sondern habe gewöhnlich ihren Grund in Intestinalreizen. Ein Fall von Febris bullosa. Ein anderer vom Pemphigus. Fernere Bestätigung der guten Wirkung des Wasserfenchels.) 5) *Einige Bemerkungen über den Galvanism in medicinischer Hinsicht,* vom Prof. *Grimm* zu Liegnitz. Er galvanisirte sich selbst fast eine ganze Stunde lang mittelst einer Säule von hundert Plattenpaaren; es entstand eine heftige Diarrhoe, grosse Mattigkeit, Schläfrigkeit, und ein heftiger Schnupfen; die Mattigkeit war jedoch am dritten Tage wieder vergangen. Gegen Blödigkeit der Augen bey einem Manne von starker Constitution leistete der Galvanismus Nichts. Desto wirksamer bewies er sich gegen schweres Gehör bey einem Frauenzimmer. Beide Kranken bekamen nach jedesmaligem Galvanisiren mit einer Säule von 25 Plattenpaaren Kopfschmerzen, besonders, wenn es länger, als eine Viertelstunde fortgesetzt worden war: das erstemal stellte sich bey dem Manne Durchlauf, bey dem Frauenzimmer Uebelkeit mit nachfolgendem starkem Erbrechen ausserdem ein. Noch wurde eine hartnäckige Augenentzündung dadurch gehoben. Zuletzt empfiehlt der Vf. den von Cruickshank vorgeschlagenen und in Gilberts Annalen beschriebenen Apparat, und bestätigt dessen gerühmte Vortheile, dass er nämlich drey bis vier Wochen wirksam bleibt und sich sehr leicht reinigen lässt.) 6) *Eine merkwürdige, noch dauernde, Krankheit eines 16jährigen Knaben, zur Consultation aufgestellt,* von D. *Blattner* zu Reinerz. Eine in ihrer Art sehr merkwürdige Geschichte, von der wir, wiewohl sie nur vier Seiten einnimmt, keinen genugthuenden Auszug zu geben im Stande sind, und die wir in jedem Betrachte vollständiger und bestimmter abgefasst und detaillirt zu lesen gewünscht hätten. So erfährt man z. B. Nichts von der Beschaffenheit der Augen, des Pulses, des Schlafes, der körperlichen Lagen während desselben, u. dgl. Die Krankheit fieng in der dreyzehnten Woche seit der Geburt des Kindes nach einem Umsturze mit der Wiege an. Die Diagnosis scheint nicht schwer zu seyn und gewährt, wenn das ist, freylich keine trostvolle Prognosis.) 7) *Noch einige Beobachtungen* aus dem Tagebuche des Hn. D. *Nowack* in Schmiedeberg. (Nutzen der Mineralsäure bey einer Scharlachfieberepidemie. Krämpfe von Unreinigkeiten der ersten Wege. Eine wenig bekannte Krankheitsursache bey Säuglingen. Das Kind hatte aus der verhärteten Brust Eiter abgesogen.) 8) *Fortgesetzte Nachrichten über die Kuhpocken-Impfung in Schlesien, besonders in Breslau.* (Ueber *Marcus Herz* bekannte Schrift. Erfolg einer öffentlichen an 26 Kindern, die vorher die Kuhpocken überstanden hatten, vorgenommenen Impfung mit Kinderblattern-Eiter, ganz zu Gunsten der ersteren. Die Fortsetzung folgt.) 9) *Miscellaneen.* Verbesserung der Brunnenanstalt zu Reinerz.

*Drit-*

*Dritten Bandes zweytes Stück.* 1) *Meteorologische Beobachtungen vom J.* 1801 vom Prof. *Jungnitz* in Breslau. (Fortsetzung aus dem vorigen Stücke. Enthält die letzten sechs Monate.) 2) *Beyträge zur medicinischen Electricität* vom Prof. *Grimm* in Liegnitz. Als Fortsetzung der Abhandlung im 4ten Stücke des I. Bandes dieses Archivs. Anwendung der Elektricität gegen die in einem einzelnen Gliede entstandene Schwäche und gegen Lähmungen. Die Resultate des Vfs. aus seinen Erfahrungen bey der letzteren Krankheit sind folgende: 1) Die Lähmungen werden durch die Electricität nicht gänzlich gehoben, aber doch und zwar oft in einem starken Grade vermindert; 2) wo die einfache Electricität zu wirken aufhörte, brachte auch die verstärkte keine Wirkungen hervor; 3) wo sie Hülfe leistete, wirkte sie nur sehr langsam; 4) es war von sehr gutem Erfolge, wenn die Funken aus den Extremitäten der gelähmten Glieder gezogen wurden, z. B. bey der Sprachlosigkeit aus der Spitze der Zunge, bey einer Lähmung des Arms aus den Fingerspitzen. Wenn der Arm gelähmt war, fand der Vf. es am vortheilhaftesten, die Funken dicht über dem Ellenbogen und zwar da, wo der nervus cubitalis liegt, zu ziehen. Jeder daselbst herausgelockte Funken wirke auf die Muskeln und Nerven so sehr, dass der ganze Arm und vorzüglich ein jeder Finger bewegt werde. Dasselbe erfolge auch, wenn man Funken aus dem Halse ausziehe, z. B. auf der rechten Seite in der Gegend, wo sich der nervus splanchnicus major befindet. 3) *Beobachtung bey der Leichenöffnung eines Knaben,* vom Bergchirurgus und Licentiaten *Heintze* zu Reichenstein. Man fand eine Ruptur des brandigen Magens nahe bey der cardia; zwey andere waren in der Mitte und an der grossen Curvatur. Der Kranke lebte bis an den vierten Tag. Vermuthlich liege die entfernte Ursache dieser Verletzung in der, von dem Verstorbenen geübten, (sogenannten) gymnastischen Uebung, auf dem Kopfe zu stehen und sich dann über zu schlagen.) 4) *Eine Krankengeschichte, vorzüglich durch die Section merkwürdig,* aus dem Kranken-Journal des D. *Dietrich* zu Glogau. (Zu einem Auszuge nicht geeignet. Die Section ergab viele Widernatürlichkeiten in den Eingeweiden der Brust und des Unterleibes.) 5) *Aberglaube und medicinischer Unfug in Oberschlesien;* (vom Dr. *Pfaff* d. j. in Pless. Für ältere, durch mehrere Erfahrungen solcher Art schon abgehärtete Aerzte enthält dieser Aufsatz nichts Neues.) 6) *Fortgesetzte Nachrichten, die Kuhpocken-Impfung in Schlesien, und besonders in Breslau, betreffend.* Die kön. Verordnung vom 11 Jul. 1802 und der darauf erfolgte bekannte Widerruf der kön. Breslauischen Kriegs- und Domainen-Kammer brachte, aus Missverstand, das Impfungsgeschäft in's Stocken, so, dass die Impfärzte in Breslau in neun Monaten nachher kaum so viele Subjecte impften, als sonst in einem. — Nur in einem einzigen Falle unter allen Impfungen giengen dem Erscheinen der peripherischen Röthe bedeutende Symptome, heftige Anfälle von Eklampsie, voran. Eine Impfung mit klarem Blute aus der Pustel haftete glücklich bey einem Kinde. Bey einer ziemlichen Anzahl der Geimpften zeigte sich, doch in den letzten Zeiten seltner, der Rasch. Bey vielen Kindern erschienen sehr zahlreiche Pimples über den ganzen Körper. Mehr pustelartig waren die bey Manchen in der Nähe der Impfstellen bemerkten Blätterchen; selten fanden sich ihrer mehr, als drey oder vier; in einem einzigen Falle brachen nach und nach einige zwanzig aus. Bey einer grossen Anzahl von Impflingen beobachteten die Aerzte einen blasenartigen Ausschlag, der sich in jeder Periode der Krankheit, oft vor, zuweilen erst nach der Erscheinung der peripherischen Röthe, einstellte, und in Nichts anders, als den Wasser-Blasen, bestand, welche die febris bullosa charakterisiren und die auch bey Nicht-Geimpften und solchen vorkamen, welche schon die Kinderblattern überstanden hatten. 7) *Miscellaneen.* Einige Nachrichten die schlesischen Brunnen und Bäder und die zu ihrer Aufnahme getroffenen Vorkehrungen betreffend (Von Warmbrunn, Landeck, Altwasser, Reinerz, Cudowa, Flinsberg, Ober-Salzbrunn) u. s. w.

*Dritten Bandes drittes Stück.* 1) *Meteorologische Beobachtungen vom J.* 1802 vom Prof. *Jungnitz* in Breslau. (Hier nur von der ersten Hälfte des Jahres.) 2) *Einige chirurgische Fälle aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Generalchirurgus Horn.* Ein incarcerirter Darmbruch wurde durch die Operation glücklich gehoben, obgleich ein am Bauchringe auswärts fest ansitzender fleischigter Körper von Gestalt und Grösse einer Kälberniere selbige erschwerte. Ein incarcerirter Netzbruch mit gefährlichen Zufällen, heftigem Fieber, Erbrechen, Leibesverstopfung, Eiter im Bruchsacke, zum Theil brandigem Netze, Zerreissung der Scheidehaut des Hoden, u. s. w. ebenfalls glücklich durch die Operation geheilt. Ein, erst am neunten Tage nach der Incarceration operirter, eingeklemmter Darmbruch wurde tödtlich. 3) *Eine merkwürdige Krankengeschichte,* vom D. *Menzel* in Waldenburg. Ein neunjähriges Mädchen von grosser Reizbarkeit, das aber bis auf eine vorzüglich schnelle Entwickelung ihrer Geistesfähigkeiten, eine fast immer sehr erweiterte Pupille, und Spuren von Würmern, sich im Ganzen stets sehr wohl befand, bekam nach vorhergegangenem zweytägigen Fieber, die ihr wahrscheinlich angeerbte, Gicht in beiden Knie- und Fussgelenken. Diese warf sich am fünften Tage zurück auf Magen und Unterleib, und die Kranke lag fast ohne Hoffnung. Am dritten Tage darauf begann die Besserung. Es giengen galligter Schleim, ein grosser Spulwurm, und eine Menge Ascariden ab. Nach vierzehn Tagen, als die Kräfte fast schon wieder hergestellt waren, brach auf einmal und ohne bemerkbare veranlassende Ursache die Gicht wieder aus, und befiel mit der grössesten Heftigkeit abermals beide Kniee und Fussgelenke, wo sie sieben Tage hausete, bis die Kranke endlich genass. 4) *Warnung für die allzeit fertigen Perforatoren, nebst einer traurigen, aber sehr merkwürdigen, physiologischen Erscheinung.* Von einem Ungenannten. Kritische Revision der für die ge-

gewissesten gehaltenen Kennzeichen vom Tode des Kindes. Diese sind der Ausfluss einer missfärbigen, fäuligten Flüssigkeit aus der Scheide; schwarzbraune Farbe eines etwa schon geborenen Theiles und Trennung der Oberhaut von demselben bey leichter Berührung; Abgang des Meconium aus der Scheide bey nicht vorliegendem Steisse; das Verschwinden und Welkwerden der schon gebildeten Kopfgeschwulst; die aufgehörte Bewegung des Kindes; der Mangel des Pulses in der vorliegenden Nabelschnur, u. dgl. Alle beweisen nichts Gewisses: selbst das Zusammentreffen aller oder mehrerer derselben giebt höchstens eine sehr trügliche Wahrscheinlichkeit. Der Vf. erzählt, zur Bestätigung seiner Gründe und zur Warnung, eine Entbindungsgeschichte der Art, die, wie er versichert, in einem „nicht namhaft zu machenden" Accouchir-Institute in seinem Beyseyn vorgefallen ist. Der Lehrer machte bey einer Geburt, wo das Becken nicht bedeutend fehlerhaft war, manche der oben angegebenen Zeichen zusammentrafen, und nach seinem eignen Geständniss die Zangenoperation wohl gelungen wäre, aller Bitten für die letztere von Seiten einiger Scholaren ungeachtet, die Perforation, zog darauf das Kind mit den eingesetzten Fingern sogleich und ohne Schwierigkeit heraus, und legte es in ein unterstehendes Gefäss mit Wasser. Indem letzteres geschah, glaubten der Vf. und zwey seiner Freunde einen Schrey des enthirnten Kindes zu vernehmen. Sie machten den Lehrer aufmerksam. Er zog sogleich das Kind aus dem Wasser hervor, und dieses schrie mit deutlicher Bewegung der Brust noch einmal auf. Der Kopf der Frucht wurde nicht weiter untersucht. — Ungeachtet der von den Redactoren bezeugten strengen Wahrheitsliebe des Vfs. müssen wir uns doch die Bemerkung erlauben, dass, wenn ja vielleicht jener noch etwa lebende Lehrer Rücksichten erfoderte, wir gern die Geschichte einige Jahre später gelesen haben würden, wenn nur dann der Vf. sich dabey genannt hätte. An des Lehrers Stelle würden wir selbst geeilt haben, sie zuerst, mit Benennung der damals gegenwärtigen Scholaren und Hebammen, öffentlich zur Warnung bekannt zu machen. Der Mann irrte und fehlte, aber nicht aus Vorsatz und bösem Willen. 5) *Heilung eines plötzlich entstandenen Gesichtsfehlers mittelst des Galvanism*, vom D. *Zadig*. Der Kranke sah bekannte Gegenstände in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten wie durch einen dicken Nebel, und konnte sie nicht erkennen; näher bey sah er alles deutlich. Dieser Fehler besserte sich bey ärztlicher Behandlung. Allein nun entstand Doppelsehen und Schielen, wenn beide Augen geöffnet waren; war ein Auge geschlossen: so sah der Kranke das Object ganz so, wie es war. In den Augen selbst war kein Fehler zu entdecken. Die Elektricität leistete Nichts. Der Galvanismus hingegen schaffte in Zeit von etwa sechs Wochen vollkommene Hülfe. In zwey andern Fällen von Taubheit, die in dem einen jedoch schon zwanzig Jahre alt war, leistete er dem Vf. Nichts. Zufällig aber machte er dabey die Entdeckung, dass die stärkere Wirkung der Säule von der grösseren Menge Salmiak abhänge, der in dem zum Einweichen der Tuchlappen bestimmten Wasser aufgelöset wird. Demnach könnte man mit 20 Lagen eben so viel ausrichten, als mit 40, wenn man täglich eine grössere Menge Salmiak, etwa immer einen Scrupel mehr in sechs Unzen Wassers, auflösete, welches auch die Unbequemlichkeit beym Reinigen der Platten um Vieles verringern würde. Zuletzt räth der Vf. noch, mit sehr wenigen, z. B. zehn Lagen anzufangen und mit ganz allmähliger Vermehrung bis etwa zu dreyssig Lagen zu steigen, dann aber stehen zu bleiben und von der langen und täglichen Continuation des Mittels die Heiligung zu erwarten, damit nicht etwa durch zu grosse Vermehrung der Lagen eine Ueberreizung und unheilbare Lähmung des Theiles bewirkt werde.) 6) *Krankengeschichte und Leichenöffnung eines an den Folgen des vernachlässigten Scharlachfiebers verstorbenen Kindes, bey dem man einige Wochen vor dem Tode den Pulsschlag des Herzens in der rechten Brusthöle bemerkte*, vom D. *Friese* in Breslau. Das vierjährige Kind nahm Nichts ein. Es entstand Wassersucht, Husten, Asthma, Abendfieber u. s. w. und diese Zufälle endigten in Auszehrung und Difformität des obern Theils des Körpers. Das Uebrige besagt die Ueberschrift. Die Lage der Eingeweide des Unterleibes war durchaus verändert und die Beschaffenheit der Leber, der Gallenblase, des Magens und der Gedärme widernatürlich. In der Brusthöle fand sich vieles Eiter, die ganze Substanz der linken Lunge war verzehrt; das Mittelfell war nach unten und hinterwärts ganz nach der linken Seite hin gedrückt; das Herz war bis jenseits des Brustbeins nach der rechten Seite hinüber geschoben; der Herzbeutel enthielt an vier Unzen Wassers. 6 b) *Einige Bemerkungen über den bey der grossen Hitze des verwichenen August-Monats häufig vorgekommenen Sommer- oder Hitz-Ausschlag*, vom D. *Friese*. Er sey, wie durch viele Citate bewiesen wird, im Grunde nichts Anderes gewesen, als der Lichen tropicus des Willan oder die prickly-heat der Engländer, nur vielleicht dem Grade nach davon verschieden. 7) *Kurze Auszüge aus den Schriften einheimischer Schriftsteller*, (aus Kausch's Heilquellen zu Bukowine, Mogalla's Mineralquellen in Schlesien und Glaz, Ficker's Vertheidigung der Kuhpocken-Impfung, Friese's und Nowack's Archiv der die Ausrottungspocken betreffenden Erfahrungen (äusserst weitläuftig,) u. s. w. 8) *Miscellaneen*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 5. Julius 1803.

## PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Kritik der Moral. Ein Versuch in Briefen*, von *J. A. W. Gessner*, Dr. u. Privatlehrer der Philos. zu Leipzig. 1802. XVIII u. 468 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ist mit der kritischen Philosophie von der Unhaltbarkeit aller ihr vorausgegangenen Moralsysteme überzeugt, konnte aber, nach einem vieljährigen lebhaften Interesse für jene und nach einem eben so lange fortgesetzten ernstlichen Erwägen und Prüfen der von ihr aufgestellten Gründe der praktischen Philosophie, am Ende doch auch in diesen keine volle Befriedigung finden. Das Bedürfniss einer sichern Begründung der Moral leitete sein Nachdenken auf andere Gründe, die ihm, wenigstens für seine gegenwärtige Einsicht, mehr Genugthuung geben. Die Resultate dieses Nachdenkens sowohl über die ihm beygegangenen Zweifel und Bedenklichkeiten in Ansehung der Kantischen Begründung der Moral, als über die von dem Vf. selbst versuchte ihm genugthuende Begründung derselben, machen nun den Inhalt dieser in Briefen abgefassten Schrift aus. Wir werden, wenn wir zuvor den Plan derselben im Allgemeinen dargelegt haben, die vornehmsten Einwendungen und Zweifel des Vfs. gegen die Kantische, und dann die ihm eigene Begründung der Moral, kürzlich beleuchten. Das Ganze besteht in einer *Einleitung* und *zehn Briefen*. In jener wird die Art geprüft, wie man bisher die Moral begründet hat, und gezeigt, dass durch alles Philosophiren über Moral, nicht einmal die Möglichkeit derselben entschieden sey; ja, dass alle bisherigen Resultate dieses Philosophirens, und selbst die Kantischen, unleugbar auf das Gegentheil hinwiesen. Hierauf beschäftigt sich der *erste Brief* ausführlich mit der Frage: Ob die Pflichten in dem göttlichen Willen gegründet seyn könnten. Der *zweyte Brief* enthält eine kurze Darstellung und Anzeige der vornehmsten Moralprincipien, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Im *dritten Briefe* wird der Pflichtbegriff ausführlich bestimmt. Der *vierte* und *fünfte Brief* untersuchen die Fragen: ob dieser Begriff nicht vielleicht durch besondere zufällige Umstände und Gewohnheit entstanden, oder: ob er nicht etwa das Product einer gewissen dem Menschen unvermeidlichen Illusion seyn könne. Die *drey* folgenden Briefe 6, 7 und 8 suchen den wahren Ursprung der Pflichtidee auf, bestimmen und erläutern den höchsten Grundsatz aller Pflichten und prüfen das eudämonistische Moralprincip. Der *neunte Brief* enthält eine Würdigung des reinen Sittengesetzes, als Bestimmungsgrundes des menschlichen Willens, nebst einer Untersuchung der in der sinnlichen Natur des Menschen selbst befindlichen Anlagen zur Sittlichkeit. Der *zehnte Brief* endlich stellt eine kurze Prüfung der vornehmsten vorhandenen Moralsysteme in Rücksicht auf ihre Tauglichkeit zur Begründung der Pflichten an, und schliesst mit einer Darstellung der Kantischen Deduction des Sittengesetzes.

Wir wenden uns nun zuvörderst zu der Einleitung, in welcher nach einer sehr verworrenen Auseinandersetzung des Begriffs und Unterschiedes der willkürlichen oder zufälligen und der nothwendigen Regeln, von welchen letztern die Moral die Wissenschaft seyn soll, zu beweisen gesucht wird: 1) dass alle Moralsysteme bis auf das Kantische, bloss willkürliche Regeln für das Handeln aufstellen und den Trieb zum Angenehmen zum letzten Bestimmungsgrund des Willens machen; 2) dass das Kantische Moralsystem zwar nothwendige Regeln für das Handeln aufstelle, aber dieselben nicht gehörig begründe. Wir halten uns hier aber bloss an die letzte Behauptung; ob sich gleich auch in Ansehung der Censur der empirischen Grundsätze der Moral die Erinnerung machen läfst, dass nicht alle empirischen Moralsysteme den Trieb zum Angenehmen zum letzten Bestimmungsgrunde des Willens machen und bey dem Vollkommenheitsprincip dieses der Fall gewiss nicht sey. — Von *Kant* heisst es nun, er habe zwar zuerst den eigenthümlichen Charakter der sittlichen Regeln mit völliger Klarheit aufgefasst und dadurch die Gränzlinie zwischen ihnen und andern praktischen Regeln mit aller erfoderlichen Schärfe gezogen, nämlich den der *unbedingten Nothwendigkeit;* aber er habe die *Realität* solcher unbedingt nothwendigen Regeln nicht aus hinreichenden Gründen dargethan. Nachdem der Vf. *Kanten* ein weitläuftiges Raisonnement, als einen Beweis jener Realität in den Mund gelegt, aber nicht eine einzige Periode desselben, mit Stellen aus den Kantischen Schriften oder Hinweisungen auf dieselben belegt hat, fährt er S. 35 so fort: „Der stärkste (dieser angeführten Gründe) ist ohne Zweifel der erste: es giebt ein unbedingtes Gesetz des Handelns, denn es giebt eine Vorstellung desselben. Der Beweis ist: Diese Vorstellung ist aus blosser Erfahrung unmöglich, sie kann also mit dem Gesetze selbst nur in der Vernunft gegründet seyn, und das Gesetz ist folglich so unleugbar, als die Vernunft selbst." Der Vf. läugnet diese Folge, weil wir keinen Grund hätten anzunehmen, dass die Vorstellung von einem unbedingten Gesetze des Handelns ausschliessend entweder

weder unmittelbar von einer in der Erfahrung gegründeten Handlung abgezogen, oder aus reiner Vernunft entsprungen seyn müsse. *Sie könnten auch in der blossen Phantasie ihren Ursprung haben*, die ja schon mancher Idee ihr Daseyn gegeben habe, welcher weder eine Erfahrung entspreche, noch welche im Wesen der Vernunft gegründet seyn könne. Nichts sey auch leichter, als der Beweis, dass die Vorstellung des unbedingten Vernunftgesetzes in der blossen Phantasie entstanden sey. Denn — das soll der Beweis seyn — der mächtige Trieb zur Glückseligkeitsuche stets das Angenehme und verabscheue das Unangenehme. Nun habe aber der nach Glückseligkeit strebende Mensch die Erfahrung gemacht, dass sein Wohl und Wehe von der *Gesinnung* der übrigen Menschen gegen ihn abhänge, dass er glückselig oder elend sey, je nachdem er ihnen wohl oder übel wolle. Sein Heil beruhe auf der Beschaffenheit und Dauer dieser Gesinnung; sey diese von seiner Seite auf die Wohlfahrt Anderer gerichtet, so habe er alles zu hoffen, ziele sie auf ihren Untergang, so habe er alles zu fürchten. Wo diese Selbstsucht herrsche, da sey kein einziger eines Gutes sicher, noch weniger dürfe er Beförderung seiner Wohlfahrt von ihr hoffen. Der Trieb nach Glückseligkeit und der Egoismus veranlasse also unwillkürlich die Phantasie, sich die *Idee*, oder wie es der Vf. auch nennt, das *Ideal* von einer Gesinnung, von einem Gesetze des Handelns zu bilden, von dessen *Gültigkeit* (soll wohl *Befolgung* heissen) allein die vollkommene Befriedigung jenes dringenden Bedürfnisses zu erwarten sey.

Schon diese erste Frucht von dem vieljährigen ernstlichen Erwägen und Prüfen der kritisch-praktischen Philosophie beurkundet den Beruf des Vfs., diese Philosophie zu reformiren, gar nicht. Es ist gleich anfangs sehr auffallend, wie man selbst unbedingt nothwendige praktische Regeln behaupten und doch das Entstehen derselben aus der Einbildungskraft, einem Vermögen der sinnlichen Anschauungen, für möglich halten und einen solchen Einfall dem behaupteten Daseyn jener Regeln in der Vernunft als eine Instanz entgegensetzen kann. Sind denn Ideen der Einbildungskraft, ästhetische Ideen, Vernunftideen und nothwendige, unbedingte Regeln der Vernunft? Wie kömmt denn der Vf. dazu, darum, weil es ästhetische aus der Einbildungskraft entspringende Ideen giebt, es für möglich zu halten, dass auch die Vernunftideen und Vernunftgesetze ihren Ursprung aus jenem Vermögen der sinnlichen Anschauung genommen hätten? Der Unterschied zwischen den Ideen der Einbildungskraft und der Vernunft ist in den Kantischen Schriften zu offen und zu deutlich dargelegt, als dass es dem gesunden Verstande nur einfallen könnte, von jenen einen so verkehrten Gebrauch zu machen, als hier geschehen ist. Hiernächst ist es gar nicht einmal wahr, dass *Kant* einen solchen Beweis zur Begründung der Realität unbedingt nothwendiger praktischer Regeln, als der Vf. vorstellig macht, gegeben hat, und am wenigsten auf die Art, wie der Vf. ihn diesen sogenannten Beweis führen lässt. *Kant* hat gar keinen Beweis *a priori* von der Möglichkeit und Realität des Sittengesetzes führen wollen und können, da eine solche Deduction überhaupt gar nicht möglich ist, wie er in der Kritik der praktischen Vernunft S. 80 ff. deutlich und ausführlich gezeigt hat. Ihm ist das praktische Gesetz ein *Factum* der reinen praktischen Vernunft, dessen wir uns *a priori* bewusst sind, und welches apodiktisch gewiss ist, gesetzt auch, dass man in der Erfahrung kein Beyspiel, da es genau befolgt worden wäre, auftreiben könnte. Auf diese Aeusserungen *Kants* nimmt aber der Vf. hier nicht die mindeste Rücksicht. Da ferner unbedingt nothwendige praktische Regeln Imperativen sind, oder eine Nothwendigkeit, ein *Sollen* ausdrücken, die schlechterdings keine Ausnahme verstatten, dergleichen Imperativen, absolute und allgemeine sittliche Gebote aber der Natur der Einbildungskraft gar nicht angemessen sind, und aus derselben gar nicht hervorgehen können, auch die Möglichkeit eines solchen Ursprungs jener praktischen Regeln oder Imperativen von dem Vf. mit keiner Sylbe bewiesen ist, wie doch hätte geschehen müssen, wenn sein Einwurf nicht ganz leer und grundlos erscheinen sollte: so wird es uns noch unbegreiflicher, wie ein Mann, der sich Jahre lang dem Studium der kritischen praktischen Philosophie gewidmet haben will, auf solche Abwege gerathen konnte. Aber der Vf. will doch *bewiesen haben, dass* die Vorstellung des Vernunftgesetzes in der blossen Phantasie entstanden sey? Man sehe nur diesen Beweis an, wie wir ihn oben, ins Kurze gezogen, genau angeführt haben. Dass hier die Phantasie an die Stelle der praktischen Vernunft oder des autonomischen Willens gerückt, der Wille von einer empirischen Triebfeder, die doch jenes von dem Vf. selbst als wahr angenommene Gesetz verschmäht, abhängig gemacht, und diesem reinen Gesetz eine ihm ganz fremde Quelle angewiesen wird; dass es also ganz etwas anderes ausspricht und gebietet, als es aussprechen und gebieten kann; dass diesem Gesetze, indem es das einzige sicherste Mittel zur Glückseligkeit seyn soll, hier eine Wirkung beygelegt wird, die es nicht erfüllen kann; dass die Phantasie hier als ein Vermögen der Begriffe und Gesetze vorgestellet wird; *dass Ideen* und *Ideale* der Einbildungskraft und der Vernunft für identische Begriffe genommen werden; das alles sehen wir wohl, aber keinen Beweis, dass das Gesetz der praktischen Vernunft in der Einbildungskraft und durch dieselbe entstanden, und wie es denn der Phantasie möglich sey, sich ein *Ideal* von einer *Gesinnung* und von einem *Gesetze des Handelns* zu bilden, der Phantasie, von der wir wissen, dass sie zwar als ein Vermögen der Anschauungen, einzelne empirische Merkmale zu einem Ganzen verknüpfen und dieses Ganze als ein obwohl unerreichbares Muster möglicher empirischer Anschauungen zur Leitung der Kunst und der Geschmacksurtheile, im Gemüthe aufstellen kann, zur Hervorbringung eines reinen Begriffes des Verstandes und der Vernunft aus sich selbst aber schlechterdings unfähig ist. Ein anderes wäre es, wenn der Vf. gesagt hätte, dass, so wie alle unsere

fere Erkenntniss überhaupt, also auch die Erkenntniss des Sittengesetzes *mit* der Erfahrung anhebe, dass der Mensch, ohne diese, zum Bewusstseyn und zur Erkenntniss des Sittengesetzes nicht würde gelangen können; aber daraus würde doch nicht folgen, dass dieses Gesetz selbst *aus* der Erfahrung und in der Einbildungskraft entspringe.

Wenn *Kant* behauptet, dass wir uns eines unbedingt gebietenden praktischen Gesetzes bewusst wären, dass dieses ein Factum der reinen Vernunft sey: so ist das, was der Vf. dagegen vorbringt, der seltsamste dialektische Wirrwarr. Nachdem er nämlich erwiesen hat, dass es sich aus der Erfahrung nicht erkennen lasse, dass dieses Bewusstseyn eines Sittengesetzes, welches den Willen *a priori* bestimmt, *allen* vernünftigen Wesen gemein sey, wendet er sich zum Beweis, dass jene Allgemeinheit des Bewusstseyns des sittlichen Grundgesetzes auch nicht *a priori* erweislich sey. Denn, sagt er, „man müsste darthun, es (jenes Bewusstseyn) müsse *allgemein*, *folglich* (!) *nothwendig* Statt finden, weil etwas anderes als Grund desselben Statt finde. Diess letztere könnte nun nichts *Zufälliges* oder *Subjectives* seyn, weil es sonst *empirisch* (!) wäre; mithin müsste es etwas dem vernünftigen Wesen, als solchen, Eigenthümliches, folglich in seiner Natur ursprünglich Gegründetes, und in dem blossen Begriff eines vernünftigen Wesens schon Enthaltenes seyn. Das könnte aber nichts anderes seyn, als das moralische Gesetz selbst; denn eben von diesem soll ja das Bewusstseyn Statt finden, und dieses könnte für die vernünftigen Wesen, als solche, nicht nothwendig seyn, wäre für sie nicht erst jetzt nothwendig. Um also der absoluten Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes gewiss zu seyn, müsse man zuvor beweisen, dass dieses selbst, vermöge der Natur, vermöge des Begriffs eines vernünftigen Wesens für dasselbe absolut nothwendig sey. Aber dann hätte man das Sittengesetz nicht aus dem Bewusstseyn desselben, sondern dieses aus jenem bewiesen, oder man müsste im Zirkel beweisen, dass es ein Sittengesetz gebe, und dass dieses Statt finde, weil jenes vorhanden sey." Wir müssen gestehen, dass wir in diesen Worten keinen logischen Zusammenhang, und ihren Inhalt gänzlich unfähig finden, in die Form eines regelmässigen Vernunftschlusses gebracht zu werden. Wer verlangt denn auch einen Beweis von der Allgemeinheit des Bewusstseyns des Sittengesetzes, und was machte einen solchen Beweis nothwendig? Das Sittengesetz gründet sich nicht auf das Bewusstseyn, sondern auf die Natur der praktischen Vernunft, es ist *a priori*; und wenn wir sagen, wir sind uns des Sittengesetzes bewusst: so heisst das nichts anders, als dass wir eine unmittelbare Erkenntniss von demselben haben. Vermöge der Identität der Natur der Vernunft in jedem vernünftigen Wesen, als solchem, kann dasselbe zur deutlichen Erkenntniss des Sittengesetzes gelangen; es ist allen vernünftigen Wesen gemein, weil es unmittelbar aus der Natur der praktischen Vernunft entspringt, weil es für alle gebietend ist, und weil es sich auch schon in denen äussert und sein Daseyn beweist, die es seinem Namen und seiner Formel nach noch nicht kennen. Es ist hier wie mit den allgemeinen und nothwendigen Gesetzen des formalen Denkens; der gemeine Mann denkt nach ihnen, wie er nach jenen Handlungen beurtheilt, ob er sie gleich ihrem Namen nach nicht kennt. Wie oft wird auch nicht sogar von Personen, die Gelehrte und Denker seyn wollen, gegen diese Denkgesetze verstossen, die doch gleichwohl die Allgemeinheit und Nothwendigkeit derselben in jedem gesunden Verstande anerkennen und, und nicht zweifeln, dass jeder gesunde Verstand fähig sey, zur deutlichern Erkenntniss der logischen Gesetze zu gelangen, als sie bey dem gemeinen Manne angetroffen zu werden pflegt.

Die Theorie nun, durch welche der Vf. die Moral sicherer als *Kant* zu begründen glaubt, ist diese. Jede Handlung des Menschen ist eine Thätigkeit. Jede besondere Thätigkeit eines Menschen in Rücksicht auf ihn selbst, ist nur möglich, wiefern Thätigkeit desselben überhaupt möglich ist, — Pflichten gegen sich selbst; — in Beziehung auf die Thätigkeit Anderer ist sie nur möglich, wie fern die Thätigkeit Aller möglich ist — Pflichten gegen Andere. So urtheilt die Vernunft über Handlungen nach ihrer Natur, das Besondere durch das Allgemeine zu erkennen und nothwendig zu bestimmen. Es ist ihr für sich gewiss und nothwendig, dass eine besondere Thätigkeit oder Handlung unmöglich ist, wenn dabey Thätigkeit überhaupt, im Allgemeinen, nicht möglich ist; und sie kann jede vorkommende Handlung nicht anders als möglich erkennen, als durch ihre Uebereinstimmung mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt. Sie nimmt dabey *lediglich nur auf das Handeln selbst, als Handeln*, Rücksicht, *der Grund und Zweck davon mag seyn, welcher er wolle*. Es kömmt bloss darauf an, ob das besondere in concreto gegebene Handeln möglich sey, und dieses kömmt nur darauf an, dass *Handeln überhaupt* dabey nicht unmöglich sey. Jeder Mensch hat nun Vernunft, jeder muss also auch jede Handlung für unmöglich erkennen, die mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt in Widerspruch steht. (Da der Vf. schlechterdings darauf besteht, dass man in der Beurtheilung der Handlungen und bey der Selbstbestimmung zum Handeln, lediglich an die Handlung selbst sich halten, und auf gar keinen Grund und Zweck, also auch auf keinen sittlichen formalen Grund, Bestimmungsgrund und Zweck, Rücksicht nehmen soll: so liegt sein vorgeblicher Grundsatz der Moral ganz ausserhalb der Sphäre der praktischen Vernunft, und es ist nur die theoretische, die ihn aufstellt. Die Formel dieses Grundsatzes würde so lauten müssen: Begehe nur solche besondere Handlungen, durch welche dein eignes und Anderer Handeln oder Thätigseyn überhaupt möglich bleibt, oder nicht unmöglich wird; oder, handle jederzeit so, dass durch die Handlung, die du begehen willst, das Handeln überhaupt, sowohl in Ansehung deiner selbst, als aller andern Menschen, nicht unmöglich wird. Weil hier bloss das Handeln oder die Handlung, und wiefern

mit derselben die Möglichkeit des Handelns überhaupt bestehen kann, die Pflichtmässigkeit der Handlungen bestimmen soll, so kömmt es, um auf diese Art pflichtmässig zu handeln, theils auf das kluge und vorsichtige Benehmen dabey, theils auf die Berechnung der Folgen der zu begehenden Handlungen an. Noch keine pflichtwidrige Handlung hat bis jetzt das Handeln überhaupt unmöglich gemacht; viele Menschen sind schon betrogen, bestohlen, belogen worden u. s. w., ohne dass sie deswegen aufgehöret hätten, thätig zu seyn. Fängt es der Dieb klug und verschmitzt genug an, so dass ihm gar nicht auf die Spur zu kommen ist, sieht er seine Thätigkeit für die Zukunft gesichert, und kann ihm dabey nicht entgehen, dass diejenigen, die er bestehlen will, so wie alle Andern, seines glücklich vollbrachten Diebstahls ohngeachtet, doch fortfahren werden, thätig zu seyn und zu handeln; so darf er stehlen; wer will es ihm wehren? Die Furcht vor der Gefahr nicht, seine Thätigkeit zu verlieren, er hat sich ja dagegen sicher gestellt; sein Gewissen nicht, er braucht ja nur auf die Handlung selbst und auf weiter gar nichts, als auf ihre kluge Ausführung, Rücksicht zu nehmen. Was die Berechnung der Folgen der Handlung betrifft: so ist kein Mensch im Stande, sich zum voraus über den glücklichen oder unglücklichen Erfolg seiner Handlungen Gewissheit zu verschaffen; der Erfolg einer Handlung, er mag glücklich oder unglücklich seyn, kann auch die Handlung weder zu einer pflichtmässigen noch zu einer pflichtwidrigen machen u. s. w. Wer einen Meineyd zu begehen im Begriff ist, um sich einer Schande, einer Bestrafung, einer Verlegenheit zu entziehen, wird durch die Betrachtung, dass er selbst und andere dadurch in ihrer Thätigkeit gehemmt werden würden, gewiss nicht davon abgehalten werden; nur ein kleiner Grad von Nachdenken gehört dazu, um sogleich einzusehen, dass so, wie das Hinderniss, das seiner Thätigkeit bisher im Wege stand, durch den Meineyd auf die Seite geschafft seyn würde, diese auch sogleich, und mit Bestand der Thätigkeit aller andern überhaupt, wieder frey werde wirken können. Endlich woher folgte es denn, dass eine Handlung um deswillen pflichtwidrig, lasterhaft und unrecht seyn sollte, wenn sie meine und die Thätigkeit anderer Menschen nicht befördert, und sie vielleicht eher noch hemmt? Durch manche edle That ist die Thätigkeit des Thäters selbst und anderer eingeschränkt worden, und seine That bleibt doch edel und gut. Nicht auf die Folgen einer Handlung, zu welchen auch die Thätigkeit gehört, die durch dieselben befördert oder unmöglich gemacht werden kann, auch nicht auf die Handlung selbst und darauf, ob durch mein Handeln das Handeln überhaupt möglich bleibt oder unmöglich wird, sondern auf die Beschaffenheit der Triebfeder der Handlung, auf die Art, wie wir handeln, kömmt es an, wenn über die Moralität der Handlungen, und ob sie begangen oder unterlassen werden sollen, zu entscheiden ist. Dass einer von einem andern Geld borgt, macht an sich allein die Handlung des Borgens nicht unmöglich und dieselbe weder zu einer sittlich guten noch zu einer sittlich bösen; erst dadurch wird sie sittlich böse, wenn sie mit dem Vorsatz geschieht, *den andern* um sein Darlehn zu betrügen. Mehr brauchen wir nicht hinzuzufügen, um zu zeigen, dass das Buch, das sonst ganz gute Stellen hat, und sich hier und da nicht ohne Interesse lesen lässt, in der Hauptsache das gar nicht erfüllt, was es zu leisten verspricht, und das Gebäude der kritisch praktischen Philosophie, durch die ganz unhaltbare Grundlage, die es demselben unterlegt, statt es noch mehr zu befestigen und dauerhafter zu machen, nur zerstört.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Gespräch zweyer Landedelleute über den jetzigen Gang der Regierung in Bayern*, von *R**z*. 60 S. 8. (5 gr.) Das Gespräch wird zwischen einem Grafen und einem Baron geführt. Der erste ist ein Gegner der jetzigen Reformen in Bayern, wird aber von dem Baron, der ein warmer Vertheidiger der Regierung ist, eines Bessern belehrt, und beide feyern am Ende das Lob Maximilian Josephs IV bey einem fröhlichen Gastmahle. Das Gespräch ist von beiden Seiten ziemlich oberflächlich.

---

NATURGESCHICHTE. *Dresden*, b. Gerlach: *Tabellarische Uebersicht der theoretischen und praktischen Botanik*, von *D. C. G. Erdmann*. 1802. 40 S. 4. (8 gr.) Eigentlich eine tabellarische Uebersicht der Kapitel, welche in der Botanik abzuhandeln sind. Die erste Tabelle handelt vom Nutzen der Naturgeschichte, dann folgt die theoretische Botanik und zwar die botanische Physiologie betrachtet 1) nach dem Gesetze vom zureichenden Grunde, 2) nach dem Gesetze der Sparsamkeit, 3) nach dem Gesetze der Stätigkeit, 4) nach dem Gesetze der grössten Mannichfaltigkeit, 5) nach dem Gesetze der allgemeinen Erhaltung. Unter diese Rubrik kommt die ganze gewöhnlich sogenannte Physiologie nebst einem grossen Theile der Pflanzengeschichte. Die einfachen Bestandtheile der Pflanzen werden eingetheilt 1) nach ihrer Zusammensetzung α) durch chemische Verbindungen in feste Elementartheile — Erde, Salz oder flüssige Elementartheile, Wasser, Luft, Oel, Säuren, und β) durch mechanische Verbindungen aus Monaden oder Atomen und Fibern zu Membranen, Gefässen und Gefässschichten; ferner 2) nach ihren Eigenschaften, Elasticität, Reizbarkeit, Lebenskraft und Reproductionskraft. Hieraus kann man die Verfahrungsart des Vfs. kennen lernen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1803.

## PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Lebenskunst in Beyträgen* von *Friedrich Köppen.* 1801. XII. u. 372 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Keine Theorie der Glückseligkeit, welcher am Ende die Ausführbarkeit fehlen dürfte, sondern nur Beyträge zur Kunst, das Leben froh zu geniessen, verspricht der Vf.; gewisse allgemeine Gesichtspunkte, unter denen das Leben der Menschen, ungeachtet der verschiedenen Richtungen und Bestrebungen, welche der allgemeine Wunsch nach Glückseligkeit nimmt, sich auffassen läfst, gewisse Erfahrungen, die mehr oder weniger bey jedem Einzelnen einzutreten pflegen, sind es, welche der geistvolle Vf. anspruchslos hingiebt. Wer auch, wie Rec., überzeugt ist, dafs eben so wenig eine allgemeine für alle passende Glückseligkeitstheorie möglich sey, als eine Lebenskunst, wenn sie als allgemeine Vorschrift zur Anwendung jener Theorie gedacht werden sollte; denn diese mufs auf eigenem Urtheilsvermögen beruhen, welches wohl gebildet und geleitet, aber nicht durch irgend etwas von Aufsen gegebenes ersetzt werden kann: so wird doch keinen gebildeten Leser die Lectüre dieser Schrift gereuen, in welcher ein männlicher, zur Harmonie aller Anlagen gebildeter Geist, ein durch mannigfaltige Kenntnisse unterstützter Verstand, der das menschliche Leben von allen Seiten würdiget, Vortheile und Nachtheile äufserer Verhältnisse ruhig abwäget, und das schöne Ebenmaafs zwischen der Denk- und Einbildungskraft in dem Ausdruck des Gedachten, für Geist und Herz eine wohlthätige Wirkung hervorbringt. Die Ansichten, Bemerkungen und Urtheile, Regeln und Rathschläge, welche hier mitgetheilt werden, empfehlen sich nicht allein durch ihre Wahrheit, sondern auch selbst die Art, wie sie mitgetheilt werden, kann den Lebensgenufs erhöhen.

In der Einleitung bemerkt der Vf., dafs die mannigfaltigen Grundsätze, welche den Menschen empfohlen wurden, um sie zu einem richtigern Gebrauch des Lebens, zu einem glücklichern Beginnen und Vollenden desselben zu führen, ein Beweis sind, dafs die Menschen aus dem ursprünglichen natürlichem Zustande herausgetreten und in einen künstlichern übergegangen sind. „Nun kann der Mensch nicht mehr ausreichen mit dem ruhigen Vergessen seiner Selbst, und einem sanften Hinträumen bis ans Ende, sondern er mufs merken und überlegen, welch einen Plan er für die Zukunft befolgt, wie er gewisse Klippen vermeidet und den gewünschten Hafen erreicht; nun mufs ihm eine Philosophie zur Seite stehen und seine Schritte lenken, damit er sich nicht übereile und wider Willen etwas Unangenehmes befördere — eine Kunst zu leben, welche von unsern Vorvätern freylich als das seltsamste Ding verlacht worden wäre. Sie soll das menschliche Leben beachten und berathen, den Weg desselben, so viel in ihrer Gewalt steht, mit Rosen bestreuen. Sie soll dem Menschen gewisse Principe für alles sein Thun liefern und einem Fernglase gleichen, durch welches er alle Gegenstände in verschönertem Lichte erblickt. Von der Philosophie unterscheidet sie sich dadurch, dafs sie eine blofs praktische Wissenschaft ist, nicht auf das Denken, sondern auf sein Thun und Handeln wirken will. Sittenlehre und Lebensweisheit haben zwar beide eine praktische Tendenz, und sind wegen ihres Zusammenhangs vielfältig mit einander verwechselt worden; allein beide sind doch von einander zu unterscheiden." Tugend kann der Mensch in seinen mannigfaltigen Verhältnissen hinreichend zeigen, ohne dafs man deswegen Lebensweisheit bey ihm anträfe. Das Gute wird dem Menschen geboten, weil es gut ist, die Philosophie des Lebens soll ihn zu seinem Glücke hier auf Erden führen. Das Gute und Böse, möchte man sagen, bezieht sich auf ihn als ein vernünftiges Wesen, die Lebensweisheit auf seine empfindende Natur. Es ist der Zweck der Moral, den Menschen eines höhern Glücks würdig zu machen; die Lebensweisheit hingegen sucht ihn mit seinem jetzigen Leben zu befreunden. Sie nähert sich mehr der Klugheit und den Vorschriften, welche aus der Erfahrung herstammen; während jene ihre Anfoderungen aus den unwandelbaren Gesetzen des vernünftigen Wesens herleitet." Diese richtige Gränzbestimmung scheint uns der Vf. am Schlusse seiner Schrift nicht klar vor Augen gehabt zu haben, indem er da die Sittenlehre nach den Foderungen der Lebensphilosophie bequemen will.

Unter den folgenden Rubriken: *sinnliches Vergnügen und sinnlicher Schmerz, Künste, Musik, Malerey, Dichtkunst;* u. s. w. *Vergnügen, welches aus den Wissenschaften entspringt, — Steckenpferde; Temperament, Leidenschaften, Ehrgeiz, Eitelkeit, Freundschaft und Liebe, Launen; Aeussere günstige oder ungünstige Umstände, Reichthum, Einsamkeit, Gesellschaft, Amt und Beruf,* trägt der Vf. seine Bemerkungen über diese Dinge, welche das Gewebe des Lebens ausmachen, vor, und würdiget ihren Einflufs auf die Erheiterung oder Verbitterung desselben. Zwar sind diese Gegenstände schon oft genug behandelt worden; aber man folgt doch dem Vf. mit Vergnügen in seinen Betrachtungen und Schilderungen, welche Erzeugnisse eines ruhi-

ruhigen heitern Geistes sind, und auch da, wo man es nicht erwartet, manchen Gegenständen lichte Seiten abzugewinnen wissen; und überall trifft man scharfe Blicke in das menschliche Herz und neue Ansichten an. Z. B. S. 68. „Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, mit denen die Malerey sich beschäftiget, mag wohl eine mitwirkende Ursache seyn, dass die Meister dieser Kunst insgemein einen gewissen Frohsinn athmen, welcher der ausschliessenden Beschäftigung anderer Künste zu fehlen scheint. Ein Musiker wandelt mit ernstem Blick umher, verschliesst sich in seine Welt der Töne und braust aus ihr plötzlich hervor mit den Funken des Genies; der Maler sucht in den umgebenden Gegenständen Nahrung für seine Kunst und verarbeitet sie hernach zu einem Ganzen." S. 180. „Je näher der Mensch dem Tage seiner Geburt ist, desto mehr knüpfen ihn sympathetische Gefühle an seines Gleichen; je mehr er sich dem Grabe nähert, desto grösser wird die Trennung. Im Kindesalter gleichen sich die Physiognomien der meisten, je mehr sich der Charakter vollendet, desto mehr erhält jedes Menschenantlitz bestimmte scharfgezeichnete Züge. Durch diese Schwierigkeit der Annäherung erlebt der grössere Theil der Menschen sein Zeitmaass des Lebens ohne den höheren Sinn der Freundschaft zu begreifen und in der Erfahrung kennen zu lernen." Interessant ist auch in psychologischer Hinsicht der Abschnitt von Launen, ungeachtet sie hier nur nach ihrem Einflusse auf Freude und Trauer betrachtet werden. „Die Laune ist sowohl ein Kind des Körpers als der Seele, und hat mit dem Temperamente einen genauen Zusammenhang, ja man könnte sie sogar als einzelne Aeusserungen desselben betrachten. Wenigstens ist gewiss, dass man empirisch einen Menschen nicht besser kennen lernt, als in den Ausbrüchen seiner Laune; dass in ihnen alles, was zum Naturell gehört und sonst vielleicht geflissentlich versteckt blieb, am sichtbarsten zum Vorschein kommt. Alle Leidenschaften pflegen sich im launenhaften Zustand auf eine eigene Art zu entwickeln, sowohl die Fröhlichkeit als die Trauer erhält einen eigenthümlichen Charakter, der ganze Mensch eine besondere Farbe. Freylich ist auf alles, was jemand während einer Laune unternimmt, sehr wenig zu rechnen; ein kleiner Strohhalm im Wege kann leicht das ganze System verändern, die Handlungen werden so buntscheckigt als die Gesinnungen; wenn man sich inzwischen nur dadurch nicht hintergehen lässt, liefert oft irgend eine solche vorübergehende Stimmung ein genaues Porträt des Eigenthümers, ohne dass er es geben will und zu geben meynt." Die Launen müssen durch Zwang bekämpft werden. Oft würde es schon hinreichend seyn, sich aus einem passiven Zustande der Laune in einen sehr activen zu versetzen, irgend ein Geschäfte zu beginnen, wobey die Kräfte des Gemüths in Anregung kämen, und jene Ausgeburten müssiger Phantasie überwältigten. Oft ist die üble Laune eine blosse Frucht des Müssigseyns, welches selbst bey sehr arbeitsamen Männern zufällig eintreten kann." S. 215. folgt eine geistreiche Apologie des Reichthums gegen den Vorwurf, dass er den frohen Lebensgenuss eher hindere als fördere; der Vf. zeigt, dass der Missmuth, welcher sich zu gerne zu dem Reichthume gesellt, nicht unmittelbar durch ihn, sondern durch den veränderten Sinn, der gemeiniglich mit ihm in uns zu entstehen pflegt, entspringe. Eben so lehrreich sind die Betrachtungen über Einsamkeit, Gesellschaft, Amt und Beruf. Nach den Betrachtungen über die Quellen des Lebensglücks, gehet der Vf. zu dem über, was der Mensch selbst zu demselben beytragen muss; denn von ihm hängt es ab, wie er aus jenen Quellen schöpft, und daraus die Summe seines Lebens bildet. Zuerst folgt ein kurzer Abriss einiger griechischen Systeme der Lebensweisheit, mit treffenden Beurtheilungen verbunden. „In diesen Systemen der drey griechischen Philosophen sehen wir ungefähr die Endpunkte, zu denen jede Lebensphilosophie mehr oder weniger sich hinneigt. Epikur ist Sachwalter der Sinnlichkeit; Aristipp, des ruhig in der Erfahrungswelt prüfenden Verstandes; und Zeno, einer über alle Erfahrungen und Sinnlichkeit hinausreichenden Vernunft. Aus einer Verbindung und Vermischung ihrer Meynungen für mancherley Lagen und Umstände kann sehr viel Gutes ins Leben des Menschen übergehen, obgleich man vielleicht bey ausschliessender Befolgung irgend eines einzelnen Systems seiner Natur Zwang anlegen müsste, und am Ende dennoch nicht sein Ziel erreichte. In den *allgemeinen Bemerkungen und Resultaten* zeigt der Vf., dass alle Lebensphilosophie darauf beruhe, dass man eine gewisse Gewalt über seine Einbildungskraft zu erhalten suche, knüpft artige Gedanken über die Poesie und Prosa des Lebens an, und schliesst endlich mit Betrachtungen *über den Einfluss der moralischen Ueberzeugungen auf die dunklere oder hellere Ansicht des Lebens.* „Sittlichkeit wird von jeder Lebensphilosophie vorausgesetzt, die letztere beginnt dort die Ausbildung der Menschen, wo die erstere aufhörte. — Hättest du nicht Frieden mit deiner Seele, woher nähmest du deinen übrigen Frieden? Wäre dir nicht ein reiner und unbefleckter Sinn, wodurch würde dir die Welt rein und tadellos? O sicher, die Farbe des Innern macht auch die Farbe des Aeussern; der ächte innere Glanz des Demants verbreitet sein Licht auf jede Einfassung; aus dem Menschen selbst entspringt der Freudenborn, der sein ganzes Leben befruchtet. — Aber wie kommts doch, fragt der denkende Mensch, dass zu dem Bösen sich gleich das Unglück gesellt, und zu dem Guten oft das Glück auf der Welt vermisst wird? Leben wir denn in einer Welt, wo die Strafe dem Vergehen auf dem Fusse folgt, aber für das Wohlverhalten die Belohnung ausbleibt? Hätte der Mensch sich mehr vor dem Laster zu hüten, als der Tugend entgegenzustreben? Schiene diess nicht eine Ungerechtigkeit in der Weltordnung?" Der Vf. beleuchtet nun, wie die stoische, epikurische und kantische Philosophie diese Fragen zu beantworten gesucht haben. Der kantischen Sittenlehre gesteht er den Vorzug vor den beiden andern zu, dass sie wissenschaftlich richtiger, in sich selbst gegründeter und weniger Einwürfen ausgesetzt sey.

sey, indem sie das Gute und das Glück von einander trenne, und beide Gegenstände des menschlichen Strebens in ganz verschiedene Sphären setze; allein weiterhin tadelt er sehr hart an ihr, dass sie alle sinnliche Triebfedern von der Sittlichkeit ausschliesse, das moralische Verdienst einer Handlung um so höher schätze, je mehr Aufopferungen und Kampf sie gekostet, die Moralität überhaupt ganz unabhängig von der Religion mache; er ziehet endlich die Folgerungen daraus, sie lehre mönchische Tugend, Ertödtung und wo möglich Ausrottung aller Sinnlichkeit; sie fodere einen ewigen Kampf mit den Trieben der Natur, ohne die Möglichkeit der Erreichung des Zieles zeigen zu können; kurz er entwirft ein so finsteres, trauriges und abschreckendes Bild von dieser Philosophie, dass man sich nicht genug wundern kann, wie ein so guter Kopf, als der Vf. ist, sich so sehr von Vorurtheilen habe einnehmen lassen, um die erhabene, der Würde und Natur des Menschen völlig angemessene Ansicht dieser Philosophie, so ganz zu verkennen, und nicht einzusehen, dass sie, indem sie ein würdiges, auf die Ewigkeit hinaussehendes Ziel alles Strebens ins Licht setzt, die wahre Lebensweisheit besser berathen hat, als das raffinirteste Glückseligkeitssystem leisten kann. Denn je weniger der Mensch Glückseligkeit suchet, desto eher wird er sie in sich selbst finden, wenn er ist, wie er seyn soll. Der Tadel befremdet um so mehr, je weniger er mit den sonst geäusserten Behauptungen und mit dem ganzen praktischen Geiste, der in dieser Schrift athmet, zusammenstimmt.

Glogau, in d. n. Günter. Buchh.: *Retifs philosophisches System der gesammten Physik*, oder: *die Philosophie* des Hn. *Nikolas*. Aus dem Französischen übersetzt. *Erster Theil*. 1802. 314 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Natursystem des *Retif de la Bretonne*, wovon das Original im J. 1796 in drey Bänden erschien, konnte immer unübersetzt bleiben, ohne dass die Naturwissenschaft in Deutschland dabey etwas verloren hätte. „Dass dieses System wegen der *Mannigfaltigkeit der* darin aufgestellten *Hypothesen*, wegen der *Kühnheit* der Ideen und wegen des *ungeheuern Schwunges*, den der Geist des Vfs. darin genommen habe, den *seltensten*, den *ausserordentlichsten* und in gewisser Hinsicht auch den *wichtigsten* Schriften an die Seite gesetzt zu werden verdiene," ist weiter nichts als eine leere Phrase des Uebersetzers, um sein Unternehmen als sehr verdienstlich für die Wissenschaft darzustellen; eine Sammlung von Hypothesen und kühner Ideen und ein ungeheurer Schwung der Einbildungskraft, sind keine Eigenschaften eines ächten philosophischen Natursystems und können das Werk, das sie besitzt, noch zu keiner Stelle neben den *wichtigsten* Schriften in diesem Fache berechtigten. Die Philosophie des Hn. *Nikolas* gehört mehr der Poesie als der Wissenschaft an, von welcher sie den Namen borgt. In der That häuft sie Hypothesen auf Hypothesen, die ohne Haltung, ungeheuer und so beschaffen sind, dass sie gar nicht zu Erklärungsgründen der Naturerscheinungen dienen können. Das einzige Wahre, was der französische Herausgeber von seinem Hn. *N.* in Rücksicht auf dieses Werk sagt, ist, dass er seine Begriffe von einem vollständigen Weltsystem entwickle, das, in Hinsicht der Eigenschaft zu *unterhalten*, mit den besten Romanen wetteifern könne. Er erregt aber kein günstiges Vorurtheil für seine Einsichten und für seinen Autor, wenn er in der Folge hinzusetzt, dass die *Wahrheiten* der höhern Physik, mit welchen Hr. *N.* sich hier abgebe, auch den Scharfsinn der *weisesten Völker* und der berühmtesten Nationen, der Indier, der Chinesen, der Chaldäer, der Aegypter beschäftiget hätten, dass man sich aber nicht enthalten könne zu seufzen, wenn man bedächte, dass diese *herrlichen Wahrheiten* von dem Roste der Unwissenheit und des Aberglaubens verfinstert worden wären, sobald die grossen Nationen, ihre Entdecker, in die Sklaverey, aus dieser in die Unwissenheit und aus der letztern in die Barbarey versanken. Nach den Vorstellungen *Retifs* ist das Urwesen der Mittelpunkt des Universums, die Sonnen die Mittelpunkte ihrer Systeme, die Erde der Mittelpunkt ihres Trabanten, und seiner Atmosphäre, der Mensch, das Thier, jedes für sich, ein besonderer Mittelpunkt, welcher für ihn selbst nothwendiger Weise der Mittelpunkt des Ganzen Alls ist. Die Erde war anfänglich durchaus ein Fluidum; das Wasser war mit fixer Luft, Licht, Wärme, Schärfen und mit allen übrigen aufgelösten Substanzen vermischt, und es fluthete, wie heute das Wasser eines stark mit Seesalz geschwängerten Meeres. Indessen begannen in einem Anfange von Ruhe die verschiedenen aufgelösten Substanzen an der am wenigsten beunruhigten Stelle sich zu *krystallisiren*, d. h. einen festen Körper zu bilden. Auf diese Art bildeten sich die Reihen von Granit oder Urgebirgen. (Man sieht, die Sache ist ausnehmend anschaulich dargestellt, Licht, Luft, Wärme, Schärfen und alle übrigen Substanzen krystallisirten sich zu — *Granitgebirgen!*) Alle Geschöpfe, der Mensch selbst nicht ausgenommen, sind Krystallisirungen. Die Erde bildete, im Vollgenuss einer ungeschwächten Jugend, *lebendige Krystallisationen* von *ungeheurer Grösse*, die indessen nicht mehr vorhanden sind. Man werde, heisst es, in der Folge sehen, dass nach der Analogie die Erde Geschöpfe von der Höhe von 21 französischen Meilen haben konnte, vorausgesetzt, dass sie wie der Mensch gebildet gewesen wären. Diesen ungeheuern Wesen reichte das damals sehr tiefe Meerwasser nur bis an die Knie. Alle Planeten gingen ursprünglich aus der Sonne, ihrer Quelle, als Kometen hervor. Diess ist, sagt der Vf. „eine der *hellen Wahrheiten*, die einen neuen Tag über alle Gegenstände der höhern Physik verbreiten." — Die Sonne verschlingt unaufhörlich Planeten wieder, und stösst unaufhörlich Kometen aus, bis ihre hervorbringende Kraft abgenutzt seyn wird, (wie kann sie aber je sich abnutzen, da sie immer durch das Verschlingen von Planeten neue Kräfte und Stoff zu neuen Kometen erhält?). Bey jedem

jedem Umlauf, den der Komet zurücklegt, verkürzt seine Ellipse sich unbemerkt und strebt nach einer zirkelähnlichen Bahn. Die Kometen sind dem Planetensystem unentbehrlich. Unbemerkt hält der Komet neben dem Merkur, der Venus, der Erde, dem Mars, dem Saturn und *endlich* neben dem Uranus, dem letzten aller bekannten Planeten, an, hernach wird er selbst Planet. Die Sonne verschlingt die Planeten, wenn sie sich ihr genugsam genähert haben. Jedoch werden dadurch die Keime ihrer Wesen nicht zerstört. Alle planetarischen Wesen oder ihre Keime werden sich nun entwickeln, um eines vollkommneren Lebens zu geniessen; die belebten Wesen werden daselbst einer gleichförmigen Temperatur, einer reinern Luft u. s. w. sich erfreuen, und alle *moralischen* Vollkommenheiten besitzen. Diess ist der Ursprung des *Paradieses*, das in alle Religionen, mit verschiedenen Abänderungen aufgenommen worden. So wie die Sonne ihre Planeten wieder zu verschlingen beginnt, muss sich auch die Bewegung um ihre Axe vermindern, dadurch wird sie sich oberwärts (auf ihrer Oberfläche) verhärten, so wie unsere Sonne jetzt *einigermassen* anfängt, wie die Sonnenflecken beweisen, wenn diese anders nicht etwa sich eben bildende Kometoplaneten sind. Wenn eine Sonne schon die Hälfte ihres Planetensystems verschlungen hat, so wird sie zur Hälfte trübe seyn; wenn es mit drey Vierteln der Fall ist, so wird sie sehr trübe und zu gewissen Zeiten unsern Augen es ganz scheinen. Wenn sie aber alles verschlungen haben wird, so ist sie ganz und gar dunkel, und wofern sie noch einige Kraft übrig behält, so bleibt sie eine lange Zeit für uns, (die wir mit verschlungen sind?) eine sehr kurze aber in Rücksicht auf ihre gänzliche Umwandlung, die durch die Verschlingung aller Sonnen durch das Urwesen hervorgebracht werden muss, in dieser Lage. (Hr. *N.* hätte hier wenigstens nicht vergessen sollen, auch den Umstand mit in Betrachtung zu ziehen, dass, da die Sonnen nicht allein die Planeten verschlucken, sondern auch dafür Kometen wieder von sich geben, wohl eine kleine Aenderung in Ansehung der allmäligen Verfinsterung der Sonnen eintreten könne.) Haben die Sonnen ihr ganzes System verschlungen, so entgeht ihnen die bewegende Kraft, ihre Revolution ist zu Ende, sie stürzen zurück in die *Gottheit*. Die *Substanz Gottes*, des Mittelpunkts des Universums, der Sonne aller Sonnen, ist ein *wirkliches Fluidum*, (das giebt künftig ein neues Kapitel in der Physik!) aber das feinste von allen, ein *Verstandbegabtes Fluidum*; die andern *Fluida* sind das *Licht*, die *Wärme*, der *Magnetismus*, die *Salze* u. s. w. Vermöge dieser der Gottheit in Ueberfluss eigenen Substanzen, bildete sie zuerst die Sonnen, durch diese die Kometoplaneten, und durch diese wieder alle Substanzen, die Mineralien, Pflanzen, Thiere, Menschen, alles mittelst einer, jeder besondern Production angemessenen Krystallisirung. Auf eben diese Art geht nun auch der Vf., nachdem er seine sogenannte höhere Physik vollendet hat, auch die Physik der Erde, des Menschen, der Thiere, Pflanzen und Mineralien durch. Alle diese Geschöpfe waren ihrem Wesen und ihrer Natur nach eine *Sonnenschlacke*, aus der der Kometoplanet sie erzeugte und diese Schlacke hat eine Explosion abgelöst. Die lebendigen Wesen, die Pflanzen etc. existirten, *jedes für sich bestehend*, auf der Sonnenkugel, sahen sich mit dem lebhaftesten Schmerz von ihr getrennt und alle ihnen bevorstehende Leiden voraus — die Vertreibung aus dem Paradiese. — Das Leben der Menschen in der Sonne ist unendlich länger und glücklicher, als das auf Erden. Unsterblich sind sie jedoch nicht in ihr, da es die Sonne selbst nicht ist. Aber die Sonnenmenschen werden, wenn sie in den einzigen Mittelpunkt kommen, daselbst noch weit glücklicher seyn, noch weit älter, ja vielleicht gar der Unsterblichkeit theilhaft werden (wie aber, wenn sie noch einen und mehrere immer fortwährende Kreisläufe, als Auswurf des einzigen Mittelpunktes, machen müssten?). Auf die *wichtige* Frage: was für eine *Gebärmutter* war es, die die ersten Keime zu empfangen geschickt war, ehe sie in die Zeugungstheile der Männchen aller Art eingeschlossen waren? wird geantwortet: dass die männlichen von der Quelle des Lebens belebten Saamenkörperchen die weiblichen in der vegetabilischen Erde nahe bey sich fanden und sich mit ihnen vereinigten; dass z. B. das Menschenbildungsgeschäft auf die Art Milliardenmal gegen einen einzigen glücklichen Erfolg fehl ging; dass aber endlich auf einerley Punkt des Erdballs zwey Individua, ein Männchen und Weibchen, sich von der Erde losrissen und mit einander verbanden; dass die Resultate dieser beiden Individuen auf einem jeden Punkt der Erde, wo sie ihr Daseyn empfingen, unter einander sehr abweichende Menschen hervorbrachten; dass aber Verbindungen und Vermischungen diese unter sich abweichenden Arten nach und nach einander näherten. — Nach diesen Proben mögen nun die Leser selbst beurtheilen, ob sie diese Schrift mit dem Uebersetzer für wichtig, oder mit uns für entbehrlich halten wollen. Die Uebersetzung ist indessen lesbar, obgleich der Stil nicht durchaus correct; der Uebersetzer schreibt auch *Lammethrie*, *Hipothese* u. s. w.

* * *

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Medicinisch-chirurgisches Journal.* Von D. *Joh. Clemens Tode.* 5ter Bd. 1tes Heft. 1800. 90 S. 2tes Heft. 1801. 116 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 12.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1803.

## PÄDAGOGIK.

London, b. Rivington: *An Essay on Education*; in which are particularly considered the merits and the defects of the discipline and instruction in our Academies. By the Rev. *Will. Barrow*. 1802. *Erster* Band. XX u. 314 S. *Zweyter* Band. 333 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein wichtiges und schätzbares Werk, und vorzüglich dadurch merkwürdig, dass der Vf. mehrere alte und einst bewährte Grundsätze und Erziehungsmethoden, die gewisse Neuerer seit Jahren auf die Seite gesetzt oder verlacht und verworfen haben, vertheidiget und in ein vortheilhaftes Licht setzt. Manche Leser, die über den Gegenstand nachgedacht und Erfahrungen darüber eingesammelt haben, werden ihm willig beytreten; andere, die von dem Glanze des neuen Lichtes sich hinreissen liessen, aber doch über die gerühmten Vortheile mancher neuern Methoden und Grundsätze ihre demüthigen Zweifel im Stillen hatten, werden ihn mit Vergnügen lesen, und noch andere werden ihn wenigstens des Anhörens werth finden, wenn sie überlegen, dass er einen grossen Theil seines Lebens der Erziehung gewidmet und selbst einer Anstalt (der Akademie in Soho Square in London) vorgestanden hat. Die Grundsätze, durch die er sich vor vielen Neuern auszeichnet, sind unter andern folgende: Er meynt, dass man den Willen der Kinder schon frühzeitig brechen und an abschlägige Antworten und Entbehrungen gewöhnen müsse; dass der Unterricht kein Spiel seyn könne, und dass das Kind anzuhalten sey, ihn mit Ruhe, Ernst und strenger Aufmerksamkeit zu nehmen. Er ist keinesweges dafür, dem Kinde Mühe zu ersparen und ihm Alles zu erleichtern; denn er glaubt, dass durch Anstrengung der Verstand geübt werde, und dass wir eine Sache nur in dem Maasse wahrhaft und gründlich verstehen, in welchem ihre Erwerbung uns Mühe gemacht hat. Eben so wenig überlässt er seinen Zöglingen die Zeit, wenn sie arbeiten wollen oder nicht; er hält es vielmehr für nöthig, sie an regelmässige Stunden der Arbeit zu gewöhnen, und zwischen diesen und ihren Spielstunden einen grossen Unterschied zu machen. Er behauptet, dass man Sprachen nicht ohne die Grammatik gründlich erlernen könne, und dass das Kind gewisse Dinge auswendig lernen und es sich sauer werden lassen müsse. Er lacht über die Behauptung, dass ein Schullehrer der ältere Freund seines Zöglinges seyn solle, und hält es für grössern Gewinn, dass jener durch Ernst und eine gewisse Entfernung diesem Ehrfurcht einflösse und dadurch in beständigem und willigem Gehorsam erhalte. Die lateinische und griechische Sprache betrachtet er als die Grundlage alles wahren Wissens, und empfiehlt eine gründliche Erlernung derselben. Ein Grundsatz, der am wenigsten in England bezweifelt wird, wo man die Unwissenheit in diesen Sprachen selbst für einen Mann von Stande für schimpflich hält. Er dringt sehr darauf, dass man junge Leute eine positive Religion lehre und zur regelmässigen Besuchung des Gottesdienstes anhalte. Eben so sehr ist er für gewisse altmoralische Grundsätze und selbst Vorurtheile, bey denen er glaubt, dass sich die bürgerliche Gesellschaft besser befunden habe, als bey einer Aufklärung, die uns in den Stand setzt, einen grossen Theil unserer Pflichten und Obliegenheiten weg zu räsonniren. Die Erziehung in den sogenannten Akademien oder Privatschulanstalten zieht er der häuslichen vor, so wie er die öffentlichen Schulen vor jenen empfiehlt, und die grössern in den mehresten Fällen für besser hält, als die kleinern. — Ueber Alles das verbreitet er sich als ein praktischer Mann, sagt darüber Manches sehr Lesens- und Beherzigenswerthes, und unterstützt es mit Gründen, welche zu widerlegen nicht immer leicht seyn möchte.— Dass Vieles bloss auf den englischen Meridian berechnet ist, und auf unsere Verfassung, Sitten, Lebensart und Gewohnheiten nicht passt, hat Rec. wohl nicht nöthig zu erinnern.

Ungeachtet übrigens dieses ganze Werk gewissermassen als ein System zu betrachten ist: so ist es doch in einzelne Abhandlungen eingetheilt, die hier als Kapitel erscheinen, deren aber fast eine jede für sich selbst bestehen kann — über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer gehörigen Erziehung — über die Vorurtheile der Erziehung — über Disciplin und Unterricht — die Vortheile der öffentlichen und Privat-Erziehung verglichen — über die Wahl einer Schule — in wieferne man die natürlichen Anlagen bey der Wahl eines Standes zu berathen habe; ein merkwürdiger Aufsatz, und der Manches enthält, was diesem oder jenem paradox scheinen wird und es vielleicht doch nicht ist. — Ueber die Schätzung, Behandlung und Klagen der Eigenthümer unserer Akademien — Grammatiken — das Studium der englischen Sprache — Schreiben, Rechnen und Mathematik — über das Studium der Classiker, ein sehr schöner Aufsatz. — *Zweyter* Theil. Die Kunst zu lehren — über den Gebrauch der Uebersetzungen und anderer Hülfsbücher — Mythologie, Geographie, Chronologie, Geschich-

schichte und Romane. Die letztern werden, mit einigen Ausnahmen, verurtheilt, und ihr schädlicher Einfluss auf den Geschmack und die Energie eines Charakters gezeigt. — Ausarbeitungen in Prose und Versen — über das Studium der französischen Sprache auf der Schule — Zwang und Strafen, die er für nothwendig erklärt und mit guten Gründen vertheidiget — Belustigungen und Feyertage — religiöser Unterricht — über die Tugenden und Laster der Knaben — über die Theile der Erziehung, welche bloss zur Zierde dienen — über eine frühzeitige Kenntnifs der Welt — über die Wirkungen, welche die französische Revolution auf die öffentliche Meynung und die Sitten in England gehabt hat. Hier führt der Vf. grosse Klagen, und beschreibt diese Wirkungen als gleich schädlich und ausgebreitet.

Die Sprache des Vfs. ist deutlich, einfach und männlich und so ihrem Gegenstande sehr wohl angemessen. Uebrigens ist er auch durch eine Sammlung geistlicher Reden bekannt, die er im J. 1799 vor der Universität Oxford hielt, da ihm die sogenannten Bampton Lectures, oder die geistlichen Reden, welche Bampton stiftete, für das genannte Jahr zugefallen waren.

## GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie*, herausgegeben von G. G. *Bredow. Zweyter* Band. Mit dreyzehn Karten. 1802. 797 S. 8.

Auch unter dem Titel:

*Gosselin über die Kenntnifs der Alten von der West- und Ostküste Afrikas, und über die Umschiffung dieses Erdtheils; — Rennels System der Geographie Herodots; — Vincent über den Handelsverkehr der Alten mit Indien, und über ihre Kenntnifs von der Ostküste Afrikas;* — im Auszuge übersetzt und durch eigne Untersuchungen berichtigt und erweitert von G. G. *Bredow*.

Das deutsche Publikum hat Ursache, Hn. B. für diese mühsame Arbeit zu danken. Es gehörte zu deren glücklichen Vollendung eigene gründliche Kenntnifs der alten Geographie und Geschichte um das Wichtige und Neue auszuheben, und den Auswuchs von Wiederholungen und zweckwidrigen Nebendingen zu übergehen. Diess ist ihm nach des Rec. Gefühl sehr gut gelungen; so wie die berichtigenden Noten und eigne kleine Abhandlungen, welche dem Werke mehr Aufklärung und Präcision verschaffen. Durch diese Arbeit kann der Deutsche die vollständigen Uebersetzungen von drey theuern Werken nicht nur ersparen, sondern er übersieht auch die Systeme und Hypothesen der Ausländer viel leichter und sicherer, da sie hier von dem unächten Nebenschmuck entladen sind, welchen der Leser erst bey Seite schaffen muss, wenn er den Zusammenhang ihrer Angaben und Beweise fassen, und über ihr Ganzes ein unbestochenes Urtheil fällen will. Entbehren konnten wir die nähere Kenntnifs von den Untersuchungen dieser drey Männer nicht, weil sie in der That manche Aufklärung verschaffen, obgleich östers auch nur blenden, und dann, weil sie im Auslande durch diese Schriften Aufsehen erregten; keine Bibliothek, die sich mit den theuern Werken der Engländer und der Franzosen nicht besassen will, kann diesen bündigen Auszug des Hn. B. missen.

*Gosselins* Werk macht den Anfang. Dieser gelehrte und scharfsinnige, aber etwas überspannte, Mann sucht zu beweisen, dass die Kenntnisse der Alten längst der Ost- und Westküste von Afrika bey weitem nicht so weit giengen, als man gewöhnlich annimmt. Vorzüglich wendet er alle Geisteskraft an, um zu zeigen, dass die bekannten Entdeckungen des Hanno an der Westküste das Cap Nun nicht überschritten, dass auch nach ihm weder Griechen noch Römer über diesen Punkt vorgerückt seyn. Da nun Hr. B. das Ueberzeugende seiner Beweise zu fühlen scheint, minder einsichtsvolle Leser durch das Neue und Auffallende also noch weit leichter hingerissen werden: so hält es Rec. für Pflicht, hier die Unmöglichkeit der Annahme zu zeigen. Nicht als ob wir jede einzelne Angabe zu prüfen oder zu widerlegen verlangten — diess würde die Geduld des Lesers und die Gränzen einer Recension überschreiten; — aber einige allgemeine Sätze sind vielleicht zum Erweise hinreichend, dass Hr. G. irrte. Er hebt damit an, dass er Herkuls Säulen, von welchen die Entdeckungsreise ausgieng, in dem engstem Verstand für die beiden Felsen bey Gibraltar und Ceuta nimmt, welche die Alten mit diesen Namen belegten; reducirt die Tagfahrten der damaligen Fahrzeuge auf 250 Stadien, welche er für 7 Seemeilen erklärt; und bringt dann heraus, dass die Fahrt der ersten drey Tage zum Promontorium Solois nicht weiter als bis zum Cap Spartel, oder zur nordwestlichsten Spitze von Afrika reichte, welche noch in der Strasse von Gibraltar, Cadix gegenüber liegt. Ist dieser Punkt erwiesen: so hat er schon in der Hauptsache gewonnen; denn die übrigen Ausleger setzten das Promont. Solois an verschiedene Punkte der Westküste von Afrika; ihre weitern Erklärungen müssen also eine ungleich grössere Ausdehnung gegen Süden gewinnen als die seinige, da er von einem viel nördlichern Standpunkte ausgeht, und die Verkürzung der Fahrten nun einmal zur Regel gemacht hat. Aber unter Herkuls Säulen verstunden die Alten zugleich die ganze Strasse von Gibraltar. Hr. G. läugnet diess, und glaubt, es lasse sich keine Stelle finden, wo sie in diesem Sinne genommen würden. Scylax, den er selbst benutzt, hätte ihn von dem Gegentheil überzeugen können; er führt Herkuls Säule in Afrika an, und ihr gegenüber die Stadt Gades. Diess ist vollkommen richtig beym Cap Spartel, aber völlig unanwendbar bey der Lage von Ceuta. Sollte ferner Hn. G. gar nicht bey- gesal-

gefallen seyn, dass hier die Karthaginenser keine Entdeckungsreise brauchten, dass sie diese Küste so gut kennen mussen als die Küste ihres Vaterlands? (wegen des engen Zusammenhangs mit Gades, wo man das C. Spartel bey keiner Fahrt aus den Augen verlieren kann.) Diess war also gewiss nicht das Promont. Solois, wo man nach Herodot mit den rohen Einwohnern einen stummen Tauschhandel trieb, weil man sich gegenseitig nicht verstehen konnte. Sollten diese Sätze noch nicht hinlänglich zur Widerlegung der willkürlichen Annahme scheinen: so füge man zu ihnen die angegebenen Maasse. Hanno fuhr wenigstens drey Tage von den Säulen bis zu dem Promont. Solois; Skylax aber rechnet 500 Stad. = 12½ geogr. Meilen auf die Tagfahrt, an dieser Küste wie in andern Gegenden. Das Cap Spartel ist von den eigentlichen Säulen Herkuls nur höchstens 7 geogr. Meilen entfernt. Um diesem Einwurf zu begegnen, kürzte *Gosselin* die Länge dieser Tagfahrten auf die Hälfte oder 250 Stadien ab, und nimmt noch überdiess kleinere Stadien an, damit für die Tagfahrt nur 7 Seemeilen oder etwas mehr als 5 geogr. Meilen herauskommen. Den Beweis holt er von unsern neuern Schiffsfahrten, wo man längst der Küsten oft nur sehr wenig Raum zurücklegen kann. Bey der Unvollkommenheit der alten Schiffahrt, schliesst er, müsse man also noch kleinere Zahlen nehmen, und betrügt sich recht sehr. Die flachen Fahrzeuge der Alten mit Segeln und Rudern zugleich versehen, erlaubten ein ununterbrochenes Fortschreiten gegen Strömungen und bey Untiefen, welchen sich unsere grössern, tiefer gehenden Schiffe ohne Ruder gar nicht nahen dürfen. Und giebt man ihm alles zu, was er verlangt: so hat er doch seinen Scharfsinn vergeblich angestrengt; denn auch sein Maass beträgt 16 geogr. Meilen und der wahre Abstand der beiden Landspitzen ist nur 7 geogr. Meilen. Also wird Hn. G. Hypothese zur wahren Unmöglichkeit; folglich auch alles fernere Fortmessen nach ähnlichen Voraussetzungen. Die berüchtigte Insel Cerne findet er auf der Klippe Fedal an der Marokkanischen Küste. Hanno hatte angegeben, dass die Säulen ungefähr gleich weit von Cerne und von Karthago entfernt seyen; Hr. G. selbst aber giebt den Abstand von Fedal nur auf 62, den von Karthago hingegen auf 250 Seemeilen an; diess hindert ihn aber alles nicht, bey dem einmal festgesetzten Schluss zu bleiben. Rec., so gerne er wollte, darf den einzelnen Auseinandersetzungen nicht weiter folgen; doch mögen noch einige Sätze nicht an unrechter Stelle seyn. Man halte sich, wo nicht bestimmt Tagfahrten angegeben sind, weniger streng an die Entfernungsmaasse des Hanno. Nimmt man jede Erwähnung, dass er weiter gefahren sey, ohne genaue Bestimmung wie lang, für eine Tagfahrt: so kommen 9, oder eigentlich 9 Fahrten bis nach Cerne heraus. Unter den allgemeinen Angaben der Abfahrt liegen aber gewiss auch grössere Zeiträume verborgen; diess beweist schon Scylax, der bey besserer Bekanntschaft mit der Küste 12 Tagfahrten nach Cerne rechnet. Ferner ist man genöthigt, dazwischen auch Tag- und Nachtfahrten anzunehmen, denn das Schiff findet am Ende seines täglichen Laufs nicht immer eine Stelle, wo man landen, oder ankern, oder sich gegen den mächtigen Seestrom halten kann. Man nehme endlich sein vorzügliches Augenmerk mehr auf ausgezeichnete Naturmerkwürdigkeiten als auf das ängstliche Zusammenstellen der unzuverlässigen Maasse: so wird man in dem grossen, mit Krokodilen und Seepferden angefüllten Flusse ohne Namen den Senegal nicht verkennen wollen. — Hr. G. nimmt einen der kleinen Küstenflüsse in Marokko, wo das Seepferd nicht hinlängliches Wasser hätte, um nur unterzutauchen, die im Sommer ganz trocken ihr Sandbett zeigen, für den grossen Strom an, weil es keinen andern an seiner Küste giebt. — Man wird in dem Promont. Solois des Hanno das Cap Cantin wieder finden, nach welchem er von den Säulen zwey Tage gegen Süden und dann nach Westen führt. Bey Scylax liegt es viel südlicher; des Hanno Solois heisst bey ihm Promont. Hermaeum, und er beschreibt es so genau, dass man es nicht verkennen kann, und die zuverlässige Kenntniss des Alten bewundern muss: „Von den Säulen bis Hermaeum verbreitet sich ein beträchtlicher Busen, und das Promont. Herm. liegt dem Promont. Sacrum in Hispanien gerade gegenüber"; genau so, wie wir es in der Natur wieder finden. In beträchtlich südlichern Abstand folgt dann erst das Promont. Solois. Hr. G. glaubt aber S. 48 demungeachtet, auch Scylax verstehe so wie Hanno unter Prom. Solois das Cap. Spartel. — Auf die nämliche Art verfährt Hr. G. mit der Ostküste von Afrika. Will eine Angabe nicht passen: so zieht er Stadien zusammen und erweitert sie wieder nach Belieben; findet er in Arabien Orte, die ihm Namensähnlichkeit mit alten Städten zu haben scheinen, aber von der Küste beträchtlich entfernt sind: so ist der Stand daran Schuld, welcher unterdessen die Küste weiter vorgerückt hat. Salomons Ophir ist Dassis in Yemen 15 Meilen von der Küste entfernt, und Tarsus bedeutet bey Salomons Schiffen nur überhaupt die Meeresstrecke. Die Alten haben ausserhalb des arabischen Meerbusens mit ihren Fahrten nie den Aequator erreicht. Aber freylich will auch hier die Lage der Natur mit Gs. Erklarungen schlechterdings nicht zusammen passen. — Diesen Untersuchungen hat Hr. *Bredow* kenntnissvolle Abhandlungen beygefügt: S. 118 über das Zeitalter des Hanno, den er aber wohl in zu entfernte Zeiten hinaufrückt, ob wir ihn gleich ebenfalls für älter halten als man ihn gewöhnlich annimmt. Die ausführlichere Bearbeitung der Fahrten nach Ophir und Tarsis S. 253 verräth einen sorgfältigen Leser der Bibel und den denkenden Kopf; so wie die Aufsuchung einer Insel Kerne in den Ostgegenden nach den Angaben griechischer Mythen das gründliche Studium der griechischen Dichter. Doch dünkt Hr. B. mit der Phantasie bey dem letztern Aufsatze freyern Spielraum gelassen zu haben, als es dem strengen Forscher der Geschichte ziemt; und wir bitten ihn, bey dem Systeme der Geographie Herodots, welches er zu liefern verspricht, und gewiss

weder unmittelbar von einer in der Erfahrung gegründeten Handlung abgezogen, oder aus reiner Vernunft entsprungen seyn müsse. *Sie können auch in der blossen Phantasie ihren Ursprung haben*, die ja schon mancher Idee ihr Daseyn gegeben habe, welcher weder eine Erfahrung entspreche, noch welche im Wesen der Vernunft gegründet seyn könne. Nichts sey auch leichter, als der Beweis, dass die Vorstellung des unbedingten Vernunftgesetzes in der blossen Phantasie entstanden sey. Denn — das soll der Beweis seyn — der mächtige Trieb zur Glückseligkeit suche stets das Angenehme und verabscheue das Unangenehme. Nun habe aber der nach Glückseligkeit strebende Mensch die Erfahrung gemacht, dass sein Wohl und Wehe von der *Gesinnung* der übrigen Menschen gegen ihn abhänge, dass er glückselig oder elend sey, je nachdem er ihnen wohl oder übel wolle. Sein Heil beruhe auf der Beschaffenheit und Dauer dieser Gesinnung; sey diese von seiner Seite auf die Wohlfahrt Anderer gerichtet, so habe er alles zu hoffen, ziele sie auf ihren Untergang, so habe er alles zu fürchten. Wo diese Selbstsucht herrsche, da sey kein einziger eines Gutes sicher, noch weniger dürfe er Beförderung seiner Wohlfahrt von ihr hoffen. Der Trieb nach Glückseligkeit und der Egoismus veranlasse also unwillkürlich die Phantasie, sich die *Idee*, oder wie es der Vf. auch nennt, das *Ideal* von einer Gesinnung, von einem Gesetze des Handelns zu bilden, von dessen *Gültigkeit* (soll wohl *Befolgung* heissen) allein die vollkommene Befriedigung jenes dringenden Bedürfnisses zu erwarten sey.

Schon diese erste Frucht von dem vieljährigen ernstlichen Erwägen und Prüfen der kritisch-praktischen Philosophie beurkundet den Beruf des Vfs., diese Philosophie zu reformiren, gar nicht. Es ist gleich anfangs sehr auffallend, wie man selbst unbedingt nothwendige praktische Regeln behaupten und doch das Entstehen derselben aus der Einbildungskraft, einem Vermögen der sinnlichen Anschauungen, für möglich halten und einen solchen Einfall dem behaupteten Daseyn jener Regeln in der Vernunft als eine Instanz entgegensetzen kann. Sind denn Ideen der Einbildungskraft, ästhetische Ideen, Vernunftideen und nothwendige, unbedingte Regeln der Vernunft? Wie kömmt denn der Vf. dazu, darum, weil es ästhetische aus der Einbildungskraft entspringende Ideen giebt, es für möglich zu halten, dass auch die Vernunftideen und Vernunftgesetze ihren Ursprung aus jenem Vermögen der sinnlichen Anschauung genommen hätten? Der Unterschied zwischen den Ideen der Einbildungskraft und der Vernunft ist in den Kantischen Schriften zu offen und zu deutlich dargelegt, als dass es dem gesunden Verstande nur einfallen könnte, von jenen einen so verkehrten Gebrauch zu machen, als hier geschehen ist. Hiernächst ist es gar nicht einmal wahr, dass *Kant* einen solchen Beweis zur Begründung der Realität unbedingt nothwendiger praktischer Regeln, als der Vf. vorstellig macht, gegeben hat, und am wenigsten auf die Art, wie der Vf. ihn diesen sogenannten Beweis führen lässt. *Kant* hat gar keinen Beweis *a priori* von der Möglichkeit und Realität des Sittengesetzes führen wollen und können, da eine solche Deduction überhaupt gar nicht möglich ist, wie er in der Kritik der praktischen Vernunft S. 80 ff. deutlich und ausführlich gezeigt hat. Ihm ist das praktische Gesetz ein *Factum* der reinen praktischen Vernunft, dessen wir uns *a priori* bewusst sind, und welches apodiktisch gewiss ist, gesetzt auch, dass man in der Erfahrung kein Beyspiel, da es genau befolgt worden wäre, auftreiben könnte. Auf diese Aeusserungen *Kants* nimmt aber der Vf. hier nicht die mindeste Rücksicht. Da ferner unbedingt nothwendige praktische Regeln Imperativen sind, oder eine Nothwendigkeit, ein *Sollen* ausdrücken, die schlechterdings keine Ausnahme verstatten, dergleichen Imperativen, absolute und allgemeine sittliche Gebote aber der Natur der Einbildungskraft gar nicht angemessen sind, und aus derselben gar nicht hervorgehen können, auch die Möglichkeit eines solchen Ursprungs jener praktischen Regeln oder Imperativen von dem Vf. mit keiner Sylbe bewiesen ist, wie doch hätte geschehen müssen, wenn sein Einwurf nicht ganz leer und grundlos erscheinen sollte: so wird es uns noch unbegreiflicher, wie ein Mann, der sich Jahre lang dem Studium der kritischen praktischen Philosophie gewidmet haben will, auf solche Abwege gerathen konnte. Aber der Vf. will doch bewiesen haben, *dass* die Vorstellung des Vernunftgesetzes in der blossen Phantasie entstanden sey? Man sehe nur diesen Beweis an, wie wir ihn oben, ins Kurze gezogen, genau angeführt haben. Dass hier die Phantasie an die Stelle der praktischen Vernunft oder des autonomischen Willens gerückt, der Wille von einer empirischen Triebfeder, die doch jenes von dem Vf. selbst als wahr angenommene Gesetz verschmäht, abhängig gemacht, und diesem reinen Gesetz eine ihm ganz fremde Quelle angewiesen wird; dass es also ganz etwas anderes ausspricht und gebietet, als es aussprechen und gebieten kann; dass diesem Gesetze, indem es das einzige sicherste Mittel zur Glückseligkeit seyn soll, hier eine Wirkung beygelegt wird, die es nicht erfüllen kann; dass die Phantasie hier als ein Vermögen der Begriffe und Gesetze vorgestellet wird; *dass Ideen* und *Ideale* der Einbildungskraft und der Vernunft für identische Begriffe genommen werden; das alles sehen wir wohl, aber keinen Beweis, dass das Gesetz der praktischen Vernunft in der Einbildungskraft und durch dieselbe entstanden, und wie es denn der Phantasie möglich sey, sich ein *Ideal* von einer *Gesinnung* und von einem *Gesetze des Handelns* zu bilden, der Phantasie, von der wir wissen, dass sie zwar als ein Vermögen der Anschauungen, einzelne empirische Merkmale zu einem Ganzen verknüpfen und dieses Ganze als ein obwohl unerreichbares Muster möglicher empirischer Anschauungen zur Leitung der Kunst und der Geschmacksurtheile, im Gemüthe aufstellen kann, zur Hervorbringung eines reinen Begriffes des Verstandes und der Vernunft aus sich selbst aber schlechterdings unfähig ist. Ein anderes wäre es, wenn der Vf. gesagt hätte, dass, so wie alle unsere

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 7. Julius 1803.*

## OEKONOMIE.

GÖRLITZ, b. Anton: *Geschichte der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts.* Ein Versuch von *Karl Gottlob Anton. Erster Theil.* 1797. mit 4 Kupf. 486 S. *Zweyter Theil.* 1800. 376 S. *Dritter Theil.* 1802. 563 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Die Beschäftigung, die von jeher dazu bestimmt war, das physische Daseyn des Menschen zu erhalten, musste, so giebt es die Vernunft, wesentlichen Einfluss auf Cultur und Veredlung des Menschen haben; und eine Geschichte der Landwirthschaft einer besondern Nation kann daher, als ein Theil ihrer Culturgeschichte, nicht anders als sehr wichtig für diese seyn. Der Vf. einer solchen Darstellung erregt daher keine geringe Erwartung; aber auch die Foderungen, die man sich an ihn erlaubt, sind nicht gering. Mit Recht nennt daher Hr. *A.* seine Schrift einen *Versuch*, denn das *quantum est quod nescimus* hat er mit wahrer Ueberzeugung gefühlt. Dieser Zusatz würde dem deutschen Publicum schon genügen können, nicht mehr von diesem Werke zu erwarten, als wozu ein Versuch berechtiget. Aber freudig wird der aufmerksame Leser gestehen: es ist mehr als Versuch! Wir haben es mit wahrem Vergnügen gelesen, und können es mit grösstem Rechte jedem Freunde der Geschichte der Menschheit empfehlen. Schon in der Anordnung verdient der Vf. unsern Dank, dass er die Erzählung der ersten rohen Versuche, die die Menschen machten, um der Erde ihre Producte abzugewinnen, bis auf den Zeitpunct fortgeführt hat, wo diess ehemalige natürliche Subsistenzmittel ein Gegenstand der Kunst und des bürgerlichen Erwerbs ward. Der Vf. glaubte anfänglich das Ganze in zwey Bänden beendigen zu können, aber die Menge der wichtigen Ereignisse häufte sich so, dass sie noch lange nicht in drey Bände zusammengedrängt werden konnten. Der dritte Band geht bis zu Karls IV Zeit, und bis dahin theilt der Vf. die Begebenheiten unter fünf Perioden: 1) älteste Beschaffenheit der deutschen Haushaltung; 2) bis auf Karl Gr.; 3) bis auf das Erlöschen der Karolinger; 4) bis zum Reichstag auf den Ronkalischen Feldern; 5) bis auf Karl IV. Die drey ersten füllen den ersten Theil, und jede der folgenden macht einen eignen Band aus. Der Gang des Vfs. ist bey jeder Abtheilung fast derselbe. Erst untersucht er den bürgerlichen Zustand der damaligen Deutschen, geht dann specieller zu der Klasse der eigentlichen Landleute über, und erzählt ihre mancherley Beschäftigungen. In den Einleitungen, wozu doch die erst genannten Untersuchungen gehören, ist er oft etwas zu ausführlich; nach Rec. Meynung hätte der Vf. bey einem Leser, der die Geschichte der deutschen Landwirthschaft mit Nutzen studiren soll, mehrere Kenntniss der Nationalgeschichte voraussetzen können. Es möchte genügt haben, auf diese Facta bloss beyläufig aufmerksam zu machen, dann wären auch Wiederholungen vermieden worden, die hin und wieder vorkommen.

Den Anfang des Werks macht er mit der Ausführung der Idee von einem grossen europäischen Urvolke, dessen jetzt noch vorhandene Zweige er an der Uebereinstimmung in den Benennungen mancher Producte erkennt, woraus er weiter schliesst, dass man diese Dinge, als Milch, Bohnen, Hafer, Pastinak, Spargel, Rettig, ziemlich allgemein zum Unterhalt angewendet haben müsse. Auf diesem Wege findet er auch, dass der Hafer von allem Getraide am frühesten angebauet worden ist; denn das Stammwort *Af* (jede Frucht, die Nahrung giebt) erhalte sich in seinem lateinischen, deutschen, dänischen, schwedischen, russischen, polnischen, böhmischen, serbischen Namen; so wie das hebräische *eb* einen Sprossen von אבא einen Halm bedeute. Auch Rettige waren bekannt, doch geht das Plinius'sche *infantium puerorum magnitudinem aequant*, nicht auf die Wurzel, sondern auf das ganze Gewächs, und enthält dann nichts Ungewöhnliches. Das Schaf nannten die Germanen *of;* und Hr. *A.* meynt, dass diess Wort mit *af* einerley Ursprung habe. Die *inusitata genera alitum quorum plumae ignium modo collucent*, waren wohl keine Fulgora-Arten, wie S. 20 vermuthet wird, da diese Insekten nur in dem heissen Guiana gedeihen, und schwerlich das rauhere germanische Klima ertragen haben würden. Es kann seyn, dass die unwissenden Römer, von denen doch Plinius nur alle seine Neuigkeiten, in Betreff Deutschlands erfuhr, Johanniswürmchen (*Lampyris noctiluca*) gesehen hatten. Die *L. Italica* beschreibt er selbst naiv genug (XI, 34) *lucent ignium modo noctu, laterum et clunium colore lampyrides, nunc pennarum hiatu refulgentes, nunc vero compressu obumbratae, non ante matura pabula, aut post defecta, conspicuae.* — Die Kunst zu düngen kannten die Germaner nicht, wohl aber waren Meliorationen durch Mergel (oder wie der Vf. wahrscheinlicher meynt, durch Plaggen) und Kalk schon bekannt. In dem Butterfasse zu buttern verstanden die Deutschen schon im vierten Jahrhundert, aber nicht Käse zu bereiten. Die Einleitung zum *zweyten* Buche enthält eine artige Erklärung des angelsächsischen Kalenders in zwölf Monatsbildern, deren

ten Copien auf vier Tafeln beygelegt find. Dann findet man treffliche Nachrichten über die damalige Polizey. Wiesenbau war schon vorhanden and bey den Longobarden waren die Wiesen so im Schutze, dass ihr Eigenthümer, der ein oder mehrere Schweine darauf fand, eins ohne Ersatz tödten konnte, wenn gleich Schweine unter den Hausthieren am meisten begünstigt wurden. Doch war die Viehzucht noch unbedeutend, wenn gleich das Vieh den wahren Reichthum der Germanen des achten Jahrhunderts ausmachte. Aus dem alten Gebrauche, dass jeder sein Vieh hüten konnte, wo er wollte, leitet Hr. *A*. S. 115 die jetzt noch übliche Gewohnheit der allgemeinen Hutung nach Michaelis her. Pfändung des schadenden Viehes musste äusserst vorsichtig geschehen, wenn der Pfänder nicht noch Strafe leiden wollte. Dennoch finden wir den humanen Deutschen in dem Betragen gegen Reisende, denen es vergönnt war, das ermattete Vieh auf Getraide und Weiden am Wege, zu hüten. Pferdezucht war bedeutend, man findet Stutereyen und verschnitt schon die Hengste. Die thüringischen Pferde waren die berühmtesten. Zu einer ordentlichen Kuhwirthschaft gehörten zwölf Kühe und ein Ochse. Den geräucherten Speck und Schinken der Schweine genoss man allgemein gekocht und ungekocht. Die Schafe durften bey Strafe nicht anders, als in der Mitte des Sommers, geschoren werden. Die Obstkultur wurde befördert. Man pfropfte schon Bäume. In den Gärten wurden Rüben, Bohnen, Erbsen, Linsen, Knoblauch, Gurken, Kichern (*Chihhurium*) gezogen. Die Holzungen waren meistens Gemeingut; doch gab es in manchen Gegenden schon Bannforste, wo Niemand Holz nehmen durfte; und die Beschädigung fruchttragender Bäume (alles was nicht Strauch war, also auch Tannen und Fichten gehörten hieher) wurde bestraft. Der Landeigner konnte alle Arten von Wild jagen; doch war Wilddieberey verboten, wurde aber nicht so hart, als andrer Diebstahl, bestraft. Die Jagdliebhaber hatten schon viele Arten von Hunden. Mehrere gute Nachrichten über verschiedene Staats- und landwirthschaftliche Gegenstände beschliessen diess Buch. Im Anfange des *dritten* Buches giebt Hr. *A*. die Uebersetzung der Wirthschaftsordnungen Karls des Gr. nach den Brunsischen Text. Diese Arbeit ist vortrefflich, wie man von unserm Vf. vermuthen kann. Die Schwierigkeiten, die schon die Sprache selbst veranlasst, entschuldiget manche Undeutlichkeiten, wie S. 195 „oder je mehr sie können" für *vel quantum melius potuerint*. Wahrscheinlich soll hierdurch wohl anderes Hausgeflügel angezeigt werden, als die eben genannten Hühner und Gänse, denn es wurden schon Pfauen damals gehalten. *Alia animalia* wird bald durch junges, bald durch kleines Vieh übersetzt. — Das Ganze der Landwirthschaft hatte um diese Zeit noch die nämliche Gestalt, wie in der vorigen Periode. Die Hofstätten hatten eigne Gerechtsame und kamen nie in die Hände eigner Leute. In der Folge bildeten sich aus ihnen die Rittergüter. Curtis war der Name für den herrschaftlichen Hof; ein einzeln stehendes Haus hiess Kasa; besser und vorzüglich wenn die Besitzung des davon benannten Kasaten (Häuslers) angezeigt wurde, auch Kasale. Baukunst blühte unter Karl dem Grossen. In einer Urkunde von 895 ward ein eingerichtetes Herrenhaus 12 fl. und eine Scheune 5 fl. gewürdiget. — Verwalter der kayserl. Kammergüter waren der Richter, auf den kleinern Gütern der Villicus; beide standen unmittelbar unter dem Kayser und bildeten das Obergericht. Niedere Beamten waren: Maier, Förster, Fohlenhüter, Kellermeister, Vögte, Jäger. Dienstpflichtige Leute waren: Kolonen (Barschalke, Freyknechte), Mancipien (*Mansuetes*), die auf Nahrung gesetzten Leute, Männer und Weiber, einzeln oder verheyrathet; von ihnen ward der Uebergang zu den *glebae adscriptis* gemacht; ferner Gesinde (Liti, Leute) alle nicht angesiedelten Leute, die sich auf den herrschaftlichen Höfen befanden. Die Weiber der angesiedelten freyen Leute mussten für die Herrschaft spinnen. Diess geschah an der Kunkel. Mit Bewilligung der Landeigner konnten Wälder ausgerottet, und diess Rodeland (Neuland, Bifang) zum Acker- Wiesen- und Weinbau verwandt werden. Die Benutzung des Bodens geschah durch Sommer- Winterfrucht und Brache, da dann die Weidegemeinheit wieder eintrat. Nur für die Wintersaat ward der Acker gedüngt. Karl befahl das beste Korn zu der Saat zu nehmen, und theilte seinen Vorrath überhaupt in Saamen- Pfründen- und Bestandkorn. 820 richtete ein Heuschreckenschwarm, den man sonst noch nicht kannte, grosse Verwüstungen an. Hanf- und Flachsbau war bedeutend. Bierbrauereyen waren vorhanden, es gab eigne *braceatores*. Viehzucht wird jetzt bedeutender. Die Rindviehseuche wüthete in einem sehr nassen Sommer 820. Von den Schweinen benutzte man Speck, Schinken (*bacon*), Würste, Sülze (*fridarium*, *Sulza*). Der Vf. führt ein ausführliches Verzeichniss aller Gartengewächse an, die auf Karls Gütern gezogen wurden. Zu bessrer Verdeutlichung theilt er, von S. 453 an, ein Register der in den Urkunden gefundenen Namen mit, nebst ihren systematischen Benennungen. (S. 455 heisst es wohl statt *Allium fistulosa* — *sum*, und statt *Scilla marutima*, *maritima*. S. 457 möchte hinzuzusetzen seyn: *Pisum sativum*, *Vicia sativa*, *Vicia Faba*.) — Bannforsten und Bannjagden dauerten fort. Die Thiergärten waren von diesen unterschieden, wozu Leibeigne Dienste thun mussten (*bersarii*). Parforcejagden machten schon damals die Vergnügungen der Grossen aus.

Den Eingang zu der im *zweyten* Bande enthaltenen Periode macht der Vf. mit einer Darstellung des Zustandes der damaligen deutschen Städte; wobey er aber der Lehnsverbindungen nicht gedenkt, in welchen jetzt schon die grossen Deutschen gegen ihre Kayser standen. Hieraus und nicht aus der Wirkung des Hasses der Landeigner gegen die Städtebewohner folgt das Unvermögen der letztern, Lehngüter zu besitzen. Ein Verhältniss, das bekanntlich noch in manchen Ländern keinen Bürgerlichen zum Besitz eines Lehngutes lässt; aber durchaus in Mecklenburg nicht mehr Statt findet, wo jeder Vasall des Herzogs

werden

werden kann. Die Geschichte der Klostervögte ist, wie der Vf. selbst fühlt, durchaus gegen den Zweck des Buches, zu sehr ausgedehnt. Dass aber tiefe Untersuchungen für unsern Vf. gehören, beweisen diese und viele andere Stellen, z. B. im ersten Theile S. 44 die Erklärung des Monatsnamens *Hornung*; im dritten Theile S. 395 die Erklärung des Wortes *Wun*. — Nicht ganz richtig ist es wohl, wenn S. 86 behauptet wird: die kayserl. Beamten und Richter hörten auf, die Grafen wurden erbliche Herren. Der Sohn konnte im Gegentheil dem Vater nicht anders in der Würde folgen, als auf ausdrückliche Einwilligung des Kaysers. S. 109 scheint der Vf. übersehen zu haben, dass *feuda* (Rittergüter) und *beneficia* (Ministerialleben) zweyerley waren. *Mansus* war der ursprüngliche zu einer Nahrung bestimmte Strich an Aeckern, Wiesen u. s. w. die nun nach der Verschiedenheit ihrer Besitzer waren: *M. regales, dominicales, liberi, censuales, litales, fiscalini, serviles, proprii, Sclavonici.* Ein Theil eines Mansus war die Hufe (*huba*), eine zusammengehörige Anzahl Morgen Landes. Die *villici* erscheinen jetzt als mächtige Beamte auf den Gütern der Grossen, sie drücken ihre Untergebenen auf alle Art und veranlassen häufige Klagen. Die Aufsicht über einzelne Stücke der Wirthschaft war den Ministerialen übertragen. Urbarien oder Verzeichnisse der Dienste, die von den Behörigen gefodert werden konnten, hatten nur die Klöster. Der Vf. theilt ein solches Urbarium mit. Der Ursprung der *glebae adscriptorum* ist in dieser Periode zu suchen; sie waren aber von den *servis propriis* verschieden, die man völlig wie Sachen ansahe. Ueberhaupt waren die Behörigen bedaurenswerthe, in die grösste Dummheit und Verworfenheit versunkene Menschen. Walder wurden noch als Wüsten angesehen und ausgerottet. Koppelhütungen oder Befugnisse jedes Gemeingliedes auf des Andern unbesäeten Aeckern und ungehegten Wiesen, Vieh hüten zu dürfen, fanden Statt. Auf einen heissen dürren Sommer im Jahr 994 folgte ein Viehsterben. Die Milchereyen (*lacticinia*) vom Rindviehe wurden vorzüglich auf Käse benutzt, deren Grösse beträchtlich gewesen zu seyn scheint, und die an einigen Orten als Abgaben angenommen wurden. Der Aufwand mit Schweinen an den Tafeln der Grossen war beträchtlich. Zu der täglichen Hofhaltung des Erzbischoffs von Köln gehörten 24 grosse und 8 mittlere Schweine. Um das J. 1084 musste ein *Mansus* bey Lorch zum Andreastage vier *capones* oder *gallos castratos* abgeben. Die Forstwirthschaft war zwar noch immer unbedeutend, doch findet man bey dem schon eintretendem Holzmangel, eigne Aufseher und hin und wieder einige gute Verordnungen. Honig wurde häufig zu Meth verbrauet. Salinen anlegen und Erze graben waren noch keine Regalien.

— Sehr treffend hat Hr. *A.* die Periodeneintheilung gewählt. Konnte gleich in einem kurzen Zeitraume von 100 Jahren keine Veranderung mit dem eigentlichen Landbau vorgehen: so hatte doch der veränderte bürgerliche Zustand Einfluss auf mancherley nicht unbedeutende Nebengegenstände des Landbaues. In der Periode, die im *dritten* Theile beschrieben wird, war der Kampf zwischen Freyheit und Abhängigkeit bereits angefangen. Alle strebten nach Vergrösserung eignen Ansehens; doch musste immer der schwächere Theil dem mächtigeren durch härteren Druck die Versuche büssen, die er zur Erringung des theuren Kleinodes gewagt hatte. Daher erscheinen die *villici* nun als erbliche Beamte mit Macht und Ansehen umgeben. Ministerialen standen nur durch den Lehnsnexus mit ihren Herren in Verbindung; und das Andenken an die ersten Anordnungen der angesiedelten dienenden Leute, wonach sie für ihre Besitzungen Dienste zu leisten hatten, ging verloren. Diese Dienste hiessen nun *Zwangsale*; man vergrösserte sie ihnen aber auch. Zu der Kopfsteuer und dem Zehnten von Land und Getraide gab es noch den Blutzehnten von dem erworbenen Viehe zu entrichten. Die Unterthanen mussten herrschaftliches Vieh durchwintern, und um bestimmte Preise Rinder und Schafe liefern. Die Städte waren nun im blühendsten Zustande; durch die Pfahlbürgerschaft gaben diese den Knechten Gelegenheit, sich der Eigenhörigkeit zu entziehen, und bewirkten dadurch mildere Verordnungen gegen die Behörigen. Sich selbst zu eigen zu geben war nicht erlaubt. — (Die Einleitung in diess Buch ist in der That zu weit ausgedehnt. S. 67 1800 Schuh, sollen wohl Quadratschuhe seyn? so wie S. 71 statt: man rechnete nach Ruthen, von denen 160 einen Morgen ausmachten, es wohl heissen müsste, wenn diess Maass die Grösse einer Fläche bestimmen soll: man rechnete nach Quadratruthen.) Bifang bedeutet nun ein eignes Maass. Juger, Jurnalis, Mannwerke und Morgen waren die Unterabtheilungen der Hufen und Mansen. Es werden Preise von Ländereyen mitgetheilt, wornach diese damals nicht wohlfeil waren. Die Verpachtung der Ländereyen nimmt in dieser Periode ihren Anfang; sie geschah an freye und unfreye Leute, und zwar von 1 bis auf 38 Jahre oder auf Lebenszeit. 1226 kommt ein *horreum laterum* vor, und 1173 werden *tegulae* genannt zum Decken der Gebäude. Man hatte Winter- und Sommerwaizen (*Trimensis*), zu dem letztern wurde der Acker im März und April bestellt. Sommer- und Wintergerste wurde zur Bereitung des *hordei tusi* verwandt. Reichlicher Ertrag des Bodens war äusserst selten; doch sollen bis 1247 sieben so gute Jahre und so wohlfeile Zeit in Hessen gewesen seyn, dass man kein Gesinde erhalten konnte, und Adliche und Geistliche des Gesindes halber *den Ackerbau aufschütten mussten* (ein Ausdruck, den Rec. nicht zu deuten vermag), und Dörfer keine Hirten für ihr Vieh bekommen konnten. Der ausgesäete Saame wurde als fahrende Habe angesehen. Ein Salfelder Statut bestimmt: *Swelch man kauft eynen Acker sat vnd brengit die frucht vf ein ander gut vnversprechenlich daz verantworte he vnd versiehe mit deme rechten* (wer einen besäeten Acker kauft, und die Frucht, den Saamen, auf ein anderes Gut bringt, wenn gleich wider Uebereinkunft, der kann es verantworten und mit dem Gesetze rechtfertigen). Verletzung des Getraides ward

hart

hart bestraft, und ein Felddieb ward dem Mordbrenner gleich geachtet; doch machte auch jetzt noch der Reisende eine Ausnahme. Die Städte waren Schuld an Vervielfältigung der Maasse, waren Ursache, dass die Müller, die sonst nur Knechte gewesen waren, nun freye Leute wurden, beförderten Flachsbau, raubten den Landeignern das Recht des Weinschanks, machten ihn zu einem Zweig bürgerlicher Nahrung, verursachten Weinhandel und Weinverfälschung. Sie beförderten die Viehzucht: Schafe zog man nun nicht mehr bloss um Fleisch und Milch zu erhalten, sondern vorzüglich wegen der Wolle. Die Weiden wurden vor der Hütung gemähet. In Ermangelung eines Kalenders bestimmte man Saat- und Pflanzenzeit nach heiligen Tagen; daher die noch geltenden Bauer-Regeln. Brennholz wurde schon in ordentliche Maasse gesetzt (*Glaven*, *Wiedeglaven*). Die Auffindung der Steinkohlen geschah um diese Zeit, aber in Mecklenburg sind wohl nie welche gefunden. Forstregalien waren schon sehr wirksam. Hochwild durfte Niemand tödten; doch war es Jedem erlaubt, zur Verminderung der Bären, Wölfe und wilden Schweine beyzutragen. Bey den langedauernden Jagden der Grossen kamen die Herbergsdienste auf. Salzsiedereyen waren noch im Eigenthume der Landbegüterten; so wie Erzgraben kein Regal war. Münzrecht hatten die Städte an sich gebracht, man hatte *argentum examinatum* und *nigrum*.

Die Schreibart unsers Vfs. ist, im Ganzen, angenehm und gut. Hin und wieder kommen Provinzialismen vor, z. B. I. S. 33 keine Städte duldeten unsre Vorfahren nicht. (Dieser Fehler wird oft wiederholt). I, S. 332 steht: *für* Gericht, statt *vor* Gericht. II. S. 72 *für* ihrer Gewalt, statt *vor* ihrer — etc.

Wir schliessen die Anzeige dieses Werkes, von dessen Reichhaltigkeit der hier gelieferte, wenn gleich äusserst gedrängte Auszug, einen Beweis giebt, mit der Versicherung unsers Dankes, und mit der Bitte an den Vf., uns die Fortsetzung dieses Buches, das der deutschen Nation zur Ehre gereichen muss, nicht länger vorzuenthalten. Selbst da, wo man dem Vf. einer Weitschweifigkeit beschuldigen möchte, kann man doch seinen tiefen Kenntnissen und seiner musterhaften Thätigkeit, mit der er alle Quellen zu benutzen wusste, die reinste Achtung nicht versagen.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Practisk Hand-Lexicon för Landhuushalare och Konstenarer af* (Praktisches Handlexicon für Landwirthe und Künstler, von) *Olof Linderholm*. *Erster Band*. A bis E. 1802. 1½ Alph. 8.

Diess Lexicon scheint für seinen Zweck bequem und gut eingerichtet. Die Artikel sind nicht zu weitläuftig, aber doch so verfasst, dass man die Sachen nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Nutzen, ihrer Bereitung u. s. w. kennen lernt. Einige der ausführlichsten Artikel sind: *Alaun*, *Arsenik*, *Ask* (Esche), *Balsam*, *Barn* (Kinder), *Bernstein*, *Be* (Biene), *Björg* (Birke), *Bröd* (Brod), *China*, *Destillation*, *Diamant*, *Ek* (Eiche), *Eld* (Feuer), *Extract* u. dgl. m. Rec. wünscht, dass diess Buch nicht so unvollendet bleiben möge, wie das schöne Fischerströmsche nye *Svenska Economiska Dictionaire*, wovon seit 1780 2 Bände in 8. erschienen sind, die nur bis *Bast* gehen, und das in mehrern Stücken Vorzüge vor diesem Linderholmschen hat. Zur Probe wollen wir doch einen kleinen Artikel übersetzt hier beyfügen:

*Almogen*, oder die ackerbautreibende Volksmenge, ist bey uns, Kinder und unvermögende Leute ausgenommen, nicht grösser als eine halbe Million. Jeder Ackerbauer muss also 6 Personen ernähren, 4 Tonnen Landes Acker und 8 Tonnen Landes an Weide und Wiesen besorgen, und wenn man den im Lande selbst erzeugten Getraidevorrath nur zu 6 Millionen Tonnen berechnet, 15 Tonnen Getraide produciren, welches die Tonne zu 5 Rthlr. gerechnet, auf die Person den Werth von 60 Rthlr beträgt, welches als jährliches Produkt oder Rente angesehen, jedem Ackerbauer einen Preis von 1000 Rthlr. giebt, die das gemeine Wesen unglücklicher Weise verliert, so oft ein Bauer den Ackerbau verläst, oder bey ansteckenden Krankheiten und im Kriege umkommt. Man muss daher den Zuwachs und die Vortheile dieser arbeitenden Classe befördern, durch Sicherheit des Besitzungsrechts, Erleichterung in ihrer Handthierung, erhaltene Gleichheit an Zugang und Absatz durch öffentliche Magazine, und vor allen durch Beförderung der Heyrathen vermittelst Verminderung der Abgaben, Unterstützung bey der Kindererziehung, und erleichterte Mittel und Wege, eigenen Haushalt anzufangen. Wohlhabende Bauern sind eines Regenten grösste Ehre „und eines Landes wesentliche Stärke.“ Rec. setzt zum Verstande dieses Artikels nur noch hinzu, dass eine Tonne Land so viel Land ist, als mit einem Scheffel Getraide besäet werden kann.

## KINDERSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Walther: *Marie et Caroline*; ou Entretiens d'une Institutrice avec ses élèves. Traduit de l'anglois de Marie *Wolstonecraft Godwin*. 1802. 176 S. gr. 8. (12 gr.)

Der guten Tendenz und der, obgleich mit einigen Einschränkungen, lobenswerthen Ausführung dieser Schrift wegen billigen wir es, dass sie ins Französische, so wie schon früher ins Deutsche (s. A. L. Z. 1796. N. 46. S. 364), übersetzt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. Julius 1803.

## PHYSIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Die Akustik*, bearbeitet von *Ernst Florens Friedrich Chladni*, der Philos. u. Rechte Doctor. 1802. XXXII u. 310 S. 4. mit 12 Kpft. (4 Rthlr.)

Die Lehre von den Schwingungen der Körper, insofern diese dadurch ein Gegenstand des Gehörs werden, ist die schwierigste in der ganzen mathematischen Naturlehre. Die Analysis, wenn sie auch viel höher getrieben seyn wird, als sie es gegenwärtig ist, wird doch nicht zureichen, alle die mannichfaltigen Schwingungen, die man an den Körpern bemerkt, der Rechnung zu unterwerfen. Schon die Untersuchung der einfachen Schwingungsarten ist schwierig. Daher ist diese Lehre nur wenigen zugänglich, wozu noch kommt, dass die Abhandlungen, welche sie betreffen, fast alle in den akademischen Sammlungen zerstreut sind, und dass man eine Anweisung zu ihrem Gebrauche bedarf, wegen der Berichtigungen, die durch spätere Untersuchungen gemacht sind, oder sonst wegen physischer Nebenumstände bemerkt werden müssen. Was in den physikalischen Lehrbüchern von dieser Materie vorkommt, ist sehr wenig, und nicht immer genau genug. In den Lehrbüchern, welche der Mechanik gewidmet sind, pflegt diese Materie ganz übergangen zu werden. In den Abhandlungen über die theoretische Musik wird bloss das arithmetische von den Ton-Verhältnissen vorgetragen.

Desto verdienstlicher ist das hier angezeigte Werk, worin das, was Erfahrung und Theorie über die hörbaren Schwingungen elastischer Körper, und ihre Verbreitung durch die Luft oder andere Massen gelehrt haben, mit Beyfügung des Physiologischen über die Empfindung des Schalles in Menschen und Thieren, vorgetragen ist. Um auch solchen, die wenige Vorkenntnisse haben, verständlich zu seyn, sind von den schwierigen theoretischen Untersuchungen meistens nur die Resultate angegeben worden, aber für solche, die weiter in das Innere dringen wollen, sind allemal die Schriften angezeigt, aus welchen sie noch weitere Belehrung schöpfen können, mit Beyfügung der nöthigen kritischen Bemerkungen. Einen wichtigen Theil des Werks machen die eigenen Untersuchungen des Vfs. über die akustischen Schwingungen aus, wovon er verschiedenes schon im J. 1787 in der Schrift, *Entdeckungen über die Theorie des Klanges*, und in Zeitschriften bekannt gemacht hat. Was man von dem kunstreichen Erfinder zweyer, von der Harmonika und von einander so ganz verschiedenen, höchst lieblichen musikalischen Instrumente, erwarten darf, ist hier geleistet. Auch der Vortrag ist in Absicht auf Anordnung, Bestimmtheit, Genauigkeit und Fasslichkeit musterhaft.

Der Plan des Werks ist folgender: Einleitung zur Erklärung der zu dieser Lehre gehörigen Begriffe, und der Bewegungen, die einen Schall hervorbringen. Dann die Akustik selbst. 1) *Allgemeine Tonlehre*, oder der arithmetische Theil der Akustik. 2) Die *Lehre vom Klange*, oder von den eigenthümlichen Schwingungen elastischer Körper. 3) Die *Lehre von der Fortleitung des Schalles*, oder von den mitgetheilten Schwingungen. 4) Die *Lehre von dem Gehöre*, oder von der Empfindung des Schalles.

Hörbare Schwingungen eines elastischen Körpers machen einen *Schall*. Sind die Schwingungen gleichartig (gleich geschwind) und durch das Gehör oder durch andere Mittel bestimmbar: so ist der Schall ein *Klang*, sonst ein *Geräusch*. Sieht man bey einem Klange bloss auf die Geschwindigkeit der zitternden (schwingenden) Bewegung: so nennt man ihn einen *Ton*. Ein Ton unterscheidet sich von einem andern durch Höhe und Tiefe. Man muss sagen: ein Instrument habe einen guten Klang, lieber, als einen guten Ton. Man sagt nicht, ein hoher oder tiefer Klang.

Die allgemeine Tonlehre handelt von den *ursprünglichen Verhältnissen der Töne*, und von den nothwendigen Abänderungen derselben, oder von der Temperatur. Sie ist eine bloss arithmetische Untersuchung, das leichteste in der Akustik. Es ist hier nicht die Frage, was es für ein Körper ist, der die Töne giebt, oder nach was für Gesetzen sich seine Schwingungen richten. Ein *Intervall* oder *Tonverhältniss* ist der Unterschied eines Tons von dem andern, oder die Verschiedenheit der Zahlen schwingender Bewegungen, welche in einer Zeit geschehen. Deutlicher würde es heissen: das Verhältniss der Schwingungszahlen für zwey Töne bey einerley Zeit der Schwingungen ist ihr Intervall. Der Vf. bestimmt die numerischen Werthe der Töne nicht, wie die meisten thun, nach den ihnen zukommenden Verhältnissen der Saitenlängen, weil manche andere klingende Körper andere Gesetze befolgen als die Saiten, und der Vortrag der Tonlehre für alle klingende Körper allgemein geltend seyn muss. Das *Consoniren* und *Dissoniren* der Töne erklärt er aus der mehrern oder mindern Einfachheit ihrer Verhältnisse, welche das Gehör ohne weitere Berechnung fühle, etwa wie ein mässig geübtes Auge sowohl die Verhältnisse der Grössen, als auch eine mehr oder weni-

niger regelmäſsige Anordnung, ſogleich ohne weitere Berechnung bemerkt. Wir empfinden (heiſst es unten §. 244.) die Zeitverhältniſſe ſucceſſiver Bewegungen: ſo wie durch das Geſicht die Verhältniſſe coexiſtirender Gegenſtände im Raume; wir rechnen dabey nicht ſelbſt, ſondern die Natur rechnet gewiſſermaſsen für uns, und die Reſultate der unter ſich harmonirenden, d. i. entweder ſehr einfachen oder bey mehrerer Mannichfaltigkeit ſich auf etwas einfacheres beziehenden, Verhältniſſe werden von uns mit Wohlgefallen wahrgenommen. (Bey Gegenſtänden des Geſichts miſst man wirklich mit den Augen, und beurtheilt Verhältniſſe und Formen häufig nach ihrer Schicklichkeit; allein bey Tönen rechnet man ſelbſt ſchwerlich. Rechnet die Natur für uns: ſo iſt wieder die Frage, wie ſie dieſs mache. Man könnte ſagen, daſs die Gehörwerkzeuge mehrerer Schwingungen zu derſelben Zeit fähig ſeyn, wie es ſich ja zeigt, wenn man mehrere Töne zugleich hört, daſs aber auch bey einem einzigen Tone neben der Hauptſchwingung mehrere ſchwache Nebenſchwingungen erregt werden, und dieſe ſeyn die für die conſonirenden Verhältniſſe, welche daher angenehm werden.) In dem Abſchnitte von der *Temperatur* wird gezeigt, daſs es unmöglich iſt, alle Tonverhältniſſe in völliger Reinigkeit anzuwenden. Auch ſtimmen Lehrer der Muſik darin überein, daſs eine Temperatur (eine Abweichung von der vollkommenen Reinigkeit) nothwendig iſt; darüber aber iſt man uneins, ob eine ungleich ſchwebende oder die gleichſchwebende vorzuziehen ſey. Der Vf. erklärt die Kirnbergeriſche Temperatur für eine der ſchlechteſten, weil die Unreinigkeit gar zu ungleich vertheilt wird, und zieht die gleich ſchwebende Temperatur allen andern vor, weil dadurch die nothwendig zu vertheilende Unreinigkeit ſo unmerklich als möglich gemacht wird, und kein Grund vorhanden iſt, eine Tonart reiner oder unreiner als die andern auszuüben. (Da man nach §. 57. ſich jetzt einer weit höhern Stimmung als ehemals zu bedienen pflegt: ſo ſcheint zu folgen, daſs ein Stück, das vormals aus C dur geſetzt iſt, jetzt etwa aus B dur geſpielt wird. Doch die Frage von dem Charakter der Tonarten gehört nicht mehr der Akuſtik, ſondern der Muſik zu).

Der zweyte Theil, von den *Schwingungsgeſetzen klingender Körper* iſt der wichtigſte und auch der ſtärkſte des Werks, da er die Hälfte des ganzen ausmacht. Hier wird gezeigt, daſs jeder Körper vielerley Arten ſchwingender Bewegungen annehmen könne, die unter ſich in beſtimmten Tonverhältniſſen ſtehen, wobey die durch Schwingungsknoten oder Schwingungslinien von einander abgeſonderten Theile nach entgegengeſetzten Richtungen ſchwingen; daſs die Schwingungen eines klingenden Körpers mit den Schwingungen eines Pendels übereinkommen, und daſs die ſchwingenden Bewegungen in *transverſaler* oder *longitudinaler Richtung* geſchehen können. Hierauf von den Schwingungsgeſetzen der einzelnen Arten von klingenden Körpern. Die Elaſticität eines Körpers iſt bey ſeinen Schwingungen die bewegende Kraft. *Klingende Körper* ſind 1) *für ſich biegſam*, aber durch Spannung *elaſtiſch;* fadenförmige Körper dieſer Art ſind Saiten, membranenförmige ſind Pauken- und Trommelfelle; 2) *ausdehnbar flüſſig* und durch Druck *elaſtiſch*, wie die Luft, welche in Blas-Inſtrumenten der klingende Körper iſt; 3) *ſteif* und für ſich *elaſtiſch*, deren es zweyerley Gattungen giebt; an der einen ſind die Schwingungen lineariſch, dergleichen gerade Stäbe, Gabeln, Ringe und andere hauptſächlich nach der Länge ausgedehnte Körper wahrnehmen laſſen; an der andern geſchehen die Schwingungen nach gekrümmten Flächen, wie an Scheiben, Glocken, Gefäſsen u. dgl. Bey den *Transverſal-Schwingungen der Saiten* ſind Daniel Bernoulli, Euler u. a. benutzt; die Unterſuchung ihrer *Longitudinal-Schwingungen*, die von dem Vf. entdeckt ſind, konnte nur kurz ausfallen. Es kommt bey den Tönen derſelben auf die Dicke der Saiten und die Spannung faſt gar nichts an, deſto mehr auf die Beſchaffenheit der Materie. Die Folge von Tönen nach den verſchiedenen Schwingungsarten verhält ſich wie die natürliche Zahlenfolge 1, 2, 3, 4 etc. nach der Anzahl der zu gleicher Zeit vorhandenen Bewegungen oder Strebungen der Theile. Ueber die *Schwingungen geſpannter Membranen*, welche noch ſehr unbekannt ſind, einige wenige, theils von Giordano Riccati entlehnte, theils eigene Bemerkungen. Bey den Schwingungen der Luft in *Blas-Inſtrumenten* ſind beſonders Dan. Bernoulli, Euler, Lambert und Riccati benutzt, aber auch manche eigene Bemerkungen beygefügt. Hier kommen auch die Unterſuchungen des Vfs. über den Klang vor, der durch *brennendes Waſſerſtoffgas* in einer Röhre hervorgebracht wird. Bey den *Transverſalſchwingungen gerader Stäbe* findet der Vf. das, was von Dan. Bernoulli und hernach vollſtändiger von Euler theoretiſch gefunden iſt, mit der Erfahrung übereinſtimmend. Die von dem Vf. entdeckten *Longitudinal-Schwingungen gerader Stäbe* befolgen ganz andere Geſetze als die transverſalen, und kommen mit den Schwingungen der Luft in Blas-Inſtrumenten ſehr überein. Die Bewegungen und die Reihe der möglichen Töne eines an beiden Enden befeſtigten, nach der Länge ſchwingenden Stabes ſind ganz ſo beſchaffen, wie die Longitudinalſchwingungen einer geſpannten Saite. Noch von einer beſondern Art *Schwingung* eines Stabes in drehender oder *ſchraubenförmigen Richtung*. Die wahre Beſchaffenheit der Schwingungen eines gabelförmigen gekrümmten Stabes, welche noch von niemand theoretiſch oder praktiſch unterſucht ſind, wird hier zuerſt bekannt gemacht. Die theoretiſchen Unterſuchungen von Euler über die Schwingungen eines *Ringes* ſind der Erfahrung nicht gemäſs. Die wahre Folge der Töne verhält ſich wie die der Quadrate von 3, 5, 7, 9 u. ſ. w. nachdem der Ring ſich bey den Schwingungen in 4, 6, 8, 10 u. ſ. gleiche Theile eintheilt. Die von dem Vf. zuerſt entdeckten und ſichtbar gemachten *Schwingungen der Scheiben* werden hier ausführlicher als in ſeiner erſten Schrift abgehandelt. Bey den Schwingungen der *Quadratſcheiben* und *Rectangel-*

gelscheiben zeigt sich viel sonderbares. Besonders merkwürdig ist (§. 120), dass in den meisten Fällen, wo bey einem gewissen Verhältnisse der Länge zur Breite zwey verschiedene Schwingungsarten einerley Ton geben, die beiden verschiedenen Klangfiguren durch mancherley Verzerrungen der Knotenlinien (Schwingungsgränzen) in einander ohne Veränderung des Tons übergehen können, vermittelst kleiner Verrückungen der Stellen, wo man hält und streicht. Durch eine solche Verrückung können (§. 105) die Schwingungsgränzen sehr verzerrt werden, und der Ton leidet nur eine geringe oder gar keine Aenderung. (Sollten die Verzerrungen etwa von der Einmischung longitudinaler Schwingungen herrühren?) Schwingungen *runder* und *elliptischer Scheiben*. Bey den mühsamen Untersuchungen über diese zeigte sich auch manches Merkwürdige, unter andern dieses (§. 145.) dass an elliptischen Scheiben, deren Durchmesser sich wie 5:3; 8:3; 11:3; etc. oder allgemein wie 5+3n:3 verhalten, wenn Q die Zahl der Querlinien, und L die Zahl der Linien in die Länge (einen Kreis für zwey solche Linien gerechnet) bedeutet, diejenigen Klangfiguren, in welchen Q+(n+2)L denselben Werth erhält, einerley Ton geben. Noch einige Bemerkungen über *sechseckige*, *halbrunde* und *gleichseitig dreyeckige Scheiben*, auch über ein chinesisches aus Scheiben von einer gewissen Form bestehendes Klang-Instrument. Die *Schwingungen der Glocken*, (sie lassen sich durch Wasser in einem Gefässe sichtbar machen), kommen mit den Schwingungen einer runden Scheibe, die sich in 4, 6, 8 oder mehr gleiche Theile theilt, überein; die Töne verhalten sich auch wie die Quadrate von 2, 3, 4, etc. Euler und Golovin haben einiges unrichtige darüber gesagt.

Der dritte Theil handet von der *Verbreitung des Schalles*. Geschieht diese in der *Luft:* so entstehen von dem schallenden Körper, als Mittelpunkte, in jeder Luftstrecke eine Longitudinalschwingung. Die Verbreitung des Schalles geschieht in eben der Zeit, in welcher eine eben so lange Luftstrecke in einer Pfeife longitudinal schwingen würde. Die Luftmasse macht gerade so viele Schwingungen als der schallende Körper in einer gegebenen Zeit. Bey einem Klange geschehen in jedem Schallstrahle abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen der Luft. Die Natur der verschiedenen Modificationen und Articulationen des Schalles ist gänzlich unbekannt. Die aus mechanischen Principien von Newton, Euler, u. a. bestimmte *Geschwindigkeit des Schalles* ist geringer als die Erfahrung sie angiebt. Der Vf. hat einen neuen Weg eingeschlagen, diesen Unterschied zu erklären. Der gewöhnlichen Theorie zufolge müsste die Geschwindigkeit der Schwingungungen verschiedener Gasarten bey gleichem Druck, oder bey einerley Elasticität, sich umgekehrt wie die Quadratwurzeln ihrer specifischen Gewichte verhalten. Der Vf. fand hingegen durch seine Versuche, dass sowohl das etwas schwerere Sauerstoffgas als auch das etwas leichtere Stickgas langsamer schwingen, als die atmosphärische Luft; dass aber eine Mischung beider, eben so wie die atmosphärische Luft schneller schwingt, als einer von jenen Bestandtheilen; daher der Grund der angeführten Verschiedenheit zwischen Theorie und Erfahrung in der Mischung jener beiden Gasarten zu suchen ist. Ueber *Sprachröhre*, wobey vorzüglich Lambert benutzt ist, über *Hörrohre*, *Sprachgewölbe* und über das *Echo*. Das letztere ist von vielen Schriftstellern falsch, von Euler und la Grange aber richtig erklärt worden. Bemerkungen über die für den Schall vortheilhaftesten *Einrichtungen eines Gebäudes*. Eine vortheilhafte Verstärkung kann nur dadurch bewirkt werden, dass ausser dem natürlich vorwärts verbreiteten Schalle auch der, welcher sonst rückwärts oder seitwärts oder aufwärts sich verlieren würde, nach den Zuhörern hin geleitet wird, und zwar so, dass zwischen dem directen und dem gebrochnen Schalle keine Verschiedenheit der Zeit bemerkbar sey. Ein Schall kann ferner durch *tropfbar flüssige* und durch *feste Körper* fortgepflanzt werden, und zwar stärker als durch die Luft. Unter *Wasser* hört man jeden in der Luft erregten Schall, noch stärker aber einen Schall, der im Wasser selbst erregt wird. Die Art, wie der Schall durchs Wasser verbreitet wird, scheint eine Stossbewegung zu seyn. Die Stärke der Schallverbreitung in verschiedenen Flüssigkeiten scheint sich wie deren specifisches Gewicht zu verhalten. Durch *feste Körper* wird der Schall sehr stark verbreitet, besonders wenn sie eine stabförmige Gestalt haben, und an die Zähne oder an andere feste Theile des Kopfes angestemmt werden. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall, nach longitudinalen Schwingungen, durch feste Körper verbreitet wird, bestimmt der Vf. nach der Analogie der Verbreitung durch die Luft, so, dass eine Materie den Schall nun eben so viel geschwinder fortleitet, als der Ton, den ein Körper bey seinen Longitudinal-Schwingungen giebt, bey gegebener Länge des Körpers, höher ist. Der Vf. hat über die Höhe des Tons bey longitudinalen Schwingungen an manchen Körpern Versuche angestellt, woraus nun folgt, dass die grösste Geschwindigkeit in einigen Materien etwa 16 bis 17 mal grösser ist als in der Luft. Die Stärke der Schallverbreitung durch feste Körper scheint sich wie ihre Cohärenz zu verhalten.

Der vierte Theil enthält erstlich eine genaue Beschreibung der *menschlichen Gehörwerkzeuge* mit Benutzung der neuesten Beobachtungen von Scarpa und andern, zweytens verschiedene Bemerkungen über die *Gegenstände des Gehörs*, oder über das Verhältniss unsers Empfindungsvermögens gegen die hörbaren Veränderungen der Körper. Den Beschluss macht eine kurze, aber interessante Beschreibung der *Gehörwerkzeuge* bey den verschiedenen Familien *der Thiere*, so weit sie bis jetzt untersucht sind. Sie lässt die stufenweise zunehmende Vervollständigung und Vervollkommnung des Apparats zum Hören gut wahrneh-

nehmen, wozu noch besonders die Zusammenstellung der einzelnen Gehörwerkzeuge dient, wobey bemerkt wird, ob und wie sie sich in den verschiedenen Classen der Thiere finden.

Der Akustik fehlt nun noch eine genaue mathematische Bearbeitung, worin die bisherigen theoretischen Untersuchungen in ein System gebracht, wo möglich noch erweitert, und nach Anleitung des von Hn. Chladni gelieferten Werks mit der Erfahrung verglichen würden.

## RÖMISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. d. Oder, u. Leipzig, b. Apitz: *Joh. Chst. Friedr. Meisters Versuch über Persius Sat. I, V. 92—106.* 1802. 62 S. 8. (6 gr.)

Wenn wir auch nicht alles, was der Vf. über die Stelle des Persius beygebracht hat, unterschreiben möchten: so müssen wir doch den Einsichten und dem Scharfsinn desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es als eine bemerkenswerthe Seltenheit auszeichnen, dass sich ein Criminalrath und Professor der Rechte in diesem Fache versucht hat. Aus der hier mitzutheilenden Uebersetzung des Vfs. wird man schon abnehmen, wie weit sich seine Erklärung von der andrer Ausleger entferne:

Wenn auch! — der *Versbau* hat doch seinen Reiz;
Die Härten sind melodisch nun verschmelzt; —
Und jene Schmelzung giebt den Schlussfall so:

„(Wie die Küsten umflog) der Berecynthier Attis,"
„Und der Delphin, durchschneidend die himmelblauliche Thetis:"

„So verkürzten auch wir die Seiten des *Apenninus*."

Ihr Manen des Virgil! Das nicht wie Schaum?
Wie feister Kork? Ja, wie ein alter Ast,
Der schon im überdicken Kork erstarb! — —
Doch nun was Zartes; was von selbst sich liest:

„Die Bacchantin erfüllt mit Orgischen Tönen die *Hörner*;"
„Wüthet umher nach dem Kopf des majestätischen *Kalbes*;"
„Spielt um die Tyger mit Epheu; verdoppelt ihr: Bacchus! und *fernher*"
„*Hallest* du wieder, erstattliche Nymphe des *Schalles*!"

Und schlüge noch ein Aederchen in uns
Mit Römer-Blut: woher ein Ding wie das?
Es schwimmt ja auf den Lippen — auf dem Schaum
Der Speicheldrüsen nur. Da plätschert nur
Die Maenas! — Und ihr Attis? er weiss nichts
Von Hieben auf das Pult. Kein Nagel je,
Den er zerbiss? — —

Der Vf. interpungirt V. 92 ff. recht gut:

*Sed numeris decor est; et junctura, addita crudis,*
*Claudere sic versum didicit:*

Ueberzeugt hat uns der Vf., dass die aus einem ungenannten Dichter (denn dass Nero weder diese noch die V. 99 ff. gemacht habe, wird sehr wahrscheinlich gemacht) ausgehobnen Verse 93—95 zusammen gehören, nicht als zwey besondre Bruchstücke anzusehen sind. V. 95 erklärt er von einer Seereise, wobey der Apenninus zur Seite bleibt, und fasst die Worte so: Wir haben dem Bergrücken manche Ribbe oder ein gutes Seitenstück abgestohlen, d. h. beträchtliche Strecken mit Leichtigkeit zurückgelegt, auch uns manche Stadien einer mühsamern Land- und Gebirgsreise erspart. Wir glauben, dass der Gegensatz und die Worte: *dirimebat Nerea* (kühn gesagt f. *mare*, wie Tibullus 1. 7. 16. u. das. Heyne obs.: *Taurus arat Cilicas i. dirimit Ciliciam*) in der Vergleichung auf eine Landreise durch oder über den Apenninus führen: Wie Attis und der Delphin das Meer durchschnitt, so durchschnitten wir den Apennin. Den Bergrücken durchschneiden oder sich einen Weg durch ihn bahnen, meynte nun der Dichterling recht zierlich durch das Wegschneiden einer von den Ribben des grossen Rückgrates der Apenninen (vgl. Böttiger z. Horaz Epod. 16, 29) auszudrücken. S. 96. stellt sich Persius einen Augenblick, als sey er entzückt über die leicht tanzenden und reimenden Verse und ruft pathetisch: *Arma virum*, statt: o Maro! aus. Aber sogleich verräth er seine wahre Meynung:

*Ut ramale vetus praegrandi subere coctum,*

welches der Vf. gelehrt aus dem Theophrastus und Plinius erklärt, nach denen die äussere Rinde (*suber*) des Korkbaums gelöst werden musste, wenn sie nicht durch ihr Dickwerden machen sollte, dass der Baum erstickte und verdorrte (*crassescens praestringit et strangulat* Plin.) Das Bruchstück V. 99—102 hängt mit dem erstern nicht zusammen, und handelte von den Bacchantinnen und dem Attis. Durch den in der deutschen Uebersetzung zu lendenlahmen Hexameter V. 102: „Hallest du wieder" u. s. w. tritt doch der Vf. selbst dem schlechten Versemacher zu nahe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1803.

## NATURGESCHICHTE.

ALTENBURG, im literar. Comtoir: *Ausführliche Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen* aus der bekannten engelischen (englischen) Familie Lambert oder the porcupine-man, von *W. G. Tilesius*. 1802. VI. und 42 S. Fol. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der schon durch mehrere naturhistorische Arbeiten rühmlich bekannte Vf. erwirbt sich durch die vorliegende Arbeit ein wahres Verdienst um die Geschichte der Menschenspecies, die um so mehr Dank verdient, da die sonst so gern abbildenden Landsleute der hier beschriebenen merkwürdigen Menschen noch keine gute Abbildungen und Beschreibungen derselben geliefert, sondern sich mit den unvollkommenen Nachrichten von *J. Machin*, welcher den Stammvater derselben (*Philos. transact.* 1732. Nr. 424.) *H. Baker* und *Edwards* (*Phil. transact.* 1755. — *Gleanings of natural history* Vol. I.) welche dessen Sohn sehr unvollständig beschrieben, und nur eine Hand abgebildet lieferten, begnügt haben. Die von Hn. *Tilesius* beschriebenen beiden Menschen sind schon aus der dritten Generation entsprossen, und Söhne des von Baker und Edwards beschriebenen. Sehr sonderbar ist es, dass die weiblichen Mitglieder der Familie von der an den männlichen forterbenden krankhaften Hautbeschaffenheit gar nichts haben, und dass bey den männlichen Abkömmlingen dieselbe sich auch erst im dritten Monate nach der Geburt zeigt. Die Haut des Gesichts, der Hohlhände und Fussfohle ist weiss, wie bey anderen Europäern. Die Benennung *porcupine men* (*Stachelschweinmenschen*) hält der Vf. mit Recht für unstatthaft, da die Erscheinung an der Haut eigentlich nichts stachelartiges hat, sondern blos in einer schwieligen, rauhen, schrundigen, trockenen, fast überall mit einem grauen oder schwärzlichen Ueberzuge bedeckten Oberhaut besteht; dieser Ueberzug vergrössert die kleinen Einschnitte, Linien, Erhabenheiten und Wärzchen der Oberhaut, und setzt sich allmälich so dick und wiederholt darauf ab, dass er eine dicke mit eben so viel vergrösserten Hautwärzchen und Erhabenheiten hervorragende schwarze Rinde bildet, die durch die mancherley Bewegungen der Glieder, und durch die Ausdehnung der Haut endlich zerbricht, weil sie eintrocknet und spröde wird. Diese Rinde trennt sich dann in eben so viele geborstene Bruchstücke, als Einschnitte und Linien in der unter ihr befindlichen Oberhaut sind; deshalb sind die Bruchstücke (eben so wenig wie bey einem an der Sonne zerborstenen Thonboden) auch nicht alle gleich, sondern drey- vier- fünf- sechseckig u. s. w. Durch das Reiben der Kleidungsstücke wird der schwarze Ueberzug an manchen Stellen abgerieben, heller von Farbe und wie geglättet. Auf dem Boden der Haut hängen die Bruchstücke völlig unter einander zusammen, weil hier die Haut feucht und schmierig ist und das Bersten verhindert. Die Hauthaare gehen an manchen Stellen mitten durch die Kruste, und sitzen in derselben so fest, dass beym Ausreissen eines Theils der Kruste sie mit den Wurzeln hervorgezogen werden. Nur am Bauche bildet der Hautüberzug zum Theil mehr einzeln stehende, spitzig hervorragende Erhöhungen, welche aber doch eigentlich nichts hornund stachelartiges haben. Der Vf. findet daher die Benennung *Krustenmann* viel passender. Uebrigens zerfällt seine Arbeit in vier Abschnitte: 1) *Allgemeiner historischer Ueberblick über die in England entsprungene Familie des sogenannten Stachelschweinmannes, nebst speciellen Nachrichten über die beiden zuerst nach Deutschland gekommenen Abkömmlinge derselben.* 2) *Beschreibung der erblichen geborstenen Hautkruste der beiden jüngsten Abkömmlinge — zufolge einer genauern Untersuchung derselben entworfen.* Aus diesen beiden Abschnitten hat Rec., soweit es die Gränzen dieser Blätter gestatten, einiges nähere oben angegeben. 3) *Kritische Anzeige einiger über die Familie der sogenannten Stachelschweinmenschen vorhandenen Nachrichten und Abbildungen.* Die meisten Deutschen, welche nach den englischen Nachrichten von dieser merkwürdigen Erscheinung gehandelt haben, sind in mehr oder weniger beträchtliche Irrthümer verfallen. Die Abbildung in *Wünsch's kosmologischen Unterhaltungen* ist ganz verfehlt, denn einmal ist die Kruste nicht stachelig, wie sie hier erscheint, und für's andere ist die Farbe derselben nicht braun, sondern schwärzlich. Auch die Stelle, die man dieser Erscheinung in mehreren pathologischen Systemen angewiesen hat, ist falsch; denn sie gehört weder zu den Hautauswüchsen, noch zu der Leontiasis, noch zu der Elephantiasis. 4) *Genauere Untersuchung der Hautkruste und der Integumente, nebst einigen Versuchen, die Entstehungsweise der ersteren zu erklären.* In diesem Abschnitte kommen auch einige Bemerkungen über die Hunterschen Fäserchen vor, (*W. Hunter in med. observ. and inquiries* II. p. 52.) welche unser Vf. nach seinen mikroskopischen Untersuchungen für die Absonderungsgefäße des malpighischen Schleims, so wie das Oberhäutchen für nichts anders als eine Verhärtung dieses Schleims hält. Die Entstehung der Kruste bey den beschriebenen Männern erklärt er so: Es schei-

scheinen bey derselben doppelte Ursachen vorhanden zu seyn, nämlich eine prädisponirende und eine daraus erfolgende. Die erste sucht er in einer Desorganisation der Fettdrüschen oder Schmierbälge, oder wenigstens in einer gestörten Ausfonderung der Hautschmiere in den von den Kleidern bedeckten Theilen des Körpers. Hierdurch werde die Haut zur Sprödigkeit disponirt; sie bekomme Risse und Schrunden, aus welchen alsdann die zur Kruste erhärtende krankhaft klebrigte Lymphe hervorquille, und nach dem mit dem Alter zunehmenden Grade des Uebels, die Epidermis mit zunehmenden Lagen und Schichten überziehe. Diese Lymphe scheine, dem Verhalten der in kaustischer Lauge und andern Flüssigkeiten macerirten Kruste zufolge, aus erdigten, fetten und schleimigen Theilen zu bestehen, also nicht unwahrscheinlich der Bildungsstoff des malpighischen Schleims oder der Inhalt der Hunterschen Gefäfse zu seyn, und dieses wuchernde krankhafte Hervorquellen derselben, zwischen den Schrunden und Rissen des Oberhäutchens scheine natürlich aus der Verletzung, oder aus dem auf die Hunterschen Gefäfse bewirkten heftigen Reize erklärt werden zu können. Die Mischung der kranken gerinnbaren Lymphe selbst erkläre sich aus der zurückgehaltenen Hautschmiere, welche sich zu dem ergossenen Schleime, womit die Natur die Schrunden leimen oder ein neues Oberhäutchen bilden wollte, gesellte und den Fettbestandtheil ausmachte.

Was die Abbildungen betrifft, so sind dieselben vom Vf. selbst gestochen und in der Geifslerschen Schule illuminirt. Die erste Tafel stellt den älteren der beiden Krustenmänner *John Lambert* von vorn angesehen, und mehrere einzelne Stellen der Haut und der Kruste derselben vergrösert vor. Die zweyte Tafel zeigt den jüngeren *Richard Lambert* von hinten, ferner dessen Gesicht, den Daumen in natürlicher Gröfse und einige Falten des Bauchs, wie auch eine von Krusten zum Theil entblöfste Stelle der Hinterbacke vor. Die Darstellungen sind mit grofsem Fleifse gearbeitet und sehr gut gerathen. Wenn die Aquatintmanier viele Abdrücke aushielte, und nicht sonst bey kleineren Parthien noch einige Mängel hätte, so würde der Vf. diese lieber gewählt haben; er verspricht die Abbildung einer Hand dieser merkwürdigen Menschen auf gedachte Art bearbeitet zu liefern, und wird damit jedem Freunde der Kunst und der Naturgeschichte ein angenehmes Geschenk machen.

Weimar, im Industr. Compt.: *Tabula affinitatum Regni Vegetabilis* quam tradit A. *J. G. C. Batsch.* 1802. 286 S. ohne Regist. 8. (2 Rthlr.)

Der für die Naturbeschreibung zu früh verstorbene Vf. beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens vorzüglich mit der Verwandtschaft der natürlichen Körper. Seine mühsamen Untersuchungen in diesem Fache werden ächten Naturforschern immer schätzbar bleiben. Da er seine gröfsern Werke über diesen Gegenstand nicht ausgeführt hat: so ist diese Schrift denen zu empfehlen, welche eine Uebersicht seines natürlichen Pflanzensystems zu haben wünschen. Allerdings liegt bey diesem System Jussieu's classisches, wahrhaft einziges Werk in seiner Art zum Grunde, aber mit Recht sind die Sonderbarkeiten vermieden, welche jenes Werk regelloser, wenn auch, gleich der französischen Physiognomie, reizender machen. Jussieu sprach z. B., der Natur zuwider, vielen Pflanzen die Blumenkrone ab; unser Vf. schreibt sie ihnen wieder zu. Doch gilt die Befolgung von Jussieu's System nur von den letzten Familien, die allein natürlich sind und seyn können; die Ordnungen hingegen und Classen weichen ganz und gar von Jussieu's Eintheilung ab. So sehr Rec. die Verdienste des Vfs. erkennt, wenn er die natürlichen Familien feiner trennt, läutert und die Gattungen besser zusammenstellt, so wenig ist er mit den Ordnungen und Classen zufrieden. Die erste Classe *Rosaceae* mit fünfblättrigen, so wie die zweyte *Cruciatae* mit vierblättrigen regulären Blumenkronen find nicht übel zusammengebracht, aber die dritte *Ringentes* mit irregulären vielblättrigen Blumenkronen enthält die *Papilionaceas*, die *Orchideas*, die *Scitamineas*. u. s. w. Die vierte *Liliaceae*, bestimmt nach der dreyfachen Zahl der Blüthentheile, enthält *Laurinas*, *Palmas*, *Liliaceas veras* u. s. f. Nun folgen die Classen *Incompletae*, *Monopetalae*, *Compositae*, *Cryptogama*, welche man leicht an den Namen erkennt. Die Classen kann man folglich nicht natürlich nennen, doch darauf möchte es so sehr nicht ankommen, wenn ihre Kennzeichen scharf bestimmt wären. Aber schon der Charakter der meistens dreyfachen Zahl an den Blüthentheilen der Ordn. *Liliaceae* beweiset, dafs dieses der Fall nicht ist. Viel natürlicher sind die Ordnungen, aber auch viel schwankender ihre Kennzeichen, wie der Vf. selbst bey Gelegenheit der Ordnung *Difformariae* in der ersten Classe gesteht. Rec. würde daher dem Vf., wenn er noch lebte, rathen, die gut gebildeten natürlichen Familien nach einer völlig künstlichen Eintheilung zu ordnen, die Ausnahmen an den gehörigen Orten anzuzeigen, und wenn es nöthig seyn sollte, eine Gattung oder Familie an verschiedenen Stellen aufzuführen, um dadurch das Erkennen der Pflanzen zu erleichtern. Denn es ist uns jetzt wahrlich sehr um ein System zu thun, nach welchem man die Pflanzen leicht erkennt, wozu das Linnéische System nicht taugt. Die angehängte Tafel der Verwandtschaften, wonach die ganze Schrift den Titel führt, stellt die Familien in ihren natürlichen Verbindungen vor. Noch lehrreicher wäre es gewesen, wenn der Vf., wie *Herrmann* es mit dem Thierreiche machte, die einzelnen Gattungen verzeichnet hätte, welche die Uebergänge bilden.

Weimar, im Industr. Compt.: *Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte* nach ihren drey Reichen. Herausgegeben von *F. J. Bertuch.* — *Thierreich.* T. 9—16. *Gewächsreich.* T. 9—16. *Mineralreich.* T. 6—10. 1802. 4. (4 Rthlr. 18 gr.)

Das *zweyte* Heft des *Thierreichs* enthält die Gazellen, Hirsche, Ochsen, Pferde, den Hippopotamus und

und Tapir. Auch hier sind die Abbildungen nach den besten Mustern copirt und einige, z. B. das Männchen vom Elenn sehr gut gerathen. Taf. 13. Fig. 3. und 4. hätten wegbleiben können, da die Muster schlecht gezeichnet sind. — Im *zweyten* Heft des *Gewächsreichs* werden die *Frugariae* fortgesetzt und beschlossen, ferner die *Columnariae* angefangen, und durchaus ungemein saubere richtige Abbildungen geliefert. — Mit grossen Schwierigkeiten hatte der Maler im *zweyten* Hefte des *Mineralreichs* zu kämpfen, wo unter andern die Kalkspate vorgestellt sind. Es ist hier viel geleistet, aber vielleicht ist es nicht möglich, alle Fossilien auf diese Weise kenntlich zu machen, z. B. Schaumerde, Schieferspat u. dgl. m. Desto besser sind die Arten des Landtuffs gerathen.

JENA, b. Voigt: *Annalen der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena.* Herausgegeben von *J. G. Lenz* und *J. F. H. Schwabe. Erster Band.* 1802. 392 S. 8. m. 3. Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die genaue Bestimmung der Gegenstände, womit eine Gesellschaft sich beschäftigt, hat unstreitig einen grossen Nutzen. Viele naturforschende Gesellschaften in Deutschland würden mehr geleistet haben, wenn sie nur einen Theil der Naturbeschreibung zum Gegenstande ihrer Untersuchung gewählt, oder sich nur auf ein Land eingeschränkt hätten. Rec. verspricht sich daher sehr viel von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena; er wünscht zum Besten der Wissenschaft, dass der Eifer und die Thätigkeit der Mitglieder so fortdauern mögen, wie sie sich bis jetzt zeigen. Einen Beweis dieser Thätigkeit geben die Abhandlungen in diesen Annalen, wo man mit Vergnügen bemerkt, dass manche andere Wissenschaften aufgeboten werden, um Licht auf die Mineralogie zu werfen. 1) *Uebersicht des neuesten Mineralsystems*, von Hn. Bergmeister *Selb.* Die Folge der Fossilien in den Ordnungen pflegt gewöhnlich die sogenannte natürliche zu seyn, welche nach der Totalähnlichkeit bestimmt ist, Hr. *Selb* aber richtet auch diese nach den Bestandtheilen und ihren Verhältnissen ein. Diese fortgesetzte Befolgung des allgemeinen Eintheilungsgrundes ist gewiss sehr zu billigen, und dieser Versuch verdient den Dank der Mineralogen. Es ist leicht, die hier noch fehlenden Fossilien an der gehörigen Stelle einzuschieben. 2) *Versuch eines Vorschlages, die Mineralogie wissenschaftlich zu begründen*, von Hn. *Bode.* Man kennt den Gang solcher Abhandlungen. Bisher, heisst es, war die Mineralogie keine Wissenschaft, sie wird es nur dadurch, dass alle Sätze in ihr von einem festen unwandelbaren Princip abgeleitet werden, und der Vf. schlägt den Begriff der Thätigkeit oder Productivität als einen solchen vor, welcher die Mineralogie wissenschaftlich begründen könne. Die Bedingungen in der Erfahrung aufzusuchen, unter welchen ein Mineral gebildet wird, gehört nach Rec. Meynung allerdings zu den wichtigsten Beschäftigungen des Mineralogen, aber gleichsam hinter dem Vorhange der Wirklichkeit ein Spiel mit angeblichen Kräften zu treiben, welche man aus den ephemeren Philosophien unserer Tage ableitet, heisst die Zeit verschwenden. Doch, setzt der Vf. hinzu, die Mineralogie ist Empirie, und als solche muss sie beständig durch Erfahrungen bereichert, und diese nach dem Princip der Aehnlichkeit geordnet werden. Sehr wahr, aber auch sehr bekannt. Gerade über dieses Ordnen nach der Aehnlichkeit könnte ein philosophischer Schriftsteller wichtige Bemerkungen machen, woran der Vf. nicht gedacht hat. 3) *Kurze Abhandlung von der Bildung der Erde, besonders aus der Entstehung der Mineralien erwiesen*, von Hn. Prof. *Fischer.* Etwas für die Meynung, dass die Fossilien, folglich auch die Gebirgsmassen, und (die Kruste der) die Erde durch Krystallisation aus einer Flüssigkeit entstanden sind. Es wird dieses, wie gewöhnlich aus der krystallinischen Form des Granits und der darin vorkommenden Fossilien hergeleitet. Die Schwierigkeiten bey dieser Hypothese werden kaum berührt. 4) *Die Thäler als Abdachungskanäle der Erdfläche betrachtet*, von Hn. Prof. *Rimrod.* Eine kurze Darstellung von Hn. *Rimrods* Theorie, welche er in einer grössern, auch in der A. L. Z. angezeigten Schrift vorgetragen hat. 5) *Geognostische Wahrnehmung über die Entstehung des Lahnthales*, von *J. T. Werner.* Anwendung von Rimrod's Theorie. 6) *Nachricht von den ohnweit Leipzig bey Kleinzschocher vorkommenden Rockensteine*, von Hn. Dr. *Rosenmüller.* Dieses Fossil besteht aus gleich grossen platten und rhomboidalischen Stücken von grauem Thon, welche in einem hellen gefärbten Thonschiefer eingewachsen sind. 7) *Der Kiffhäuser und die Schrotensteinlager bey Wallhausen*, von Hn. Dr. *Schwabe.* Merkwürdig wegen der Nachricht von einem versteinerten Baume, welcher hier in einem Sandsteinlager gefunden wurde. Die Beschreibung selbst ist sehr kurz, und giebt keinen deutlichen Begriff von diesem merkwürdigen Berge. Der Vf. sagt sehr wenig von dem hier vorkommenden Conglomerat, worin man schon oft versteinertes Holz angetroffen hat. Schrotenstein (von Schrot, undeutsch gebildet) ist ein unnöthiger neuer Ausdruck für Rogenstein. Die Beschreibung dieser sonderbaren Steinart ist sehr genau. Der Rogenstein wechselt mit Schieferthon. 8) *Kurze Beschreibung der vor zwey Jahren ohnweit Schweina entdeckten Zoolithen-Höhle*, von Hn. Berginsp. *Köhler.* Eine sehr genaue, befriedigende Beschreibung dieser Höhle in Rauhkalk, worin man viele Knochen von dem sogenannten Höhlenbär angetroffen hat. Ein Stück eines Schädels ist hier abgebildet. 9) *Chemische Analyse der warmen Quellen zu Wiesbaden*, von Hn. Hofr. *Ritter.* Sie enthalten Kohlensäure, kohlensaures Eisen, kohlensaure Bittererde, kohlensaure Kalkerde, muriatische Kalkerde, muriatische Bittererde, muriatische Soda, schwefelsaure Soda, schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und Extractivstoff. Sollten nicht die Thonerde und einige andere Bestandtheile zufällig seyn? 10) *Chemische Versuche mit dem in Norwegen entdeckten eisenhaltigen Titanerze*, von *Tychsen.* Das Verhältniss des Eisens zum Titan ist nicht genau bestimmt. 11) *Kurze Uebersicht*

ficht des Sainischen Berg-Hütten- und Hammerwesens, von Hn. Bergr. Cramer. 12) *Des Fürsten Dim. v. Gallitzin Sendschreiben an d. Hn. Hofr. von Zimmermann.* Ueber die *Vulkane.* Der Vf. leitet ihren Ursprung von brennendem und sich sublimirenden Schwefel ab, und behauptet aus diesem Grunde einen grosen Unterschied zwischen den Wirkungen des vulkanischen Feuers und des Feuers in unsern Oefen. Zugleich einige wichtige Bemerkungen zu Spallanzani's Reisen. 13) *Desselben Sendschreiben an den Hn. v. Crell.* Bemerkungen über Born's Verzeichnifs der Raabschen Sammlung, dem Besitzer dieser Schrift sehr brauchbar. Unter den Nachrichten aus Briefen befinden sich verschiedene sehr merkwürdige. Nach Hn. Prof. *Esper* sind die Zeichnungen in dem Specksteine vom Fichtelberge wahre Abdrücke von *Fucis.* Hr. Hofmarschall zu *Racknitz* besitzt ein Stück Granit mit einem Fischabdrucke. Hr. Dr. *Seyffer* hat den sogenannten krystallisirten Sandstein bey Tübingen entdeckt. Zuletzt folgen Recensionen und die Lebensbeschreibungen des Grafen Teleki von Szek und des Hn. Tölpe. Hiermit verbindet Rec. die kurze Anzeige von folgender Schrift:

Jena, b. Voigt: *Historische Nachricht von der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena,* von Dr. *J. H. F. Schwabe.* 1801. 56 S. 8.

welche als Vorläufer der Annalen erschien, und nicht allein die Geschichte der Societät, sondern auch das Verzeichnifs aller Mitglieder enthält.

Nürnberg, in d. Stein. Buchh.: *Naturgeschichte der Frösche des mittlern Deutschlandes von A. J. Rösel von Rosenhof.* Neue verbesserte Auflage. *Erstes Heft.* 1800. *Zweyter* und *dritter Heft.* 1801. 8. (15 Rthlr.)

Diese drey Hefte enthalten 36 Seiten vom deutschen Texte nebst den zur Naturgeschichte des braunen Landfrosches und des Laubfrosches gehörigen ausgemalten Kupfern und schwarzen Umrissen. In dem ihm zugeschickten Exemplare hat Rec. keine Vorrede oder Anzeige gefunden, welche die auf dem Titel angegebenen Verbesserungen begründete; aber er fand überall den Text verändert, den deutschen Ausdruck in Verhältnifs zu dem im Vaterlande des Vfs. herrschendem Dialecte verbessert und verständlicher gemacht, auch einige Aenderungen in den übersetzten Stellen, und zu Anfange der Beschreibung der beiden Froscharten die Synonymen aus den neuesten Schriftstellern über die Amphibien beygefügt. Bey der ersten Art finden sich auch einige berichtigende Anmerkungen unter dem Texte. Dafs der lateinische Text hier weggelassen ist, kann Rec. nicht anders als sehr billigen; denn dadurch kann und wird der Preis des Werkes jetzt um ein merkliches niedriger, und also den Liebhabern der Naturgeschichte der Ankauf desselben erleichtert werden. Ob aber der Verleger nicht etwa um der ausländischen Liebhaber willen den lateinischen Text besonders hat abdrucken lassen, kann Rec. nicht sagen. Das Titelkupfer, worauf die inländischen Eidechsen abgebildet sind, vermisst der Rec. bey den vorliegenden drey Heften. Uebrigens muss er den Herausgeber des Werks an die Beschreibungen und Zeichnungen erinnern, welche Hr. *Rösel* von den inländischen Eidechsen gemacht hatte, und nachher der nun verstorbene Professor *Joh. Herrmann in* Strasburg besafs. Sollte es ihm nicht möglich seyn, diese Arbeit von den Erben des genannten Gelehrten zu erhalten? Gewifs würden die Verdienste und die Ehre des braven *Rösels* durch die Bekanntmachung dieser Arbeit um ein beträchtliches gewinnen, und der Wissenschaft selbst würde kein geringer Dienst geschehen, weil wir über die Eidechsen und ihre Anatomie noch gar keine Abbildungen haben, welche nur von ferne sich mit den Röselschen Tafeln von den Fröschen vergleichen liessen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *London,* b. Smeaton: *A compendious Treatise on modern Education,* in which the following interesting Subjects are liberally discussed: the Nursery, private Schools, public Schools, Universities, Gallantry, Duelling, Gaming, Suicide. By the late *Joel M' Cringer* etc. To which are added coloured designs both characteristic and illustrative, delineated by J. R. W. Esq. and etched by Th. *Rowlandson.* 1802. 34 S. gr. 4. *M' Cringer,* ein erdichteter Name, hinterläfst einen Entwurf zu einem Werke über die Erziehung, welches den Text zu diesen acht Kupferstichen macht, und eine Satyre auf die Mode-Erziehung und die Laster der höhern Stände ist. Es erinnert den Leser an Swifts Unterricht für das Gesinde, ist aber weder mit dem Witze noch mit der Laune geschrieben; so wie die Kupferstiche an den *Rakes progress* erinnern, aber ebenfalls durch die Vergleichung verlieren. Anstatt dafs in diesem der vollendete Mann durch die mannigfaltigen Scenen des Lebens an das Grab geführt wird, tödtet *M' Cringer's* Zögling sich selbst, ehe er noch die Jahre des jungen Mannes ganz überlebt hat. Im Ganzen gehört die Schrift sowohl als die Kupferstiche keinesweges unter die vorzüglichern Producte, wiewohl jedoch in den letztern Manches mit Wahrheit und Geist ausgedrückt ist. Am Ende möchte man doch die typographische Pracht und die Arbeit bedauern, die man hier auf diese Posse oder Satyre verwendet findet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 11. Julius 1803.*

## ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, b. Degen: *Beschreibung und Grundriss der Haupt- und Residenzstadt Wien.* Mit einer kurzen Geschichte. 1802. 344 S. quer 8. (4 Rthlr.)

Ebend. b. Ebendems.: *Description et plan de la ville de Vienne.* Avec un précis historique. ohne Jahreszahl. 294 S. quer 8. (4 Rthlr.)

Rec. hält dieses Werkchen für die beste Beschreibung, die wir von Wien haben. In einem Bändchen, das, wenn man es vom Grundrisse trennt, nicht grösser ist, als gewöhnliche Taschenkalender, findet der Reisende, der nicht Lust hat, viele Bände über diese Stadt zu lesen, alles, was er zu wissen wünschen kann, in gedrängter Kürze, und dabey mit einer Vollständigkeit, die dieses kleine Werk besonders rühmlich auszeichnet. Diejenigen, die Wien in grössern Werken studirt haben, werden das vorliegende als den nützlichsten und bequemsten Führer brauchen, und selbst solche Leser, die den Ort genau kennen, werden hier Manches mit Vergnügen wiederholen, oder sich diesen und jenen Gegenstand lebhafter in das Gedächtniss zurück rufen. Die Sprache ist einfach, grösstentheils rein und den Gegenständen angemessen; auch findet man hier nicht jene ewigen Ausrufungen und jenen Ton von unbedingter Bewunderung. Urtheile über die vielen und mannigfaltigen Gegenstände sollte man in einem so kleinen Umfange nicht erwarten; indessen ist bey der Anzeige verschiedener Dinge ihr Werth kurz und richtig angegeben.

Auf die Beschreibung der Stadt und der Vorstädte selbst folgt eine kurze Nachricht über den neuen Canal, der nun so weit gediehen ist, dass man in diesem Jahre von Wien bis Wienerisch-Neustadt ihn wird befahren können. S. 266 bis 284 füllen nun eine kurze Nachricht über die sehenswürdigen Orte in der Nähe von Wien; dann bis S. 320 eine Geschichte der Stadt, wo man ihre merkwürdigsten Epochen, besonders der neuern Zeit, findet. Die zwey folgenden Seiten enthalten Veränderungen, die während des Druckes vorgefallen sind, und woraus wir folgendes ausheben wollen: Die Palissaden, welche 1797 um die ganze Stadt gesetzt wurden, sind 1801 alle wieder weggenommen werden. — Die Polizeywache, die sonst aus 350 Mann bestand, ist auf 600 vermehrt worden; auch ist mit Anfange des Jahrs 1802 eine Division reitender Polizeywache errichtet worden, welche in der Stadt und den Vorstädten Tag und Nacht patrouilliret. — Die seit dem Jahr 1795 geprägten 12 Kreuzerstücke sind im August 1802 ausser Curs gesetzt worden. Die an ihre Stelle tretende Scheidemünzen sind neu geprägte Stücke von 7 Kreuzern und von 8½. — Die Büchercensur steht seit Anfang des Jahres 1802 nicht mehr unter der vereinigten Hofstelle, sondern unter der Polizey-Hofstelle. — Das Schloss Dornbach ist nach dem Tode des Feldmarschall Lascy an den regierenden Fürsten von Schwarzenberg gekommen.

Hierauf folgt ein Verzeichniss aller k. k. Aerarial-Gebäude, der fürstlichen, gräflichen und geistlichen Häuser, der Kirchen und Pfarren, der Akademien, Spitäler und andern Merkwürdigkeiten; dann ein Register aller Plätze, Strassen und Gassen; zuletzt eine umständliche Anzeige des Inhalts. Druck und Papier sind gut, und der grosse, aus 4 Blättern bestehende, Plan ist fleissig und reinlich gestochen. Für den Reisenden wäre wohl zu wünschen, dass die Beschreibung und der Plan sich nicht in der nämlichen Kapsel befänden, wodurch das Ganze für die Tasche zu dick wird. Die Beschreibung in einer eigenen Kapsel und die vier Blätter des Grundrisses auf Leinwand gezogen wären bequemer.

Das französische Werk ist eine Uebersetzung des deutschen, wie man aus mehreren Stellen sieht. Sie ist sehr getreu, und die Sprache, obschon nicht durchaus rein französisch, ist nicht schlecht. Die deutschen Namen und Benennungen sind grösstentheils mit vieler Genauigkeit gedruckt; wie man denn überhaupt in dem Originale sowohl als in der Uebersetzung wenig Druckfehler findet.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsass und die Schweiz* in den Jahren 1798 u. 1799. von *C. U. D. von Eggers*, königl. Dän. Legatr. etc. *Dritter Band.* 1802. 509 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da der Vf. auch in diesem dritten Bande fortfährt, seine Reisebemerkungen als ein allgemeines Magazin zu betrachten, in welchem er so Manches niederlegt, das er in den Jahren 1798 und 99 geschrieben hat, so wird eine Inhaltsanzeige jedes besondern Briefes immer nöthiger. In der That wundert Rec. sich sehr, unter dem Titel von „Bemerkungen auf einer Reise" lange Abhandlungen über Gegenstände zu finden, die mit einer Reise schlechterdings in keiner Verbindung stehen, und die der Hr. Legationsrath eben so gut unter jedem andern Titel hätte drucken lassen können. Einige Ausschweifungen erlaubt sich allenfalls jeder

jeder Reisebeschreiber, einer mehr, der andere weniger; aber hier bekommt man ganze fremdartige und lange Auffätze, welches doch etwas hart für diejenigen ist, welche eine Reise zu kaufen dachten. Freylich kann man durch *Bemerkungen auf einer Reise* alle die Bemerkungen verstehen, die einer in dieser Zeit über irgend einen Gegenstand macht; aber so hat man es doch nicht nach dem zeitherigen Sprachgebrauche verstanden. Also —

29 u. 30ster Brief. Kleine Abstecher und Spatziergänge in der Gegend um Rastadt. Etwas zu weitläuftig für den Gehalt der Gegenstände. — 31, 32 u. 33ster Brief. Ueber die Badenschen Länder, ihre Gröfse, Bevölkerung, Wohlstand, Erzeugnisse, Charakter der Einwohner, Einkünfte, Anstalten aller Art und vorzüglich über den edeln Charakter des gegenwärtigen Fürsten und seine weise und gesegnete Regierung. Diese drey Briefe sind sehr interessant und verdienen dem Vf. den Dank des Publikums für sein sorgfältiges Auffuchen und Würdigen des Guten. — Die Angabe der Bevölkerung sowohl als der □ Meilen ist so, dass der Leser kein reines Resultat daraus ziehen kann. Der 31ste Brief enthält viel Wahres über die kleinen Fürsten und über die Uebel, die aus kleinen Souverainitäten entstehen. — 34ster Brief. Eine 50 Seiten lange Abhandlung über die Bildung junger Leute zu künftigen Gesandten. 35ster Brief. Ueber die Friedensunterhandlungen zu Rastadt, wovon denn das Mehrefte dem Leser seit vier Jahren leider nur zu bekannt ist. 36ster Brief. Abhandlung über das Secularisiren, Untersuchung über die Rechtlichkeit der Sache und über Schadloshaltung überhaupt, und dass geistliche Stände sie mit eben dem Rechte fodern könnten, als die weltlichen. 37ster Brief. Französisches Theater zu Rastadt, welches dem Vf. Anlafs zu einer Abhandlung über das franz. Theater überhaupt giebt. Der Director dieser Gesellschaft setzte auf seinen Anschlagzetteln den deutschen Kalender neben dem französischen: woraus die franz. Gesandten ihm ein Verbrechen machen wollten, (in einer deutschen Stadt und unter dem Schutze eines deutschen Fürsten!) 38ster Brief. Baden und die Gegend umher. 39ster Brief. Eine 30 Seiten lange Unterredung mit einem franz. Gesandten über den Adel. 40ster Brief. Nachrichten über die Revolution in der Schweiz und über das Betragen der Franzosen in diesem Lande; welches jetzt freylich nicht das Interesse hat, wie vor fünf Jahren, da man seitdem das Wichtigste davon in mehr als einem Werke gelesen hat. 41, 42 u. 43ster Brief. Reise in die Schweiz, gute Bemerkungen über diesen Strich der Badenschen und übrigen Länder, durch die er kommt, und Beschreibung ihrer Naturschönheiten. Im letzten dieser Briefe geht der Vf. durch das Frickthal und über den Bözberg in die Schweiz. 44ster Brief. Ueber den Schweizercharakter, wie man die Revolution aufnimmt, Aussicht auf dem Lägerberg und von da nach dem See und Zürich herab. Kleine Uncorrectheiten, die zum Theil auch Druckfehler seyn können, wollen wir nicht rügen.

St. Gallen, in d. Huber. Buchh.: *Archiv kleiner zerstreuter Reisebeschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz. Zweyter Band.* 1802. 332 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der erste Auffatz ist: *Bridels Versuch über die Art und Weise, wie Schweizer Jünglinge ihr Vaterland bereisen sollen.* Dieser erscheint hier zum vierten Male abgedruckt, denn er steht in den *Etrennes Helvet.* und in den *Mélanges helvet.* 1794—96. und die Uebersetzung ist schon 1796 zu Winterthur gedruckt, auch ist er schon in unserer Allg. Lit. Zeit. besonders angezeigt worden. — II. *Bemerkungen auf einer kleinen Schweizerreise.* Der Vf. geht von Zürich nach Schafhausen, Frauenfeld, St. Gallen, Gais, über die Appenzeller Berge nach Sargans und über den Wallenstädtersee nach Zürich zurück. Er steht im helvet. Kalender von 1791, und ist nicht sehr bedeutend. — III. Die *Alpenreise* — erschien in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1796, und nachher in dessen Darstellungen etc. B. II. Ein hübscher Auffatz von dem Herausgeber des Taschenbuchs selbst. — IV. *Briefe auf einer Reise durch das Wenthal und Argau* 1793. Sie stehen im helvet. Kalender 1796, und verdienten aufbehalten zu werden, weil sie einen überaus wenig befuchten Theil der Schweiz betreffen. — V. *Bemerkung und Frage eines reisenden Beobachters in dem Kanton Schweiz.* Dieser Auffatz erschien 1797 ohne Anzeige von wem und woher. Der Vf. klagt, dass man immer nur von Pfeffers, Leuk, Gais etc. rede, und den Ort Schweiz vergesse, wo man eben sowohl Molken trinken könne, als zu Gais. Hierauf beschreibt er die schöne Gegend um Schweiz, und die Vortheile, die ein Fremder da finden würde. — VI. *Fragmente aus den Tagebüchern einer Reise nach der Schweiz.* Sie sind vom Grafen von *Moltke*, stehen schon im deutschen Museum 1794, und enthalten malerische und enthusiastische Darstellungen eines Theiles des Münsterthals, der *via mala* in Graubündten etc. — VII. *Reisen durch einzelne Gegenden von Graubündten.* Die Reise durch das Oberengadin (unterhaltend und belehrend) ist aus dem helvet. Volksfreunde 1797. Die Beschreibung des Thales Ferera aus Füsis Bibliothek der Schweizer Staatskunde 1796 (sehr umständlich). Das Fragment einer Reise über den Splügen von Ambühl erscheint hier zum ersten Male. — VIII. *Briefe auf einer Reise an den Genfersee* im Frühling 1790. (Aus dem helvet. Kal. 1794), gehen über betretenen Boden und enthalten nichts Besonderes. — IX. *Spazierreisen in die innern Rhoden des Kantons Appenzell.* Die erste steht im Wochenblatte für den Kanton Säntis; die zweyte erscheint hier zum ersten Male, nach Hn. *Kollers* Handschrift. Sie sind beide sehr individuel, möchten aber, seitdem wir *Ebels* Werk über Appenzell haben, leicht zu entbehren seyn. — X. *Reise nach dem schweizerischen Theile des Bisthums Basel.* Dieses aus einer weitläuftigern franz. Handschrift übersetzte Fragment erschien zuerst im schweizerischen Museum 1788. — Der Vf. hält sich besonders bey der Gegend von Münster auf, und liefert über die sogenannte Probstey historische und

und andere Nachrichten, die man aber auch gröfstentheils in dem allgemeinern Werke „Lehmanns Bisſthum Baſel etc. ſindet.

Wer die Schweiz gründlich ſtudirt hat, wird ſeine Kenntniſſe durch dieſe Aufſätze nur wenig erweitern; wer bloſs in der Ferne lieſt, um eine allgemeine Bekanntſchaft mit dem Lande zu machen, wird dieſe kleinen Reiſen theils zu individuel, theils zu umſtändlich finden, und immer die gröſsern und allgemeinen Werke eines Coxe, Meiners, Ebel etc. vorziehen; aber dem Schweizer und dem Sammler deſſen, was über dieſes Land geſchrieben worden iſt, werden dieſe Aufſätze, die man zeither in ſo verſchiedenen Werken aufſuchen muſste, in einem Bande willkommen ſeyn: und von dieſer Seite verdient der Herausgeber Dank. Nur hätte er einen Theil dieſer Reiſen, welche von Schweizern geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, vorher einem Sprachkundigen übergeben ſollen, um hin und wieder nachzuhelfen, und ſie von Provinzialismen und zum Theil auch von Sprachfehlern zu reinigen.

Zürich, b. Geſsner, Füſsli etc.: *Kleine Fuſsreiſen durch die Schweiz.* Aus dem Franzöſiſchen der Brüder *Bridel.* 1802. *Erſter Band.* 255 S. *Zweyter Band.* 309 S. 8. mit zwey radirten Ausſichten. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſe zu verſchiedenen Zeiten und zum Theil ſchon vor vielen Jahren gemachten Reiſen, ſtehen in den *Mélanges helvétiques*, und ſind im Original längſt bekannt. In der Vorrede wird geſagt, daſs man glaubte, dem deutſchen Publicum ein angenehmes Geſchenk durch eine Ueberſetzung zu machen, die ſich wie ein deutſches Original läſe. Dieſs mag auch wirklich für ſolche deutſche Schweizer der Fall ſeyn, die ſich nicht an die Provinzialismen ihres Landes und an die hundert undeutſchen Sprachformen, Endungen und Wendungen ſtoſsen. Aber der wirklich deutſche Leſer wird ohne Unterlaſs auf etwas treffen, das ihn beleidiget, „als durchweg, für allgemein; Gichter, für Zuckungen; ein Auferſtändniſs; wenn es ſchön Wetter macht; die Helden, deren Zürich ſich rühmt, ſie in ſeinen Mauern erzielt zu haben; u. dgl. m.

Der *erſte* Band enthält von S. 1—174 eine Reiſe von Baſel durch das Frickthal nach Baden, Zürich, an den Aegeriſee, Morgarten, an den Lowerzerſee und ſeine Inſel; nach Zug, in die freyen Aemter, nach Muri und Mellingen. — Dann kommt S. 177 bis Ende ein Bruchſtück einer Reiſe durch Graubündten, wo man einige Nachrichten über Trous, Profto, St. Croce, und den Bregell findet. Der *zweyte* Band enthält von S. 1—66 eine Reiſe von Bex nach Sitten über den Berg Anzeindez. Merkwürdige Nachrichten über dieſe faſt ganz ununterſuchte Gegend, und beſonders über die Diablerets. S. 67—82 Beſchreibung des Hirtenlebens auf dem Berge Taveyennaz in der Vogtey Alen, oder Aigle. S. 83—98 Reiſe in das merkwürdige, ſchöne und faſt unbekannte *val d'Illiez* in Unterwallis, an den Grenzen von Savoyen. S. 98—193 Spaziergang durch einen Theil des Aargaues. Der Vf. geht über die Schafmatt, Aarau, Lenzburg und den Hallweilerſee, weiter nach Münſter im Kanton Luzern, an den kleinen Mauenſee, dann nach Zofingen, Aarburg und Olten. S. 193—293 Blick auf eine Hirtengegend in den Alpen. Der Vf. beſucht die Höhen um Gruyere, Charney und das ehemalige merkwürdige Kloſter Val Sainte, wo ſich, während der franz. Revolution, Trappiſten niederlieſsen. In dieſer Gegend iſt auch der See Domene, den alle Geographen überſehen haben. S. 293 bis Ende enthält Spaziergänge an die Seen von Lioſon, Arnonnaz, Sanez und zu der Lauwine, in der Gegend von Chateau d'Oex nach Aelen zu.

Der Leſer ſieht aus dieſer Inhaltsanzeige, daſs dieſe Reiſen hauptſächlich in Striche gehen, die theils wenig beſucht, theils ganz vernachläſſiget werden. In ſo fern können ſie diejenigen intereſſiren, die die Schweiz genau kennen und ſchon viel darüber geleſen haben. Auch ſtöſst man auf manche intereſſante Anekdote aus der Vorzeit, Geſchichte alter Schlöſſer und Schweizerfamilien. Das Ganze lieſt ſich recht angenehm, die undeutſchen Sprachformen weggerechnet.

Neuburg u. Arnheim, im Reichs-Commiſſions- u. Induſtrie Bureau: *Meine Fuſsreiſe durch einen Theil der Alpen.* Neue Ausgabe. Ohne Jahreszahl. XVI u. 226 S. 8. (20 gr.)

Unter dieſem trügeriſchen Titel erwartet gewiſs jeder Leſer eine Reiſe durch irgend einen Theil der Alpen; allein die Reiſe des Vfs. geht bloſs durch einen kleinen Strich von Wirtemberg, den man die Wirtemberger Alpe nennt; und ſelbſt von dieſer beſucht der Vf. nur einen unbedeutenden Strich. Ein junger Menſch von achtzehn Jahren macht dieſen Weg zu Fuſs von Stuttgardt und wieder zurück in ſieben Tagen, und beſchreibt ihn mit einer unerträglichen Weitſchweiſigkeit. Er kommt den 2ten Tag bis Reutlingen, den 3ten nach Zwiefalten, den 4ten nach Urach, den 5ten nach Dettingen, den 6ten nach Krügen, den 7ten nach Stuttgardt zurück. In der langen und unbedeutenden Vorrede entſchuldiget er ſich über eine Menge Dinge damit, daſs er ein achtzehnjähriger Jüngling iſt, und vergiſst dabey, daſs er ſich gerade darüber entſchuldigen ſollte, daſs er, als ein ſolcher, vor dem Publicum auftritt, und beſonders, daſs er dieſes Publicum mit ſo vielen und langen moraliſchen, philoſophiſchen und politiſchen Betrachtungen behelliget. Wie dieſe bisweilen ausfallen, mag S. 16 zeigen, wo er ſagt: „Es iſt ein nicht geringer Beweis von der guten und beglückenden Conſtitution unſeres Herzogthums, daſs ſo viele Wirtemberger ihr Vaterland verlaſſen!" Darin, daſs ſo viele auswandern, ſieht er eine übergroſse Bevölkerung, und darin, daſs ſie nicht genöthigt ſind, einen Theil ihres Vermögens zurückzulaſſen, einen hohen Grad von Freyheit, worauf er ſtolz iſt. — Von ſeinem Geſchmacke mag folgendes Beyſpiel dienen. S. 6 beſchreibt er ſeine Reiſegeſellſchaft, worunter ſich auch ein Windhund befindet. „Dieſer war uns ſo viel, wo nicht mehr werth, als mancher Bipes ohne Federn, der uns begleitet

gleitet hätte. Auf ihn paſste nicht jenes: „Der Hund ist des Hasen Tod", weil er vor den Hasen sogar floh. — Die Städter werden gelegentlich hart behandelt, und er beneidet sie nicht um ihre Herrlichkeiten, „während wir die meiste *frischeste* Luft einhauchten und das belebende Licht der Morgensonne mit unsern Augen *einsaugten*, das uns mehr stärkte, als alle Modegetränke." Das Beste ist die allgemeine Uebersicht der Wirtemberger Alpe am Ende, welche nicht den achtzehnjährigen Jüngling verräth, sondern eine andere Hand anzudeuten scheint. Papier und Druck sehen etwas verlegen aus; vom ersten Bogen ist das erste Blatt abgeschnitten, und statt dessen findet sich der Titel der zweyten Ausgabe auf anderm und weiſserm Papiere, aber ohne Jahreszahl; die Vorrede giebt auch keine Jahreszahl an, und von der ersten Ausgabe kann Rec. nirgends eine Spur entdecken; dieſs alles deutet auf ein altes Buch unter neuem Titel.

Wien: *De Luca's neuestes Reisebuch.* Enthaltend die Postcourse nach den vornehmsten Städten und Handelsplätzen, Nationen, Meilen, Postreglements, Münzwährung etc. und andern einem Reisenden nöthigen Nachrichten, zweyte verbesserte Auflage. 1802. 183 S. 8. ohne die Tabellen. (14 gr.)

Wenn dieſs eine verbesserte Auflage ist, so möchte Rec. wohl die erste sehen, die doch noch mehr Fehler haben muſs, als die gegenwärtige, in der sich hin und wieder unverzeihliche Nachläſsigkeiten finden. Niemand wird Rec. zumuthen, so ein Werk ganz zu lesen, sobald er einmal gemerkt hat, von welcher Natur es ist, und noch weniger wird man verlangen, daſs er daran zum Schulmeister werde und das Exercitium corrigire. Auch kann sich der Vf. nicht damit entschuldigen, daſs die Posten häufig abgeändert werden und daſs man das nicht immer erfährt. Von Lausanne bis Genf waren niemals 3½ Meilen, wie hier angegeben ist (S. 84). Von Cadroipo und Sacile waren zu allen Zeiten mehr als 3 Meilen; hier sind aber 2 ganze Stationen, Valvassone und Pordenone weggelassen, zusammen 8 Meilen statt 3. Der Weg über Helvetsluys nach London ist ganz falsch. Nicht einmal die Ferne zwischen Dresden und Leipzig (eine so bekannte Straſse!) ist richtig angegeben. Aber wenn der unterrichtete Leser sich eine Belustigung machen will, so schlage er S. 68 nach, wo der Reisende nicht durch die pontinischen Sümpfe, sondern auf der alten Straſse geführt wird, die schon vor zehn Jahren kaum mehr fahrbar war. Und nun die Druckfehler auf der nämlichen Seite! Ulterbo, statt Viterbo — Mezzavin, statt Mezza via — Fordi, statt Fondi — Istai, statt Itri — Sarlonetta, statt Sarmoneta — Gargliano, statt Garigliano, und eine Post zu Farola, statt Genſano, und eine andere zu Marino statt Albano, — und dieſs alles auf einer Seite.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Ueber die Ferienreisen der Gymnasiasten.* Ein Schulprogramm — von M. *Christian Gottfried Müller*, Rector der Stiftsschule zu Zeitz. 1803. 30 S. 8. Der Gegenstand, den diese Schrift behandelt, war der Aufmerksamkeit eines erfahrenen Schulmanns würdig. Denn obgleich von *Gotofredus Zamelius* Zeiten an (dessen *Studiosus apodemicus s. de peregrinationibus studiosorum* ehemals für ein beliebtes und brauchbares Buch galt) bis auf die bekannten Reisen der Salzmannischen Zöglinge herab, die Sache oftmals in Anregung, und nicht selten in Ausübung gebracht wurde: so überlieſsen doch wohl seither die meisten Lehrer dieses Mittel der körperlichen und geistigen Ausbildung bloſs dem Zufall oder der Willkür ihrer reisenden Schüler, unbesorgt, ob und welcher Zweck dadurch erreicht werde. Die Ideen, welche Hr. R. *Müller* hier vorträgt, sind reif und lehrreich: der Vortrag selbst aber, die Einkleidung überhaupt, scheint zunächst für die Faſsungskraft ungeübter Leser berechnet zu seyn. Nachdem der Vf. die guten Wirkungen entwickelt hat, welche Ferienreisen auf Körper und Geist junger Studirender äuſsern können: so bestimmt er S. 20 mit Einsicht, welchen Schülern vorzüglich, und wie, solche Reisen zu empfehlen seyen. Nur denen empfiehlt er sie, welche in den obersten Klassen sitzen, die bald in die Welt einzutreten gedenken, schon mehrere Vorkenntnisse und festere Grundsätze haben, und also auch sicher in entferntere Gegenden ohne Führer allein reisen können. „Es würde ihnen zwar sehr vortheilhaft seyn, wenn sie einer ihrer Lehrer begleitete; aber theils wollen und müſsen diese sich auch einmal von ihren täglichen Geschäften losreiſsen, und die Zahl der Lehrer würde nicht ausreichen, wenn sie, in verschiedene kleinere Haufen zertheilt, in verschiedene Gegenden reisen; theils sollen sie auch einmal ohne Lehrer ihre Kräfte versuchen, und ungebunden sich aufheitern; welches in Gesellschaft eines Lehrers nicht allemal Statt finden könnte. Doch wäre zu wünschen, daſs, wenn nicht andere Hinderniſse im Wege stünden, Geübtere mit Ungeübteren, Gröſsere mit etwas Kleineren, kurz, Primaner mit Secundanern diese Reise machen möchten." Um sie zweckmäſsiger einzurichten, empfiehlt der Vf., vor dem Eintritt der Schulferien einige Reiselectionen zu halten, worin die Lehrer ihren Zöglingen eine Anweisung ertheilten, aber nicht im Allgemeinen, sondern bestimmt, und mit Rücksicht auf die verschiedenen Fähigkeiten und Neigungen der Jünglinge, auf die Oerter, wo sie hinreisen und die verschiedenen Gegenstände, die sie auf der Reise bemerken sollen. Nach ihrer Zurückkunft würden sie dann von dem Gesehenen Rechenschaft ablegen müſsen, und dieses würde wiederum Stoff zu mannichfaltigen Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrage darbieten. Zugleich diente dieſs zur Aufmunterung Andrer, welche künftig solche Reisen machen sollten. Alles dieſs ist sehr erwogen, und, wie man von den Vorschlägen eines so bewährten Schulmanns mit Recht voraussetzt, ohne groſse Schwierigkeiten ausführbar. Weniger leicht, aus mehreren Ursachen, dürfte der Wunsch des Vfs. auszuführen seyn, daſs menschenfreundliche Landprediger — denen es zwar oftmals nicht an alter Hospitalität, aber an etwas Wesentlicherem gebricht — solche reisende Jünglinge, wenn sie einen offenen Brief ihres Lehrers vorzeigten, und ihnen die Absicht ihrer Reise entdeckten, des Nachts aufnehmen, und dadurch zugleich für die Sicherheit und Sittlichkeit derselben sorgen möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 12. Julius 1803.

## GESCHICHTE.

Breslau, b. Meyer: *Historisch-kritische Analecten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa.* — Von *George Samuel Bandtke*, Substituten am St. Elisabeth. Gymnas. in Breslau. 1802. 308 S. 8.

Der wichtigste und in der That sehr interessante Aufsatz in dieser kleinen Sammlung verbreitet sich über die Lage der polnischen Bauern, wobey Hr. B. das bey uns zu wenig bekannte Staatsrecht des Abbe *Skrzetuski* benutzt und seine eigenen Bemerkungen beyfügt. Als geborner Pole übernimmt Hr. B. mit vollem Rechte die Vertheidigung der slavischen Nation gegen übermüthige, gröfstentheils aus zu weniger Bekanntschaft und Unkunde der Sprache entstandene, Aeusserungen mancher deutschen Schriftsteller; er ereifert sich vorzüglich gegen die Celtomanie, welche den slavischen Nationen schöne Bildung des Körperbaues und vorzügliche Geistesanlagen geradezu abzusprechen wagt, obgleich der Pole mit den schönsten preussischen Truppen in Reihe und Gliedern steht, sein Exercitium wenigstens mit der nämlichen Gewandheit, und vielleicht mit mehr Leichtigkeit erlernt, und mechanische Genies bey Erbauung von Palläften etc. sich in beträchtlicher Anzahl vor Augen stellen, auch die Zahl vorzüglicher Schriftsteller jetzt schon beträchtlicher ist, als der Deutsche erwartet. So entwirft sich denn nun der Deutsche durch flüchtige und übel unterrichtete Reisende verführt, ein viel zu düsteres Bild von dem polnischen Bauern. Hr. B. unternimmt es, seine Lage nach der Wahrheit zu schildern, und hält sie für so — wenn auch nicht glücklich, doch — leidlich, dafs er glaubt, der deutsche Bauer würde beym Umtausch nichts verlieren. Rec. hatte bisher ebenfalls keinen vortheilhaften Begriff von dem Zustande des polnischen Leibeigenen, desto mehr wurde er begierig auf die Belehrung. Hr. B. würde sie nie gegeben haben, wenn er den Eindruck hätte voraussehen können, welchen sie bey seinen Lesern machen muss. Jetzt erst fühlt wenigstens Rec. ganz das schreckliche Loos der weggeworfenen Menschheit. Der Anfang der Abhandlung setzt gleich als Postulat fest, dafs die ersten Polen das Land erobert und die unterjochten Unterthanen alle zu Sklaven gemacht und sie unter sich vertheilt haben. Nach Einführung der christlichen Religion bekam auch die Geistlichkeit ihre Portion; und so wie die Fürsten eigneten sich die Ritterschaft und die Geistlichkeit *unumschränkte Gewalt* über ihre Unterthanen zu. — Der gefoderte Beweis des ersten Satzes sollte Hn. B. schwer genug werden. Zu welcher Zeit, oder woher, kam das uns unbekannte mächtige Volk, welches von Deutschlands Gränzen an bis nach Sibirien hin alles Land sich unterwerfen und es verfügen konnte, dafs es als ungefähr der hundertste Mann der ganz willkürliche Beherrscher von 99 andern, das heisst von den alten Einwohnern wurde? Wie konnte es verfügen, dafs die ganze so weit überwiegende Menge, gegen allen Gang der Natur, seine der Siegers Sprache durchgängig annahm? Oder wenn man das Unmögliche zugeben wollte, wie konnte für spätere Jahrhunderte noch eine überzählige Masse von Land und Leuten übrig seyn, um die beträchtlichen Fragmente abzuliefern, welche dann erst der Geistliche aus der grossen Beute erhielt? Der Herrscher und der Unterjochte gehörten sicher ursprünglich zu einer und derselben Nation. Hr. B. lenkt auch in der weitern Erzählung selbst ein, zeigt, dafs die Bauern im Mittelalter noch erbliches Vermögen hatten, dafs ihre Lage weit günstiger war, und sie einzig von dem Gerichte der Könige abhiengen; dafs aber die Könige anfangs einigen Geistlichen, in der Folge mehrern Familien diese Gerichtsbarkeit überliesen, und dafs erst nach dem Abgange der Jagellonen der Adel sich die völlige Oberherrschaft über seine Bauern, sogar das Recht über Leben und Tod zueignete. Also die Zeit, wo der Adel durch die bey jeder neuen Regierung geschärften *Pacta Conventa* seine Könige in engere Schranken setzte, und sich allmälig zum Souverain des Landes machte, ist zugleich die Periode der gänzlichen Unterdrückung des Landmanns. Der Edelmann ist, oder war also unumschränkter Gebieter seines Bauern, er setzt ihn auf ein Gut, welches nie sein Eigenthum wird, und jagt ihn nach Belieben von demselben; nur weil es ihm vortheilhafter ist, nicht weil ihn das Gesetz dazu verbindet, läfst er den Fleifsigen bey der Kultur des blofs anvertrauten Feldes; er verkauft das Gut nebst dem Bauern, er mifshandelt ihn nach Gutdünken, wenn ihn sein Gewissen nicht davon abhält; er tödtet den Leibeigenen ungestraft mit muthwilligem Morde, und zahlt dafür eine kleine Composition. Erst im J. 1768 wurde das Gesetz gegeben, dafs der Edelmann wegen kaltblütiger ganz ungereizter Mordthat auf Leben und Tod dürfe angeklagt werden; aber selbst dieses Gesetz legt dem Bauern einen so schwer zu führenden Beweis auf, dafs es soviel als kein Gesetz gelten darf. Der Vf. hätte nicht vergessen sollen anzumerken, ob denn je auch nur ein Edelmann wegen des Mordes eines Leibeigenen am Leben sey gestraft worden. — Der Leibeigene ist entweder gan-

ganzer Bauer, dann hat er ungefähr 50 Morgen Landes, welches eine Seltenheit ist, oder er ist halber Bauer mit 25 Morgen, oder Gärtner mit 12 Morgen etc. Für den zeitigen Besitz des Guts hat denn der ganze Bauer zu leisten in jeder Woche 7 Spanndienste, theils mit 2 theils mit 4 Ochsen, und sieben Handdienste, oder 14 Tage in jeder Woche. Der Himmel mag wissen, wie er es anfängt, sein ihm übergebenes Feld noch zu bestellen. Damit sind sie nun, nach S. 73. gerne zufrieden, wenn man nur nicht nebenher noch mehreres verlangt, als in ihrem Inventarium als Pflicht vorgeschrieben ist. Zu diesen Pflichten gehört noch das allgemeine Aufgebot zur Zeit der Aernte (wo also der Landmann gerade am meisten in seinen eigenen Gewerben zu schaffen hat); auf 4 bis 5 Tage muss da entweder aus jeder Hütte ein Mann, oder auch alles was lebendigen Oden hat, der Herrschaft dienen. Acht bis achtzehn andere Tage des Jahrs sind noch aufserdem bestimmt zum Lehmkneten; und auch diess thut nach dem Vf. der unterthänige Bauer noch ohne Murren. Die Bauern gehen äusserst häufig durch, so schwer die Gesetze, welche aber nach Hn. B. Versicherung nicht in Vollziehung gebracht werden, gegen eine solche Freventhat sprechen. Hr. B. stellt eine Vergleichung zwischen den polnischen und russischen Bauern an, und preisst die letztern glücklicher, ob sie gleich einzeln ohne alles Feld häufig verkauft werden, und sehen müssen, dass man ihre Kinder nach Gutdünken des Herrn verheyrathet (welches in Polen nicht so gewöhnlich ist), weil ihre Beherrscher ihnen daselbst mehrere Hülfsquellen zum Erwerb des Lebens übrig lassen. Rec. gesteht die Richtigkeit der traurigen Parallele zu; aber nun die überraschende Schlussfolge des Vfs. S. 102. „Die Leibeigenen eines Scheremetow etc. haben gewiss von ihrer Leibeigenschaft so wenig schlimme Folgen, als die Unterthanen des Markgrafen von Baden, der Herzoge von Sachsen, von ihres Fürsten Landeshoheit." Wie wenig darin der Vf. den deutschen Landmann kennen muss, der eigenes Gut, mit dem er frey schaltet und waltet, besitzt eine Klasse, die bey der Freyheit des Hausvaters und seiner Familie, nicht selten, z. B. im Altenburgischen, wie in mehrern Gegenden, Leute von 30—40,000 Rthlr. Vermögen aufzustellen hat! Bey uns läuft niemand von seinem Gute, er müsste denn wegen einer Uebelthat der Strafe des Gesetzes, oder als liederlicher Hauswirth den Foderungen seiner Gläubiger entgehen wollen. Es ist gewiss nicht übertrieben, wenn Rec. annimmt, dass seit dem letzten Kriege der grössere Theil alles baaren Geldes sich in den Händen des Landmanns befindet. Auch bey ihm finden sich noch Ueberreste einer ehemaligen gedrückteren Lage; er zahlt ausser den Steuern zu den Bedürfnissen des Staats noch seine Gülden etc. von dem Ertrage des Felds an den Gutsherrn, er leistet Frohnen, an einigen Orten mehr, an andern weniger; aber der ist schon sehr übel daran, welcher innerhalb eines Vierteljahrs zu leisten hat, was der polnische Leibeigene in jeder Woche zu leisten gezwungen ist. Zur Schande unsers Vaterlands liegen in einigen Winkeln noch Leibeigene versteckt, aber auch die Lage dieser Leute in Franken, Schwaben u. s. w. darf mit der hier vorgestellten Leibeigenschaft in gar keine Parallele gebracht werden. Hr. B. hat sich wahrscheinlich sein Bild der Vergleichung aus den Theilen Schlesiens, der Lausitz und andern benachbarten Gegenden abgezogen, wo wirklich noch ein ungünstiges Schicksal den einst unterjochten Bebauer des Landes drückt.

Die übrigen Abhandlungen des Vf. haben weniger allgemeines Interesse, verrathen aber den Kenner der Ereignisse des Mittelalters und den unterrichteten Forscher, wenn man auch nicht immer mit den Resultaten seiner Beweise übereinstimmen sollte. Rec. kann die einzelnen Abhandlungen nur anzeigen. S. 110. etc. leitet er Schlesiens Namen, wie schon mehrere thaten, von dem Flüsschen Slenza her, welches bey Nimptsch entspringt und nicht weit von Breslau in die Oder fällt. Er führt mehrere Beyspiele an, dass auch andere Gegenden von unbedeutenden Flüssen ihre Benennung erhalten haben; wir finden sie aber nicht passend. S. 152. dass die Gemahlin K. Vladislaus II. in Polen nicht Adelheid sondern Agnes geheissen habe. S. 187. Peter Wlast der Däne, ein Graf, welcher an dem Hof des Herzog Boleslaus III. in Schlesien sein Glück machte. S. 237. dass die Erzbischöfe von Gnesen Heinrich I. und *Heinrich II.* nicht vermengt werden dürfen. S. 257. über die Methode, das Russische mit lateinischen Lettern deutsch zu schreiben. Der Vf. beweist, dass diess nicht angehe, ob es gleich mehrere versucht hätten, dass aber das polnische Alphabet ungleich mehr dazu geeignet sey. S. 267. Anmerkungen zu Hn. *Antons* Versuch über die Slaven, und über einige andere Bücher ähnlichen Inhalts. Sie beziehen sich grösstentheils auf Ableitungen von slavischen Wörtern, wo Hr. B. als geborner Pole mit entscheidender Stimme sprechen darf.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Europäische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.* — Keine controllenmässige Revision, sondern eine zur Selbstbelehrung zureichende und verständliche Darstellung für jeden gebildeten Leser; dabey aber doch zugleich Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Ausgearbeitet von *Karl Ehregott Mangelsdorff*, der Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst Professor zu Königsberg in Preussen. Mit einem Kupfer (des Vfs. Portrait). 1803. 382 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser flüchtig hingeworfene Abriss hatte wahrscheinlich die leichte Erwerbung einer Summe Geldes zum Hauptbeweggrund. Er ist viel zu mager und unvollständig, um aus demselben die wichtigern Ereignisse und ihre Verbindung kennen zu lernen; und räsonnirt doch so viel in die Kreuz und Queer, dass es zu einem Compendium schlechterdings nicht passt. Die Verbindung beider Zwecke, auf welche der Titel hinweist, ist ohnehin ein Widerspruch. Wer, wie Rec. hofft, sich für die Unvollständigkeit des Entwurfs

wurfs durch gesunde, wenn auch, wie sie der Vf. liebte, etwas gewagte Urtheile entschädigen zu können, betrügt sich noch mehr; die meisten sind oberflächlich oder einseitig. Er hat seine Lieblingsnationen und Lieblingsmänner, Posaunenton erschallt zu ihrem Lobe; andere haben sich seine Abneigung zugezogen, bey ihnen steht alles in widerlichem Lichte. Unter die erstern gehören vorzüglich die Franzosen, deren Betragen er doch bisweilen tadelt; nur Bonaparte ist ihm Held und groser Mann ohne Gleichen; England hingegen und vorzüglich Pitt erhalten keine Gnade. Man lese S. 376. das Bild von England am Ende des letzten Kriegs: „Gequält längst vom Hunger, eingeschränkt für den Absatz seiner Fabrikate, verachtet in der öffentlichen Meynung, als noch einzige Ursache des fortdauernden Kriegs etc., wahrlich, es konnte nicht ausbleiben; hätten die Minister den Krieg noch länger wüthen lassen wollen; Englands meiste Bürger mussten Bettler, Sklaven und des Königs und des Ministeriums ärgste Feinde werden, ja, nothgedrungen ihren Zuchthäusler-Zustand eigenmächtig zu ändern suchen." Eine Vorliebe für Preussen darf man dem Professor zu Königsberg nicht übel nehmen, wenn sie gleich aus seinen frühern Schriften wenig kennbar wird. Aber er übertreibt bey Fällen, wo er es gerade nicht sollte; lässt es S. 19. schlechterdings nicht gelten, dass Friedrich I. aus Prunkliebe so emsig und mit grosen Aufopferungen nach der Königskrone strebte; eine starke Dosis gesunden Raffinements lag nach des Vfs. Versicherung im Hintergrunde. Eben so vertheidigt er die bey den letzten Theilungen Polens öffentlich angegebenen Gründe im vollen Ernst. Eine Ausnahme macht bey ihm Friedrich II.; er verkennt seine Vorzüge nicht, urtheilt aber so, wie ein unbefangener Ausländer urtheilen kann; gesteht, dass Friedrich im siebenjährigen Krieg ohne zufällige von ihm unabhängige Ereignisse hätte unterliegen müssen, und liefert die Belege durch Aufzählung der einzelnen Thatsachen! Richtig gedacht, und so weit es angieng, unbefangen vorgetragen, wird man wohl S. 139. die allgemeine Schilderung von diesem ewig denkwürdigen Fürsten finden. Desto mehr betroffen staunt der Leser bey andern Urtheilen, z. B. S. 19. der Vertheidigung von dem Betragen Karls XII. in der Türkey. Es war nicht störriger Eigensinn, der ihn gegen die Foderungen der Türken so wenig nachgiebig machte. Er meynte, die Türken würden doch einmal sehen lernen, und dem Tataren-Chan traute er nicht. Die Neutralität in Deutschland verwarf er aus Gründen. Diese Gründe aber anzugeben beliebt Hn. M. nicht. K. Peter III. gilt ihm S. 135., „als ein Mann ohne Falsch und von nicht gemeinen Kenntnissen, aber zu gutmüthig, zu offen, bey trefflichen Reformen zu hastig und unvorsichtig." So erklärt er auch S. 344. den Kaiser Paul für einen geraden und ehrlichen Mann, den blos die englische Faction irre leitete. Desto übler ist er auf den General Suwarow zu sprechen, gegen den sich freylich manches Böse gewiss nicht ohne Grund sagen lässt; aber die Ueberladung Hn. M. fällt zugleich in das Lächerliche, welches er in keiner seiner Schriften je hat vermeiden können. Ohne Mitwirkung einiger Bauern, wäre nach S. 351. Suwarow in der Schweiz gefangen worden. „Für die Franzosen ein reeller Verlust! Denn hätten sie ihn für Geld in der Republik sehen lassen; wenigstens hätte ihnen diese Speculation die Kosten des Schweizer Feldzugs ersetzen müssen." Die Parthey der Mützen in Schweden heisst S. 63. die Parthey der Schlafmützen.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Berlin** u. **Stettin**, b. Nicolai: *Odeum.* Eine Sammlung deutscher Gedichte in verschiedenen Gattungen zum Behuf des Unterrichts und der Uebung in der Declamation. Herausgegeben von *Friedrich Rambach. Dritter Theil.* Dramatische Fragmente enthaltend. 383 S. *Vierter Theil.* Dramatische Fragmente, Reden, prosaische Aufsätze und eine Nachlese enthaltend. 1802. 390 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Beyfall, mit dem die ersteren Theile dieser Sammlung zum Behuf der Declamation aufgenommen wurden, bestimmte den Vf., noch eine Auswahl von dramatischen Stücken und Reden zu geben, die in den ersteren Theilen fehlten. Sehr bedauert indessen Rec., das Gute, was er von den ersteren Theilen gesagt hat, nicht unbedingt auf diese anwenden zu können. Die dramatischen Fragmente sind zu sehr gehäuft, und sie sind ohne genugsame Auswahl gesammelt. Man begreift nicht, warum der Vf. so viele Stellen aus Shakespeare, insonderheit nach der Schlegelschen Uebersetzung ausgehoben hat, die zum Theil sehr unbedeutend sind, und auf keine Weise einen besondern Wohllaut oder einen besondern Charakter des Ausdrucks mit sich führen. Aus Lustspielen, welche, was das Mannigfaltige des Ausdrucks betrifft, wohl noch einen vorzüglichern Platz als die tragischen Fragmente behaupten dürften, sind nur einige wenige, überdiess ziemlich unbedeutende Stellen ausgehoben, und man vermisst ungern Stellen aus Jüngerschen oder Engelschen oder Kotzebueschen Stücken, unter welchen letztern vorzüglich die letzte Scene aus Menschenhass und Reue als ein vorzügliches Muster zur Uebung in der Declamation anzusehen seyn dürfte. Mit Recht hat übrigens der Vf. auch einige Stellen aus französischen Schauspielen beygefügt, da diese zwar nicht in Absicht auf den Ausdruck, aber doch um im Allgemeinen die Sprache an Rhythmus und Declamation der Verse zu gewöhnen, nicht ohne Nutzen sind. Ueberhaupt hätte der Vf. wohl etwas planmässiger verfahren, und zuerst solche Stellen ausheben sollen, die sich im Allgemeinen durch besondern Wohllaut auszeichnen, sodann solche, die zur Bezeichnung der verschiedenen Charaktere und der merkwürdigsten einzelnen Affecte und Empfindungen vorzüglich dienen: er hätte z. B. für die Empfindsamkeit, die Schwärmerey, den Zorn, die Laune, Belege durch einzelne Stellen geben sollen.

So aber bleibt man zweifelhaft, ob oder welchen Plan der Vf. gehabt hat. Auch von Reden sind nur wenige und nicht gerade die besten Beyspiele ausgewählt. Mit Recht findet Engels Lobrede auf den König hier ihren Platz: aber warum ist nur eine einzige französische aufgeführt, und hätten hier nicht Bruchstücke aus den meisterhaften Reden eines Bourdaloue oder Flechier oder den neuern eines Thomas ihre Stelle verdient?

Leipzig, b. Leo: *Charakteristische Darstellung der Bäume als Lections-Blätter, für geübte Landschaftszeichner, Maler und Kupferstecher*, von *C. A. Günther*. 1802. mit 12. Kupfern in Tuschmanier und 12 andern, welche dieselben Gegenstände blofs im Umrifs enthalten, nebst einem deutschen und einem französischen Titelblatt. 4. (3 Rthlr.)

Der Titel möchte kaum paffend gewählt feyn, weil fchon *geübte* Landfchaftszeichner, Maler und Kupferftecher, fich für ihr Studium eher an Werke grofser Meister, oder an die Natur, als an Hn. *Günthers* Arbeiten halten werden; doch wir wollen darüber nicht mit ihm rechten, fondern unterfuchen, welchen Werth die vor uns liegenden Blätter haben. Man kann fie nämlich entweder als Mufter für Anfänger im Zeichnen, oder ohne bedingte Rückficht blofs überhaupt als Kunftwerke betrachten. Den Anfängern können fie ohne Bedenken vorgelegt werden, denn es ist alles beftimmt, nicht allzuausführlich und gleichwohl durch verftändig abgewechfelte Töne angenehm übereinftimmend, nur eine etwas breitere Behandlung der Blätter und Stämme wäre zu verlangen. In Hinficht auf das freye Kunftverdienft geftehen wir Hn. *Günther* zu, dafs die Erfindung diefer Blätter einfach und angemeffen ift, auch meiftentheils als ein gefälliges Ganze fich darftellt; im charakteriftifchen Ausdruck aber, welcher doch vornehmlich beabfichtigt feyn foll, ift er eben nicht glücklich gewefen, und die wenigften feiner Bäume find ihrer Eigenthümlichkeit nach, deutlich dargeftellt, es unterfcheidet fich z. B. die Eiche von der Linde, und diefe wieder von der Erle nicht fehr. Hackerts letzthin erfchienene radirte Umriffe haben in diefem Fall weit mehr Verdienft.

Zürich: *Die Ruinen von Unterwalden*, in 12 geätzten Blättern und einer Karte nach der Natur gezeichnet im Julius 1800, von *J. H. Meyer*. 18 S. Querquart. (3 Rthlr. 16 gr.)

Schwerlich hat man je dem Publicum eine rührendere Scene vorgelegt, als diefe 12 Blätter, welche gröfstentheils die Verheerungen enthalten, welche die Neufranken in einem Lande anrichteten, das fie nie beleidiget hatte. Kunftlos und rührend find die kurzen Erklärungen diefer Blätter. Faft thut es Rec. wehe, dafs er fagen mufs, dafs fie nicht zum beften ausgeführt find, im ganzen eine trockene Manier zeigen, und dafs es den mehreften an *Haltung* fehlt. Sie werden nichts defto weniger als ein merkwürdiges Denkmal der Zeit, des Endes des 18ten Jahrhunderts und der fcheufslichften Barbarey auf die Nachwelt übergehen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Meiffen*, b. Erbftein: *Bemerkungen über Erd- und Düngungsmittel, aus Erfahrungen gefammelt, zunächft für Gartenbefitzer und Blumenliebhaber.* Von *J. C. Rudolphi*, Paftor zu Röhrsdorf bey Meiffen: aus deffen Gartenkalender befonders abgedruckt. 1802. 31 S. 8. (4 gr.) Diefe Erfahrungen beftehen aus 31 Verfuchen, denen einige Befchreibungen von Erdmagazinen überhaupt, und von Erdmagazinen für Blumenfreunde insbefondere vorangehen. Es laffen fich nun freylich die Verfuche mit Düngungen ins Unendliche vermehren. Indeffen genügen doch auch die Refultate von den vorzüglichften, die man auch leicht anwenden kann. — Der Aeufserung S. 29.: *es fey noch lange nicht erwiefen, dafs elektrifcher Regen einen Einflufs auf das Gedeihen der Gewächfe habe*: dürften wohl wenige beyftimmen; wer nur auf den freudigen Trieb der Gewächfe nach einem Gewitterregen Acht giebt, wird fich leicht von Gegentheil überzeugen. Auch hat *Haffenfraz* durch Verfuche bewiefen, dafs das Regenwaffer fich bey der Vegetation wirkfamer, als Waffer aus Flüffen und Seen zeige, weil — das Regenwaffer ein gemifchtes Sauerftoffgas enthält; der Einflufs aber des Sauerftoffes auf die Pflanzen zur Vermehrung der Reizbarkeit und Beförderung des Wachsthums ift allgemein bekannt.

Naturgeschichte. *Strasburg*, b. Levrault: *Flore des plantes qui naiffent dans le departement du Haut et Bas Rhin* par *J. Chr. Stolz*. 1802. 62 S. 8. (9 gr.) Ein blofses Namenverzeichnifs der im Elfafs einheimifchen oder häufig in den Gärten gebaueten Gewächfe, nach der Blühezeit eingerichtet. Sollte der Vf. eine ausführliche Flora fchreiben wollen: fo räth ihm Rec., die neuern Schriftfteller mehr zu ftudiren, worin er z. B. finden würde, dafs *Carex leporina* blofs in Lappland und gewifs nicht in Elfafs wächft, dafs *Agroftis capillaris* ebenfalls eine verwechfelte Benennung ift u. dgl. m.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Leipzig**, b. Dyk: *Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften*, von einer Gesellschaft von Gelehrten. *Sechsten Bandes Erstes Stück.* 1800. *Zweytes Stück.* 1802. 450 S. *Siebenten Bandes Erstes Stück.* 1803. VIII u. 208 S. gr. 8.

**Auch unter dem besondern Titel:**

*Nachträge zu Sulzer's Allgemeinen Theorie der schönen Künste.*

Den Anfang des sechsten Bandes dieser schätzbaren und inhaltsreichen Sammlung macht eine Abhandlung über sieben der ältesten *arabischen Gedichte*, welche unter dem Namen *der Moallakat* bekannt sind; von Hn. Prof. *Rosenmüller*. Diese Gedichte sind aus den Zeiten kurz vor Muhammed, und erhielten den Preis in den poetischen Wettstreiten auf der jährlichen Messe zu Occadh. Der Sage nach waren sie mit goldnen Buchstaben auf ägyptischer Seide geschrieben, und am Eingange des Tempels zu Mekka aufgehangen; daher sie den Namen *el-Moallakat*, d. i. der Aufgehangenen, erhielten. Wichtig sind sie besonders dadurch, weil man nirgend den Geist, die Sitten und den Charakter der Araber vor der Revolution, d. i. vor ihrem Uebergange aus Hirtenstämmen zu einem erobernden Volke, wahrer und schöner abgebildet findet. Es sind historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, mit eingewebten Empfindungen, Beobachtungen und weisen Lehren; und der hier gemachte Auszug ihres Inhalts ist zugleich charakteristisch. — 2) *Lateinische Fabulisten;* ein lehrreicher Auffatz vom Hn. Prof. *Jakobs* in Gotha. Zuerst von den frühern einzelnen Fabelerzählungen bey römischen Dichtern; dann umständlich über den *Phädrus*. Der ästhetischen Beurtheilung dieses Dichters werden einige literarische Nachrichten über die Zeit seines Lebens und über die in Anspruch genommene Aechtheit seiner Fabeln vorausgeschickt. Dem Vf. scheint der Verdacht der Verfälschung und der Mischung des Alten und Neuen in diesen Fabeln noch immer gegründet genug, und er wird durch eine sichtbare Nachahmung des *Terenz* bestätigt. Eigne Erfindung läfst sich dem Ph. auch selbst bey der Voraussetzung nicht absprechen, dafs manche griechische Originale verloren gegangen sind. Auch läfst er sich in anderer Hinsicht immer noch als Erfinder betrachten; obgleich nicht zu leugnen steht, dafs er sehr oft einen auffallenden Mangel an Beurtheilungskraft verräth. Auch zeigt der Vf., dafs *Ph.* keinen bestimmten Begriff von dem Wesen der äsopischen Fabel hatte. Seine Schönheiten sind selten, und zum Theil nur von der untergeordneten Art. Mit der Manier des *Babrius* hat die seinige eine grofse Aehnlichkeit. — 3) Die Charakteristik der *römischen Satiriker* wird hier mit der kritischen Würdigung des *Persius* vom Hn. Prof. *Manso* fortgesetzt. Er steht dem Horaz weit nach, dessen Schule die wirkliche Welt war, da sich P. hingegen in der Stoa gebildet hatte, wovon seine Satiren überall Spuren tragen, deren innerer und äusserer Werth mit vielem Scharfsinn geprüft wird. — 4) *Pierre Carlet de Marivaux*, vom Hn. Prof. *Jakobs*. Es war nicht leicht, die heterogenen Züge dieses seltsamen Charakters in Ein Bild zu vereinen; es ist dem Vf. aber sehr gelungen, jene Züge richtig aufzufassen, und eine bessere Darstellung des ganzen Charakters zu entwerfen, als sie bisher von französischen Kunstrichtern, und selbst von *d'Alembert*, geliefert ist. Gleich die erste Bemerkung ist sehr treffend: „Wenn man im Ernste sagen „könnte, dafs sich die Natur bisweilen vergreife: so „könnte man bey *M.* ahnden, dafs sie aus Irrthum „oder Laune einen weiblichen Geist in einen männ„lichen Körper gelegt habe." — 5) *Martin Opitz und Einige seiner Nachfolger*, vom Hn. Prof. *Manso*. Der eigentliche Werth dieses so viel, und so oft blofs nachsprechend, gepriesenen Dichters ist noch nie so richtig und unbefangen, als hier, geprüft und gewürdigt worden. Die ausgezeichneten Verdienste, welche *O.* als Dichter vor seinen Vorgängern und Zeitgenossen voraus hatte, werden anerkannt. Er war der erste, der in unsrer Sprache männlich dachte, sich würdig ausdrückte, und seinen Gedichten wahren prosodischen Rhythmus gab. Hingegen läfst sich nicht behaupten, dafs sein Geist wahrhaftig dichtrisch gewesen sey, dafs er unsrer Sprache wirklich einen Umschwung gegeben, und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt habe. Seine lyrischen Stücke und seine Uebersetzungen aus den Alten sind hievon eben so sehr Beweise, als der bald nach ihm eintretende Verfall der deutschen Poesie und die neue Herrschaft eines verkehrten Geschmacks. Unter seinen Nachfolgern werden hier *Logau*, *Flemming*, *Wernicke* und *Drollinger* kürzer gewürdigt. Von dem Letztern verdienen drey Oden vorzügliche Aufmerksamkeit. 6) *Apollonius der Rhodier*, vom Hn. Prof. *Manso*. Mit einem Auszuge des Inhalts seiner Argonautiken verbindet der Vf. eine scharfsinnige Prüfung des Plans, sowohl

sowohl an sich, als in Vergleichung mit den homerischen Gedichten, und seiner ganzen Behandlungsart. Die Hauptverdienste dieses Dichters sind die Schönheiten seiner Sprache und Schreibart, und die Mäsigung, die er in der Bearbeitung eines zu vielen Ausschweifungen verführenden Gegenstandes beobachtet hat. Auch verrathen einzelne Stellen einen dichtrischen Geist, der, in frühern Tagen geboren, mit Homer würde gewetteifert haben. Solcher Stellen sind hier einige ausgehoben, und sehr glücklich übersetzt.

Das *zweyte* Stück dieses sechsten Bandes enthält: 1) Eine Abhandlung *über die Religion der alten Deutschen*, vom Hn. Auskultator *Delius* zu Wernigerode. Nur erst der Anfang einer mit Gründlichkeit und Scharfsinn ausgeführten Abhandlung, worin dieser, so oft aus einem verkehrten Gesichtspunkte gefasste und mit so vielen willkürlichen und misverstandnen Ideen überladene historische Gegenstand schärfer geprüft und der Wahrheit um Vieles näher gebracht wird. Der Vf. zeigt, dass die Religion unsrer ältern Vorfahren, wenigstens der meisten, nicht nur anfänglich Fetischismus war, sondern es auch so lange blieb, bis die Deutschen Ein gemeinschaftliches Oberhaupt erhielten und zum Christenthum übergiengen. 2) Von Hn. *Manso's* Abhandlung über die römischen Satiriker liefert diess zweyte Stück den Charakter *Juvenal's*, mit gleich fester und geschickter Hand, wie der seiner beiden Vorgänger, entworfen. Auch hier geht eine Schilderung des Sittenzustandes in Rom zur Zeit dieses Dichters voraus. Dieser war äusserst verschlimmert, und Juvenal glich an Sinn und Gefühl noch den ächten Römern der alten Zeit. Entweder hatte ihm die Natur die Gabe des Lachens völlig versagt, oder Zeit und Erfahrung hatte in ihm die frohe Stimmung vertilgt, und die entgegengesetzte begründet. Sehr gut wird die Verschiedenheit seiner Satire von der Horazischen entwickelt. Eine metrische Ueberfetzung der vierten Juvenalischen Satire schliesst diesen Auffatz. 3) *Anakreon*, von eben dem Vfr. Man hat, wie bekannt, die Aechtheit der unter dieses Dichters Namen gehenden Lieder oft bestritten; wahrscheinlich aber gehört ihm ein Theil derselben, und ein andrer Theil seinen, gebildeten und ungebildeten, glücklichen und unglücklichen, Nachahmern. Die meisten sind doch wenigstens in seinem Geiste und Geschmack gedichtet. Auch schuf sich Anakreon vermuthlich seine Melodie, sein Sylbenmaass und seine Gattung selbst; diess beweist der Vf. durch die Auseinandersetzung der Eigenthümlichkeiten seiner Poesie. — 4) *Die spätern Lehrdichter der Griechen: Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius Periegetes*; gleichfalls vom Prof. *Manso*. Dem Zeitalter nach sind diese Dichter zwar verschieden, aber sämmtlich sind sie aus der alexandrinischen Schule, und Bearbeiter des wissenschaftlichen Lehrgedichts in gelehrter Manier. Auch entspringen ihre Vorzüge und Mängel aus einerley Quelle, und weichen mehr dem Grade als der Art nach von einander ab. Den Schluss dieser Abhandlung machen einige Bemerkungen über die griechischen Lehrdichter überhaupt. 5) *Ueber das Wesen der Horazischen Epistel*, von einem ungenannten Verfasser. Sowohl von allen übrigen Dichtungsarten, als besonders von den nächstverwandten elegischen und didaktischen, unterscheidet sich die poetische Epistel als eine schriftliche, an eine bestimmte Person gerichtete, Mittheilung der Gedanken über Gegenstände, Auftritte, Begebenheiten und Verhältnisse des gemeinen Lebens sowohl, als über andre aufs Leben anwendbare, oder sonst wissenswerthe Wahrheiten, welche durch die dichterische Einkleidung Interesse, Lebhaftigkeit und Anmuth erhält. In Hinsicht auf die Form unterscheidet der Vf. die Conversations-, didaktischen, und scherzhaft satirischen Episteln.

Den Anfang vom *ersten* Stücke des *siebenten* Bandes macht die Fortsetzung der Abhandlung *über die Religion der alten Deutschen* Der Vf. geht hier die vorgeblichen Gottheiten unsrer frühen Vorfahren durch, und führt den Beweis einleuchtend genug, dass *keine* von allen denen, die man dem Deutschen von Cäsar bis auf Münchhausen aufgebürdet hat, erwiesen sey, noch sich erweisen lasse. 2) *Was wissen wir von dem Glauben der Völker im skandischen Nord?* vermuthlich von eben dem Verfasser, der auch hier die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der uns bisher über diesen Gegenstand bekannten Nachrichten zeigt. In den drey Reichen, Dänemark, Norwegen und Schweden war nicht Eine Religion. Von den ersten beiden Ländern können wir mit Zuverlässigkeit *nichts* darüber bestimmen, und die Grundlage von dem Gebäude, welches in neuern Zeiten aufgeführt wurde, muss man in Schweden suchen. 2) *Aristophanes*. Das Charakteristische dieses Dichters ist in der Darstellung der Geschichte, der Menschen und Sitten seines Zeitalters, welches der Vf. vorläufig nach seinen Eigenthümlichkeiten beschreibt, das Befremdende aber, welches seine Darstellung für uns hat, ist in der Freyheit, mit der er schildert, gegründet. Seine Schauspiele werden hier in mehrere Klassen abgesondert. Einige wurden unmittelbar durch die besondern Zeitumstände und politische Vorfälle veranlasst; in andern hatte er den Staat überhaupt, und dessen Unvollkommenheiten und Mängel vor Augen; in noch andern ist die literarische Seite die hervorstechende. Der Plutus gehört in keine von diesen drey Classen, und es kömmt dem Begriffe am nächsten, den man sich gewöhnlich von der mittlern Komödie der Griechen bildet. So sehr sich übrigens *A.* von Seiten der Erfindung und Anlage der Handlung über alles Kunstgerechte und Herkömmliche hinwegsetzt, eben so sehr spottet er in der Ausführung aller Natur und Wahrheit. Ueber die eigentliche Tendenz und Wirkung dieser Schauspiele findet man in dieser Abhandlung viel Lehrreiches. Uebrigens bezieht sich der Vf. auf die Untersuchung über die Gründe des Beyfalls, den man zu Athen diesen Stücken schenkt, die er ehedem selbst im 37sten Stücke der N. Biblioth. d. sch. W. geliefert hat. 3) *John Milton*. Ungeachtet der bekannten beträchtlichen Vorarbeiten, unter denen

nen befonders die von *Hayley* als Revifion der übrigen, vornämlich der Johnfonfchen Biographie anzufehen ift, hat doch die gegenwärtige Charakteriftik viel eigenthümliches Verdienft. Viel Wahres ift in dem allgemeinen Urtheile, dafs ein ftrenger und fefter Sinn, ernfte und keufche Sitten, religiöfe Erhebung des Gemüths, und das ftolze Gefühl überfchwenglicher Kraft, fich in *Milton's* frühern Werken ankündige, und die fpätern erfülle. „Das Grofse und Mächtige herrfchte in feinem Geifte und in feinem Werken; die Grazien der Anmuth aber waren ihm fremd. Er wurde im Leben mehr bewundert als geliebt, und fo erregen auch feine Werke mehr ein ehrerbietiges Staunen, als ein heitres Entzücken." — Ueber die jugendlichen und gelegentlichen Gedichte *M's* urtheilt der Vf. minder vortheilhaft, als die englifchen Kunftrichter, unter denen *Tho. Warton's* Commentar in ihrer befondern Ausgabe (Lond. 1791. 8.) wohl einige Rückficht verdient hätte.

Diefem fiebenten Band ift eine Vorrede beygefügt, worin fich die Herausgeber diefer nun feit zehn Jahren fortgefetzten kritifchen Schrift über die Urfachen ihres in den letzten Jahren etwas verzögerten Fortganges, und über die von ihnen gewählte Verfahrungsart erklären. Rec. ftimmt ihrer Meynung völlig bey, dafs man weder der Einfeitigkeit des Gefchmacks glücklicher begegnen, noch die Anfprüche einer dreiften und fich felber unaufhörlich befehdenden und zerftörenden Kritik leichter ausgleichen könne, als wenn man jedes Kunftwerk für fich und aus dem ihm zukommenden Standpunkte betrachtet. Sie werden ihren Plan auf diefem Wege weiter verfolgen und ihr Augenmerk vorzüglich auf die Dichter des Alterthums richten, um wenigftens von Einer Seite etwas Vollftändiges zu liefern. Unter den Neuern werden fie künftig nur diejenigen ausheben, die fich durch charakteriftifche Eigenfchaften auszeichnen, oder entfchieden auf ihr Volk und Zeitalter gewirkt haben.

OLDENBURG, in d. Schulzefchen Buchh.: *Kränze, von G. A. H. Gramberg. Erftes Bändchen.* 1801. 236 S. *Zweytes Bändchen.* 1802. 279 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter unfern jungen Dichtern, die genannt und aufgemuntert zu werden verdienen, behauptet Hr. *Gramberg* einen ehrenvollen Platz. Zwar fehlt es ihm noch an Reichthum der Phantafie, fo wie feinen Dichtungen überhaupt an beftimmtem Charakter, aber doch läfst fich Dichtergeift in feinen Verfuchen nicht verkennen. In der gegenwärtigen Sammlung zeichnen fich die *launigten Erzählungen*, die die Hälfte des erften Bandes füllen, vorzüglich aus. Zwar ift die Erfindung bey allen (gröfstentheils aus den *Fabliaux et Contes* des *Grand d'Auffy*, entlehnt, und keinesweges zu loben, denn es ift faft durchgängig die Gefchichte eines gemeinen Spafses oder einer gemeinen Verwirrung; aber die Ausführung empfiehlt fich, befonders bey den fünf erften, durch Lebhaftigkeit und eine fehr leichte Verfification. Vorzüglich ift dem Vf. die vierte: *Satans Fall und Weiberlift*, gelungen. In den letzten hingegen hat den Vf. fein Genius verlaffen, und man fieht den Zwang, den er feiner Laune angethan hat; infonderheit ift die *Matrone von Ephefus* etwas fteif gerathen. Mit Recht hat übrigens der Vf. bey diefen Erzählungen freyere Versarten und Sylbenmaafse gewählt; nicht glücklich aber war der Gedanke, dafs er diefe fo oft durch Stanzen unterbrechen läfst, die fich, infonderheit die *ottave rime*, welche er gewählt hat, für diefe Dichtungsart keinesweges eignen. — Die zweyte Hälfte des erften Bändchens füllt *Tobias*; eine Nachbildung des biblifchen Stoffs. Niemand wird leicht diefe Gefchichte der Vorwelt in der biblifchen Urkunde ohne Rührung gelefen haben, aber wir müffen bekennen, dafs fie hier unter den Händen des Nachbildners nicht gewonnen, fondern vielmehr verloren hat. Der ganze Hauptcharakter des Originals, die Geduld Tobias, fein kindliches Vertrauen auf Gott und deffen Belohnung ift hier nur als Nebenfache, dagegen die Reife des jungen Tobias und die Ereigniffe auf diefer Reife als Hauptftoff behandelt. Schwerlich möchte der Vf. behaupten können, dadurch mehr Feinheit in das Ganze gebracht zu haben, vielmehr hat er dadurch der Einheit gefchadet, da man den feften Gefichtspunkt aus dem Auge verliert. Schön ift in der Urkunde auch Sara's Vertrauen, zur ftärkeren Verfinnlichung der Hauptidee, berührt, doch weislich, um der Hauptperfon nicht zu fchaden, blofs oberflächlich gehalten; hier ift davon gar keine Spur. Eben fo hätte die mütterliche Sehnfucht nach dem Sohne, die Heilung der Blindheit des Alten durch feinen Sohn, forgfältiger ausgeführt, und dadurch dem Ganzen mehr Wärme gegeben werden follen. Einen einzigen glücklichen Zug hat die Nachbildung vor dem Originale voraus, den nämlich, dafs der Gefährte fich nicht gleich zu Anfang, fondern erft beym Abfchiede als Engel zu erkennen giebt, wodurch man in einer glücklichen Ungewifsheit über ihn erhalten wird. Kurz, es fehlt dem Gedicht *im Ganzen* an Sorgfalt und Wärme, und diefer Stoff verträgt neben ihm noch immer eine neue Bearbeitung. — *Zweytes Bändchen.* Des Pfarrers Sohn von Cola, in fünf Büchern. Das idyllifche Epos hat feit einiger Zeit befonders feit Voffens Luife, in Deutfchland eine Menge Freunde und Bearbeiter gefunden. Unftreitig macht diefes der Nation viel Ehre, in deren Charakter es liegt, durch das Einfache vorzüglich angezogen zu werden. Nur ift es nothig, vor zwey Abwegen zu warnen, in welche die meiften Dichter diefer Art zu gerathen pflegen. Der eine, dafs man gewöhnlich zu wenig Leben und Mannichfaltigkeit in die Gefchichte bringt, die bey einer längern idyllifchen Darftellung keinesweges ganz vernachläfsigt werden darf, wenn man nicht fürchten will, in das Einförmige zu gerathen. Nur in zu vielen diefer Dichtungen ift die Handlung ohne alle Verknüpfung, und dazu kommt gemeiniglich die weiche bis zur Schlaffheit gehende Güte

Güte der sämmtlichen handelnden Menschen. Der Idyllencharakter kann sehr gut mit etwas mehr Leben und Verwicklung bestehen. Der zweyte, dass man sich nicht in zu umständlicher Ausmalung unbedeutender häuslicher Umstände und Umgebungen gefalle, die zu uninteressant sind, um das Gemüth auf irgend eine Weise anzuziehen; ein Fehler, den auch *Voss* in der Luise nicht ganz vermieden haben dürfte. In beide Fehler ist denn auch der Vf. der vorliegenden Dichtung gefallen. Es ist die Geschichte eines Predigersohns, der die Tochter seines Gutsherrns liebt, aber seine Liebe bekämpft, und eben, zu einer Pfarre befördert, von ihr scheiden will, als der bestimmte Bräutigam derselben, der seine Liebe ausgekundschaftet hat, sie ihm abtritt, und ihren Vater zur Einwilligung bewegt. Die Idee ist gut, und einzelne Stellen verrathen Dichtergeist und Empfindung, aber im Ganzen fehlt es den Personen an Individualität, so wie der Ausführung überhaupt an Leben, und ein ermüdendes Detail kleiner häuslicher Küchenstücke drängt sich zu oft in die Geschichte. Welches Interesse kann z. B. folgende ausgeführte Darstellung haben:

Und froh eilte die Frau zum Keller mit klingendem Schlüssel,
Nahm zwey Flaschen aus kühlendem Sand des versiegelten Rheinweins,
Glättete sie mit dem Tuch, auf glänzendem Brete sie tragend,
Stellte sie hin: und sie zog zu sich her den gebrüsteten Welschhahn,
Löste gewohnt und geschickt die bräunlichen Glieder dem Rumpf ab,
Und sie zerlegt' und vertheilte dem Vater, dem Sohne das Bestheil.
Aber es nahm der Vater den Stahl mit gewundenem Pfriemen
Welchen ein Pfarrer sich gern zum steten Gebrauche bewahrt hält,
Wand in den Spund ihn der Flaschen, der festgehaltenen: Hoch auf
Zog er den Kork, und das Siegel zerbrach mit dem Ring und dem Stabe,
Und es erscholl, als er zog, mit lieblichen Ton ihm der Wein auf.

Solche ausgeführte Schilderungen sind nur erlaubt, wenn sie uns die handelnden Menschen, oder das häusliche Locale dieser Menschen liebgewinnen lassen; dazu kann aber die Darstellung der Zerlegung eines Huhns und der Eröffnung einer Weinflasche wohl schwerlich beytragen. Doch ist es Pflicht, auch eine der bessern Stellen zur Probe zu geben. So gehört darunter der Zuruf des Vaters an seine Tochter:

Wohl Dir! es verblendet dich nimmer die Liebe,
Wie viel schwärmerisch trunkene: das Leben trennst du verständig
Von dem Gebilde, das kräftig der Dichter hauchet, der Maler,
Welche das höchste der Welt uns zeigen, das keiner umfassend
Silber erklimmt, das stärkend uns nur erquicket von oben.
Und die Eh' ist beglückt, die nimmer ins Leben die Dichtung
Niederzuziehn erstrebt, nicht ewig das Fliehende suchet.

Kurz, des Pfarrers Sohn von Cola ist eine der Lectüren, die einmal schon ganz angenehm unterhält, die man aber schwerlich zum zweytenmale zu wiederhosen versucht wird. Die Hexameter sind nur zum Theil gut, zum Theil aber keineswegs frey von Härten und gezwungnen Inversionen.

Erlangen, in d. Walther. Kunst- und Buchh.: *Neue Blumenzeichnungen zu Stickereyen*, nebst mancherley nützlichen Bemerkungen über die Stickerey, die Richtung des Stiches und die Art die Farben zu nüanciren. 1802. mit 18 Kpft. und 8 S. Text deutsch und französisch. (2 Rthlr.)

Zwey von den Kupfertafeln sind ziemlich sauber ausgemalt, alle übrigen aber bloss Umrisse, jedoch in doppeltem Abdruck beygelegt, damit das eine Exemplar durchstochen werden und der Stickerin als Bause dienen könne. Was den Geschmack derselben betrifft: so ist solcher weder gut noch neu; die Bemerkungen über die Stickerey nebst einigen zu beobachtenden Regeln, welche im Text enthalten sind, mögen wohl von allem noch das brauchbarste seyn.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Weimar*, b. Gebr. Gädicke: *Kurze Darstellung der chemischen Untersuchungen der Gasarten*. Entworfen von D. *A. N. Scherer*. *Zweyte* verb. Aufl. 1802. 70 S. 8. (6 gr.) Diese Auflage hat wenig Veränderungen erlitten; die Classification der Gasarten ist zweckmäsig abgeändert, und einige neue Entdeckungen sind hinzugefügt. Zuletzt hat der Vf. eine Auswahl von Schriften angehängt, welche man über diesen Gegenstand nachlesen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1803.

## NEUERE SPRACHKUNDE.

WIEN, in der v. Kurtzbekischen Buchdruckerey: *Rickslownik Illirieskoga Italianskoga i Nimacskoga jezika* etc. *Wörterbuch der Illyrischen, Italiänischen und Deutschen Sprache*, mit einer vorausgeschickten Grammatik; zusammengetragen und verfasst von *Joseph Voltiggi*, einem Istrianer. 1803. 710 S. 8.

Eine dreyfache Vorrede, worunter die lateinische die weitläuftigste ist, benachrichtigt uns von dem Begriffe, den der Vf. mit dem Worte Illyrisch verbindet. Illyrier heissen bey ihm alle Slawen: ja nach *der* Geschichte, welche der Vf. neu erfunden hat, sind alle Slaven von Mittag ausgegangen, und haben sich nur nach und nach in der Folge gegen den Norden hin ausgebreitet. Nach seiner neuen Lehre sind die Slaven erst im VII Jahrhundert bekannt geworden, wie sollten sie die Ehre haben, einem viel ältern grossen Völkerstamm den Namen zu leihen, und den viel ältern Namen Illyrier zu verdrängen? Nach ihm giebt es ferner bis jetzt keine Slavische oder Slavonische Grundsprache — diese müsste erst jetzt aus den verschiedenen Dialekten zusammengetragen werden. Die lateinischen Buchstaben seyen für die illyrischen — d. h. slavischen Sprachen, viel angemessener, als die cyrillischen. Alle diese Paradoxa will der Vf. in einem weitläuftigern Werk, betitelt *Illyricum illustratum* ausführen; bis dahin verwahrt sich der Vf. gegen allen bitteren Tadel eitler Aristarchen, welche dahin ausgehen wollten:

*ut vix nunc natum faciant occumbere nomen.*

Rec. glaubt seinerseits alles Urtheils füglich überhoben zu seyn, da sich der Vf. es selbst durch obige Sätze gesprochen hat. Pflicht aber ist es für den Rec. zu sagen, dass man in diesem Wörterbuche keinen anderen als den *Istrisch-slavischen* Dialekt mit dalmatischen und ragusanischen Wortformen vermengt und ins Deutsche und Italiänische übertragen antreffen werde; dass der Vf. bey Zusammenhäufung der Wörter nicht sage, wo? in welcher Gegend? in welchem Schriftsteller das Wort gebraucht werde? dass er die Nüancen der Begriffe nicht unterschieden, manches ganz falsch erklärt, und überhaupt durch seine Arbeit die slavische Sprachkunde (wenn man auch das viele Ausgelassene durch den beschränkten Umfang des Werks entschuldigen wollte) nicht viel weiter gebracht habe. Rec. beweist seine Behauptungen mit Beyspielen. Das vom Vf. aufgenommene Wort *aldovati* ist gar nicht slavisch (für opfern, weihen); es kommt aus dem ungarischen *aldani* (segnen), und hat sich durch's Croatische vielleicht auch in Istrien eingeschlichen. Der ächte Slave spricht *Blagoslovit*, welches Wort der Vf. im Buchstaben B auch aufführt. *Alega*, Meergras, ist ebenfalls kein slavisches, sondern nur ein istrisches Wort, entlehnt aus dem italiänischen *Alga*. Von *Arfa*, *Kloštar*, *bôs* (Harfe, Kloster, bloss) u. s. w. bemerkt doch jedermann, dass es eigentlich weder illyrische noch slavische Wörter, sondern bloss deutsche Einmengsel in den istrischen Dialekt seyen. *Britko* erklärt der Vf. durch *scharf*; so mag's istrisch seyn, aber in andern slavischen Dialecten drückt es den Begriff *abscheulich* aus. Wer erwartet in einem slavischen Lexico und in unsern Zeiten den Namen *Calvin* so erklärt: *Calvino eresiarca*. Welche geographische Unwissenheit verräth es, *Morovsslaska Zemlja* durch *Mesien* (Moesien, Mysien) zu übersetzen, da es doch offenbar den primorischen District von Dalmatien bedeutet. Heisst es Nüancen der Begriffe beachten, wenn man das Wort *Knes* durch Graf, ohne weiteres übersetzt? Hie und da kommt im Lexico vor, was in die Grammatik gehört, z. B. das Futurum Poliem, ich werde besprengen — vom Zeitwort *poliwati*.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische, mit den nöthigen Wörtern und Redensarten, auch grammaticalischen Anmerkungen begleitet*, von *C. G. Leonhardi*. 1802. 270 S. 8. (16 gr.)

Sorgfältige Auswahl der Materien, welche für den Kopf und das Herz der Jugend passen, und das Anziehende mit dem Nützlichen vereinigen, empfehlen dieses Uebungsbuch. Unter jeder Erzählung findet der Schüler nicht allein die zum Uebersetzen nöthigen Wörter und Redensarten, so wie sie jede Materie verlangt, sondern auch kurze Regeln, die ihn mit dem Geiste und den Eigenheiten der französischen Sprache nach und nach bekannt machen. Gegen das Ende kommen auch freundschaftliche und kaufmännische Briefe vor, welche den Erzählungen an Zweckmässigkeit nicht nachstehen. Nur wünscht Rec., dass verschiedene Anmerkungen die enthaltene Regel vollständiger lieferten, wie z. B. S. 18, wo es heisst: „Man gebraucht im Französischen oft den Dativ des bestimmten Artikels, um die teutschen Vorwörter mit . . . in, auszudrücken, als *le poignard à la main*." Hier müsste dem Schüler gesagt werden, dass *dans*

*la main* bedeuten würde entweder *den Dolch durch die Hand gestochen*, oder *die Hand um ihn zugethan, so dass er nicht heraus stünde*, denn darin unterscheidet sich gerade *dans* von *à*, in der Bedeutung von *in*, dass Letzteres theils einen ungewissen Aufenthalt in oder ausser den Gränzen eines Dinges bezeichnet, theils dann gebraucht wird, wenn ein Ding aus der Hand hervorsteht. Daher sagt der Franzose *il étoit assis la plume à la main* u. s. w. Ein ähnlicher Vorwurf liesse sich mehrern Anmerkungen machen, wenn es hier der Raum erlaubte.

STRASBURG, b. Eck: *Petit Dictionnaire raisonné des mots françois qui ont entr'eux une consonnance;* c'est à dire qui paroissent les mêmes à la prononciation, mais qui cependant ont toujours un sens bien différent et très souvent aussi une orthographe bien différente etc. An VII. 124 S. 8. (12 gr.)

Obgleich dieses kleine Wörterbuch solcher französischen Wörter, die unter sich eine Aehnlichkeit des Lauts, aber eine verschiedene Orthographie und Bedeutung haben, bey dem ersten Anblick überflüssig scheinen möchte, weil man schon in mehrern Grammatiken ein kürzeres oder längeres Verzeichniss davon vorfindet: so zeigt doch bald eine genauere Ansicht, dass der Sammler, welcher sich unter der Einleitung *Corpéchot* nennt, seine Vorgänger an Vollständigkeit weit übertrifft. Gewiss beruhet eine der grössten Schwierigkeiten der französischen Sprache auf Rechtschreibung, und nicht selten fehlen sogar diejenigen darin, welche mit der Grammatik nicht unbekannt sind, aber nicht oft Gelegenheit gehabt haben, sie in allen ihren Theilen in Ausübung zu bringen. Diese finden hier einen sichern Wegweiser, der ihnen in alphabetischer Ordnung die erwähnten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten darstellt, z. B. unter *celle, selle, scelle, cèle; dais, des, dès, dés; prés, près, prêt* u. s. w. Auch hat der Verfasser einige Ausdrücke hinzugefügt, die bisweilen im Reden und Schreiben verkehrt angewendet werden. Für blosse Anfänger dient dieses Wörterbuch nicht, da es schon eine beträchtliche grammatische Kenntniss voraussetzt.

HALLE, in d. Buchh. des Waisenhauses: *Nouveau choix des morceaux les plus intéressans de la Littérature françoise, tirés des meilleurs poëtes et prosateurs*, avec des abrégés historiques et littéraires sur les auteurs qui se sont distingués dans les différens genres.

Auch mit dem deutschen Titel:

*Neue Auswahl vorzüglicher Stücke aus den besten französischen Schriftstellern*, für die obern Klassen — von *Philipp Siefert*, Rector der Domschule zu Ratzeburg. Zweyter oder prosaischer Theil. 1802. 360 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es fehlt zwar an französischen Lesebüchern für Deutsche nicht, und einige derselben empfehlen sich offenbar durch eine gute Auswahl klassischer Bruchstücke; allein noch immer fühlte man den Mangel eines systematischen Werkes, welches die Hauptzweige der französischen Prose in sich vereinigte, und Auszüge lieferte, in denen Kürze mit Vollkommenheit gepaart sey, und zwar in einer Ordnung, nach welcher der Jüngling den Fortschritt jener Nation in den verschiedenen prosaischen Schreibarten bemerken und übersehn könne. Diese Lücke wird in gegenwärtiger *neuer Auswahl* sehr löblich ausgefüllt. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: 1) *genre dogmatique;* 2) *genre historique*, mit den Unterabtheilungen *histoire, biographie, caractères, mémoires;* 3) *genre épistolaire;* 4) *dialogue;* 5) *éloquence, de la chaire, du barreau, académique;* 6) *roman*. Der verständige Sammler wählte nur solche Stücke, welche sich durch schönen und richtigen Stil, bey unanstössigem Inhalt, auszeichnen. Für dieses Geschenk verdient er den Dank der Jugend sowohl als andrer Liebhaber der französischen Sprache, denn gewiss finden auch unter diesen mehrere manchen ihnen noch unbekannten Aufsatz, den sie mit Vergnügen lesen werden, und vielleicht manche ihnen noch neue literarische Notiz. Unvermeidlich war es wohl, Stücke aufzunehmen, die schon in andern Sammlungen abgedruckt stehen, z. B. in dem zu Berlin bey Nauk herausgekommenen Handbuche. Der Herausgeber verspricht in der Vorrede ein Werk über die Veränderungen, *welche die französische Sprache seit der Gründung der Monarchie bis zum Anfange der Revolution* erlitten hat. Wer sollte nicht die baldige Erscheinung desselben wünschen?

LEIPZIG, b. Gräff: *Neueste deutsche Chrestomathie zum Uebersetzen ins Französische und Italiänische;* von *P. J. Flathe*, Lector der ital. Sprache auf der Universität in Leipzig, und Lehrer der franz. Sprache. *Zweyte Sammlung*. 1802. 188 S. 8. (12 gr.)

Der mannichfaltige Inhalt dieser Chrestomathie ist grösstentheils neu; wenigstens hat der Sammler die schon in Deutschland bekannten Bücher dieser Art, welche Uebersetzungsübungen enthalten, nicht ausgeschrieben. Auch kann man ihm weder guten Stil, noch Interesse absprechen, da die Schilderungen, Anekdoten und Erzählungen sich angenehm lesen lassen, und so unterhaltend als belehrend sind. Unter dem Texte stehet eine Phraseologie beider Sprachen, welche eine nicht gemeine Kenntniss derselben bezeugt. Da aber oft eine deutsche Redensart durch zwey, drey, bisweilen durch vier französische und italiänische Wendungen dargestellt worden ist: so erfodert das einen geschickten Lehrer, der seinen Schülern den Unterschied zwischen den synonym scheinenden Ausdrücken bemerklich mache, und ihnen gerade den passendsten zeige. Denn bekanntlich giebt es im eigentlichen und strengsten Verstande keine völlig gleichbedeutende Wörter in beiden Sprachen. Man findet z. B. unter *sich aufhalten* die Ausdrücke: *demeurer, s'arrê-*

*sarrêter, séjourner, fare, dimorare, fermarsi, soggiornare.* Hier nun den schicklichsten für den individuellen Zusammenhang auszuwählen, ist nicht so leicht, als mancher glaubt. Doch hat die Nebeneinanderstellung solcher sinnverwandten Redensarten ihren grofsen Werth, indem sie dem Lernenden eine Gewandtheit im Ausdruck verschafft, und ihm Gelegenheit darbietet, den richtigen Unterscheidungsmerkmahlen nachzuspüren.

Jena, b. Stahl: *Anleitung zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische,* von *J. G. Güldenapfel.* 1803. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Warum der Herausgeber dieses Buchs gerade ein Lustspiel von Moliere, und zwar den Geitzigen, als Uebung zum Uebersetzen ins Französische bearbeitete, darüber muss man die Gründe in der weitläuftigen, aber lehrreichen Vorrede selbst nachlesen. Hr. G. begleitet diese seine deutsche Uebersetzung mit den erfoderlichen französischen Wörtern und Redensarten unter dem Texte, und verweiset in Klammern auf die Regeln, welche sich bey la Combe, Daulnoy, Hezel, d'Oberten, Meidinger, Roux und Seebafs in ihren Sprachlehren finden. Er hat die vorkommenden Regeln in eine tabellarische Uebersicht gebracht, welche er besonders heften zu lassen räth, damit der Uebersetzer sie neben das Buch legen, und eine oder die andere der benannten Grammatiken zu Rathe ziehen könne. Doch versteht es sich von selbst, dass eine so mühselige Arbeit nur denen empfehlbar ist, welche die Anweisung eines geschickten Lehrers entbehren, und doch gern im Französischen einige Fortschritte zu machen wünschen.

Leipzig, b. Hinrichs: *Cours de Langue françoise,* oder *Anleitung zur praktischen Uebung in der französischen Sprache durch Beyspiele und Erzählungen zum Uebersetzen ins Französische, mit untergelegten Phrasen.* Für Schulen und zum erleichternden Selbstgebrauch besonders derjenigen, welche sich der Seebas- und Lacombischen Sprachlehre bedienen wollen. Von *Z. Beaurains.* 1802. 170 S. 8. (12 gr.)

Um den Mangel an hinlänglichen Beyspielen zu ergänzen, welcher sich in der französischen Sprachlehre von Seebas und La Combe zeigt, bearbeitete Hr. B. vorliegende Uebungen nach der Ordnung jenes Werks. Sie sind daher als der praktische Theil der genannten Sprachlehre anzusehn, indem sie sich über jeden Redetheil mit Hinweisung auf Seitenzahl verbreiten. Doch hat der Vf. zuweilen eigene Winke und Erklärungen eingestreuet, die dem Anfänger ebenfalls von Nutzen seyn können. In den untergelegten Wörtern und Redensarten hat er auch Rücksicht auf Selbstunterricht genommen, und daher bey jeder Uebung die dem Lernenden noch unbekannten Sprachformen, Biegungen und Abwandlungen beygefügt, welches, in diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht zweckwidrig ist. Die Beyspiele und Erzählungen selbst sind für Anfänger passend genug, weil sie bey ihrer Kürze mannigfaltigen Stoff und Abwechselung enthalten. Nur stehen vielleicht die häufigen Ausfälle auf die französische Revolution hier nicht am rechten Orte; denn nicht jedermann sieht sie mit dem Auge des Vfs. an, und junge Leute in Schulen, für welche sich dieses Buch eigentlich bestimmt, können nicht davon urtheilen. Welt- und naturhistorische Bruchstücke würden dafür schicklicher gewesen seyn.

Koburg u. Leipzig, b. Sinner: *Gespräche in englischer, französischer, italiänischer und deutscher Sprache, aus Molieres Werken gezogen.* 1802. 353 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Herausgeber hat zu dem französischen Originaltext der Schauspiele von Moliere die zu London herausgekommene Uebersetzung derselben, nebst einer ebenfalls längst bekannten italiänischen hinzugefügt, und diese fremde Arbeit mit einer deutschen Uebersetzung begleitet. Er bestimmt dieses Werk, welches eigentlich nur ein Auszug aus dem Moliere ist, für Liebhaber der neuern Sprachen, welche sich im Conversationsstil zu üben wünschen. In dieser Rücksicht verspricht es in der That vielen Nutzen, da bekanntlich das Original noch immer ein Muster der französischen Umgangssprache bleibt, und da die englische sowohl als italiänische Uebersetzung von Männern gemacht sind, die den Geist des unsterblichen Schauspieldichters richtig copirt haben. Wer wird daher diese Auszüge nicht lieber lesen wollen, als die vielen Grammatiken angehängten Dialogen, welche theils sehr abgeschmackt, theils blosse Redensarten ohne allen Zusammenhang sind?

Duisburg am Rhein, in d. Helwingschen Universitäts-Buchh.: *L'introducteur épistolaire,* oder *französische und deutsche Briefe zum wechselweisen Uebersetzen und schnellen Erlernen eines modernen und eleganten Stils für die Liebhaber der französischen Sprache,* von *J. Simonin,* Lehrer der franz. Sprache bey der königl. preufs. Universität zu Duisburg. 1800. Erster franz. Theil. 214 S. Zweyter deutscher Theil. 91 S. 8. (20 gr.)

Der Herausgeber hat nicht allein die Fehler der ersten Ausgabe in dieser zweyten zu verbessern gesucht, sondern auch den Stil und den Inhalt der Briefe zweckmäfsiger eingerichtet. Nun kann diese Sammlung dem jungen Liebhaber der französischen Sprache von nicht geringem Nutzen seyn, indem sie ihnen den Briefstil erleichtert, und sie vorbereitet, Briefe höherer Art zu lesen und zu schreiben. Anfänger dürften sich ihrer daher mit Vortheil bedienen, weil die Schreibart leicht ist, und die Gegenstände eine zweckmäfsige Mannichfaltigkeit enthalten. — Die im zweyten Theile befindlichen deutschen Briefe sind zum Uebersetzen ins Französische bestimmt.

HANNOVER, in d. Helwingschen Hofbuchh.: *Vermischte Auffätze zum Nutzen und Vergnügen, zum Uebersetzen ins Englische oder Französische.* Von *Ch. Christiani.* 1802. 389 S. 8. (20 gr.)

Diese Sammlung ist eine Fortsetzung der Uebungen in der englischen und französischen Sprache, welche Hr. *Christiani* schon früher herausgegeben hat. In gegenwärtiger findet der Geübtere neuen Stoff zum Uebersetzen. Eine Phraseologie ist in alphabetischer Ordnung angehängt. Um Dichter verstehn zu lernen, sind etliche Bogen in gebundener Schreibart, sowohl in englischer als französischer Sprache, beygefügt. Hier finden sich aber Druckfehler in Menge, z. B. auf der S. 289 *Shall he alone, whom ration all we call* — für *rational we call;* S. 303 *souvant* für *souvent;* S. 304 *il vouloit plus encore il, vouloit l'eclairer* für *encore, il vouloit* u. s. w.

BERLIN, b. Sander: *Lectures françoises recueillies par P. L. Laurens.* 1802. 212 S. 8. (10 gr.)

Diese Auswahl französischer Lesestücke, welche der Herausgeber zunächst für das Institut des Hn. Prof. *Hartung* bestimmt, enthält anziehende und lehrreiche Erzählungen aus der Natur- und Weltgeschichte. Unstreitig passen dergleichen Gegenstände für junge Leute am besten, weil sie ihre Aufmerksamkeit fesseln und ihre Neugierde erregen. Kommt ein reiner, leichter Stil hinzu, wie hier der Fall ist: so muss der Nutzen für sie desto grösser werden. In dem dritten Abschnitte finden sie auch Anekdoten und andere Unterhaltungen zur Abwechselung. Ein Wörterverzeichniss beschliesst dieses Werkchen, welches in mehrern Erziehungsanstalten gelesen zu werden verdient.

## KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Schiegg: *Fibel, oder neues A, B, C Buch für den ersten häuslichen Unterricht zur Erleichterung des Lesenlernens.* Herausgegeben von *G. C. Claudius.* Mit 6 Kupfern. Nebst einer kurzen, leichten und deutlichen Anweisung für Mütter und Privatlehrer. 1802. 158 S. 8. ohne die Anweisung und dazu gehörige A B C Tafeln. (16 gr.)

Eine der bessern Fibeln, ob sie sich gleich eben durch keine besondern Vorzüge vor andern guten Büchern dieser Art, die wir seit einigen Jahren erhalten haben, auszeichnet. Warum aber der Vf. eine Menge sinnloser Sylben nach der alten Methode, z. B. *ba, be, bi, bo, bu* u. s. w. hat abdrucken lassen, da er doch in der Anweisung ausdrücklich sagt, dass den Kindern mittelst einer sogenannten Lesemaschine die Buchstabirkenntniss und das Lesen beygebracht werden solle, sehen wir nicht ein. In der Anweisung, die übrigens ganz zweckmässige Regeln enthält, *rechtfertigt* der Vf. in einer Note den Gebrauch des Wortes Huhn statt Henne, wogegen wohl Niemand etwas einwenden wird; wenn er aber in eben der Note das Wort *wie* (das Ey von dem Huhn ist nicht so gross, *wie* das Ey von der Gans) für einen *Correctorfehler* erklärt, und statt dessen *als* gesetzt haben will; so ist diess keine Verbesserung. Nach einem Comparativ muss freylich *als* stehen; nach dem Positiv hingegen folgt, wo nicht besser, doch eben so gut, *wie.* Den Schnitzer S. 99 der Fibel: wenn wir *die* Mutter nur eine Freude machen können; möchte man eher für einen Fehler des Setzers oder Correctors, als des Vfs. halten.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Neuburg* und *Aarnheim*, im Reichscommissions- und Industrie-Bureau: *Die ersten Gründe der Mathematik, Mechanik, Baukunst, Weltgeschichte und der deutschen Sprache* nach *Adelung.* Ohne Jahrzahl. 68 S. 8. (4 gr.) Dass der Vf. ganz und gar keinen Beruf hat, als Schriftsteller in obigen Fächern aufzutreten, beweist schon das erste Blatt mit der Ueberschrift: Das Nöthigste aus der Mathematik für Schulen. „Die Mathematik, heisst es hier, ist eine Wissenschaft, die lehrt, die Grösse aller *sichtbaren* Dinge zu bestimmen." Wärme, Geschwindigkeit, Kraft etc, sind also keine Gegenstände der Mathematik? Ferner: „Die Mathematik hat drey Gegenstände: 1) Menge, 2) Ausdehnung, 3) Stärke, d. i. *Wirkung der Kraft durch Gewicht.*" Die Kräftenlehre handelt also nur von Gewichten? Ferner: „*Punkte* sind (in der Geometrie) Oerter oder Gränzen *der Dinge.*" — „Logarithmi sind eine von den Mathematikern erfundene *Rechnungsart* etc. — „Wenn zwey Parallelen einander rechtwinklicht durchschneiden, so entstehen daraus zwey Gassen." — „Die Diagonale theilt das Rectangulum in zwey gleiche Triangel, und *ihr Quadrat ist den beiden Seiten zusammen gleich.*" — „Der Cirkel ist eine runde überall gleichweit von dem Mittelpunct entfernte *Fläche*, darf nicht mit der *Cirkellinie* vermischt werden." — In der Mechanik heisst es z. B. „Geschwindigkeit ist die weite Bewegung in einer kurzen Zeit." — „Der Hebel ist eine unbiegsame *Stange von Eisen oder Holz.*" — „Die zweyte Rolle (beym Flaschenzug) vermehrt die Kraft gedoppelt, die dritte dreyfach" — „Menschen und Schwere haben so viel Kraft als ihr Gewicht ausmacht, im Stossen und Ziehen aber kaum den vierten Theil" etc. — Dass ein Schriftsteller, in dessen Kopfe es so aussieht, ganz und gar nicht dazu gemacht sey, auf 68 Seiten die ersten Gründe der Mathematik, Mechanik, Baukunst etc. zu irgend einem Zwecke brauchbar vorzutragen, versteht sich von selbst. Rec. fügt nur noch bey, dass der Vf. in dem mitgetheilten Auszuge aus Adelungs Sprachlehre sich selbst übertroffen habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Julius 1803.

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Naucke: *Neueste deutsche Chrestomathie zur Uebung im Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche und hauptsächlich aus dem Deutschen ins Englische.* Enthaltend 1) Uebungen aus dem Englischen ins Deutsche, in einer Auswahl kurzer, leichter und unterhaltender Stücke, worin jedes englische Wort zur Bestimmung der richtigen Aussprache gehörig accentuirt ist. 2) Uebungen aus dem Deutschen ins Englische, mittelst Beyspiele und Aufgaben durch alle Regeln der Wortfügung. Durchgängig mit der nöthigen Phraseologie versehen. Zum Gebrauch für Anfänger in der englischen Sprache bearbeitet, von *Joh. Ebers*, Prof. zu Halle. 1802. 248 u. XIV S. gr. 8. (20 gr.)

Dieser Titel giebt von der Natur des Werkes einen so vollständigen Begriff, dass Rec., da hier von der Zweckmässigkeit solcher Hülfsmittel die Rede nicht seyn kann, nichts hinzuzusetzen hat, als dass es mit vieler Sorgfalt und Sprachkenntniss ausgearbeitet ist. Der Vf. zeigt sich als einen Mann, der eine Kenntniss der englischen Sprache besitzt, wie man sie bey den Deutschen, die zeither darüber geschrieben haben, wenig findet. Die erste Abtheilung (bis S. 93) enthält, da es hier blos darauf ankommt, aus dem Englischen ins Deutsche zu übersetzen, keine Regeln, sondern blos Wörter und Redensarten. Vortheilhafter wäre es wohl, wenn der Vf. anstatt so viel aus den Briefen der Mrs. Robinson zu entlehnen, mehrere Schriftsteller gewählt hätte, um dem Schüler eine grössere Mannichfaltigkeit des Stiles sowohl als der Gegenstände zu geben. — Die Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische (S. 93 bis ans Ende), sind mit vielen Anmerkungen und Regeln begleitet, und gewiss sehr brauchbar für jeden Anfänger, der sich ohne Sprachmeister üben will. Am Ende der Vorrede sagt Hr. Ebers: „Nur noch dieses füge ich hinzu, *dass ich für die richtige Accentuation, und der dadurch bezeichneten Aussprache bürge*, und dass ich mich über allen ungereimten Tadel hinwegsetze etc." — Diess ist nun freylich sehr abschreckend für diejenigen, die ihre demüthigen Zweifel über die ganze Methode, die englische Aussprache durch 3 Accente ´ ˈ ` zu lehren, haben möchten. Rec. hält es für nicht schwer, die Unzulänglichkeit und die Schwierigkeiten derselben darzuthun, wenn es der Platz hier erlaubte, und das Publicum im Ganzen sich dafür interessiren könnte. Indessen hält er sich für verbunden, für diejenigen, die Gebrauch davon machen möchten, folgendes zu erinnern. Der Vf. bezeichnet das a 1) mit dem gravis ` und sagt, der Engländer spreche es äh, oder eh aus. Aber fiel denn dem Vf. nicht ein, dass diese beiden Sylben im Deutschen zwey verschiedene Töne sind? Ehre klingt doch gewiss anders als Aehre (Kornähre.) Nach welchem von beiden soll nun der Schüler aussprechen? Nach dem ersten, d. h. er soll das englische à wie eh, oder wie das deutsche e in *gehen*, *stehen*, aussprechen, und nicht wie äh, d. h. nicht wie das deutsche e in *leben*, *geben*, *streben*. Aus dieser Zweydeutigkeit entstehen Irrungen durch das ganze Werk hindurch. — 2) Das á mit dem Acut soll wie ä ausgesprochen werden, wie in *hás*, *hád*, *ánd* etc. Richtig. Wenn das a mit einem senkrechten Striche bezeichnet ist, soll es wie das deutsche a ausgesprochen werden, wie in war, *all*, *call* etc. Auch richtig. Aber nun fehlt ein viertes Zeichen für das englische a, in den Wörtern *pártner*, *hársh*, *unguárded*, *sárge*, *gárdener*, *fármer*, *hármony*, *árms*, *cárdinal* etc. in welchen das englische a dem deutschen sehr nahe kommt. Alle diese Wörter hat der Vf. mit dem nämlichen Accente bezeichnet, den er auf hánd, lánd, gránd etc. setzt. Diess ist falsch und führt zu einer den Engländern sehr widerlichen Aussprache. Zwar sagt der Vf. ein Wort über die Aussprache des englischen a, wenn es vor einem r stehet; allein der Zusatz „dass es dann wie in gránd, lánd, hánd etc. klingt", ist falsch. Kurz es ist ein Ton, für den wir ein viertes Zeichen brauchen, welches sich in dem Buche nicht findet. Der Schüler wird sich also gewöhnen, Pärtner, Färmer, Härmony, Aerms etc. zu sagen, und da lernt er eine sehr garstige Aussprache. Auch für das Wort fáther gebraucht der Vf. den nämlichen acut, wo doch das a fast ganz wie ein langes deutsches a klingt. Ueberdiess hat der Vf. auch die Wörter mit dem gravis bezeichnet, in welchen das a nicht wie eh, sondern fast wie äh ausgesprochen werden muss, als in *Scàrcely* S. 50. in *prepàred*, ibid. in *Shàre*, S. 42 in *glàre* S. 47. Zwar wird sich der Vf. auf Walker und Sheridan berufen, die das a in diesen Wörtern eben so bezeichnen, wie das a in fate; da er aber in England gewesen ist, sollte er bemerkt haben, dass es in den angegebenen Fällen doch nicht ganz so klingt. In welche Verwirrung und Ungewissheit muss der Schüler nicht durch alles das gerathen! Hierzu kommen die Druckfehler, die bey den Accenten so leicht sind. Zwar erstaunt Rec. über die Genauigkeit, mit der er die mehresten abgedruckt findet; aber es ist unmöglich, dass bey einem so kleinlichen Geschäfte nicht

nicht Fehler mit unterlaufen sollten, und diese werden dann in einem Werke dieser Art, das für Schüler berechnet ist, wichtig. Rec. hat keine Lust, diese Druckfehler aufzusuchen, dass sie aber da sind, kann er belegen. So steht S. 42 *quálity* statt *quàlity*, S. 47 *máke* statt *màke*, S. 68 *cáll* statt *càll*, S. 17 *all* statt *àll* etc. — Auch das o schreibt der Vf. in gewissen Wörtern, wie in seinem Wörterbuche, durch ein deutsches a, eine häsliche Aussprache. Das y wie ei passt auf viele Wörter nicht, am allerwenigsten auf *my lady* und *my lord*, wo, wenn nicht ein besonderer Ausdruck darauf gelegt wird, der Engländer allemal mi sagt. Eben so ist es mit myself und andern in vielen Zusammensetzungen. Das oi wird sehr unvollständig durch ein deutsches ai ausgedrückt. — Endlich hat sich der Vf. durch diese Art zu accentuiren des Gebrauches beraubt, den der Engländer wirklich von dem Accente macht, indem er die Sylbe damit bezeichnet, auf welche der Ton gelegt werden soll. — Die Schwierigkeit, alle die Regeln auswendig zu lernen, wodurch der Werth der drey Accente auf jedem Vocal festgesetzt wird, mag ein jeder sich selbst denken.

TÜBINGEN, b. Cotta: *High life below Stairs*, das ist: die vornehmthuenden Bedienten, oder die grosse Welt in der Bedientenstube. Eine Farce von *Townley*. Ausführlich erläutert von *Joh. Christ. Hüttner*. 1802. Der englische Text 56 S. der Commentar 111 S. nebst XVI S. Vorrede. (18 gr.)

Hr. H. sagt in der Vorrede, dass dieser Versuch bloss für Anfänger im Englischen bestimmt ist, und zwar für solche, die schon einen guten Vorrath von Wörtern besitzen und nach gründlichen Sprachkenntnissen streben. Der Commentar soll, seiner ersten Absicht nach, die Stelle eines belesenen Lehrers vertreten. — Auch Rec. stimmt dem Vf. willig bey, dass die Idee einer solchen Arbeit wenig Widerspruch finden wird; ja er setzt noch hinzu, dass ein grosser Theil des Publicums Hn. H. für seine Arbeit herzlich danken werde. Aber wider die Ausführung möchte wohl dieses Publicum alle die Einwendungen machen, die Hr. H. selbst vorausgesehen hat, und die er in der Vorrede umständlich beantwortet. Auch Rec. meynt, dass sich hier für den Anfänger bey weitem zu viel findet. Hr. H. mit einer grossen und kritischen Kenntniss der englischen Sprache ausgerüstet, öffnet seinen ungeheuern Schatz und läst eine Fülle daraus strömen, von der alles brauchbar ist, die aber den Anfänger zu weit führt. Der Kenner und Liebhaber der englischen Sprache wird die vielen Parallelstellen mit Vergnügen durchlaufen, und in den englischen Klassikern von einer Stelle zur andern sich hinreissen lassen; aber fühlen wird er doch auch dabey, dass er so Manches wiederholen muss, was er weiss, und dass er durch 2, 3 und 4 Beweise gehen muss, wo schon der erste ihn befriedigen würde. Diess ist besonders der Fall mit einigen bekannten und nicht ganz ungewöhnlichen Bedeutungen vieler Wörter. Der Anfänger hingegen würde oft Hn. H. gern auf sein Wort geglaubt und ihm ein Zutrauen geschenkt haben, das der Vf. mit einer edlen Bescheidenheit von sich weisst. Auch finden sich unter den Beweisen sehr viele englische Stellen, die der Anfänger nicht immer verstehen wird, weil sie ihm nicht durchaus erklärt werden. Auf alle diese Einwendungen antwortet nun Hr. H. umständlich, so wie sich dann eine und die nämliche Sache oft von sehr verschiedenen Seiten ansehen läst. Dem sey nun aber wie ihm wolle, und das Publicum erneuere seine Einwendungen, oder lasse sich durch die gegebenen Antworten befriedigen: so bleibt immer so viel gewiss, dass man hier einen Schatz von englischen Sprachkenntnissen findet, den jeder Liebhaber dieser Sprache mehr oder weniger brauchen kann. Auch die Wahl des Stückes ist sehr glücklich, weil es eine Menge Ausdrücke und Wendungen enthält, die im täglichen, oder gemeinen Leben vorkommen, und bey denen derjenige, der die Sprache bloss aus der höhern Schreibart kennt, ohne Unterlass anstöst. Könnte sich Hr. H. entschliessen, gerade halb so viel zu geben, als er hier gegeben hat, und, nach diesem veränderten Plane, eine Reihe englischer Farcen nach und nach zu bearbeiten: so würde er gewiss ein überaus verdienstliches Werk thun. Da wären denn einige Farcen von *Foote* zu empfehlen, in denen sich eine Menge Stellen finden, die dem Ausländer, der sich nicht sehr lange in England aufgehalten hat, vollkommen unverständlich sind. Diese zu erklären wäre Hr. H. der Mann, mit seiner weitumfassenden Kenntniss der englischen Sprache, deren verschiedene Abstufungen und mancherley Schattirungen er genau kennt, und die er noch täglich durch den gesellschaftlichen Umgang sowohl als durch fortgesetztes Studium vermehrt.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Französische Sprachlehre* in einer neuen und fasslichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beyspiele erläutert und sowohl für Anfänger als für solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben, und sich darin vervollkommnen wollen; eingerichtet von *Abbé Mozin*. 1802. 392 S. 8. (16 gr.)

Man sollte glauben, dass bey der grossen Menge französischer Sprachlehren, mit welchen Deutschland seit zehn und mehrern Jahren fast überschwemmt ist, eine neue ganz überflüssig seyn dürfte. Hr. *Mozin* sagt aber in der Vorrede sehr richtig: Jene Menge beweiset eben das wohlgefühlte Bedürfniss einer guten Sprachlehre, und zeigt, dass noch keine vorhanden ist, welche vollkommen befriedigend wäre. Einige derselben sind von Verfassern, welchen man Talente nicht absprechen kann, die aber den Geist und die Regeln der Sprache nicht hinlänglich kannten, oder

auch

auch die wahre Lehrmethode nicht befassen. Andere hingegen sind von Männern verfasst, welche in der Sprache geübter waren, enthalten aber entweder zu wenig Regeln, oder deren zu viele, und dabey zu wenig Beyspiele, um sie recht verständlich zu machen. Endlich führen sie grösstentheils eine Reihe von Artikeln und Declinationen auf, welche dem Geiste der französischen Sprache nicht nur entgegen ist, sondern auch dem Schüler Verwirrung und lange Weile verursacht, und seine Fortschritte aufhält. Ueberdem trifft man in vielen geschmacklose und schlechtgeschriebene Dialogen an, Verzeichnisse von Wörtern ohne Verbindung und Anwendung; oft eine Menge niedriger und gemeiner Ausdrücke, oder abgeschmackter Sprichwörter, die der gebildete Franzose zum Glück nicht kennt, und die aus Elementarwerken eben so verbannt bleiben sollten, als sie es wirklich in guten Gesellschaften sind. — Diese wesentlichen Mängel hat Hr. *M.* in seinem Werke vermieden. Was bewährte Sprachlehrer über die verschiedenen Redetheile und über die Aussprache vorhin zerstreut gesagt haben, ist hier deutlich und methodisch zusammengestellt; es wird gezeigt, wie die französischen *régimes* den deutschen Declinationen entsprechen; die Regeln werden durch wohlgewählte Beyspiele und Uebungsstücke erläutert; und die *temps* der Zeitwörter in der natürlichsten Ordnung und unter den verständlichsten Benennungen vorgetragen. Auch wird der Lernende nicht durch einen langen Syntax abgeschreckt, indem der Vf. bey der Behandlung jeder Gattung von Wörtern bedacht gewesen ist, gleich alles zusammen zu fassen, was auf ihre Natur und Anwendung sich beziehet, völlig nach der Methode des *Abbé Levizac*. Wo er von andern, besonders deutschen Sprachlehrern abweicht, da findet man seine eigenen Meynungen in einem bescheidenen Gewande, nicht mit ungeziemenden Spott begleitet, wodurch Debonale seiner in mancher Rücksicht lehrreichen Grammatik so sehr schadet. Er hat auch nicht vergessen, die am meisten zu vermeidenden Germanismen anzuführen, Tabellen über die Zeitwörter einzuschalten, solche Uebungs- und Lesestücke zu entfernen, welche Kenntnisse von Kunst und Wissenschaft voraussetzen, und nicht jedem Anfänger verständlich sind. Durch leichte Uebungen, welche aus bekannten, nützlichen, und bald gelernten Ausdrücken bestehen, sucht er den Muth des Anfängers zu erhalten und zu erhöhen. Endlich hat er für gut gefunden, diejenigen Regeln und Bemerkungen, welche schon einige Sprachkunde voraussetzen, französisch zu geben, damit junge Leute, welche sich mit der Zeit vervollkommnen wollen, sie mit desto mehr Interesse lesen, da sie solche, deutsch abgefasst, vielleicht übergangen haben würden. Am Ende des Werks beurtheilet er einige Sprachlehren, die von Lang, Wiessner u. s. w., um die Kenntniss der französischen Sprache zu befördern, und die Aufmerksamkeit der Schüler durch eine nützliche Uebung zu schärfen. Die Druckfehler sind hinten angezeigt, und Papier und Lettern empfehlen sich so sehr als das brauchbare Buch selbst.

Leipzig, b. Barth: *Neues französisches Lesebuch für Schüler, oder interessante Lesestücke nebst einem zweckmässigen Wörterbuche zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache für junge Deutsche,* von *G. F. Le Mang*, Pr. Lehrer der franz. Sprache an der Schule St. Nicolai in Leipzig. 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

In dieser Sammlung erscheinen gewöhnliche Redensarten, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln und Briefe, in französischer sowohl als in deutscher Sprache, doch weicht der Inhalt in beiden von einander ab. Sie ist für junge Leute bestimmt, die bereits die Haupttheile des Französischen und ihren Gebrauch verstehen. Diese Lectüre soll ihnen nach des Vfs. Zweck dazu dienen, das Einzelne, das sie stufenweise in der Sprachlehre kennen lernten, im Zusammenhange zu übersehn und anzuwenden. Aber wie kommen, nach diesem Zweck, unter die Aufgaben zum Uebersetzen verschiedene deutsche Gedichte? Wie können diese von jungen Schülern übersetzt werden, da ja nicht bloss eine grosse Sprachkenntniss und Gewandtheit im Ausdruck dabey vorausgesetzt, sondern leicht auch der Style ampoulé dadurch veranlasst wird?

Durch Hülfe des Wörterbuches soll sich der Lernende auf die Lection vorbereiten; und der Lehrer, wenn er diese Methode für gut hält, dictirt ihm die nöthigen Phrasen zum auswendig lernen, und zeigt ihm, wie man die darin enthaltenen Wörter und Ausdrücke auch sonst anwenden kann. Als Beyspiel setzt unser Vf. die Wörter *apporter*, *chemise*, *bas*, *déchirer* und *percer*. Aber dieser gelehrte Anstrich ist gar nichts weiter als eine Compilation aus dem Wörterbuche von de la Veaux, oder ursprünglich aus dem Diction. de l'Académie Françoise. Man kann sich davon leicht durch Zusammenhalten überzeugen. Zweckmässiger wäre es wohl, dass der Lehrer mit dem Schüler zuweilen das läse, was die Academie in der letzten Ausgabe ihres Diction. von diesem oder jenem Worte sagt. Dieses Werk sollte, seiner Autorität halber, billig in den Händen beider seyn, wie auch eine *gute* Sprachlehre: denn ein Missgriff in dem einen oder dem andern bringt die nachtheiligsten Folgen.

Strasburg u. Paris, b. König: *Dialogues english and german for the use of both nations.*

Auch mit dem deutschen Titel:

*Englisch-deutsche Gespräche zum Gebrauche beider Nationen.* 1802. 248 S. 8. (16 gr.)

Bey eben diesem Verleger erschienen 1801 *französische und deutsche Gespräche*, oder ein Versuch durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen das Sprechen zu erleichtern. Das vorliegende Werk ist eine englische Uebersetzung derselben, welche jungen Liebhabern dieser Sprache willkommen seyn wird, da die mancherley Verhaltnisse, in welchen auch

auch die Deutschen mit England stehen, und der hohe Grad der Vervollkommnung, auf welchen die Engländer die Künste und Wissenschaften gebracht haben, ihre Erlernung sehr nützlich und nothwendig macht. In diesen Gesprächen hat man den Ton der feinen Gesellschaft, so wie die gewöhnliche Umgangssprache auf mancherley Gegenstände angewandt, und zu gleicher Zeit die nöthigsten Ausdrücke der Kunstsprache hinein gewebt. Der Inhalt zerfällt in drey Abschnitte, von welchen der erste eine praktische Grammatik oder Darstellung der Formen und Verbindungen der Redetheile ist, der zweyte die gebräuchlichsten Redensarten der vertraulichen und gesellschaftlichen Unterhaltung enthält, und der dritte 93 Gespräche. Letztere sind im Ganzen betrachtet wohl übersetzt, doch finden sich hin und wieder Verstosse gegen den englischen Genius. Rec. will hier nur erwähnen S. 13. *you have it to do with an impious man.* In solcher Verbindung ist *it* sprachwidrig. — S. 46. stehet *how many charmes*, da doch *charm* im Plural *charms* hat. — S. 47. *And I dare not as much as complain of it.* Der Negation wegen sollte es richtiger heissen: *so much as.* — S. 129. *I am well furnished therewith*, statt des jetzt gebräuchlichern *with it.* — S. 146. *It's pace is good*, für *its*, denn *it's* bedeutet *it is*, welches hier nicht passt. — Ebendaselbst *get it make a passade.* Nach *get*, *lassen* folgt nie der Infinitiv, sondern das leidende Particip u. s. w.

Von diesem Buch ist auch eine englisch-französische Ausgabe besorgt, unter dem Titel: *Dialogues english and french.*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Göttingen: Logik und allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften im Grundriss;* eine vorläufige Darstellung *der Hauptmomente des einzig richtigen Systems der Philosophie*, von D. *Joh. Christ. Dan. Wildt*, Assessor der königl. Societät der Wissenschaften und Prof. der Philosophie zu Göttingen. 1801. 79 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser kleinen Schrift hat, wie er selbst sagt (S. 15), schon im Sommer 1788 ein Privatissimum über Philosophie gehört, und gleich von jener Zeit her die Revolution in dieser Wissenschaft mit steter Aufmerksamkeit beobachtet. Erst im J. 1795. wagte er die *Declaration seines Projects*, (eine eigene Kategorientafel aufzustellen), in der *ersten* Ausgabe dieser Tafel bekannt zu machen. Es folgten bald noch zwey verbesserte Abdrücke. — — Jetzt hat der Vf. die Freude, die Versicherung hinzusetzen zu können, dass seit der letztern Abschrift vom 29sten Julius 1800 nichts mehr in der Tafel zu ändern gewesen ist, obgleich sie selbst in dieser Zeit im eigentlichen Sinn des Worts fast keinen Tag aus dem Auge gelassen wurde." Er glaubt nun auch mit dieser, hinlänglich geprüften Tafel nichts geringeres geliefert zu haben, als das *erste vollständige* Verzeichniss der menschlichen Kenntnisse, etc. insoferne die höchsten derselben sich durchaus alle darin befinden, unter welche die übrigen sich einordnen lassen." Das *Bezweifeln* seiner neuen Entdeckung, versichert er, dem Leser gar nicht übel zu nehmen; gegen das *Bekritteln* derselbigen hingegen, wie er sich ausdrückt, sucht er sich dadurch sicher zu stellen, dass er selbst vorerst die strengste Kritik über seine Arbeit hate ergehen lassen. Wie viele Mühe er sich gebe, es mit einer wissenschaftlichen Auffassung aller Elemente der menschlichen Erkenntniss und einer eben so genauen Eintheilung der letzteren, zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, erhellt auch noch aus der, diesem Werkchen besonders beygelegten, und von dem Vf. erst nach dem Abdrucke desselben vorgenommenen, abermaligen *Verbesserung seines Systems der Philosophie in Rücksicht dreyer Punkte*, die sich theils auf einige Erorterungen seiner *Analytik der Elementarlehre*, theils aber auch auf die *Topik* [illegible]alytik seiner *Methodenlehre*, beziehen.

[illegible]ral, *Naturrecht*, *Naturphilosophie* und *Aesthetik* [illegible] der Vf. vom *Inhalte* der Philosophie gänzlich aus, [illegible] diesen blos auf die Beantwortung der drey Fragen zurück: Was hat der Mensch für Kenntnisse und Wissenschaften? Wodurch erhielt er diese? Wie berichtiget er sie? Die *Form* der Philosophie hält er für *ästhetisch*, betrachtet ihre einzelnen Sätze als blosse *Postulate*, und behauptet, die Richtigkeit ihrer Regeln lasse sich nur *erst nach der Anwendung* beglaubigen. Uebrigens ist er dabey doch der Meynung, jene Sätze der Philosophie müssen durchaus in Ein Ganzes verbunden, und auf *Ein* Fundament zurückgeführt werden; das, was in seinen Augen zu einer solchen Grundlage der gesammten Philosophie einzig und allein sich qualificirt, nennt er *Kategorem*, und S. 7. stellt er ein eigenes System der Kategoreme auf, dessen Hauptbestandtheile folgendermassen ausgedrückt werden. „*Vorstellungen sind* 1) *Erscheinungen*, oder 2) *Merkmale*, oder 3) *Zustände*." Unter diese drey Rubriken wird sofort alles geordnet, was zum System seiner Kategoreme gehört. Hierauf folgt erst die Tafel der *Kategorieen* selbst, welcher man in der That das Zeugniss geben muss, dass ihr die *Kantische* an Vollständigkeit sehr weit nachsteht, indem sie nicht weniger als vier und eine halbe Seite einnimmt. (S. 10—14.) Dass das *Ich* dabey die erste Stelle behaupte, versteht sich von selbst; denn „*Ich* ist ja das, auf welches ich jede Vorstellung beziehe." Alles übrige an dieser Tafel, ist so ganz *einzig* in seiner Art, dass es keinen Auszug leidet; sondern von Liebhabern selbst eingesehen werden muss. Gleich originell ist die, auf Kategoreme und Kategorieen streng bezogene, encyklopädische Eintheilung der Wissenschaften bey Hn. *W.* und von dieser mag um so eher ein Pröbchen hier stehen, da sie im ganzen Gebiete der menschlichen Erkenntniss eine, bis jetzt unerhörte, Revolution nach sich ziehen muss. In dieser Encyklopädie umfassen also die mathematischen Wissenschaften: Mathematik; die physikalischen: Astronomie, Experimental-Physik, Physiologie, Chemie u. s. w. die logischen: Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, u. s. w.?! — Die metaphysischen: Geographie, Geschichte, Statistik, Antiquitäten, Metaphysik u. s. w.?! — Die ästhetischen: die Philosophie u. s. w. — Die Unumstösslichkeit dieser Eintheilung, so wie seines ganzen, hier mitgetheilten Systems unterstützt der Vf. (S. 65) auch noch *damit*, dass er von seinem Vermögen so viel als man will, darauf zu setzen sich anbietet, „*nicht Schelling, sondern Er*, habe das *alleinige System der Philosophie*."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1803.

## ORIENTALISCHE PHILOLOGIE.

CONSTANTINOPEL: برهان قاطع *Burhani Katy.* d. i. *der kategorische Beweis* i. J. 1214. d. Hedschrah. (1800.) 863 S. Fol.

Ein vortreffliches persisch-türkisches Wörterbuch, verfasst vom *Seid Ahmed aus Aintab, Muderris,* d. i. Rector einer Akademie in Constantinopel.

Das erste Blatt enthält wie bey den meisten in dieser neuen Presse gedruckten Büchern, die *Sebebi Tabi* oder Veranlassung zum Drucke dieses Werkes. Aus dieser Veranlassungsrede lernet der Leser gewöhnlich nichts anderes, als dass auf Befehl des Sultans, dessen Titel gewöhnlich eine ganze Seite einnehmen, der Druck des gegenwärtigen Werkes unternommen worden, und der hierzu erfoderliche Kostenaufwand ganz aus der kaiserlichen Kasse bestritten worden sey. Hierauf folgen die *encomia virorum illustrium*, die um ihre Meynung befragt, das Werk und den Vf. in arabisch abgefassten Gutachten loben. Die hier vorgedruckten sind vom *Seid Mohamed Atallah*, dem Vorsteher der Emire in Constantinopel, vom *Seid Izet Mustaphi*, vormaligen Stadtrichter allda, vom *Seid Mohamed*, vormaligen Richter in Smyrna, und endlich vom *Abdur-rahman Efendi*, dem Director der Buchdruckerey selbst.

Der Vf. erzählt in der Vorrede, wie er vom Sporne eines edeln Ehrgeizes angetrieben, sich der Dunkelheit seiner Vaterstadt *Aintab* entrissen, auf den Weg nach Constantinopel begeben, und hier die Pracht der Moscheen, Palläste, und öffentlichen Denkmale, besonders aber den *Bosphorus*, diese *fünfte* Wundergegend der Welt, angestaunt habe. (Die übrigen vier sind das Thal *Chrab Bewan* in Fars, die Gegend um *Sogd*, um *Obolla* bey Bassora, und um *Damask.*) Hierauf fährt der Vf. fort zu erzählen, wie er von mehreren gelehrten Freunden zu Unternehmung dieses Werkes angefeuert, dasselbe unter dem Schutze des Sultans begonnen und glücklich vollendet habe. Er zeigt die Fehler der meisten persischen Wörterbücher, die er zu vermeiden strebte, führt die Namen derjenigen an, aus denen er Bereicherung zu seinem Werke gesammelt, und die Gründe, warum er zur Grundlage seines Werkes das unter dem Namen *Burhan Katy* bekannte persische Wörterbuch des *Tebrisi Hussein Ben Chalef* gewählt habe. Er legt endlich seinem eigenem Werke den bescheidenen Titel *Terdschümni Burhani Katy* d. i. Uebersetzung des *Burhan Katy* bey, und schickt dem eigentlichen Lexicon eine gramatikalische Abhandlung voraus, die aus folgenden neun Abschnitten besteht. 1) Von den verschiedenen Dialecten der persischen Sprache. 2) Von dem Wesen und Genus des Persischen. 3) Von dem Gebrauch der Formationsbuchstaben und Partikeln. 4) Von der Verwandtschaft und Verwandlung der Buchstaben. 5) Von dem Pronomen. 6) Von der Einschaltung einzelner Buchstaben am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Worts, wodurch der Sinn desselben verändert wird. 7) Von der Einschaltung solcher Buchstaben, die ohne den Sinn zu verändern blos zur Ründung der Rede beytragen. 8) Von dem verschiedenen Sinne, der durch Hinzusetzung solcher Buchstaben oder ganzer Wörter entstehet. 9) Von dem, was in der Schreibung des Persischen unumgänglich nothwendig zu wissen ist. Das Lexicon selbst ist nach der Ordnung der Buchstaben des Alphabets in 29 Hauptstücke, und jedes wieder nach der Ordnung des zweyten Buchstaben des Wortes in verschiedene Abschnitte untergetheilt.

Als Probe sowohl von der grammatikalischen Abhandlung, als von der Art, wie die einzelnen Wörter behandelt worden sind, heben wir solche Stücke aus, die auf die alte persische Sprache und Geschichte Bezug haben, und um so interessanter seyn dürften, da sie in einem Zeitpunkt bekannt gemacht werden, wo ohne Rücksicht auf Persiens Sprache und Geschichte so manche sonderbare Muthmassungen über persepolitanische und babylonische Keilschrift geäussert worden sind.

*Erster Abschnitt. Von den verschiedenen Dialecten der persischen Sprache, besonders von dem noch gangbaren Parsi, Deri und Pehlewi.* Ueber den Ursprung des Wortes *Pars* sind die Meynungen sehr getheilt. Einige persische Geschichtschreiber meynen, *Pars* sey der Sohn *Pehlu's* des Sohnes *Sam's* des Sohnes *Noe's*; Andere, er sey der Sohn *Amur's* des Sohnes *Jafet's* des Sohnes *Noe's*; Andere, er sey der Sohn *Pedram's* des Sohnes *Arfachschad* des Sohnes *Sam's* des Sohnes *Noe* gewesen. Gott weiss es am besten! — *Iran* oder Persien im weiten Verstande ist das zwischen dem Kaukasus, dem kaspischen und persischen Meere, dem Euphrat und dem Oxus eingeschlossene Land, das ursprünglich auch mit dem allgemeinen Namen *Pars* belegt ward, bis verschiedene Provinzen verschiedene Namen erhielten, wie z. B. *Chorassan* das *Ostland*, das so genannt ward, weil es der Hauptstadt *Istachar* ostwärts lag. So ward in spätern Zeiten der Strich Landes zwischen *Abâdan*, *Mossul*, *Kadessir* und *Holwan*, weil er fast unter demselben Himmel liegt, wie das *arabische Irak*, mit dem Namen

men des *persischen Irak* belegt. So ward die Provinz, deren Hauptort *Isfahan* ist, mit dem Namen *Pars* oder *Fars* belegt, weil man irrig glaubte, dass Salomon, der auch *Parsi* genennt wird, dort geboren worden sey. Das Persische (*Parsi*) hat eigentlich *sieben* Mundarten. 1) Die Mundart von *Herid*, 2) von *Segs*, 3) von *Saimt*, 4) von *Sogd*; diese sind alle ausgestorben; 5) das *Deri*, 6) das *Pehlewi*, 7) das *Farsi*, die noch heute gebräuchlich sind. Unter dem *Deri* versteht man die reinste Sprache oder das *Hochpersische*, in der kein Wort ohne die durch die Grammatik bestimmten Biegungs- und Ableitungsbuchstaben gebrauchet wird. Mehr findet sich hiervon im Wörterbuch unter dem Worte *Deri*. Das *Pehlewi* soll nach Einigen seinen Namen von *Pehlu* dem Sohne *Sams* des Sohnes *Noe's*, weit richtiger aber von dem Districte *Pehle*, der die Städte *Rei*, *Isfahan* und *Dinur* in sich begreift, erhalten haben; das *Farsi* ist die in der Provinz Fars gebräuchliche Mundart. Nach dem Arabischen ist das *Farsi* die edelste Sprache, weil der Prophet in seinen mündlichen Reden öfters einige persische Worte eingemischt hat.

*Unter dem Worte Deri, wohin dieser Artikel zurückweiset, stehen noch folgende Erörterungen: Deri* hat eine dreyfache Bedeutung; *erstens* das Reinste oder Hochpersische; *zweytens* die Mundart, die man in den Städten *Balch*, *Bochara*, *Bedachschan* und *Merid* spricht; *drittens* ist es die Sprache der Bewohner des Paradieses, die Nichts als das reinste *Arabische* und *Persische* sprechen, laut der mündlichen Ueberlieferung des Propheten. Nach Einigen wird das Wort *Deri* von *Der*, Pforte, abgeleitet, weil die Sprache der Pforte, das ist des *Hofes*, die reinste ist. *Behmen* soll zuerst unter den persischen Königen diesen Unterschied zwischen der gemeinen vielartigen Sprache des Volkes und der Hofsprache festgesetzt haben. Andere schreiben diese Sonderung und Läuterung der Sprache dem *Behram*, andere gar dem *Dschemschid* zu.

*Aus dem Wörterbuche selbst: Dschem* hat dieselben Vokale wie *Dem*, hat sieben Bedeutungen. Ein grosser Fürst oder König. Da nun die drey grössten Herrscher *Dschemschid*, *Alexander* und *Salomon* sind, so bedeutet es einen von diesen dreyen, je nachdem es in Verbindung mit den Symbolen der Macht, Herrlichkeit und Weisheit eines dieser drey Fürsten vorkömmt. *Erste Bedeutung*. In Verbindung mit dem *Zaubersiegel* oder *Ostwind* bedeutet es *Salomon*. *Zweyte Bedeutung*. In Verbindung mit *Wein und Glas* bedeutet es *Dschemschid*. *Dritte Bedeutung*. In Verbindung mit dem *Zauberspiegel* und dem *Riesendamm*, (wider *Gog* und *Magog*) bedeutet es *Alexandern*. *Vierte Bedeutung*. Augapfel. *Fünfte Bedeutung*. Die zweyte Kraft der zehn Urkräfte der Vernunft. Um diess zu verstehen, wisse, dass Gott zuerst vor allen Dingen die *Vernunft* erschuf, und derselben dann drey Erkenntnisskräfte beylegte, a) die Erkenntniss Gottes, b) die Erkenntniss der Seele, c) die Erkenntniss der Bedürfnisse.

Jede dieser Kräfte brachte ein besonderes Product hervor. So gieng aus der Erkenntnisskraft Gottes eine zweyte Vernunft hervor, die dann auch *Dschem* genannt wird. Aus der Erkenntnisskraft der Seele gieng eine Seele hervor, welche die *Seele des Universums* genannt wird, und aus der Erkenntnisskraft der Bedürfnisse gieng ein Körper hervor, der das *Weltsystem* oder *Universum* heisst. Die *sechste Bedeutung* des Wortes *Dschem* ist: rein, geläutert. Die *siebente Bedeutung*. Wesen, Natur. *Dschemschid* einer der grössten Fürsten aus der Dynastie der Pischdadier. Das Wort selbst ist aus *Dschem*, das einen grossen Fürsten, und aus *Schid*, das im *Pehlewi* Strahlen heisst, zusammengesetzt. Von der Feyerlichkeit so genannt, mit der er in *Aserbeidshan* seinen prächtigen Thron bestieg, und seinen Kronenschmuck im Strahl der aufgehenden Sonne vor dem Volke funkeln liess.

*Ostachar* (nicht *Istachar* wie es gewöhnlich in den Reisebeschreibern gefunden wird) heisst eigentlich ein grosses Wasserstück, ein Teich, und weil die unter diesem Namen bekannte Stadt an einem grossen Teiche lag, so ward sie darnach so genannt, wird im Arabischen اصطخر geschrieben.

*Babel* soll in einigen Sprachen *Aufgang* von dem Planeten *Jupiter* bedeuten, und ist der Name einer heut zu Tage neben der Stadt *Helle* in Ruinen verfallenen Stadt, die im Mittelpunkt des arabischen *Irak* lag, und vom *Fiton* Sohn des *Enosch* Sohn des *Noeh* erbaut worden seyn soll. *Sohab*, (der Nachfolger *Dschemschids*) machte es zu seiner *Residenz*, und baute dort ein Schloss, das er *Cüngbihischt* nannte. Nach *Sohab* war es die Residenz *Nimrods* und anderer kaldäischer Könige; es verfiel, ward von Alexander wieder hergestellt, liegt aber heut zu Tage ganz in Ruinen.

Aus diesem letzten Artikel lernen wir, dass die bey *Helle* befindlichen Ruinen, in denen die Ziegeln mit Keilschriften aufgefunden worden, wirklich die Ruinen Babylons sind, und dass die Identität der Schrift auf den Steinwänden von *Persepolis* oder *Istachar* und den *Ziegeln* von Babylon um so weniger befremden darf, wenn, was hier gesagt wird, dass diese zwey Städte die Residenzen zweyer aufeinanderfolgenden Fürsten, nämlich *Istachar* von *Dschemschid*, und Babylon von *Zohab* gewesen seyen, wahr ist.

Uebrigens hat der Sammler des Wörterbuchs die in anderen Werken dieser Art gewöhnlichen langen Umschreibungen der *Vokale*, wie nämlich jedes Wort gelesen werden müsse, dadurch vermieden, dass er immer ein dem Schalle nach gleichlautendes bekanntes Wort beygesetzt hat, z. B. *Dschm* wird gelesen wie *Dem* d. i. *Dschem*, *Dschmschd* wird gelesen wie *Teschdid* d. i. *Dschemshid*.

CONSTANTINOPEL: لهجة اللغات *Lehdschetol-lugât.* i. J. 1216. d. Hedschrah. (1802.) 851 S. Fol.

Ein türkisch-arabisch-persisches Wörterbuch vom gelehrten *Esaad Efendi Mufti* zu Zeiten Sultan *Mahmud's*. Den besten Begriff von seinem Werke giebt der Vf. selbst im folgenden Stücke der Vorrede, das zu-

zugleich eine ziemlich vollständige Aufzählung der besten orientalischen Wörterbücher enthält.

„Um bey der unzählbaren Menge von Wörterbüchern doch einigermaſsen einen neuen Weg zu betreten, beschloſs ich alle türkischen Haupt- und Zeitwörter durch die beygesetzten arabischen und türkischen Bedeutungen zu erklären. Ich begann meine Arbeit im J. 1138 d. Hedschrah, und verschaffte mir dazu die besten und brauchbarsten Wörterbücher, aus denen ich meine Auszüge verfertigte. Die vorzüglichsten davon sind die folgenden:

I. „Bloſs arabische Wörterbücher. *Sahahi Dschewheri. Camusi Firuzabadi. Misbah* vom *Imam Cortobi. Misbahi munir* vom *Fajumi. Lisanol-arab* vom *Ibn Mokerrem. Tehzibal-esma* vom *Ezheri. Sami fil-esami* vom *Meidani. Mokademetol-edeb* vom *Dscharalleh. Alamet we Esasal-belaghat. Faikollogat. Nihajet* vom *Ibn Essir. Kenzol-lugat* vom *Saalebi. Diwan Ebu Ishak Farani. Sebatol-ebhar Mir Ali Schirnewasi. Kenzol-lugat Mohamed Ibn Maruf. Moferredat Imam Raghib. Gharibol-musannif Ebol-Obeide. Camusal-awam.*

II. „Arabische Wörterbücher mit beygesetzter türkischer Uebersetzung. Das arabisch-türkische Wörterbuch des *Wankuli. Cara Firi. Acsal-ereb. Terdschiman Sahah. Achteru Kebir.*

III. „Arabische Sprüchwörtersammlungen. Die Sprüche des *Meidani.* Die Sprüche des *Zamahscheri. Feraidol-charaid. Timsalol-emsal.*

IV. „Arabische medicinische Werke. *Nozhetonnufus* vom *Zeined-din Ibn Ebubur. Moferredat* vom *Ibn Beitar. Moferredat* vom *Halimi. Moferredat* vom *Scheich David. Moferredat Kebir Hezar Fenn.* Die Naturgeschichte des *Demiri.* Die Naturgeschichte des *Sejuti.*

V. „Persische Wörterbücher. *Ferheng Dschihangiri. Ferheng Schuuri. Scheresname. Borhankati* vom *Ibn Chalef Tebrizi.* Dann die Werke vom *Halimi, Nimeti* und mehrere andere.

„Die aus denselben gezogenen Wörter habe ich nach alphabetischer Ordnung gereihet, so daſs das ganze Werk in 24 Hauptstücke zerfällt, deren jedes nach dem Vokale des Anfangsbuchstaben wieder in drey Abschnitte unter getheilt wird, wie z. B. der Buchstabe B, in B oder e, B i, B oder u.

„Es enthält daher dieses Werk nicht nur die Namen aller Thiere, Pflanzen, oder Mineralien, sondern am gehörigen Orte auch alle üblichen Sprüchwörter. Zuerst wird das türkische Wort hingesetzt, dann das arabische und persische. Vorkommende Synonymen werden zwar einzeln angeführt, die arabischen und persischen Wörter aber nur bey dem, was im gemeinen Leben am gebräuchlichsten ist. So z. B. heiſsen *Güzel* und *Gögdschek* beide schön, da aber nur das erste im gemeinen Leben gewöhnlich ist, so werden die gleichbedeutenden arabischen und persischen Wörter dort angeführt. Im Jahre 1145 d. Hedschrah vollendete ich endlich mein Werk und nannte es *Lehdschetol-lugat* d. i. unter der glücklichen Regierung des Gerechtesten, Siegreichsten u. s. w. (hier folgen einige Zeilen von Titeln) Sultans *Mahmud.*" So weit der Vf. in seiner Vorrede.

Das Ganze ist gewiss ein für studirende Türken sehr brauchbares Werk, dessen Bekanntmachung durch den Druck von denselben um so mehr Erkenntlichkeit verdient, da der Vf., wie er selbst sagt, einen bisher noch ungebahnten Weg betreten hat. Nicht minder nützlich ist es für die Dollmetscher zu Constantinopel, die meistens geborne Griechen sind, und wohl das Türkische geläufig sprechen, aber selten mit den arabischen und persischen Wörtern, die im höheren Stile dafür gebraucht werden, vertraut genug sind. Europäischen Gelehrten kann es das Studium des Persischen und Arabischen nur in dem Falle erleichtern, wenn sie sich zuvor das Türkische geläufig gemacht haben.

Die Methode des Vfs. werden am besten die folgenden aus der Mitte herausgegriffenen aufeinanderfolgenden kurzen Abschnitte zeigen.

§. *Fn.*

*Fener*, Laterne aus Papier, Darmhäuten, oder Wachsleinwand verfertigt, auf Arabisch *Fanus*, auf Persisch *Far.*

§. *Fai.*

*Faide*, Nutzen im Türkischen gewöhnlich gebräuchlich, aber ursprünglich Arabisch, und sollte nicht mit *Fa* sondern mit *Hemse* geschrieben werden; der unregelmäſsige Plural *Fewaid*, auf Persisch *Sud*, die übrigen Synonymen siehe unter *Affi.*

**Hauptstück.**

*F mit dem Vokalen i.*

§. *Ft.*

*Fitne*, Aufruhr, ursprünglich Arabisch, auf Persisch *Aschub. Fitne Koparmak*, Ausbruch des Aufruhrs auf Arabisch *Schagab*, Persisch *Aschub engichten. Fitil*, Tocht, auf Arabisch *Zubale* auch *Schail*, Persisch *Pilita.*

§. *Ftsch.*

*Fetschi*, Faſs, Arabisch *Bermil*, dasselbe Wort ist auch im Persischen dafür gebräuchlich u. s. w.

CONSTANTINOPEL: شرح تحفهٔ وهبی *Scherhi Tohfei Wehbi*, d. i. Commentar über des *Tohfei Wehbi.* i. J. 1216. d. Hedschrah. (1802.) 503 S. 4.

Ein Commentar des ebenfalls aus der Buchdruckerey von Constantinopel hervorgegangenen und in der A. L. Z. 1800. Nr. 58. recensirten kleinen türkisch-persischen Wörterbuchs von *Wehbi.* Der Vf. dieses Commentars ist *Seid Achmed Hajati Efendi*, damals ein *Muderis* d. i. Rector einer *Mudrese* oder Akademie in Constantinopel. Er brachte sein Werk dem jetzigen Groſswesir *Jussufpascha* dar, der als ein groſser Liebhaber und Kenner der persischen Literatur sich für den Druck desselben interessirte, womit denn auch, wie *Abdur-rahman Efendi*, der Vorsteher der Druckerey, es in einer kleinen Vorrede sagt, gleich nach Vol-

lem-

lendung des persischen Wörterbuches *Burkan Katy* angefangen ward.

Die ersten sechs und vierzig Seiten enthalten eine Abhandlung über den Werth und den Gebrauch der einzelnen Buchstaben, sey es für sich, sey es in den Formationen der Wörter in den Conjugationen, Declinationen oder in der Syntax; kurz eine persische Grammatik im Auszuge. Eine Nachahmung des *Mokademe* oder der Vorrede, die gewöhnlich den persischen Wörterbüchern vorausgehen, und sehr weitläufige grammatikalische Dissertationen zu enthalten pflegen. Hierauf folgt das ganze kleine Werkchen des *Wehbi* Vers für Vers mit beygefügtem Commentare, dessen Verdienst nicht bloss in blossen Worterklärungen, sondern auch in Sacherläuterungen besteht, wie es die folgenden gewählten Beyspiele weisen.

*Mart Aj, Azar, onindschi guni newruz imisch.*

*März* heisst *Asar*; der zehnte Tag *Newruz*. *Asar* der erste Frühlingsmonat des Sonnenjahrs auch *Herwerdin* genannt, auch im Arabischen gebraucht, ohne *Elif* vor dem *R*; das ist *Asar* ist der Name des neunten Monats des Sonnenjahres, wenn sich die Sonne im Zeichen des Schützen befindet. *Newruz* oder *Neujahr* (eigentlich Neutag). Zwey Tage im Jahre werden mit diesem Namen benannt. Der zehnte März d. i. der Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, ist der kleine *Newruz*; wenn man *Newruz* platt weg sagt, so wird dieser darunter verstanden. Man sagt: Gott habe an diesem Tage die Welt erschaffen. *Dschemschid* soll an diesem Tage einst nach einer Reise in *Aserbeidschan* einen mit Blumen und Edelsteinen geschmückten Thron bestiegen, und als die Sonne aufgieng, soll das Volk von Glanze der Edelgesteine erstaunt ausgerufen haben: Diess ist *Newruz*, ein neuer Tag.

*Dschemschid* der Name des Königs und *new* neu ist bereits in vorhergehenden Versen erklärt worden. Der zweyte oder grosse *Newruz* war bey den Persern der sechste Tag des März *Chordad* genannt. Diess war der Tag, an dem *Dschemschid* jährlich den Thron bestieg, mit aller Pracht der Königswürde angethan. An diesem Tag empfieng er die Huldigungen seiner Völker, gab Gesetze und heilsame Verordnungen. Vom grossen bis auf den kleinen *Newruz*, das ist vom sechsten auf den zehnten März, pflegten die *Chodroen* oder alten persischen Kaiser Bittschriften anzunehmen, Klagen anzuhören, Gefangene zu befreyen, Schuldige loszusprechen, und unter das Volk Geschenke zu vertheilen. Sie selbst aber überliessen sich durch diese vier Tage Freuden und Vergnügungen aller Art.

*Wehbi* erzählt in der Vorrede seines kleinen Wörterbuches im Kurzen seine eigenen Schicksale. Er spricht von sich selbst erst in der dritten dann in der ersten Person.

Als Abgesandter gieng ich nach *Iran*
Besah die Stadt *Rewan* und *Ispahan*;
Bis *Irak* kam ich, und bis *Nehawend*
Und Alles war zu schauen mir vergönt
Zuletzt gieng im *Schiroserland*
Ich mit *Hafysen* Hand in Hand.

Der geographische Commentar über diese kurze Reisebeschreibung ist folgender: *Iran*, der Vf. ward im Jahre 1190 d. Hedschrah von Seiten der ottomanischen Pforte als Gesandter an den *Schah* von *Iran* (d. i. Persien) *Cerim Chan* abgeschickt. *Rewan* eine Stadt in *Iran* unter dem 87ten Grade der Länge und dem 30ten der Breite gelegen, die Hauptstadt des Districts *Ischafur Saad* ward im J. 991 von *Ferhadpascha* erobert, im J. 1010 vom *Schah* wieder eingenommen; im J. 1014 vom *Schah Abbas*, und zehen Jahre hernach vom *Muhamedpascha* belagert, ohne eingenommen zu werden. Im J. 1045 nahm Sultan *Murad* dieselbe in 7 Tagen ein, trat sie aber wieder an den *Schach* ab. Jetzt im Verfalle. *Isfahan* 85 Gr. Länge 33½ Breite zwischen Hügeln unter einem glücklichem Himmelsstriche gelegen, eine grosse bevölkerte Stadt, die schon seit den ältesten Zeiten Persiens Hauptstadt ist. Die *Chodroen* d. i. die ältesten persischen Könige versammelten hier ihre Cavallerie; daher die Stadt den Namen *Ispahan* (Plural von *Spahi*) erhalten haben soll, woraus denn durch Veränderung des *Sin* in *Sad* und des *P* in *F* der heutige Name *Isfahan* entstand. *Nehawend* eine Stadt mittlerer Grösse unter dem 83½ Gr. der Länge und 35½ Gr. der Breite auf einer Anhöhe gelegen, wo zu Zeiten *Omars* das unter dem Namen *Sarjetoldschebel* d. i. Bergschlacht bekannte Treffen geliefert ward. Der Vf. des *Nihajetol-edeb* erzählt: es befinde sich dort ein Stein, der die Eigenschaft besitzt, dass, wer Kenntniss von abwesenden Personen oder zukünftigen Dingen zu erlangen wünscht, und sich darunter schlafen legt, in seinem Traume den gewünschten Aufschluss erhält. So erzählt auch der Abkürzer des *Moadschem*, dass es um *Nehawend* eine Gattung wohlriechenden Rohres gebe, das so lang es in der Atmosphäre von *Nehawend* bleibt, keinen Geruch giebt, sobald es aber ausser dem Bezirk der Stadt verführt wird, gut zu riechen anfängt. *Dijar* Land. *Schiras* 88½ Gr. Länge 33 Gr. Breite. Die Hauptstadt der Provinz *Fars*; sehr gross und bevölkert. Sie war ehemals weit grösser und ansehnlicher, kam aber hernach in Verfall. *Cerimschah* suchte wieder dieselbe emporzubringen. Diese Stadt ist vorzüglich deshalb berühmt, weil sie der Geburtsort, der Wohnsitz, und die Grabstäte vieler gelehrter Männer war, von denen der Vf. hier den *Chodschi Hafis* nennt. *Chodschi* (Lehrer) ist ein Ehrentitel, der dem Namen dieses berühmten Dichters gewöhnlich vorgesetzt wird, wie z. B. den Namen anderer Dichter die Worte *Hekim* (Doctor) *Ustad* (Meister) *Mewlana* (Herr) so sagt man: *Hekim Ferdusti*, *Ustad Latifi*, *Mewlana Dschami*, *Chodschi Hafis*. Aehnliche interessante Details liefert der Commentar mehrfach über verschiedene historische, philologische und theologische Gegenstände.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1803.

## LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Kratzsch: *Johann Otto Thiess — Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*, aus und mit Aktenstücken. Ein Fragment aus der Sitten- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. *Erster Theil.* Mit einem Kupfer (dem Bilde des Vfs.) 1801. 260 S. *Zweyter und letzter Theil.* 1802. 424 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Wir haben in unsern Zeiten berühmte Gelehrte gesehen, welche ihr Leben in der Absicht öffentlich beschrieben, um nach ihrer ganzen Thätigkeit, in ihren verschiedenartigen Auftritten und Handlungsarten richtiger beurtheilt zu werden, als es ohne ihre Anleitung von Zeitgenossen und Nachkommen geschehen dürfte; andere, welche diese Veranlassung nur ergriffen, um ihr Glaubensbekenntniss über die Sitten, Meynungen und Begebenheiten ihres Zeitalters, über den Zustand der Wissenschaften, gangbare Methoden, merkwürdige Gelehrten und Schriften abzulegen. Gegenwärtige Autobiographie gehört in beide Classen zugleich. Das vorangeschickte Motto aus dem *Cicero*, auf welches Hr. *Th.* verweiset, erklärt zwar jede *Arroganz* für verhasst, und verspricht: *nihil dico de meo ingenio;* allein unvermeidlich ist es doch, in einer solchen Schrift von seinen Geistesgaben, ihrer Entwickelung, Vervollkommnung, Richtung und Anwendung zu sprechen; und wenn der Vf. dabey jeden Schein von Selbstgenügsamkeit zu unterdrücken weiss, desto rühmlicher für ihn! desto lehrreicher für das Publicum!

Nachdem Hr. *Th.* bis auf seinen Urgrossvater zurückgegangen war, unterhält er seine Leser im Ersten Theil bis S. 178 mit dem Leben und Charakter seines Vaters, *Johann Peter Th.*, der im Jahr 1787 als praktischer Arzt zu Hamburg verstarb, dessen Schattenriss er auch S. 179 hat abdrucken lassen. Nach der Schilderung des Sohns war er nicht bloss ein sehr geschickter und erfahrner Arzt: sondern auch ein biederer, treuherziger Mann vom alten Schlage, uneigennützig in hohem Grade, voll eigener Ansichten der ihn umgebenden Menschen und Einrichtungen; aber auch nicht frey von Sonderbarkeiten und Seitensprüngen. Dass man einen solchen Mann gern näher kennen lerne, zumal unter so vielen, grossentheils wohlgerathenen Bemerkungen, Nebengemälden, satirischen Wendungen u. dgl. m. des Sohns, leidet keinen Zweifel. Allein, der Vf. weiss, wie schon von ihm bekannt ist, auch hier oft in seinen Geistesejaculationen kein Ende zu finden; seine Mikrologie wird nicht selten lästig; sein Witz artet in Witzeleyen aus, und über der Sucht zu belustigen, verlässt ihn bisweilen die reifere Beurtheilung. So hat er S. 86—93 den ganzen Promotions-Aktus seines Vaters zu Kiel, lateinisch, mit eingestreueten deutschen Glossen, eingerückt; aber doch am Ende vergessen, mit jenem Verwalter im englischen Lustspiel hinzuzusetzen: Verzeihen Sie, meine Leser, dass ich so spasshaft bin! Sogar eine *Oda alcaica*, welche *Jo. Petrus Roskamp, Hamburgensis, Juris Studiosus in obitum Viri Praenobil.* — — *Dom. Jo. Petri Thiessii, Med. Doct.* hat drucken lassen, giebt er uns hier (S. 96—99) zum Besten. Aber nun tritt Hr. *Th.* selbst auf, S. 182 fg., geboren im Jahr 1762; doch sind in diesem Theil nur noch seine ersten 13 Lebensjahre beschrieben. Schon als Knabe, sogar als Kind bereits, liess er sich nicht gängeln; entweder sein Führer musste mit ihm fort, oder er stand still. Ein sanftes Leitband liess er fahren, und durch den Zügel biss er sich hindurch. Halsstarrig war er, wenn man ihm Gewalt entgegensetzte; aber nachgiebig selbst von seinem Rechte, wenn man ihn frey behandelte. Seine Triebe durften nur nicht gehemmt seyn, und sie beunruhigten niemand; nicht einmal ihn selbst.“ Ob er nicht zuweilen seinen frühesten Jahren Gedanken und Empfindungen der weit spätern geliehen habe? ist eine andere Frage. So hat er gleich nach der Erzählung, wenn und von wem er getauft worden sey, hinzugefügt: „Mit der Taufe, meynte ich, hätte man wohl so lange warten können, bis ich sie verlangt hätte. Als ich hernach erfuhr, dass sie ein Sacrament sey: — — so dachte ich nicht weiter an das, was ich nicht verstand.“ Auch entschuldigte er als Kind seine Fehler mit den Worten: „Das habe ich nicht gethan, sondern mein anderer Mensch.“ Im Hamburgischen Johanneum, dessen Verfassung, als einer „Schule der Stupidität“, lächerlich genug beschrieben wird, lernte daher Hr. *Th.* wenig, bis er an den würdigen, aber zurückgesetzten Tertius, *Heerwagen*, kam, dem er desto mehr zu verdanken hatte; allein auch der väterlichen Leitung.

Mit dem *zweyten Theil* schreitet man vom J. 1775 oder vom 13ten Jahre des Vfs. bis auf die Zeit fort, da er seine Lebensbeschreibung vollendete. *Die Alternative,* wie das erste Kapitel überschrieben ist, (eine hochfahrende Vergleichung zwischen Theologie und Rechtsgelehrsamkeit), dient wieder zum Belege, dass der Vf. dem Knaben Begriffe und Ueberlegungen des Jünglings unterschiebt. Das zweyte Kapitel: *Unser Herr Jesus Christus*, beschreibt seine Confirmation; etwas gesucht, wie der Titel klingt. Im dritten wird der

der ehemalige Hauptpastor *Friderici*, der auf die Bildung des Vfs. viel gewirkt hat, als ein Muster eines trefflichen Religionslehrers dargestellt. Dagegen wird im vierten Kapitel (S. 19—50) *Johann Melchior Götze* bloss von der zänkischen, verketzernden und überhaupt schlechten Seite abgebildet. Der Vf., der selbst mit ihm in Händel gerathen war, hätte wohl mit etwas weniger Animosität schreiben sollen; er wirft G. sogar *crasse Ignoranz* vor, welches doch nicht durchgängig der Fall war. Sodann beschreibt er seine theologische Leserey — immer noch als Schüler auf dem Johanneum. Da hat es, nach S. 56, „frühzeitig einen widrigen Eindruck auf ihn gemacht, dass man ihn immer und überall, wie man sich ausdrückte, *Gott aus der Natur habe kennen lehren wollen; er habe darüber die Natur unwillig aus den Augen verloren, und fürchte, diesen Verlust niemals einzuholen.*" Das ist doch wohl eine ziemliche Affectation! Er rühmt den vortheilhaft bekannten, aber schlecht belohnten *Mascho*, als denjenigen, der ihm einen richtigen theologischen Studienplan entwarf. Mehrere Auftritte des Schülers und Gymnasiasten zu Hamburg, dessen reger Geist schon damals das Hamburgische Schriftsteller-Lexicon herauszugeben anfieng, übergehen wir; nur die Versicherung nicht (S. 129), dass *Gellert*, *Less* und *Hermes* auf seinen schriftstellerischen Charakter, so wie *Semler* und *Teller* auf seine theologische Bildung, den mehresten Einfluss gehabt haben. Zu Helmstädt studierte er zwar Theologie, aber auf eine ganz eigene Art. Er hörte kaum zwey theologische Professoren; und auch ihre Vorlesungen hat er grösstentheils nur zum Anfange fleissig besucht. Er gab mehr auf ihre Geberden, als auf ihre Reden Acht; abstrahirte von ihren Behauptungen, und reflektirte auf ihre Verhältnisse; hörte sie am liebsten in Gesellschaft, u. s. w. Er wollte ein so glücklicher, ruhiger und ruhmvoller Mann werden, als *Zimmermann* in seinem Buche über die Einsamkeit, den Professor schildert; aber nicht durch die Professoren, sondern aus sich selbst. Daher liess er jene gehen und stehen, und studierte Tage und Wochen lang auf seinem Zimmer. (Das konnte er ja aber auch in Hamburg thun.) Der Prorektor gab ihm daher den Rath, die Universität zu verlassen, weil das eigene Studieren nicht schlechtweg erlaubt sey. Weil er nun zwey Collegia unterschrieben hatte, nahm er für eine Stunde zwey: Chemie und Kirchenhistorie, und gieng abwechselnd in beide. Doch war er auch ein Mitglied des dortigen theologischen Seminariums; predigte öfters, und vertheidigte seine Dissert. *de Evangelio Matthaei non interpolato*, öffentlich; trug daher auch ein herrliches theologisches Testimonium davon. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wäre er beynahe durch *Götzens* Unwillen über die von ihm herausgegebenen Gedichte, besonders die darin enthaltene christliche Grabschrift eines Juden, vom Candidaten-Examen abgewiesen worden. Als Informator kam er in nicht geringe Verlegenheit, indem er den Hamburgischen Catechismus nachbeten musste. Denn seine theologische Aufklärung war damals schon (im J. 1783) durch das Studium der kritischen Philosophie, durch ein gleichfalls kritisches Studium des N. Test. und eine historische Interpretation desselben, so hoch gestiegen (S. 205), dass er zwar nicht alle Wunderhistörchen gelten liess, die man, wie ihm dünkte, zur einen Hälfte in das N. Test. hineingetragen hatte, und die andere Hälfte natürlich zu erklären wusste, ohne dieser historischen Aufgabe auf den Grund zu sehen; aber doch das Wunder der Einwirkung Gottes auf Jesum, der schon vor seiner Geburt mit der Gottheit in einer ihm unerklärlichen Verbindung gestanden habe, und ewig darin bleibe, nicht bezweifelte; ob ihm gleich derselbe der Menschheit mehr als der Gottheit anzugehören, und keineswegs Gott selbst zu seyn schien. Er ward jetzt Nachmittagsprediger auf dem Hamburger Berge, ohne ordinirt zu werden; Predigten, die er heraus gab, wurden für irrgläubig erklärt; er schrieb die Hamburger Literaturzeitung, und die allgemeine Predigerzeitung, welche beide von keiner langen Dauer waren; wurde zu Helmstädt Magister, und im J. 1790 zu Giessen Doctor der Theologie, wo man *ihm*, *wie er sagt*, auf halbem Wege entgegen kam; erreichte aber dadurch die Absicht einer höhern geistlichen Stelle nicht. Daher wandte er sich ins akademische Leben nach Kiel, wo er ausserordentlicher Professor der Philosophie ward, und Vorlesungen hielt, auch Hoffnung zu einer theologischen Professur hatte. Hier ward in der Regel gar nicht *disputirt*; *keine lateinische* Antrittsrede gehalten, kein solches Programm geschrieben, und kein angehender Lehrer brauchte sich zu habilitiren. Hr. *Th.* suchte destomehr durch viele Vorlesungen, Predigten und herausgegebene Schriften, thätig zu seyn; er erhielt auch einige Belohnungen dafür. Aber im J. 1799 wurde er von dem Könige mit einer Gratification von 300 Rthlr. einem jährlichen Wartegelde von 300 Rthlr, auch mit den Vorrechten und Freyheiten eines königl. Professors, seiner Lehrstelle entlassen. Seitdem lebt er zu Itzehoe, und fährt fort, ein fruchtbarer Schriftsteller zu seyn. Nach der ersten Veranlassung zu seiner Entlassung gesteht er, nie gefragt, wohl aber im Vorbeygehen gehört zu haben, dass sein Andachtsbuch hie und da Unwillen erregt, und dass er sich durch seine freymüthige Beurtheilung der über die neue Schleswig-Holsteinische Kirchenagende herausgekommenen Schriften, wichtige Feindschaften zugezogen habe. Am Ende des Buchs steht ein Verzeichniss seiner Schriften, denen er zum Theil jetzt allen Werth abspricht; anderer, die er auf ihren Werthe beruhen lässt, oder auf welche er einen wirklichen Werth legt; auch solcher, die er noch herauszugeben gedenkt. Er hat sich hier von neuem als einen Mann von Geist, Wissenschaft, forschendem Scharfsinne, groser Belesenheit und Freymüthigkeit charakterisirt; aber auch als einen Schriftsteller, bey dem die kritische Scheidekunst sehr viel zu thun findet. Seine Biographie bleibt, ungeachtet ihrer zahlreichen Auswüchse, gedehnten Gemeinplätze, egoistischen Scenen und zur Schau ausgelegten Maximen, Meynungen und Einfälle, doch immer ein Buch, das sich nicht bloss zur Unterhaltung,

tung, sondern selbst mit Nutzen lesen läfst. Sie wird auch dadurch unterrichtend, dass der Vf. manche seiner Schwächen und Fehltritte nicht verkennt. Nur mangelt noch das Selbstgefühl, dass er durch unzeitige Aeusserungen der Geistesfreyheit ohne hinlängliche Menschenkenntniss, durch Paradoxieen und gutgemeynte Uebereilungen, zur Wendung seines Schicksals selbst viel beygetragen habe; dass schnelle Vielschreiberey in den meisten Fällen keinen sichern Ruhm erwerbe und dass derjenige, der Bedachtsamkeit, Milde und Schonung in Beurtheilung anderer vergisst, sich selbst auch wenig Schonung versprechen dürfe.

1) Leipzig, b. Reclam: *Catalogue of approved English Books.* Verzeichniss der vorzüglichsten englischen Literatur bis zu Ende des Jahres 1800. 1803. 182 S. gr. 8. (Schreibp. 1 Rthlr. Druckp. 16 gr.)

2) Ebendaselbst, bey Demselben: *Catalogue des Livres François et Anglais*, qui se trouvent chez *C. H. Reclam*, Libraire à Leipsic. 1803. 69 S. gr. 8.

Wer aus Erfahrung die Schwierigkeiten kennt, welche mit dem Ankauf englischer Bücher für den Ausländer verbunden zu seyn pflegen, der wird sich gewiss über den guten Anfang mit uns freuen, welcher hier gemacht worden ist, die Anschaffung der besten englischen Werke zu erleichtern. Zum Grunde legte der Herausg. den *London Catalogue*, den er mit einigen andern verglich und ergänzte, die Preise desselben für Deutschland berechnete und dieses alles so compendiös als möglich drucken liess, um dadurch sein Verzeichniss wohlfeil und gemeinnütziger zu machen. Er versichert, die neuesten Ausgaben durchgängig angenommen zu haben; eine Versicherung, die sich besser aus der Beyfügung der Jahreszahlen selbst ergeben würde. Voran gehen *Cooke's Pocket Editions;* dann folgt *General Literature;* sofort Theologie, Jurisprudenz, Medicin, mit ihren Hülfswissenschaften; am Ende *Hebrew, Greek, Latin, Italian, French.* Die Titel sind gröfstentheils mit verständiger Abkürzung abgedruckt, und die angegebenen Bücherpreise finden wir im Ganzen billig. Nur bey einigen Werken, die wir viel wohlfeiler aus England erhielten, scheint der Herausgeber von Catalogen entweder, oder von Commissionären irre geleitet zu seyn. Um auch diesen Mangel gänzlich zu entfernen, würden wir ihm rathen, dass er in den Supplementen zu diesem Catalog (dergleichen bereits No. 2 aufstellt, und künftig alle Jahre erscheinen sollen) genau bey jedem Buche, neben der Jahreszahl, welche oftmals für den Literator sehr wichtig ist und nie fehlen sollte, und dem Verkaufspreise, zugleich den Betrag der Bogenzahl angäbe: wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, eine ungefähre Berechnung selbst anzustellen. — Das ganze Unternehmen des Hn. *Reclam* verdient übrigens die thätigste Unterstützung des deutschen Publicums.

## KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, in d. Felischischen Buchh.: *Museum für Kinder zur angenehmen und nützlichen Selbstunterhaltung.* Mit 12 Kupfertafeln. 1802. 153 S. 8. (1 Rthlr.)

Der vorgegebene Zweck des Vf. soll seyn, Kindern ein Lesebuch zu liefern, welches ihnen eine angenehme Erholung und zugleich eine nützliche Selbstunterhaltung in müssigen Stunden gewähren könne. In vier Abtheilungen liefert er I. eine historisch-statistische (für Kinder?!) Stammliste der preuss. Länder (ist eine trockene Namenliste, welche schon durch *Rambachs* Geschichte des preuss. Vaterlandes ganz überflüssig gemacht worden); II. kleine Aufsätze vermischten Inhalts, zur Belehrung und Unterhaltung; III. das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der vierfüsigen Thiere; IV. Gesellschaftliche Belustigungen. Die drey letztern Rubriken enthalten durchgängig Nichts, als aus zwanzig andern ähnlichen Jugendschriften ohne allen Geschmack und Beurtheilung unglücklich zusammengestoppelte triviale Dinge, welche Kindern, die allenfalls noch lesen können und wollen, anstatt Erholung, Ekel und Langeweile verursachen müssen. Was die *nützliche* Unterhaltung dieses Händewerks betrifft: so darf Rec. nur auf die S. 127 *Kindern* (? —) ertheilten schönen Kunststücke aufmerksam machen; z. B. eine Pfeife Taback anzuzünden, ohne die Pfeife in den Mund zu nehmen — feurige Funken aus dem Munde zu speyen — Feuer auf den Händen zu tragen, unter welche der Vf. auch S. 139 *in der nehmlichen Rubrik* noch die von einigen Schülern *glücklich* (?) ausgeführte List, einen Lehrer zu betrügen, aufführet; — und es ergiebt sich von selbst, dass dieses Machwerk ein höchst unreifes Product eines leeren — Kopfes oder Magens — seyn müsse.

London, b. Murray u. Highley: *Elements of Self-knowledge*, intended to lead youth into an early acquaintance with the nature of man, by an anatomical display of the human frame, a concise view of the mental faculties, and an inquiry into the genuine nature of the passions. Compiled, arranged and partly written by *R. C. Dallas*, Esqu. 1802. XXXIV u. 464 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Eine populäre Anthropologie, aus englischen Schriftstellern zusammengetragen und sogar fürs weibliche Geschlecht bestimmt; denn der Vf. sagt: das Lächeln eines Mädchens werde nicht weniger reizend seyn, wenn es gleich wisse, welche Muskeln dabey in Bewegung gesetzt werden. Es fehlt indessen dem Vf. sehr an gründlichen Kenntnissen der Wissenschaft, die er hier den Ungelehrten vortragen will. Sonst würde er z. B. die wässerigte Feuchtigkeit des Auges nicht für concav ausgeben, und glauben, dass dieselbe nach der Niederdrückung der Katarakte, die Form und Beschaffenheit der Krystalllinse annehme. Er würde nicht von einer Oeffnung in der Trommelhaut

haut sprechen, die mit einer Klappe versehen sey: denn das Rivinische Loch gehört doch sicher nicht zum normalen Zustande. Er würde den Nervenknoten keine Muskelhaut geben, und das bekannte Bellini'sche Experiment nicht zum Beweise des Daseyns einer Nervenflüssigkeit anführen. Er würde den Sammelplatz des Chylus nicht als ein hohles Behältniss schildern; er würde unzählige andere Fehler vermieden haben. Die Angabe der Muskeln ist mangelhaft und unzweckmäsig; wahrscheinlich ist es ein Druckfehler, wenn S. 47 der Muskel des Steigbügels zu den Muskeln des Auges gerechnet wird. Seltsam klingt, wenn der Vf., dem man es bald anmerkt, dass er bloss Andern folgt, an mehrern Orten sagt: *er* habe diess und jenes selbst bemerkt; z. B. die Trommelhaut bey Kindern mit Schleim überzogen; *er* habe keine Varietäten in der Vertheilung der Aorte wahrgenommen u. s. f. Rec. fiel dabey die Sitte der Abschreiber des Mittelalters ein, die die Beobachtungen ihrer Vorgänger, ohne Beurtheilung, nachschrieben, als ob sie sie selbst gemacht hätten.

Der psychologische und moralische Theil dieses Werks ist aus *Hutcheson*, *Watts*, *Beattie*, *Reid* und *Ad. Smith* entlehnt, und die Lehren dieser Schriftsteller sind mit mehr Beurtheilung zusammengestellt. Aus *Beattie's letters to a philosophical unbeliever* ist die Abhandlung: über die Unsterblichkeit der Seele; den Schluss macht ein Aufsatz über die Selbstbeherrschung, von dem Rec. nicht weiss, ob er dem Vf. eigenthümlich oder auch entlehnt ist. Das Titelkupfer soll eine oberflächliche Uebersicht der Lage der Eingeweide geben, ist aber in jeder Rücksicht unter aller Kritik; *Magnus Hundt's* und *Joh. Kethams* erste Holzschnitte aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts sind weit besser.

SCHNEPFENTHAL, in d. Buchh. d. Erziehungsanst.: *Erster Unterricht in der Sittenlehre*, für Kinder von 8—10 Jahren, von *C. G. Salzmann*. 1803. 373 S. 8. (18 gr.)

Der würdige Vf. liefert hier ein moralisches Erzählungsbuch, welches den Kindern nicht zum beständigen Gebrauche in die Hände gegeben werden, sondern ausser den Lehrstunden, unter dem Beschlusse des Lehrers bleiben soll. Nach einer vorausgeschickten Charakteristik der Familienglieder, welche in der, in diesem Buche zum Vehikel genommenen Geschichte, die Hauptrollen spielen, webt der Vf. die der Jugend zugedachte Belehrung über die wichtigsten Pflichten, als: Abhärtung des Körpers, Ordnung, Verschwiegenheit, Verhalten gegen die Beleidiger, gegen Wahnwitzige, Vorsicht, Geduld etc., und die nöthigen Warnungen vor den gewöhnlichen Fehlern der Lüsternheit, Unmäsigkeit, des Muthwillens, Argwohns, der Thierquälerey etc. in kurze Erzählungen ein, welche deutlich und unterhaltend vorgetragen sind. Nur S. 209 ist dem Vf. ein Verstoss gegen den guten Ausdruck entwischt: Lernen *thut* ihr heute doch nichts. Sonst ist Geist, Inhalt und Ton dieses moralischen Unterrichts ganz dem Alter angemessen, für welches Hr. *S.* schrieb, und schon der Name des in der pädagogischen Welt rühmlich bekannten Vfs. wird dem Büchelchen die gute Aufnahme verschaffen, die es seiner innern Güte wegen verdient.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wittenberg*, b. Kühne: *Patriotischer Vorschlag, wie dem Verfalle der sächsischen Manufacturen nicht nur zu steuern, sondern auch der Flor derselben höher als je zu bringen wäre.* Mit nahem Bezug auf Sörgels Memorial an Se. Kurf. Durchl. zu Sachsen. Von *Gottlob Heinrich Heinse*. 1802. 90 S. 8. (9 gr.) Der Vf. dieser mit Einsicht und Bescheidenheit abgefassten Schrift sucht zuförderst in Beziehung auf das bekannte Memorial von *Sörgel* zu zeigen: dass der bedeutende Gewinn, welchen Sachsen durch seinen Zwischenhandel erwirbt, verloren wäre, sobald die Einfuhr ausländischer Producte, besonders englischer, mit einer starken Abgabe belegt würde; dass ferner die den sächsischen Fabricaten so nachtheilige Concurrenz der englischen nur während des Kriegs möglich war, wo England für die Ausfuhr seiner Fabricate ansehnliche Prämien bezahlte, und den hierdurch entstehenden Verlust durch die erhöhten Preise der Producte beider Indien, die fast ausschliessend aus England gezogen werden mussten, decken konnte; und dass endlich nur die Verlegenheit, keine Wolle aus Spanien bekommen zu können, England nöthigte, sie in Sachsen zu suchen. Erst nach Ausführung dieser Sätze wird der auf dem Titel angekündigte patriotische Vorschlag mitgetheilt, welcher darin besteht, dass Sachsen Handelsverträge mit Oestreich, Russland und der Türkey schliessen sollte. Am wichtigsten wäre unstreitig eine nähere Handelsverbindung mit Oestreich, weil dieses eine Menge natürlicher Erzeugnisse (besonders Wein und Taback) besitzt, welche Sachsen theils gänzlich, theils in hinlänglicher Menge oder in gleicher Güte mangeln; Sachsen hingegen viele Manufacturwaaren liefert, die Oestreich fehlen, auch in diesem Staate lange noch nicht in erfoderlicher Menge werden hervorgebracht werden können, wenn darunter nicht die Cultur des Landbaues soll vernachlässigt werden.

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 18. Julius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Tempe* von F. J. 1803. *Erster Band.* XII u. 463 S. *Zweyter Band.* 363 S. kl. 8.

Zum Genuss der schönsten Blumen, die eine sorgsam ordnende Hand von Hellas lieblichen Auen auf deutschen Boden verpflanzte, ladet dieses anmuthige Tempe ein. Hätte auch der würdige Gelehrte, dem wir diese Sammlung verdanken, seinen vorzüglichen Beruf, den Eifer für die griechische Anthologie wieder zu erwecken, nicht schon durch andere Proben, und besonders durch seinen vortrefflichen Commentar derselben, hinlänglich bewährt: selbst diese deutsche Bearbeitung der gewähltesten Epigramme würde den glücklichen Erneuerer eines lange vernachlässigten Studiums auf eine sehr überzeugende Weise ankündigen. Jenen noch nicht vollendeten Commentar, dessen Inhalt und Werth ehedem (A. L. Z. 1800. Nr. 359) nur erst im Allgemeinen angegeben ward, vollständig in genauerem Detail zu würdigen, haben unsere Blätter seither aus verzeihlichen Ursachen gezögert: aber *das* Vergnügen können wir uns nicht versagen, gegenwärtige Sammlung sogleich nach ihrem Erscheinen mit den frohen Glückwünschen, womit man eine angenehme Ueberraschung empfängt, ins Publicum einzuführen. Denn auf ein beträchtliches Publicum wird ohne Zweifel ein Werk rechnen dürfen, welches die reiche Fülle poetischen Lebens, die in den kleinen Gemälden der griechischen Epigrammatiker herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Grösse einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, in deutscher Sprache wiederzugeben strebt, und grösstentheils mit Glück wiedergiebt. Erfreuen wird sich über die schöne, vielleicht kaum geahndete Mannichfaltigkeit auch der Dilettant, welcher seither nur die Kenntniss einiger weniger Epigramme aus *Herder's* zerstreuten Blättern, und anderen, wenn auch trefflicheren, doch auf eine noch kleinere Anzahl beschränkten Nachbildungen, gewonnen hatte. Denn *Herdern* haben wir, wie mit Recht der Vf. in der Vorrede sagt, zuerst und vorzüglich die bessere Bekanntschaft mit einer Gattung von Poësie zu danken, die vorher entweder unbekannt oder verachtet war. *Herder's* Uebersetzung ergriff die Gemüther, welche bis jetzt nur der Reiz des satirischen Epigramms gefesselt hatte, mit Bewunderung des neuen Inhalts und den ungewohnten Form: dass man dabey nicht streng fragte, ob auch die Farbe des Urbilds mit Treue dargestellt, ob überhaupt der Sinn desselben immer gehörig verstanden worden sey, diese Nachsicht scheint ein billiger Lohn, den man dem ersten Versuch in der Freude des bescheiden dargebotenen Genusses zollte. Strengere Foderungen war man an einen Uebersetzer zu machen berechtiget, der, obwohl auch anspruchlos, doch nach längerer Vorbereitung sich an die Reihe derer anschliesst, welche nach *Herder* auf demselben Felde die Palme suchten oder erlangten. Hr. J. hat, wenn man seine Sammlung bloss mit den Herderischen Versuchen zusammenhält, diese Foderungen unstreitig erfüllt; auch manches andere Blatt, das einem flüchtig nachgebildeten Epigramm der griechischen Anthologie geweihet war, werden seine mit Fleiss und Liebe verfertigten Uebersetzungen der Vergessenheit zuwehen: sollte aber auch hie und da einem geübteren Dichter Manches besser gelungen, und das Gelingen selbst leichter geworden seyn; sollte die Kritik zuweilen über die von Hn. J. gewählte Sprache, zuweilen über den Tonausdruck und die rhythmische Periode, zuweilen über kleine Versehen in der Prosodie, Unzufriedenheit äussern; keinen wird diese Aeusserung weniger beleidigen, als den Verfasser selbst, der mit so ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen eine gleich achtungswerthe Bescheidenheit verbindet, und bey so vielem Vortrefflichen den edeln Sinn für höhere Vollendung in reiner Seele bewahrt.

Bey der Auswahl der hier bekannt gemachten Epigrammen aus einer Anzahl von mehrern Tausenden, welche die griechische Anthologie enthält, hat, wie die Vorrede versichert und der Augenschein bestätiget, keine besondere Absicht obgewaltet. „Das meiste hat die Neigung bestimmt, vieles die Fähigkeit des Uebersetzers, einiges der Stoff. Denn er glaubte, dass die Namen der grössten Menschen, die Erinnerung an die edelsten und glorreichsten Thaten, auch wohl die Erwähnung dieser oder jener besonderen Sitte des griechischen Alterthums hier an ihrer Stelle sey, und dass auf solche Weise diese Sammlung den Dilettanten nützen könne, einiges Unbekannte zu lernen, das Bekanntere in ihrem Gedächtnisse aufzufrischen.“ Eine gewisse Zusammenreihung ähnlicher oder verwandter Gegenstände, welche in einzelnen Epigrammen behandelt werden, ist indess bey der vom Vf. getroffenen Abtheilung in zehn Bücher sichtbar; ob zum Vortheile des Ganzen, dürfte vielleicht bezweifelt werden. Leser und Leserinnen ermüden zu leicht durch das Einerley des Inhalts: diese zwar wird man an die Herderische Warnung erinnern dürfen, auf solchen Blu-

Blumenbeeten mit sparendem Blicke zu verweilen, auf Einmal nur Weniges, und wenn ihnen hie und da ein Stück vorzüglich gefällt, nur diess Eine, das für sich ein Ganzes bildet, zu lesen; aber jene, dünkt uns, werden wünschen, dass, wenn einmal die Anordnung nach der Gleichheit oder Aehnlichkeit des Inhalts bestimmt wurde, zur richtigern Schätzung des Einzelnen zugleich die chronologische Folge der Dichter beobachtet seyn möchte. Denn lehrreich ist es wahrzunehmen, wie hier ein einfacher Sittenspruch, dort der Ausdruck der Wahrheit, der Empfindung und des Witzes in verschiedenen Zeiten verschieden gewandt, verschieden nachgeahmt wurde; und man vergisst das Gleichlautende des Inhalts über der Mannichfaltigkeit der Form, wenn uns die Stufenfolge von den früheren Zeiten des geistreichen Simonides und der feurigen Sappho bis auf die späteren eines Agathias und Paulus Silentiarius hinableitet, wo, bey dem allgemeinen Verfall des Geschmacks und der Sitten, nur die Sprache und ältere Muster dem Armseligen noch aufhalfen.

Das *erste* Buch ist dem Andenken ehrwürdiger Dichter des Alterthums geweihet. Nur sehr wenige dieser Epigramme enthalten bloss eine simple Darstellung, eine einfache Gedächtnissfeyer; die meisten bilden, durch Auflösung der einzelnen Züge, ein kleines lyrisches Gemälde. Von der ersten einfacheren Art ist die Exposition eines Ungenannten (Anal. Brunck. III, 253. n. CCCCLXXXIII) auf Orpheus:

Hier begruben die Töchter Mnemosynens Thrakiens Orpheus,
Den der hochthronende Zeus schlug mit dem flammenden Blitz.

Auf das unangenehme Zusammentreffen gleichlautender Genitiven in verschiedener Beziehung: *Mnemosynens, Thrakiens* dürfen wir den feinhörenden Uebersetzer nur aufmerksam machen. — Ein anderes, künstlicher gebildetes Epigramm auf Pindaros, welches den *Antipater von Sidon* zum Vf. hat (Analect. Brunck. II, 19. n. XLVIII), wurde von *Herder* (*zerst. Blätter* I. S. 78.) ehemals so verdeutscht:

Wie die Tuba den Klang der kleinen ländlichen Flöte
Uebertönet: so tönt, Pindar, dein hoher Gesang
Ueber alle Gesänge. Vergebens trugen die Bienen
Dir, dem Kinde, nicht schon Honig im Schlummer herbey:
Selbst der Mänalische Pan vergisset seine Gesänge,
Singt statt ihrer anjetzt, Pindar, dein heiliges Lied.

Vergleicht man das Original, so wird das Deutsche mehr eine Umbildung als Nachbildung genannt werden müssen. Die νεβρείοι αὐλοὶ sind zu einer *kleinen ländlichen Flöte*, die χέλυς zu einem *hohen Gesange*, die νόμιοι δόνακες wiederum zu blossem *Gesange* umgedeutet; der Zug vom *Schlummer* ist hineingetragen, die stärkere Wendung μάρτυς ὁ Μαινάλιος κερόεις θεὸς im vorletzten Verse mit einer schwächeren vertauscht; die rhythmische Periode des ersten Distichon, welche mit der Gedankenperiode gleichen Schritt hält, willkürlich überschritten, und die ganze Anordnung des letzten Gedankens verändert worden. Der undeutschen Wortstellung in mittleren Distichon und des übellautenden *vergisset*, wollen wir nicht einmal gedenken. Hr. *J.*, obgleich er in der Vorrede den unten noch zu erörternden Grundsatz darlegt, *dass* die Treue im höheren Sinn oftmals durch scheinbare Untreue gewonnen werden müsse, hat sich doch dem Urbilde näher und mit glücklichem Erfolg angeschmiegt:

Wie der Drommete lauthallender Ruf die *knöcherne* Pfeife,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.
Pindaros! Nicht vergebens umsummten dich Schwärme der Bienen,
Und benetzten den Mund mit dem nektarischen Thau.
Zeugte nicht Pan dir selbst, der mänalische, welcher, vergessend
Seines ländlichen Rohrs, deine Gesänge gelernt?

Abgesehen von der prosodischen Irrung, welche Hr. *J.*, wie wir nachher erinnern werden, sich durch Verkürzung der tieftonigen Länge zuweilen, und hier sogar der hochtonigen, hat zu Schulden kommen lassen, wüssten wir gegen diese Uebersetzung nichts erhebliches zu erinnern, ausser dass die *fragende Wendung*, die dem letzten Distichon verliehen worden, *dem mit* einfachem Ernste gehaltenen *Tone des Originals nach* unserem Gefühl Eintrag gethan hat. — Vorzüglich gelungen scheint uns die Uebersetzung eines schwierigeren und kunstvolleren Epigramms, womit *Dioskorides* (Anal. I, 500. n. XXVIII) Sophokles Grabmal ehrte:

*Bakchos.*

Dieser Hügel bedeckt den Sophokles, den von den Musen
Ich, ein Geweihter der Kunst, einen Geweihten empfing.
Als er zu Phlius mich fand, wo ich kunstlos über die Tenne
Wandelte, kleidet' er mich schmückend mit prangendem Gold,
Und mit dem zarten Gewand, dem purpurnen; nun er gestorben,
Rastet mein tanzender Fuss hier auf des Trefflichen Grab.

*Wandrer.*

Wahrlich, ein rühmlicher Platz — doch sage mir, diese beschor'ne
Maske, wen deutet sie an, die du hier trägst in der Hand?

*Bakchos.*

Nenne sie, wie dir's gefällt, Antigone oder Elektra:
Diess, wie jenes, ist recht. Beide sind Wunder der Kunst.

Ganz anders lautet dieses Gedicht in *Herder's zerst. Blättern* (I. S. 94):

Die

### *Die Jungfrau auf Sophokles Grabe.*

„Wanderer, diess ist Sophokles Grab; ihm setzten die Musen,
Deren Priester er war, seiner Unsterblichkeit Bild,
Eine heilige Jungfrau. — Mir, die sonst nur auf grünen
Sträuchen tanzete, mir gab er die goldne Gestalt,
Zog den leichten Purpur mir an; und seit er gestorben,
Feyert dem Tanze nun mein sonst hüpfender Fuss."

### *Der Wandrer.*

Glückliches Loos des Mannes! Was will denn aber die Locke,
Die in der Hand du hältst? Welcher Bedeutung ist sie?

### *Die Jungfrau.*

Lass sie, wenn du Antigone liebst, der Antigone Locke,
Oder Elektra's seyn. Beide sind Gipfel der Kunst.

„Ohne das schöne Symbol der Jungfrau (sagt Hr. *Herder* in seinen *Anmerkungen über das Epigramm* S. 116) wäre das Gespräch nicht entstanden, das den Ruhm und die Kunst des Dichters so fein lobt, so trefflich schildert. Die Ausleger haben einen Bakchos statt der Jungfrau dahin gebracht, wodurch die Schönheit des Epigramms verloren geht, und wovon der Text nichts saget." Aber wie lässt denn der Grieche die Jungfrau, nach Hn. *Herder's* Auslegung, so unjungfräulich im männlichen Geschlecht von sich sprechen? Ὅς με τὸν ἐκ Φλιοῦντος, ἔτι τρίβολον πατέοντα-μεθηρμόσατο u. s. w. Wir wissen uns diese Frage so wenig zu beantworten, als wie πρίνινος τρίβολος *grüne Sträucher* bezeichnen, und die Worte des vorletzten Hexameters ὄλβιος, ὡς ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν, auf das *glückliche Loos des Sophokles selbst* bezogen werden können. Gleichwohl hat Hr. *Herder* unseres Bedünkens Recht, dass das Epigramm, vom Bakchos gedeutet, seine Schönheit verliere. Am wenigsten befriediget uns in der Uebersetzung des Hn. J. der zweyte Vers, welcher dem griechischen ὃν παρὰ Μουσῶν ἱρὴν παρθεσίην, ἱερος ὤν, ἔλαχον, entsprechen soll; und die Locke in den Händen des Bakchos hat, wo wir nicht irren, etwas Unziemendes. Wir glauben vielmehr, dass Bakchos zugleich und die Jungfrau, nach der Vorstellung des Dichters, das Grabmal zierten; diese mit der bezeichnenden Locke, jener, noch kenntlicher, zugleich als Dolmetscher des sinnreichen Symbols. Demnach lesen wir im zweyten Verse mit Hn. *Huschke* (*Analect. crit. in Anthol. gr.* p. 2): ὃς παρὰ Μουσῶν ἱρὴν παρθενίην, ἱερος ὤν, ἔλαχεν, und erklären die Worte ἡ δ' ἐνὶ χερσὶ κούριμος so, dass der Wanderer auf die neben stehende Jungfrau hindeutet.

Das *zweyte* Buch enthält die erlesensten Weihgeschenke, welche die epigrammatische Muse edeln Helden der Vorzeit in dem Tempel des Ruhmes aufhängte. Auch das so oft übersetzte Skolion auf Harmodios und Aristogeiton (Anal. I, 154. n. VII) hat hier (S. 89) seinen Platz gefunden. Eine der besseren Uebersetzungen dieses Liedes, nach der *Hagedornischen* (*Werke* 3 Th. *Volkslieder* 1 Th. S. 266), hat Hr. *Cludius* (*Bibliothek der alten Literatur und Kunst* I. S. 61) geliefert:

Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen,
Wie es Harmodios trug und Aristogeiton,
Als den Tyrannen sie erschlugen, und den Bürgern
Athens verschafften gleiche Rechte.

Noch lebt dein Ruhm, noch bist du gestorben,
Liebster Harmodios, bist in der Seligen Inseln,
Wo der schnellfüssge Achill, und Diomedes
Noch wandelt, Tydeus tapfrer Sprössling.

Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen,
Wie es Harmodios trug und Aristogeiton,
Als bey den Opfern der Athene sie erschlugen
Den Mann Hipparch, Athens Tyrannen.

Ha! ewig soll eu'r Ruhm auf Erden weben,
Liebster Harmodios dein und Aristogeitons,
Weil den Tyrannen ihr erschluget, und den Bürgern
Athens verschafftet gleiche Rechte.

Durch poetischeren Gehalt zeichnet sich Hn. J. Uebersetzung aus:

In der Myrte will ich mein Schwert verhüllen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Da ihr Muth den Tyrannen erschlug,
Und sie dem Volk Athens Freyheit gewähreten.

O Harmodios, du bist nicht gestorben;
In der Seligen Inseln sollst du wohnen,
Wo Achill der Schnellfüssige wohnt,
Und Diomedes auch, Tydeus edler Spross.

In der Myrte will ich mein Schwert verhüllen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Da ihr Muth an Tritogenens Fest
Kühn den Tyrannen Hipparchos erschlagen hat.

Immer strahlet euch Ruhm auf weiter Erde,
O Harmodios und Aristogeiton,
Dass eu'r Muth den Tyrannen erschlug,
Und ihr dem Volk Athens Freyheit gewähretet.

Gegen das gewählte Sylbenmass können jedoch bey beiden Uebersetzungen Zweifel erhoben werden; zumal, wenn Hn. *Fiorillo's* Anordnung des griechischen Liedes, wie uns wahrscheinlich ist, für die wahre erkannt werden muss:

. . . . | –́ ⏑⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏓
. . . . | –́ ⏑⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏓
⏑⏑ –́ ⏑ –́ || –́ ⏑⏑ ⏓
–́ ⏑⏑ — | ⏑ –́ ⏓
⏑⏑ –́ ⏑ ⏓

Das *dritte* Buch, nach Hn. J. Abtheilung, begreift Epigramme auf schöne Kunstgebilde, mögen es Statuen, Gemälde oder Gemmen seyn. Die meisten sind zwar aus späterer Zeit; manche verleugnen ihren Zeitcharakter auch in dieser Auswahl nicht; allein bey vielen sieht man mit Erstaunen, mitten in einem zerrütteten und geschmacklosen Zeitalter, einzelne, des schö-

schönen Alterthums würdige Blüthen sich unter den Trümmern der alten Kunst entfalten. Hervorstechend ist in dieser Hinsicht ein Epigramm *Antipaters aus Sidon* auf die Anadyomene von Apelles (Anal. II, 15. n. XXXII):

> Sieh, vom Pinsel Apellens erzeugt, ein treffliches Kunstwerk;
> Kyprien, wie sie dem Schoofs purpurner Wellen entsteigt!
> Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
> Und das schäumende Nafs drücket aus feuchtem Gelock!
> Pallas spricht nun selber und Jupiter's hehre Gemalin:
> Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt!

Obgleich Hr. J. im ersten Distichon die Wortfolge des Originals, welche dem Sinne kräftiger entspricht, verlassen, und in diesem sowohl als in dem letzten einige verschönernde Züge beygefügt hat; ob es daher gleich scheinen möchte, dass im Griechischen das Hauptwort τὰν ἀναδυομέναν am wirksamsten den Vers eröffne, dass absichtlich der einfache Ausdruck ἀπὸ ματέρος θαλάσσης gewählt sey, um nicht durch ein allzu üppiges Colorit der Nebensachen den Blick von dem Hauptgegenstande τὰν ἀναδυομέναν — Ἀπελλείου μόχθον ὅρα γραφίδος abzuwenden; ob man endlich gleich wünschen dürfte, dass Ἥρη wenigstens nicht in *Jupiters hehre Gemalin* verwandelt seyn möchte, da der Uebersetzer sonst die Götternamen nach der griechischen Sprache beybehält: so fallen doch alle diese Abweichungen nur demjenigen auf, welcher das für sich schön gebildete Gedicht ängstlich mit dem Original zusammenhält; und auch dieser wird gern gestehen, dass das Ganze, an sich betrachtet, nichts an der lebendigen Gegenwart und der geründeten Darstellung verloren habe, wodurch jedes gelungene Epigramm, in schönen Verhältnissen der Gedanken- und Vers-Periode sich fortbewegend, den letzten Punkt der Wirkung erreicht. Löset man diese Verhältnisse auf; wie schnell verschwindet mit der Spur jener epigrammatischen Ründung zugleich auch der gehoffte Effect! Folgende Uebersetzung z. B., welche Hr. *Sonntag* (*zur Unterhaltung für Freunde, der alten Literatur* I. S. 12) von demselben Gedichte gegeben, wird wohl nur von Lesern, die des Urbildes unkundig sind, mit Wohlgefallen betrachtet werden:

> Siehe! wie dem mütterlichen Meere,
> Auf Apelles Pinsels Ruf, Kythere
> Hier entschwebt!
> Sieh! wie diese schaumgenäfsten Locken
> Mit den Rosenfingern trocken
> Sie zu winden strebt!
> Pallas selbst und Juno würden sagen,
> Sähn sie hier Kytheren: „nimmer wagen
> In der Schönheit Rangstreit wir
> Uns hinfort mit dir!"

Bringt man nun vollends die Schwierigkeiten in Anschlag, welche, bey einer Nachbildung des ursprünglichen Versmasses, besonders der Pentameter erzeugt: so muss das Verdienst des Hn. J., je mehr es ihm gelang, die rhythmische Periode treu wiederzugeben, desto preiswürdiger erscheinen; und wo es ihm weniger glückte, wird die begangene Untreue desto leichter Entschuldigung verdienen. So in einem Epigramm der *Erinna* auf das Bildniss eines Mädchens (Anal. I, 58. n. I), welches Hr. J. also verdeutscht:

> Zarten Händen gelang diess Meisterstück. Edler Prometheus,
> Auch der Sterblichen Sinn eifert dir nach in der Kunst.
> Hätte der treffliche Mann, der so täuschend malte die Jungfrau,
> Stimme dem Bilde geliehn, wär' Agatharchis sie ganz.

Hr. v. *Seckendorf* (*Blüthen griechischer Dichter* n. LXVIII) übersetzte dasselbe Gedicht:

> Zarte Hand erschuf diess Bildniss. Bester Prometheus,
> Auch in der Weisheit selbst sind dir die Sterblichen gleich.
> Wahrlich, wer er auch sey, der hier diess Mädchen gebildet,
> Fügt er die Sprache hinzu, war Agatharchis sie ganz.

Wir können hier nur dem Anfange der ersten Uebersetzung den Vorzug vor der zweyten einräumen, in welcher die Häufung der todten Spondeen eine üble Wirkung hervorbringt: in den übrigen Versen aber scheint uns die Seckendorfische Uebersetzung mit der rhythmischen Periode zugleich auch den Sinn des Originals treuer und wahrhafter darzustellen. Hier zu leichterer Beurtheilung das griechische Gedicht selbst:

> Ἐξ ἀταλᾶν χειρῶν τάδε γράμματα, λῷστε Προμαθεῦ,
> Ἐντὶ καὶ ἄνθρωποι τὶν ὁμαλοὶ σοφίαν.
> Ταύταν γοῦν ἐτύμως τὰν παρθένον ὅστις ἔγραψεν,
> Αἴκ' αὐδὰν ποτέθηκ', ἦς κ' Ἀγαθαρχὶς ὅλα.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Pirna*, b. Pinther: *Ueber das Studium der Botanik* als eine der nützlichsten und angenehmsten Beschäftigungen für alle Stände. 76 S. 12. (6 gr.) In einer für die didaktische Prosa nur zu pomphaften Schreibart rühmt der Vf. den Einfluss des Studiums der Botanik auf den Geist, auf das Herz und auf die Gesundheit des Menschen. Er bringt darüber nichts Neues bey, auch sagt er das Bekannte nicht eindringender, als es vor ihm gesagt ist. Die Botanik bedarf keiner Empfehlung, aber die Anfangsgründe zu erleichtern, und sichere Mittel anzugeben, wie man die Pflanzen im System findet, darauf kommt es an, und wenn man diess nicht vermag, helfen alle Empfehlungen nichts.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Julius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Tempe* von F. J. *Erster* und *zweyter Band*. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

..m *vierten* Buche sind vorzügliche Epigramme auf .. heilige Donarien und Votivstücke, im *fünften* die ..rotischen Gedichte, mit züchtiger Auswahl, zusam..engestellt: die übrigen *fünf* Bücher, welche den ..weyten Band dieser Sammlung ausmachen, befassen ..ermischte Epigramme, doch immer nach Verwandt..haft des Inhalts geordnet; je nachdem hier ein Ge..enstand der Natur oder der Kunst, dort eine merk..ürdige Begebenheit aus der Geschichte, oder ein aus..ezeichneter Vorfall des bürgerlichen oder häuslichen ..ebens, bald eine stärker erregte Empfindung, bald ..n flüchtiger Einfall der Phantasie oder der Laune, ..nen älteren oder späteren Dichter zur Darstellung ..estimmt hatte. Ohne den Inhalt dieser einzelnen ..ücher zu verfolgen, wozu uns der Raum fehlt, wol..n wir vielmehr an die letzte Bemerkung, welche ..s Epigramm der Erinne darbot, die Vergleichung ..niger anderer Epigrammen knüpfen, um die oben ..rührte Meynung des Vfs. von der höheren Treue, ..e oftmals durch scheinbare Untreue erkauft werden ..üsse, deutlicher ins Licht zu setzen. Dadurch wer..en unbefangene Leser über die Wirkung, welche die ..nhänger der „strictern und laxern Observanz" (vgl. ..orrede S. XI) durch ein verschiedenes Verfahren her..orbringen, und was diese Wirkung befördere, was ..schwere, in ausgehobenen Proben selbst zu entschei..en veranlasst werden.

Allerdings mag es zuweilen für Verbesserung des ..riginals gelten, wenn der Uebersetzer bald einen Schatten gestellten Zug kräftiger hervorhebt, bald ..nen übergangenen absichtlich hinzufügt, bald wie..rum die verschwendete Farbengebung mäsiget, und ..s Ueppige mit vorsichtiger Hand entfernt. So z. B. .. dem Epigramm des *Pollianos* an einen Versmacher ..nal. II. S. 439. n. II):

Εἰσὶ καὶ ἐν Μούσῃσιν Ἐριννύες, αἵ σε ποιοῦσι
  Ποιητὴν, αἰθ᾽ ἂν πολλὰ γράφεις ἄκριτος.
Τοίνυν σοῦ δέομαι, γράφε πλείονα· μείζονα γάρ σοι
  Εὔξασθαι ταύτης οὐ δύναμαι μανίας,

..elches Hr. J. (II. 14) folgendermaßen verdeutscht:

Auch im Chor der Musen sind Furien; diese *creirten*
  Dich zum *Poëten*; durch sie schreibst du so ohne Verstand.
Schreibe nur, schreibe nur zu, ich bitte dich. Nimmer o! sänne
  Selbst der *tückischste* Feind schrecklichern Wahnsinn dir aus;

in diesem Epigramm ist die Idee, welche nur kurz und treffend gesagt von Wirkung seyn konnte, so geschmacklos ausgesponnen, dass die Uebertreibung einzelner Ausdrücke ins Komische, welche Hr. J. gewählt hat, die Fehler der Anlage schwerlich vergüten möchte. Glücklicher erreichte Hr. *Voss* (*lyrische Gedichte* IV. S. 315) die von dem griechischen Dichter verfehlte Wirkung durch eine Abkürzung des Epigramms:

Unter den Musen auch sind Strafgöttinnen, die dich begeistern.
  Schreib! Nicht ärgere Wuth kann ich dir wünschen! O schreib!

Gleiches Verdienst, auf gleiche Art, hat Hr. *Voss* sich um ein anderes Epigramm des *Platon* (Anal. I, 170. n. VIII) erworben, das Hr. J., dem die matte Ausdehnung des Gedankens und die Ueberladung des Ausdrucks gewiss nicht entging, gleichwohl vollständig übersetzt hat (I. S. 278):

Diesen Diener der Nymphen, den Frosch, den Sänger im Schilfrohr,
  Der sich am hüpfenden Nass zitternder Quellen erfreut,
Hat, geformet aus Erz, ein Wanderer, treu dem Gelübde
  Aufgestellt, weil er am Bach stillte den quälenden Durst:
Denn aus nassem Geklüft verkündigte heller Gesang ihm,
  Was er irrend gesucht, rieselndes Wasser im Bach.
Da verfolgte sein Fuss die leitende Stimme des Herolds,
  Und entdeckte das Nass, das er zu finden geseufzt.

In vollendeter Ründung und Klarheit giebt dieses Gedicht die *Vossische* Uebersetzung (IV, 303):

Diesen ehernen Frosch, auf steinerner Seule gebildet,
  Weiht' ein Wanderer euch, rettende Nymphen, zum Dank.
Ihm, der in Staub und Hitze verschmachtete, zeigt er im Thale
  Hier mit quackendem Ruf euren erfrischenden Quell.

Allein Fälle dieser Art, wo der Uebersetzer zugleich die Verbesserung seines Urbildes unternimmt, sind selten, und wollen, wie sich von selbst versteht, nur von Meistern der Kunst, und auch von diesen mit grosser Vorsicht behandelt seyn. Oftmals dagegen, wo der

der Uebersetzer die ganze rhythmische Periode, und mit ihr die Periode des Gedankens, hier durch Einigung, dort durch Erweiterung umbildet, zweckt die vermeynte Verbesserung auf nichts anders, als auf Erleichterung der Arbeit ab: man begnügt sich, den obenhin aufgefassten Sinn des Originals in einer willkürlich gewählten Form und mit Worten, wie sie in günstigen oder unbewachten Augenblicken fallen, unbesorgt um den reinen Verhalt des ursprünglichen Tones und vertrauend einer gleichen Genügsamkeit der Leser, so ungefähr darzustellen. Dass Hr. J. eine solche Erleichterung verschmähete, liegt am Tage, und erhellt am klärsten aus der Vergleichung solcher Uebersetzungen, als wir oben anführten, und deren Beyspiele wir leicht durch ähnliche vermehren könnten. Wenn z. B. die einfache Grabschrift, welche *Kallimachos* auf Saon verfertigte (Anal. I, 472. n. XLIX):

> Τῇδε Σάων ὁ Δίκωνος Ἀκάνθιος ἱερὸν ὕπνον
> Κοιμᾶται· θνάσκειν μὴ λέγε τοὺς ἀγαθούς,

von *Christian Stolberg* (*Gedichte aus dem Griech.* S. 317) also übersetzt wird:

> Hier schläft Saon heiligen Schlaf! dass der Redliche sterbe,
> Sage nicht! denn der Tod eines Gerechten ist Schlaf;

so ist diess offenbar nicht eine Uebersetzung, sondern eine andere, willkürliche Einkleidung desselben Gedankens, der hier in einer vollständigen Sentenz ausgesprochen, dort durch eine gefälligere epigrammatische Wendung dem verständigen Leser nur angedeutet wird. Hr. J. (II. S. 234) ist zwar der Wendung des Originals treuer geblieben:

> Hier schläft heiligen Schlaf der Akanthier, Dikon's Erzeugter,
> Saon: nenne die Ruh edler Entschlafnen nicht Tod;

allein die schöne Simplicität des Urbildes, welche durch den natürlichsten aber gemessensten Ausdruck das Herz anspricht, ist mit Veränderung der Wortstellung geschwunden. Im Griechischen hebt die Exposition der Grabschrift mit einfacher Angabe des Namens an; im Deutschen steht der Name des Entschlafenen im Hintergrunde, und das *Dikon's Erzeugter* tritt überdiess als eine hier unziemende Ausschmückung des simpeln Δίκωνος zu stark hervor. Nach ἱερὸν ὕπνον ist im Griechischen eine wirksame Pause; der Leser, etwas Herberes erwartend, wird durch das sanfte κοιμᾶται befriediget; und das traurige θνήσκειν, in dieser Stellung und bey dem rasch folgenden μὴ λέγε, wird so gemildert, dass die letzte Idee τοὺς ἀγαθοὺς in der Seele die herrschende bleibt. Nicht so im Deutschen, wo das Traurigste, was der vorsichtige Dichter fern hielt, zuletzt vernommen, einen schmerzenden Stachel im Gemüthe zurücklässt.

Ob nun solcherley Abänderungen des Gedankens, und wesentlichere, die oftmals aus der Umbildung der rhythmischen Periode hervorgingen, nothwendig oder zulässig seyen, darüber kann freylich, wie der Vf. in der Vorrede mit Recht erinnert, kein allgemeines Gesetz entscheiden, sondern bloss das Gefühl, welches besonders durch ein sorgfältiges Gegeneinanderhalten des mehr oder minder Gelungenen geschärft und bestimmt wird. Anal. Brunck III, 200. n. CCXLVII:

> Γυμνὴν εἶδε Πάρις με, καὶ Ἀγχίσης, καὶ Ἄδωνις.
> Τοὺς τρεῖς οἶδα μόνους· Πραξιτέλης δὲ πόθεν;

Hr. J. übersetzt (II. S. 143):

> Paris erblickte mich nackt und Adon, und der Hirt auf dem Ida.
> Diese drey nur allein: Aber Praxiteles wo?

Hr. *Voss* (*lyrische Gedichte* IV, S. 237) dagegen:

> Nackt hat Paris mich nur, und Anchises gesehn, und Adonis;
> Diese drey: doch wo sah mich Praxiteles denn?

Wir geben dem Hexameter der letzten Uebersetzung unbedenklich den Vorzug, weil sie, mit Hervorhebung des Hauptbegriffes, Schwung und Ton des Originals glücklicher erreicht. Der kürzere Vers hingegen scheint Hn. J. besser gelungen zu seyn.

Anal. III, 324. n. XXXVI. auf einen unglücklichen Arzt:

> Τοῦ λιθίνου Διὸς ἐχθὲς ὁ κλινικὸς ἥψατο Μάρκος·
> Καὶ λίθος ὤν, καὶ Ζεὺς, σήμερον ἐκφέρεται.

Nach Hn. J. Uebersetzung (II. S. 11):

> *Doctor* Markos berührte den steinernen Jupiter gestern;
> Heute *trägt man den Gott, trägt man den Marmor* zu Grab.

Der scharfsinnige Vf. wird unstreitig diess selbst nur eine *Verdeutschung* nennen, vielleicht auch uns zugestehen, dass der Sinn des zweyten Verses durch die veränderte Wendung und durch das wiederholte *trägt* durchaus verdunkelt worden ist. Treuer zugleich und lichtvoller ist auch hier die *Vossische* Uebersetzung (a. a. O. IV. S. 298):

> Unseren marmornen Zeus berührte der Arzt Menedemos,
> Marmorn war er, und Zeus; aber man trägt ihn hinaus.

Bloss das Entbehrlichste, was hier allenfalls wegfallen konnte, die Zeitbestimmung ἐχθὲς - σήμερον, ist der treuen Nachbildung des Uebrigen aufgeopfert worden.

Anal. II, 80. n. I. auf einen irrdenen Becher:

> Δός μοι τοὐκ γαίης πεποιημένον ἁδὺ κύπελλον,
> Ἆς γενόμαν, καὶ ὑφ' ᾇ κείσομ' ἀποφθίμενος.

Hr. J. II. S. 134:

> Reiche den zierlichen mir aus Erde gebildeten Becher;
> Aus ihr ward ich, von ihr werd' ich im Tode bedeckt.

Die strengere Kritik dürfte hier mehreres missbilligen: zuerst die Inversion im Hexameter, welche, um nicht fehlerhaft zu erscheinen, wenigstens die Wiederholung des Artikels (*den aus Erde gebildeten*) fodert; wodurch aber dem ersten Beywort ein hier unstatthafter

ter Nachdruck erwachsen würde; sodann im Pentameter das mit verschiedenem Tone zu bezeichnende *ihr*, und der Doppelsinn, der daraus entspringt, dass das für sich bestehende *ward*, der ganzen Verbindung nach, leicht als Hülfswort auf das letzte *bedeckt* gezogen werden kann. Hr. *Voss* übersetzte (IV. S. 305):

Gib mir jenen aus Erde gebildeten lieblichen Becher.
Erde gebar mich, es deckt Erde den Todten dereinst.

Anal. II, 129. n. VII. Epigramm des *Alpheus* auf die allherrschende Roma:

Κλεῖε, θεὸς, μεγάλοιο πύλας ἀκμῆτας Ὀλύμπου,
Φρούρει, Ζεῦ, ζαθέαν αἰθέρος ἀκρόπολιν.
Ἤδη γὰρ καὶ πόντος ὑπέζευκται δορὶ Ῥώμης,
Καὶ χθών· οὐρανίη δ' οἶμος ἔτ' ἔστ' ἄβατος.

Hr. J. II. S. 181:

Schliesse das eherne Thor, o Jupiter, schliesse der Götter
Wohnsitz, wache genau über die Burg des Olymps.
Denn schon beugt sich das Land und der Ozean Romulus Enkeln,
Nur zum Olympos hinan klimmten die Kühnen (*noch*) nicht.

Auch diess Gedicht scheint vortrefflich, so lange man es unabhängig von dem Original betrachtet: mit diesem verglichen, verliert es, weil die Abweichungen, welche der Vf. sich erlaubte, wiederum seiner Uebersetzung Eintrag gethan haben. Indem Hr. J. die πύλας Ὀλύμπου in das *eherne Thor* und den *Wohnsitz der Götter*, die ἀκρόπολιν αἰθέρος dagegen in die *Burg des Olymps*, und im letzten Verse, die οὐρανίη οἶμος in den Weg zum *Olympos* verwandelt hat: schwindet die Vorstellung des *nachhomerischen* Olymps, welche den griechischen Dichter zu einer natürlichen und leicht übersehbaren Anordnung der Ausdrücke leitete; und die dafür gewählten erscheinen nun fast tautologisch. Πόντος ist nicht *Ozean:* wiewohl Hr. J. auch sonst das Mittelmeer oft mit diesem Ausdruck bezeichnet (z. B. II. S. 179. II. S. 28. und 290, wo *Pontos* und *Okeanos* verwechselt wird, u. s. w.): δορὶ Ῥώμης ist stärker als *Romulus Enkel;* und auch der letzte Vers, obgleich ihm der deutsche Uebersetzer vielleicht durch den gewählten Rhythmus zu Statten kommen wollte, dünkt uns doch im Griechischen durch einfache Kürze ausdrucksvoller zu seyn. Solcherley Zergliederungen einzelner Worte und Verstheile erwecken freylich sehr leicht den Vorwurf einer kleinlichen Kritik: bey Hn. J. indess, der, was zur Vollendung gehöre, schon längst griechischen Mustern abgelernt hat, fürchten wir einen solchen Vorwurf nicht; bey anderen hätten wir ihm vielleicht durch eine blosse Vergleichung der *Vossischen* Uebersetzung (IV. S. 181) entgehen können:

Schleuss die gewaltigen Thore, du Gott, dem erhabnen Olympos!
Hüte die heiligen Höhn, Zeus, der ätherischen Burg!
Schon sind alle Gewässer vom Speer der Roma bewältigt,
Alles Land; nur gesperrt bleibt zu dem Himmel die Bahn!

Wollten wir diese Vergleichung weiter fortsetzen — der Raum schränkte uns auf wenige Epigramme und nur auf kürzere ein —: so würden wir auf andere treffen, wo die Entscheidung, welchem von beiden Uebersetzern der Preis gebühre, weniger leicht, ja wohl anmasslich scheinen dürfte. Zuweilen mag Hr. J. seinen trefflichen Vorgänger bey solchen Stücken vor Augen gehabt; zuweilen mag Ein Genius des geläuterten Geschmacks und des gebildeten Dichtergefühls ihn freundlich auf Einen Pfad mit jenem zusammen geführt haben. Z. B. Anal. III, 214. n. CCXCVIII. auf die Niobe des Praxiteles:

Ἐκ ζωῆς με θεοὶ τεῦξαν λίθον· ἐκ δὲ λίθοιο
Ζωὴν Πραξιτέλης ἔμπαλιν εἰργάσατο.

Hr. *Voss* (IV. S. 275):

Lebend ward ich versteint von den Himmlischen; aber aus Steine
Schuf Praxiteles mich wieder zur Lebenden um.

Hr. J. (I. S. 180):

Lebend schuf das Geschick zum Steine mich; aus dem Gesteine
Ruft Praxiteles mich wieder ins Leben zurück.

Anal. III, 168. n. LXXXVIII. an einen Nichtswürdigen:

Οὐκ ἐθέλουσα Τύχη σε προήγαγεν· ἀλλ' ἵνα δείξῃ
Ὡς ὅτι καὶ μέχρι σοῦ πάντα ποιεῖν δύναται.

Hr. *Voss* (IV. S. 303):

Nicht aus Gunst erhob das Geschick dich, sondern zu zeigen,
Dass es sogar aus dir etwas zu machen verstand.

Hr. J. (II. S. 21):

Nicht aus Neigung erhob Fortuna dich, sondern zu zeigen,
Dass sie selber an dir alles zu leisten vermag.

Nur der Gehalt einzelner Ausdrücke und die sorgsamere Unterscheidung natürlicherer Redensarten von poëtischen wird oft da, wo in Hn. J. Uebersetzung weder die Genauigkeit noch der Rhythmus in Anspruch zu nehmen ist, für die *Vossische* den Ausschlag geben. Z. B. Anal. II, 241. n. III. *Addäus* auf einen Pflugstier:

Αὔλακι καὶ γήρᾳ τετρυμένον ἐργατίνην βοῦν
Ἄλκων οὐ φονίην ἤγαγε πρὸς κοπίδα,
Αἰδεσθεὶς ἔργων· ὁ δέ που βαθέῃ ἐνὶ ποίῃ
Μυκηθμοῖς ἀρότου τέρπετ' ἐλευθερίῃ.

Hr. J. (II. S. 83):

Diesen emsigen Stier, von Alter ermüdet und Arbeit,
Führete Alkimos nicht unter das mordende Beil,
Ehrend die Werke des Thiers. Nun geht er auf üppigen Wiesen,
Und sein frohes Gebrüll kündet der Freyheit Genuss.

Hr.

Hr. *Voss* (IV. S. 305):

Seinen von Furch' und Alter entkräfteten würdigen Pflugstier

Führete Damon hierher, nicht zum erwürgenden Stahl;

Nein zum Lohn des Verdienstes. Im hochgeschossenen Grase

Jauchzt er mit frohem Gebrüll über die Freyheit des Pflugs.

Was wir seither sagten, sollte bloss dienen, den Charakter dieser neuen Uebersetzung, als einer *poëtischen Nachbildung*, und ihr Verhältniss zu dem Originale, wie zu anderen metrischen Uebersetzungen, im Allgemeinen zu würdigen. Dass der Vf. den Sinn seines Originals richtig gefasst habe, konnten wir, bey seiner innigen Vertraulichkeit mit demselben und bey der erprobten Gründlichkeit seiner Sprachkenntniss, auch ohne Beweisführung voraussetzen: zum Ueberflusse bestätigen es noch die jedem Bande beygefügten Anmerkungen, worin nicht bloss historische, mythologische und antiquarische Gegenstände zum Behuf des Dilettanten erläutert, sondern auch für den Kenner manche neue Ansicht einzelner Epigramme, manche feine Verbesserungen des griechischen Textes kurz, aber lichtvoll und grösstentheils überzeugend, mitgetheilt werden.

Zwiefachen Werth erhalten diese Anmerkungen durch eingeschaltete Uebersetzungen andererer poëtischen Stücke aus griechischen und römischen Dichtern. Einige darunter sind Hn. *J.* weniger, andere trefflich gelungen. Zu jenen gehört unseres Bedünkens, der Vers aus Catulls Atys (I. S. 373), welcher das Silbenmass verfehlt: *Wo der Cymbeln Stimm ertönet* (◡ — ◡), *wo das Tympanum wiederhallt* (◡ ◡ —); zu diesen mehrere Epigramme Martials (II, S. 316. 317 u. s. w.), und die berühmte Stelle aus Horazens Epoden (IX, 11), auf die *Mückennetze* (*Conopea*) der Krieger (II. S. 324): wogegen das „*hässliche Flohnetz*,“ das die dabey angeführte *Knebelische* Uebersetzung des Properz dem tarpejischen Felsen aufstecken lässt — (welche Structur mag ein solches *Flohnetz* gehabt haben?) — auf eine lustige Weise absticht.

Auch für die sorgfältige Auswahl der Epigrammen bürgt, ohne unsere Versicherung, der bewährte Geschmack des Uebersetzers: nur äusserst selten stiessen wir auf ein Gedicht, das wir wegwünschten, und welches die Mühe der Uebertragung nur in sofern belohnt zu haben schien, als es durch Contrast den Werth der übrigen wirksamer hervorhebt. Wir rechnen dahin namentlich das elende Wort- und Witzspiel des *Lollius Bassus* (II. S. 8. Analect. Brunck. II, 160. n. III) das der Aufnahme in *dieser* Sammlung nicht würdig war.

(*Der Beschluss folgt.*)

## KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth, und Paris, b. König: *Le nouvel ami des enfans de MM. Engelhardt et Merkel;* ouvrage traduit de l'Allemand sur la seconde *édition*. Volume II. 1802. 215 S. 8. (14 gr.)

Dass dieses schöne deutsche Werk eine französische Uebersetzung verdiente, haben wir schon bey der Erscheinung des ersten Theils derselben gesagt. Sie ist im Ganzen genommen leserlich; doch stösst man hin und wieder auf nicht ächt französische Stellen, auch solche, die entweder das Original zu sklavisch nachahmen, oder eine gewisse Härte im Ausdruck enthalten. Z. B. S. 20. *Ah! si seulement la Suisse n'étoit pas si loin!* S. 111. *je me suis acheté hier de mon argent de grandes, de très-grandes tablettes;* S. 97. *de manière que les contrées qui par elles-mêmes manquent d'eau, sont cependant comme arrosées par les pluies bienfaisantes decoulantes des nuages.* Schon diese Beyspiele zeigen, wie sehr der Stil des Uebers. gegen die reine Schreibart des *La Chaise* absticht, welcher den Briefwechsel einer kleinen Familie von *Weisse* frey übertragen hat, und dass das angeführte Werk vor dem gegenwärtigen weit den Vorzug verdiene.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Breslau*, b. Grasses E. und Barth: *Ueber den Getreidepreis in Schlesien.* 1801. 126 S. 8. Diese kleine Schrift enthält sehr interessante Aufschlüsse über die Getreide-Preise. Sie ist mit vieler Mühe verfasst, und muss dem Staatsmanne, vorzüglich aber dem Schlesier sehr werth seyn. Die Tabellen enthalten die Breslauer, Schweidnitzer und Oppelnsche Marktpreise vom Anfange des 18ten Jahrhunderts auch von dem Ende des 17ten bis jetzt, und Vergleichung mit den Münchner und Dresdner Markt-Preisen. Die wohlfeilsten Jahre im 18ten Jahrhundert waren 1704. 1706. 1752. 1776 und 1777.; die theuersten (die Jahre des 7jährigen Krieges nicht mitgerechnet) 1745. 1771 und 1790 in Schlesien. Der wohlfeilste Preis des Roggens war im Jahre 1706 der Schlesische Scheffel 10 Silbergroschen (8 gute Groschen); der theuerste im Jahre 1771 der Scheffel 4 Rthlr. 1 Silbergroschen. Die Preise des Sommergetreides haben in Verhältniss mehr zugenommen als die des Wintergetreides. Doch der, den diese Materie interessirt, muss die Schrift selbst lesen.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Julius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Tempe von F. J. Erster* und *zweyter Band.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aber eben die gerühmte Vortrefflichkeit der Sammlung wird es entschuldigen, wenn wir jener allgemeinen Würdigung des poëtischen Charakters noch einige besondere Anmerkungen beyfügen, welche, ob sie gleich nur bey prosodischen, metrischen und grammatischen Kleinigkeiten verweilen, doch zur Vollendung des Ganzen in einer zweyten Auflage, die das Werk so sehr verdient, vielleicht etwas beytragen können. Dass Hr. J. die rhythmischen Perioden zu ordnen, und den Bau des Hexameters, besonders des bukolischen, gefällig zu vollenden verstehe, scheint aus den angeführten Proben klar genug zu erhellen. Doch entschlüpften ihm nicht selten Verse, welche durch Anhäufung des adonischen Fusses oder des Amphibrachys matt und eintönig ins Ohr fallen: z. B. I. S. 312:

> Reizende harre doch mein. Wie heissest du? | Sage, wo kann man, |
> Holde dich finden? | Empfang, | was du begehrest. | Du schweigst?

I, 316: *Würd' ich zum Delphin gewandelt | ich böte | die Schultern | dem Holden.* | II, 150: *Ward dir das Leben | des Hirsches | das Leben | der Krähe | beschieden.* | II, 259: *König war | ihr Vater; | der Gatte, | die Brüder, | die Söhne.* | II, 261: *Lass, o Wandrer, uns gehn, | die Schriften | am Steine | zu lesen.* | u. s. m.

Manche andere Verse wurden durch Verletzung der gehörigen Abschnitte hart. Z. B. I, 328: *Und die Schöngeschleyerte | mit Homeros zu reden.* II, 280: *Wundre dich nicht | auf Myros Mahl | die Geissel zu schauen.* Am wenigsten möchten wir für folgende Theilung, oder vielmehr Zerrüttung der Periode irgend ein rechtfertigendes Beyspiel aufsuchen (II. S. 24):

> Markus träumte vorlängst, er habe gelaufen; nun schläft der | |
> Faule nicht mehr, weil ihm bangt ähnliche Träume zu sehn;

wo noch überdiess die Häufung der mittelzeitigen Monosyllaben zum Misston das ihrige beyträgt.

Härten und Misstöne aus Zusammenziehung mancher Worte, oder aus einer unglücklichen Nachbarschaft gleichlautender mit widerlichen und hart anstossenden Consonanten finden wir seltener; doch einige, z. B. I, 19: Nymphen der heiligen *Quelln.* I, 318: *läfst* aus *läffest.* I, 351: *durchglüht'st.* II, 237 statt: *verschlang die Welle ihn,* soll es wohl heissen: *die Well' ihn.* II, 149: *Haufen auf Haufen nur thürmt, Schätze zu Schätzen gesellt.* II, 151: *Bau'st jetzt Träume des Glücks, zerstörest sie, bau'st sie aufs neue.* II, 10: *Nie hat mich Pheidon klystirt, noch angerührt.* Nicht minder wie das unangenehme Gepiep in einem Vers durch wiederkehrende i und ü (I, 245): *Führet, ihr Himmlischen, mich den Schiffenden über die Salzfluth,* oder das Gezisch in einem anderen (II, 67): *Fürchtend, warf er den Fisch schnell aus dem Wasser ans Land,* wird künftig aus einigen Pentametern der entfallene Reim entfernt werden müssen, z. B. I, 241: *Liber, mit reichlichem Wein, Pan, mit der Heerde Gedeihn.*

Unter den Versehen gegen die Prosodie kehrt am häufigsten eines wieder, welches in der Verkürzung, besonders der tieftonigen, aber auch der hochtonigen Länge besteht. Wir heben einige Beyspiele dieser Art aus, mit Beyfügung anderer, welche der kundige Vf. mit leichter Mühe verbessern wird. I, 9: *Nicht ein Vaterland nur windet ihm Kränze des Ruhms.* 146: *Sonst erfreuete dich das Brautgemach. Warum reizet dich jetzt der Waffenschmuck.* 256: *Lais, welche vordem voll Uebermuths Griechenland höhnte.* 258: *Euer Seckel, Grossirer und Schiffspatron, hat es erfahren* (wo auch die Wahl der Benennungen in einem ursprünglich griechischen Gedichte missfällt). 262: *Der du weitschauende Höhn des leukadischen Felsen bewohnest. Und den Schimmer der Lampe von uns mit halbtrunkenen Munde.* II, 23: *Treibe die Heerde fürbas, o Rinderhirt, dass nicht der Erzdieb | Perikles endlich auch dich selbst mit den Rindern entführt (entführe).* 48: *Erde, du hast ihn ganz, den Unglücklichen.* 80: *Und am langstreckenden Seil ziehen wir rüstig das Netz.* 111: *Keine Gabe verweilt unabänderlich*

*lich unter den Menschen.* — Eben so kommen die Wörter *Ungewiss* (II, 222), *Fackellauf* (226), *Ueberall* (I, 311), *Angeschaut*, *Angesicht* (II, 317) *Unterlass* (II, 140) und ähnliche häufig als Daktyle vor. Die einsylbigen Adverbia: *hier* (I, 22. 321. II, 44. 243) *gleich* (29) können niemals, andere, wie *nun* (II, 276), nur in geschwächter Bedeutung, verkürzt werden. Auch die von ihrem Zeitwort getrennte Präposition ist lang, wie in *ausruft* und *ruft aus*; und der Metriker wird daher den Vers (I, 195): „*Myron ruft wohl selbst verwundert* aus, *wahrlich ich schuf nicht*," der Feile unterwerfen.

Auch folgende Verse werden sich künftig der nachbessernden Feile des Vfs. nicht entziehen: I, 194: *Myron, sprich* warum *hast du mich hier zur Seite des Altars.* I, 320: *Alles durchaus, verschweige kein Wort! — doch sieh* warum *send ich'.* I, 360: *Wirksam ist* die *Arzney, die der alte Kyklope gefunden.* Es entkräften *die Musen die feindlichen Waffen des Amor.* II, 140: Oinopion *dennoch setzt er den Becher nicht hin.* II, 260: *O Xantippe, du Spross* Periander's der des hochgethürmten. Ferner II, 44 artet der Trimeter oft in einen Alexandriner aus, oder hat die Länge an der unrechten Stelle:

Als jüngst des Libys Sturm, | des Notos Ungestüm,
Das Meer umfinsternd schlug, | und aus dem tiefen Schoos
Des Grundes Sand | empor*stieg*, alle Masten sich etc.

So wenig, als diese kleinen Unregelmässigkeiten, möchten wir die Freyheit rechtfertigen, welche Hr. J. sich in Beybehaltung oder Veränderung der Quantität griechischer Eigennamen im Deutschen erlaubt hat. Nach *Vossens* schon ehemals (*Deutsch. Museum* Sept. 1780) entwickelter Theorie können im deutschen Hexameter nur Eigennamen von folgender Quantität unverändert beybehalten werden:

—, — ∪, — ∪∪, ∪ — ∪, ∪ — ∪∪, ∪∪ — ∪, — ∪∪ — ∪; dagegen sind der Jambos ∪ —, der Kretikos — ∪ —, und der Choriamb verwerflich, aus der sehr gegründeten Ursache, weil wir keine ähnlichen Namen in unserer Sprache haben. Wer *Vossens* tief eindringende Forschungen erwägt, die er besonders auch in der letzten Schrift (*Zeitmessung der deutschen Sprache*) über diese und ähnliche Gegenstände dem gemeinsamen Gebrauche eröffnet hat, der wird ohne Zweifel seyn, die Gründe zu erfahren, woharfsinnige Vf. zu Abweichungen von je Natur unserer Sprache so glücklich geho i sich bewogen glaubte. Hr. J. hat nämennamen nicht bloss den Choriamb sehr häufig zugelassen, sondern sich auch andere Freyheiten verstattet. Der öftere Gebrauch des Choriambus z. B. *Kekropia*, (I, 49), *Miltiades* (I, 199), *Leukothea* (245) *Lontiades* (248) *Anaxagoras* (280) *Trink' Asklepiades* (324) Jupiters *Ambrosia* (II, 53) u. s. w., ist desto auffallender, da Hr. J. anderwärts bey denselben Eigennamen, zuweilen sogar in demselben Gedichte, die Silbenzeit unserer Sprache beobachtet. Z. B. II, 16:

Sey mir, *Grammatika*, hold, Ernährerin, die du ein Sichres —

Der Schluss desselben Epigramms lautet:

Keinen weisest du weg, wirthliche *Grammatika.*

Eben so II, 236 in zwey auf einander folgenden Pentametern:

Ruft dem *Praxiteles* zu, grüssend den Edeln im Tod.
Herzlich sey mir gegrüsst, andrischer *Praxiteles.*

Zu den übrigen Freyheiten in der Quantität der Eigennamen zählen wir, dass Hr. J. *Dionysos* gewöhnlich als zweyten Päon ∪ — ∪∪ braucht: z. B. I, 307:

Wein verräth die Liebe. *Dionysos* häufige Becher

Vgl. II, 199. 207. 210. 211. daher auch *II*, 227:

Stieg ich *Dionysios* nieder in Ades Nacht.

Ferner rechnen wir dahin den unregelmässigen Gebrauch des Namens *Pythias*, als Anapäst, I, 258:

*Boidion* und *Pythias*, kundig der Flöte, geweiht:

des Namens *Kronions*, als Molossos, II, 58:

Nicht aus *Kronions*, sondern aus Chromios Hand;

die Zusammenziehung des Wortes *Jonier*, *ionisch* in einen Daktylos, I, 8.

Auch nicht Kolophons Flur, *Joniens* schönstes Gestirn;

I, 253:

Morgen besteig ich das Schiff die *jonischen* Fluthen durchsegelnd,

u. s. w. u. s. w. Denn wir tragen Bedenken, diese in Feinheiten des Mechanismus eingehende Kritik weiter fortzusetzen. Sonst könnten wir noch bey manchen, vielleicht in diesem Tone nicht zulässigen Inversionen (bringt er ein *Böcklein* dir dar, Göttin, *mit goldnem Gehörn* I, 270. *Keiner*, o Kyrnos, empfängt *der Sterblichen*, was er begehret II, 155. *Viele* hast du betrübt *der Jünglinge* II, 276), einen Augenblick verweilen, oder unser Befremden über die Einführung mancher lateinischen Worte äussern, wo entweder die Uebersetzung in deutsche, oder die Beybehaltung der griechischen angemessener schien, (z. B. *Saturnia* I, 140. *Thalamos* I, 146. 253. *Pugil* I, 189. 282. *Exil* I, 263. *Symbol* I, 266. *Grazien* I, 279. *Moment* I, 320. *Venus* I, 356. *Specificum* II, 165. *Orcus* II, 263 u. s. w.). Allein wir enthalten uns, mehrere Klei-

Kleinigkeiten dieser Art auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht zwar — um eine Lessingische Aeusserung zu der unseren zu machen — könnte es, nach dem Eingange dieser Recension, nicht scheinen; aber bey unserer jetzt, wie ehemals, offen dargelegten Hochachtung für den verdienstvollen Verfasser, dürfte man es für Krokylegmos halten.

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Predigten über die Episteln der Sonntage und Feste eines ganzen Jahres*, von M. *Gottf. Heinr. Schatter*, Pfarrer zu Neunhofen, bey Neustadt a. d. Orla. 1802. *Erster Theil.* 606 S. *Zweyter Theil.* 647 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Diese Predigten zeichnen sich durch populäre, natürliche und gefällige Darstellung vor vielen andern aus. Doch scheinen sie mehr auf gebildete als ungebildete Leser berechnet zu seyn. Uebrigens enthalten sie viele interessante Materien, feine Ansichten und Bemerkungen. Wie aber die Tugenden immer auch an Fehler zu gränzen pflegen, so ist auch der populäre, naive und gefällige Vortrag oft gedehnt, wässerig und spielend. Z. B. S. 7. „Es muss mir wohl zu meiner Rechtfertigung etc. also giebt es denn Arten des Lichts im menschlichen Verstande etc. Es mag dergleichen wohl geben etc. Auch verstöst er hier und da gegen die Delicatesse der Bescheidenheit. Z. B. S. 1. „Es dünkt mich doch, als ob es Schade wäre, wenn ich in meinem Leben niemals zu euch über unsere Episteln auf meiner Kanzel reden sollte." Doch mangelt es an schönen, kräftigen, beredten und edeln Stellen nicht. So fehlt es dem Vortrage auch nicht an Würde, Wärme und Eleganz. Am meisten vermissen wir die gehörige Genauigkeit in Begriffen, Ausdrücken, Anordnung, Stellung und Behandlung der Materien. Nur ein Beyspiel davon: S. 7. ein weit schlimmerer Mensch im Gegensatze eines schwachen Verstandes — ein schwacher Mensch am Verstande ist noch kein schlimmer Mensch. Und selbst gegen einige Hauptsätze liesse sich manches erinnern, z. B. am achtzehnten Sonntag nach Trinitatis (höchst dunkel ausgedrückt) am ein und zwanzigsten Sonntag nach Tr. (räthselhaft) am drey und zwanzigsten (zu erbaulich klingend). Auch sind wir auf einzelne Meynungen und Urtheile gestofsen, denen wir nicht beystimmen können, Z. B. dass wir durch ein fremdes Verdienst, das man sich zugeeignet habe, vor Gott gerecht und selig werde; dass die vorigen Zeiten die Kriege geschwinder wieder zu schlichten verstanden haben etc. Nicht weniger vermissen wir hier und da die nöthige Correctheit des Stils. Endlich wäre diesen Predigten auch hier und da mehr Gründlichkeit, Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung zu wünschen. Wenn wir uns bey denselben ein längeres Verweilen erlauben, als gewöhnlich: so ist die Ursache, nicht nur, weil sie zu den bessern gehören, sondern auch, weil sie als ein Jahrgang für ein grösseres Publicum bestimmt sind, als einzelne Predigtsammlungen, und die Stelle der Postillen in Kirchen und Häusern vertreten sollen; die auf die religiöse und sittliche Volksstimmung grossen Einfluss haben. Die epistolischen Texte sind, nach Stolzens Uebersetzung, welches wir sehr billigen, abgedruckt, worüber der Vf. seine Meynung in der Vorrede sehr gut gesagt hat. Wir wählen sogleich die erste Adventssonntagspredigt. Nach einer zweckmässigen, obgleich etwas gedehnten, Einleitung zur Rechtfertigung der Wahl der epistolischen, an statt der bisher üblichen evangelischen, Texte, bahnt er sich aus der Epistel den Uebergang zu der Darstellung einer Warnung vor solchen Arten des Lichts im Verstande, wobey Herz und Sitten schlechter werden, und bemühet sich, zu zeigen, dass es solche Arten von Licht gebe, und wie man sich vor denselben hüten könne. Jenes wird aus der Natur des Menschen vermuthet, und aus der Geschichte bewiesen. Dieses macht auf folgende Verhaltungsregeln aufmerksam: dass wir Verbesserung unsers Herzens und unserer Sitten, ohne Ausnahme für das höchste Ziel halten, nach dem wir zuerst zu streben haben — dass wir jede Bereicherung an Einsichten, die uns etwa in der Welt werden kann, vorzüglich nach dem Einflusse prüfen, den sie wahrscheinlich auf unser Herz haben wird — dass wir von dem Lichte Gebrauch machen, welches die christliche Religion uns anbietet. So viel Wahres und Treffendes auch in beiden Theilen gesagt ist: so hat uns doch die Ausführung nicht ganz befriedigt. Wir erwarteten bey der Darstellung der Sache selbst, von der die Rede ist, eine genauere Entwickelung und Darstellung der Gründe, warum bey jenen Arten des Lichts, Herz und Sitten oft schlechter werden, und, vermöge der Ankündigung des Hauptsatzes, eine Warnung vor jenen Arten des Lichts; und dann erst die Bemerkung der Mittel, wie man sich vor jenem gefährlichen Lichte hüten könne. Zugleich hätten wir bey dem vorgeschlagenen Mittel des Gebrauchs des Lichts, das uns die christliche Religion anbietet, den Rath vorausgeschickt, sich dem Lichte der praktischen Vernunft zu nähern, seine Menschenwürde, Bestimmung und Pflicht recht kennen zu lernen, oder wirklich aufgeklärt zu werden. Dann konnte uns auch das Licht der Christusreligion um so zuverlässiger empfohlen werden, wenn wir geschickt waren, es mit der reinen praktischen Vernunft aufzufassen. Der Schluss der Predigt ist rührend und erwecklich. Wir waren Willens, uns auch noch über die empfehlenswürdige Predigt am Neujahrstage beym Anfange des Jahrhunderts zu verbreiten; allein die uns gesteckten Gränzen erlauben hierüber nichts weiter zu bemerken, als dass von dem Siege der Wahrheit über den Irrthum, und der Sittlichkeit über die Unsittlichkeit, wohl etwas mehr hätte gesagt und gehofft werden können, indem doch mancher praktischer Irrthum glücklich besiegt ist, und die Menschheit und Sittlichkeit in vieler Hinsicht sich von der erfreulichsten Seite zeigt. Auch hätten aus dem vorigen Jahrhundert Thatsachen zur Begründung und Belebung unserer Hoffnung des Fort-

Fortschreitens zum Bessern angeführt werden können. Doch bey allen diesen Erinnerungen gestehen wir aufrichtig, dass wir keine dieser Predigten ohne Befriedigung und Vergnügen gelesen haben, und dass wir mehrere nach einander, ohne zu ermüden, welches so leicht der Fall nicht ist, gelesen haben. So sehr weiss der scharfsinnige und gewandte Geist des Vfs. den Geist des Lesers an sich zu ziehen.

Magdeburg, in Commission d. Keilischen Buchh.: *Religionsvorträge, meistens über Episteltexte*, nebst einer Untersuchung über das Wesen der Beredsamkeit, von *Johann Ernst Blühdorn*, zweytem Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg. 1803. VIII u. 364 S. 8.

Zwar erklärt sich der Vf. mit Recht gegen Kant, und nimmt die Beredsamkeit dem Worte wie der Sache nach in Schutz; aber seine Abhandlung leistet demungeachtet kein Genüge, und enthält neben manchem Guten und Brauchbaren auch viel Ueberflüssiges. Hr. B. zeigt, dass er als ehemaliger Schulmann die alten und auch unsre Aesthetiker gelesen hat; nur mit dem, was unsre neuesten und besten Homiletiker über diesen Gegenstand geschrieben haben, scheint er ganz unbekannt zu seyn, und verwickelt sich deswegen in unnöthige Weitläuftigkeiten bey Erörterung von Dingen, welche längst ins Reine gebracht sind. Doch dürfte seine Theorie noch immer besser seyn, als seine Praxis; denn seine Predigten selbst, die dem Inhalte nach nicht zu den schlechten gehören, verrathen in der Sprache und Einkleidung nichts weniger, als einen geübten Redner. Man stösst häufig auf Kunstausdrücke, die stark nach der Kantischen Schule schmecken. Er ist ganz verliebt in lange, zusammengesetzte Wörter, die bisweilen sehr übel klingen. Er bedient sich ganz unpopulärer und gewiss für den allergrössten Theil seiner Zuhörer und Leser sehr unverständlicher Redensarten. Wir wollen einige als Belege anführen. So sagt er z. B. in der Confirmationspredigt: *Wir beleben uns mit dem regsten Gemeingeiste für die grossen Absichten unsers religiösen und sittlichen Standes.* Was kann und soll man sich hierbey denken? Ferner: *Mancher erwartet vielleicht heute mehr eine Erweckung zur Religiosität und Gottesfurcht, als eine Belebung des reinen sittlichen Sinnes, oder eine Ermunterung zur Tugend.* Welch eine unnöthige und unnütze Unterscheidung auf der *Kanzel*, in deren Sprache alle diese Benennungen offenbar gleich viel bedeuten! Und was die vielen zusammengesetzten Wörter anbetrifft, so sind sie ungefähr folgender Art: *das Laster mit seinem Schlangengewinde; unter dem Siegel des ersten Abendmahlsgenusses; bey der Haltung eures Christengelübdes; Hassgefühl; der Frohgesang der Vögel; der Pfad der Gewissensachtung; der innere Feind eurer Pflichtachtung* u. s. w. Lauter Ausdrücke, die man von einem Manne, der über das Wesen der Beredsamkeit schreibt, und auch schon über die *Simplicität* im Predigen geschrieben hat, nicht erwarten sollte. Uebrigens ist der Vf. ein aufgeklärter Mann, voll Eifer für Wahrheit und voll Gefühl für das Gute, und kann dereinst, wenn er die deutsche Sprache mehr studiren wird, in diesem Fache etwas leisten.

* * *

Salzburg, b. Duyle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk.* 9te Sammlung. Predigten und Predigtentwürfe auf die Feste Mariens. — Auch unter dem besondern Titel: *Predigten und Predigtentwürfe auf die vorzüglichsten Feste Mariens zur sittlichen Belehrung und Erbauung.* Lehrern und Freunden des Christenthums gewidmet, zur Beherzigung und Berichtigung mancher Begriffe und Urtheile, welche derselben in unsern Zeiten vorzüglich zu bedürfen scheinen. Erstes Bändchen. 1801. 284 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 38.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Erlangen*, in d. Bibelanstalt: *Leitfaden zum Unterricht der Katechumenen.* Ein Anhang zum Katechismus; von D. *G. F. Seiler.* 1802. 66 S. 8. (1½ gr.)

2) Ebend.: *Ueber die Unterweisung der Katechumenen, zur* Vervollkommung und Erleichterung derselben. Einige Vorschläge, von D. *G. F. Seiler.* 1802. 32 S. 8. (1½ gr.)

Die Dürftigkeit des gewöhnlichen Katechismus bewog den Vf. zur Ausarbeitung des Leitfadens, welcher eine kurze Glaubens- und Tugendlehre, und in einem Anhange, das Wichtigste aus der Religionsgeschichte enthält. Wenn auch noch der christlich-kirchliche Lehrbegriff diesem Leitfaden zum Grunde liegt: so werden aufmerksame Leser doch manche Spur von den Fortschritten des Vfs. mit den neuern Forschungen im Gebiete der Religionswissenschaft darin mit Vergnügen entdecken. Auch in Nr. 2. findet sich unter den Winken zum zweckmässigen Confirmandenunterrichte manche Aeusserung, die zwar an sich nicht neu ist, aber aus dem Munde eines solchen Veteranen in der Theologie, als Hr. *S.* ist, wohl bemerkt zu werden verdient, wie der S. 7. ertheilte Rath, mehrere, den geläuterten Religionsbegriffen des Zeitalters widersprechende Stellen des Katechismus, dass z. B. die Taufe vom Tode und Teufel erlöse, ganz mit Stillschweigen zu übergehen; andere, als das *Empfangen werden vom heiligen Geiste* nur ganz kurz zu berühren.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Mittwochs, den 20. Julius 1803.*

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch.* Ein Auszug aus J. G. Schneider's kritischem griechisch deutschen Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von *Friedrich Wilhelm Riemer.* Erste Abtheilung A—Λ. 1802. 3 Alph. 4 B. gr. 8.

Dem Schaden vorzubeugen, welchen die Einführung des so unkritischen und fehlerhaften Reichenbachischen Wörterbuchs (vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 204) in Schulen anzurichten drohete, war ein Auszug aus Schneider's Handlexicon jetzt zwiefaches Bedürfniss. Da Hr. Schneid., der seine ausgezeichneten Verdienste um das Studium der griechischen Sprache bald durch eine neue, sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe jenes grösseren Werkes erhöhen wird, zu diesem Auszuge nicht selbst Musse genug fand: so muss man sich freuen, dass ihm an Hn. *Riemer*, einem würdigen Schüler Wolf's, ein so fähiger Stellvertreter zu Theil geworden ist. Eigene gründliche Kenntniss der griechischen Schriftsteller und ihrer Sprache und Schneider's sorgsame Leitung setzten den Vf. in den Stand, ein Werk zu liefern, welches nicht bloss an sich durch Genauigkeit und Zweckmässigkeit empfehlungswerth ist, sondern sogar vor dem grösseren Handwörterbuch viele wesentliche und in die Augen fallende Vorzüge behauptet. Begreiflich wird diess schon durch die Erfahrung, dass gerade bey einer Arbeit dieser Art nur mühsamer Fleiss und fortgesetzte Nachforschung etwas vollständiges zu leisten vermag; noch begreiflicher durch Hn. Schneider's in der Vorrede zum zweyten Theil seines Werkes mit Offenheit dargelegte Bitte, „die Ungleichheit von dem Anfange „des ersten Theils mit der getäuschten Hoffnung ei„nes vermeynten Gehülfen zu entschuldigen", dem er, nach selbst gemachter Anlage, die Bearbeitung und Ausführung vertrauensvoll übertragen hatte. Deshalb wurden, bald nach Erscheinung des ersten Theiles, so viele Zusätze und Verbesserungen nöthig, welche Hr. Schneider am Schlusse des zweyten beyfügte. Dass diese Zusätze von Hn. *Riemer* in dem Auszuge benutzt, dass die Verbesserungen am gehörigen Ort eingetragen worden sind, versteht sich von selbst; aber wir können mit Vergnügen hinzusetzen, dass der fleissige Vf. es dabey nicht bewenden liess, sondern aus eigenem Studium der Alten und ihrer besten Erklärer vielfache Ergänzungen und Berichtigungen zog.

Man darf nur wenige Seiten vergleichen, um für diese Versicherung den Beweis zu finden. Wir heben hier, ohne ängstliches Suchen, einige Beyspiele bloss aus dem Buchstaben E aus, und zwar von Wörtern, welche, als allbekannte, von den gemeinen Lexikographen keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdiget zu werden pflegen.

*Schneider's Wörterbuch.*

Εἰμὶ, f. ἔσομαι, ich bin: v. ἔω, ἐμὶ, εἰμὶ: die Formeln ἔστιν ὃς est qui, ἔστιν ὅπου, ὅπως, est ubi, qua ratione, st. aliquis, aliquando, alicubi, aliquomodo; irgend einer, irgend wo, auf irgend eine Art. Von ἔω ist η st. εα, ην: ferner ἐμεν und εἶμεν st. des dorischen ἐτμέν. Soph. Electr. 21. Von εἰμὶ ist das part. c. ἐὶς, ἔντος, wie ens, entis. So steht ἔνταττιν und ἔντες st. ὄντες, οὖσιν in den Tabul. heracleens. p. 210 u. 214 und Heraclides Eustathii p. 1787 führt aus Alcman παρέντων an.

*Riemer's Auszug.*

Εἰμὶ, ich bin, in prägnantem Sinn, ich existire, bin wirklich, habe Bestand, τὶ, bin etwas, habe etwas zu bedeuten, das Gegentheil mit οὐ, μὴ und μηδεν; dah. τὸ ὄν, das Wirkliche, die Wirklichkeit, Wahrheit, wie *veritas* umgekehrt statt jenes, τῷ ὄντι was ὄντως, in Wahrheit, wirklich, in der That; τὰ ὄντα, die Dinge, zuweilen auch statt οὐσία. Das partic. ὤν, οὖσα, ὄν mit einem Subst. oder Adj. als Zwischensatz, drückt nur den Zustand oder die Qualität aus, und wird *als* übersetzt, z. B. τηλικοῦτος ὤν, eigentlich cum sim, sis, sit, *als* ein so alter; mit dem Particip. φιλῶν εἰμὶ, st. φιλέω, ῶ u. s. w. 2) mit dem Genitiv, wie im lat., von einem Zustande, Beschaffenheit, Eigenschaft, Werth, Eigenthum u. dgl. εἶναι πατρὸς, verst. παιδα. 3) mit dem Dat. Pers. ἔστι μοι, est mihi, ich habe; ἔστι μοι βουλομένῳ, ich will, wie est mihi volenti. ἔστι u. εἶναι, zuweilen für ἔξεστι, ἐξεῖναι, wie est st. licet, z. B. est videre. 4) mit dem Accus. verst. κατὰ, z. B. γένος ἐστι. 5) mit allerley Präpos. als ἐν τινι, πρὸς τινὶ, περὶ τι, in, um, bey etwas seyn, sich damit beschäftigen, abgeben, z. B. περὶ λόγους; dah. οἱ περὶ λόγους, verst. ὄντες, die Redner; ἐν αἰτίᾳ εἶναι, γενέσθαι, verklagt, beschuldiget werden, vgl. διὰ. 6) in folgenden Formeln, ἔστιν ὅς, ἔστιν οἵ, auch εἰσὶν οἳ, durch alle Casus, wie est qui, quibus, irgend einer, einige; ἔστιν ὅτε, oder ἔσθ' ὅτε, irgend wann, dann und wann, zuweilen, ἔσθ' ὅπη, ὅπου, est ubi, st. qua ratione, irgendwo, auf irgend eine Weise; ἔστιν ὅπως, es ist möglich, οὐκ ἔστιν ὅπως οὐ oder μὴ, nothwendiger Weise, eigentlich es ist nicht möglich, dass nicht. 7) steht εἶναι in gemeinen Redensarten überflüssig, als τὸ νῦν εἶναι, τὸ σήμερον εἶναι, ἑκὼν εἶναι, u. dgl.

Mit gleicher Sorgfalt ist der unmittelbar folgende Artikel von Hn. *Riemer* ergänzt worden.

*Schneider.*

Εἶμι, ich komme, gehe, gehe fort; von ἔω, ἴω, ἷμι, εἶμι, das lat. eo, eunt, euntis, ἰὼν, ἰόντος; davon ᾔεσαν und ᾔσαν Thucyd. 3. 72. ferner ᾔ[illegible]ῶν, Plato Resp. 5. p. 3. Theät. c. 27. ich wollte sagen: wie ἔρχομαι ἐρῶν, und dormitum eo, u. factum iri: davon auch εἴσομαι und εἰσάμην in ἐπιείσομαι und κατεισάτο; ἀλλὰ τις εἴη εἰπεῖν, Odyss. 14, 997. man gehe sagen.

*Riemer.*

*Riemer.*

Εἶμι, ich komme, gehe, gehe fort; bey den Attikern auch in der Bedeutung des Fut. st. εἴσομαι oder ἐλεύσομαι und eben so in den Compos. ἄπειμι u. s. w. 2) wird es umschreibend gebraucht, sich wozu in Bewegung setzen, im Begriff stehen, wie μέλλω, als ἔρχομαι ἐρῶν, ich will nun sagen; ᾔια ἐρῶν, λέξων, ich wollte sagen; ᾔϊε αἰνίων, nun fing er an zu loben, wie coepit, häufig bey Herodot; ἀλλά τις εἴη εἰπεῖν, gehe doch einer sagen, Hom. Od. 14. vgl. damit das lat. eo dormitum, factum iri, und das franz. je m'en vais. Das Particip. ἰὼν, ἀπιὼν, mit einem Verbo finito soll *eilends* heissen; allein diese Idee liegt im beystehenden Verbo, ἔφευγε, οἴχεται, welche der Grieche durch ein eigenes Verbum ausdrückt, wie τυγχάνω, διατελέω etc. u. m. S. Die Tempora kommen vom Stammwort ἴω, (ἐΐω) εἴω, ἴω, ἶμι, endlich ἴημι, med. ἵεμαι. Von εἶμι ist bloss εἶς, εἰσι, inf. εἶναι, alles übrige von εἴω und ἴω, u. m. s.

Vergleichen wir diese beiden Artikel in dem Reichenbachischen Wörterbuche, so ist der erste (εἰμὶ) leidlich behandelt, doch ohne gehörige Sonderung der verschiedenen Bedeutungen; der zweyte aber bietet nichts, als:

Εἶμι, (ἴω,) ich gehe, komme; Particip. ἰὼν mit einem andern Verbo, geschwind, sogleich;

wovon das erste bey weitem unzulänglich, das letzte falsch ist. Das gleich darauf folgende Wort εἶμι, ἕω, *mitto*, *ich schicke*, *werfe*, *lasse* u. s. w. ist in dem Reichenbachischen Lexikon ganz durchgefallen.

Aus diesen Proben, welche wir eigentlich nur zum Beweis der grösseren Vollständigkeit aushoben, erhellet zugleich, wie sorgfältig Hr. *Riemer* auf Synonyma und die Analogie in der Bildung der Worte sowohl, als in der Bezeichnung der Begriffe Rücksicht genommen und darauf aufmerksam gemacht habe. Nur auf diesem Wege, welchen Hr. *Reichenbach* gar nicht gekannt zu haben scheint, wird der Anfänger immer mehr, als in gewöhnlichen Schulen geschieht, in eine gründliche Kenntniss der Sprache eingeleitet, und ein griechisches Lexikon immer weiter von der jetzt herrschenden Form der Taschenlexika in andern Sprachen entfernt, welche die Bedeutung des Wortes nur fürs Auge numerirt, aber dem Verstande des Schülers in keinem Zusammenhange der Ableitung zeigt. Besonders erfreuete uns die Wahrnehmung, dass Hr. R. sowohl die homerische Sprache als die attische der Tragiker, in ihren so mannichfaltigen Abweichungen, genauer beachtet, auch der Erklärung der Präpositionen, Conjunctionen und Partikeln, welche von dem Unkundigen des griechischen Sprachreichthums nur zu sehr vernachlässigt werden, eine sehr lobenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wir können auch hier, den Raum zu sparen, nur ganz kurze Artikel anführen. Zuerst wegen des homerischen Sprachgebrauchs. Bey ἔισος weisst uns Hr. *Reichenbach* auf ἴσος zurück. Unter ἴσος finden wir nichts, als folgende magere Angabe:

Ἴσος — gleich, eben so beschaffen, an Art, Grösse, Stärke, Zahl etc.; 2) was ὅμοιος ähnlich; 3) billig, gerecht, unpartheyisch; mit dem Dativo.

Wie wird nun der Anfänger Homer's δαῖτα ἐΐσην oder νῆας ἐΐσας verstehen? Besser Hr. *Schneider*:

Ἔισος — ἴσος — gleich; auch mässig; billig; νῆες ἐΐσαι, Od. 5. 176 vollkommene, grosse Schiffe, der σχεδίη entgegensetzt.

Noch genauer Hr. *Riemer*:

Ἔισος — poët. s. v. a. ἴσος, gleich; gleichmässig; billig. Bey Hom. heissen νῆες, zwar häufig ohne weitern Nachdruck ἐΐσαι; allein Od. 5. 176 ganz eigentlich vollkommene oder ordentliche Schiffe, ἰσοτοιχοι, wie man es erklärt, im Gegensatz der σχεδίη oder des Flosses; und so wird man auch δαῖς ἐΐση von der ursprünglich gleichmässigen Vertheilung der Mahlzeit zu verstehen haben. Φρένας ἐΐσας erklärt man ruhigen Sinn, aequa mens, Od. ξ.

Nur fehlt bey dieser Bestimmung, wie man denn jene νῆας ἐΐσας, *ohne weitern Nachdruck*, zu nehmen habe, ob auch für *vollkommene*, oder für *gleichschwebende* Schiffe; ob δαὶς ἐΐση immer von *gleichmässiger Vertheilung der Mahlzeit* zu verstehen sey, woran Rec. sehr zweifelt, oder wenn es in dieser wie in jener Verbindung und selbst in den φρεσὶν ἐΐσαις den Begriff *gut*, *gehörig*, *so wie es seyn soll*, ausdrückt, wie dieser Begriff als der ursprüngliche festgesetzt werden müsse. — Von ἐπιτέλλειν weiss Hr. Reichenbach uns wiederum nichts zu sagen, als dass es *befehlen*, *heissen*, *auftragen* bezeichne. Was in Homer ἐπὶ μῦθον ἔτελλε sey, wird der Anfänger, der sich von den Irrthümern der gewöhnlichen latein. Version loszumachen wünscht, aus Hn. *Riemer's* Wörterbuche zu lernen suchen. — Ἐχθοδοπὸς, lehrt Hr. *Reichenb.*, bedeute eigentlich *verhasst klingend; dann verhasst, unangenehm.* Wo kommt es so vor? Richtiger auch hier Hr. *Riemer*: „*verhasst*, *verfeindet*, ein poet. Wort.“ Diess aus *Schneid.* Wörterbuche; die Bedeutung von ἐχθοδοπέω aber hat er selbst so bestimmt: „bey Hom. Il. α. mit dem Dat. „*sich verfeinden*, oder auch *ein feindliches hartes Wort* „*sagen*.“ — Vortrefflich hat Hr. *Riemer*, und unabhängig von seinem Vorgänger, die Bedeutungen des Wortes ἐλαύνω geordnet, und bey dem Wurzelworte ἐλάω die Ableitung der einzelnen Tempora angegeben: nur das homerische δοῦπον ἐλαύνειν, welches nach Hn. *Riemer's* unten anzuführender, sehr löblichen Sitte durch die Analogie des französischen *mener bruit*, oder unseres *Lermen treiben* erläutert werden konnte, vermissen wir hier. — Lehrreich sind auch, mit vorzüglicher Hinsicht auf Homer's Sprachgebrauch, ἐπιμαίομαι, ἐπιμάσσομαι, ἐρέω, und so viele andere Wörter erklärt, welche sich selbst der flüchtigen Vergleichung darbieten. Richtig ist bey ἐπιστέφω *bekränzen*, *umkränzen*, nunmehr nachgetragen: „mit ποτοῖο κρητῆρας, füllten die Becher bis an „den Rand mit Getränke, Hom.“ Doch einen Fingerzeig erfoderte noch die auch den besseren Auslegern hier anstössige Fügung des Wortes mit dem Genitiv, welche zu rechtfertigen, schon eine kurze Erinnerung an ähnliche Constructionen bey Homer (z. B. ἐμπρήσειν πυρὸς, Il. II, 415. IX, 241) allenfalls hinreichend war. Bey ἐπιλέπω, *beschelen*, ist beyläufig eine scharfsinnige Verbesserung in Hom. H. in Mercur. 109 angebracht, wo die Corruptel aus Verschmelzung zwey verschiedener Lesarten entstanden zu seyn scheint. Die meisten Handschriften geben: ἐπέλεψε σιδήρῳ, die Moskauer: ἐνίαλλα σιδήρῳ: Hr. R. stellt ἐπέλεψ' ἐνὶ ἄλλῳ her, „rieb das Lorbeerholz an einem anderen, um Feuer zu machen.“

chen." Das Wort ἐνιάλλω und die Bedeutung von ἰάλλω, *erwärmen*, welche Hr. *Ilgen* bey dieser Stelle des Hymnus der alten Sängersprache zuzueignen versuchte, hat Hr. *Riemer* mit Recht, als unerwiesen, ausgeschlossen.

Die Aufmerksamkeit, welche Hr. *Riemer* zur Vervollständigung seines Wörterbuchs mit Recht der altionischen Sängersprache schenkte — und in der That wüssten wir kein anderes, worin zur Aufhellung derselben mehr geleistet worden wäre — musste ihn natürlich auf den neuern Ionismus von selbst hinleiten. Herodot ist daher für dieses Lexikon weit fleissiger, als gewöhnlich, benutzt, seine Sprache viel öfter, als in den vorhergehenden allgemeinen Wörterbüchern erklärt worden. Minder zahlreich sind, wie uns dünkt, die aus Beachtung des attischen Sprachgebrauchs geflossenen Zusätze: nicht als ob das Schneidersche Werk hier, bey ausgezeichneten Vorzügen, dem Ergänzer nur wenig Stoff übrig gelassen hätte, sondern weil Hr. *Riemer* seine Lectüre mehr auf die attischen Tragiker beschränkt, weniger auf die Redner und den Platon ausgedehnt zu haben scheint. Indess treffen wir auch hier auf Zusätze und Berichtigungen, welche zwar nicht den Wunsch, dass ihre Anzahl grösser seyn möchte, zurückdrängen, aber doch den Fleiss des Vfs. dankbar zu ehren uns veranlassen. Bey ἐπιστήμη z. B. hatte Hr. *Schneider* bloss folgendes: „Das Wissen, Wissenschaft, Kenntniss, Einsicht, Kunst." Vollständiger war bey diesem Worte Hr. *Reichenbach*; aber die Folge der Bedeutungen giebt am schärfsten Hr. *Riemer* an. Wir setzen aus beiden Wörterbüchern die Artikel gegen einander:

*Reichenbach.*

Ἐπιστήμη, ης, ἡ das Wissen, die Wissenschaft, die ich von etwas habe; gründliche Einsicht, Erfahrung; latein. scientia, opp. δόξα und ἀμαθία. 2) Wissenschaft, Kunst, die man lernet; lat. ars, disciplina. 3) gute Ordnung und Zucht, wie disciplina. Pa.

*Riemer.*

Ἐπιστήμη, ἡ 1) in der Bedeutung des Act. ἐφίστημι, Richtung der Aufmerksamkeit auf etwas, Application, Studium, z. B. Isocrat. ad Demon. wo er es der μελέτη, Repetition und Uebung entgegensetzt; als Folge 2) das Wissen, Wissenschaft, Kenntniss, Einsicht und Kunst.

Die patristische Bedeutung, welche Hr. *Reichenbach* beyfügt, gehört nicht in ein Handwörterbuch für Anfänger. — Εὐπατρίδης erklärt Hr. *Reichenbach* durch *patricisch*. Was wird der Lehrling, welcher etwa die römischen Patricier kennt, für das Verstehen der attischen Schriftsteller aus jenem Beysatz gewinnen? Hr. *Riemer* fügte der Schneiderschen Erklärung: „von einem guten Vater, oder von guten Vorfahren abstammend," mit Einsicht noch folgendes bey: „Zu Athen waren εὐπατρίδαι, αἱ, anfänglich die erste Volksclasse, wie γεωμόροι die zweyte und δημιουργοὶ die dritte. Späterhin blieben den εὐπατρίδαις noch immer die Priesterschaften und überhaupt die Besorgung der religiösen Gebräuche und Handlungen." Eben so sind οἱ Ἕνδεκα und ähnliche Ausdrücke von Hn. *Riemer* aus der atheniensischen Verfassung erläutert worden. — Oefterer sind Bedeutungen der Worte aus den Tragikern, besonders aus Aeschylus und Sophokles, manches auch aus den Lustspielen des Aristophanes, nachgetragen: wo man wieder von der Dürftigkeit des *Reichenbachischen* Wörterbuchs unwillig den Blick wendet. Z. B.

*Reichenbach.*

Εὖχος, τὸ, Ehre, Ruhm, Lob; 2) Ruhmredigkeit, Prahlerey.

*Εὐφιλόπαις fehlt ganz.*

Ἐξακοντίζω, eigentlich, ich werfe den Wurfspiess oder Pfeil heraus, schiesse los.

*Riemer.*

Εὖχος, τὸ, Wunsch, Verlangen, Bitte, Soph. Philoct. Ruhm, Ehre, oder Gegenstand des Ruhms, als Sieg. Il. 21, 473. 2) Ruhmredigkeit, Prahlerey.

Εὐφιλόπαις, ὁ, ἡ, Kinder sehr liebend, oder von ihnen geliebt. Aesch. Ag.

Ἐξακοντίζω, schleudern, hurtig ausstrecken, als χεῖρας, Eur. κῶλον, d. i. πόδα τῆς γῆς, entfliehen aus dem Lande; 2) metaph. wie τοξεύω, erzielen, d. i. genau, treffend sagen, oder schildern. Eur. Tr. erwiedern Suppl.

Nicht bloss Sammlerfleiss, sondern eine genauere Sprachkunde gehörte dazu, die Bedeutungen, wodurch sich verschiedene Tempora desselben Verbi zuweilen unterscheiden, und den Gebrauch des Activ, Passiv und Medium gehörig anzuzeigen. Von einer Sorgfalt dieser Art weiss Hr. *Reichenbach* nichts; Hr. *Riemer* hingegen hat wenigstens an vielen Stellen dieser Foderung Genüge geleistet. Nachträge wird der Sprachforscher auch hier machen können. So ist z. B. nicht bemerkt, dass βαίνειν auch im Präsens und Infinitiv active Bedeutung hat, besonders bey den Tragikern. Vgl. Eurip. Elect. 94. 1182. Dieselbe Bedeutung haben, ausser dem Aorist ἔβησα, welchen Hr. R. allein anführt, auch noch andere Tempora: z. B. προβαίνω τὸν πόδα, Aristoph. Eccl. 161. ἀρβύλαν προβάς, Aristoph. Eccl. 1475. προβὰς κῶλον, Eurip. Phoen. 1450. — Bey ἀΐσσειν ist zwar die active Bedeutung angegeben, nach Sophocles ἀΐσσειν χεῖρα. Allein das Passivum ἀΐσσομαι, das schon Homer braucht, war vorzüglich aus Soph. Oed. C. 1261 bemerkenswerth. — Bey εἴδω verdiente erinnert zu werden, dass die Attiker den Indicativ nicht kennen, sondern den Optativ und Subjunctiv wie von εἴδημι formiren. Und so bey mehreren.

In einem zur Einleitung ins gründliche Sprachstudium bestimmten Wörterbuche ist die Genauigkeit, womit Präpositionen, Conjunctionen, Partikeln u. s. w. behandelt werden, von besonderem Werth. Hr. *Riemer* hat für die Brauchbarkeit seines Werks auch in dieser Hinsicht mit hervorstechendem Eifer gesorgt. Wie mager und unvollständig erscheint nicht, um nur Ein Beyspiel anzuführen, der Artikel ἐν in dem Reichenbachischen Lexikon, wo er wörtlich also lautet:

Ἐν, Präpos. mit dem Dat. in, bey, unter, an, auf, zu. 2) zuweilen stehet es für εἰς, 3) mit dem Genit. Personae; dann ist der Dativ loci, τόπῳ, οἴκῳ, δώματι etc. zu verstehen.

Wie reichhaltig und belehrend dagegen in Hn. *Riemers* Werke:

ἐν, bey Dicht. ἐνὶ, Präpos. mit dem Dat.: denn, wenn der Gen. steht, ist ein Nomen im Dativ ausgelassen, z. B. ἐν Ἅιδου, verst. οἴκῳ, wie wir zu oder *bey Müllers* u. s. w. sagen,

das

das lat. *in*, *in*, *en*, *bey*, zumal bey Oertern, als τὰ ἐν Μαντινείᾳ, die Schlacht *bey* Mantinea, *auf*, *unter*, auch *mit*, *durch*, von Mittel u. Werkzeugen. (*Hier hätte vielleicht das homer.* ἐν ὀφθαλμοῖσιν ἰδεῖν, *was auch die Tragiker noch lieben, angeführt werden sollen.*) Ferner, wie alle gr. Präpos., besonders in den Compos., durch das Adverb. *darinne*, *daran*, *dabey* u. s. w. zu übersetzen; 2) mit dem Infinitiv *beym* oder *indem*. ἐν τῷ λέγειν indem er, sie, er sagte etc. 3) ἐν δὲ, dabey noch, ausserdem noch, ferner; 4) ἐν ἐμοὶ ἐστι, es steht bey mir, in meiner Gewalt, *penes me est*. 5) steht es nach unserm Sprachgebrauch st. εἰς, als κάππεσον ἐν Λήμνῳ, ich fiel in Lemnos, d. h. nach Lemnos hinein u. s. w.

Denn ausser den Angeführten erklärt Hr. R. noch mehrere mit ἐν gebildete Phrasen, z. B. ἐν φόβῳ, δίκῃ, νόμῳ u. s. w. εἶναι, so wie die mit derselben Präposition zusammengesetzten Verba.

Um für so mannichfaltige Zusätze in einem Handwörterbuche, dessen Aukauf durch einen möglichst wohlfeilen Preis erleichtert werden musste, hinlänglichen Raum zu gewinnen, wurden, wie billig, die bloss ökonomischen, medicinischen, veterinärischen, naturhistorischen, philosophischen, technologischen Ausdrücke, sammt den Glossen und den in jene Wissenschaften einschlagenden Bedeutungen, entfernt, überhaupt aber die Gränzen mit der überlegten Einschränkung gezogen, dass nur Wörter aus den gelesensten und lesenswürdigsten Schriftstellern hier ihren Platz fanden. Wer mehr als dieses sucht, wird zu Hn. Schneider's Wörterbuche mit Nutzen zurückkehren. Eine andere Ersparniss des Raums ward, was wir nicht gern sehen, dadurch gemacht, dass Hr. R. die genaueren und vollständigeren Citate des Schneiderschen Wörterbuchs grösstentheils, durch Weglassung des Buchs, Kapitels oder Verses, verkürzte. Da gleichwohl dem Vf. selbst die genaue Angabe der citirten Stelle oftmals nöthig schien, und im Grunde durch die Abkürzung der übrigen nur wenig Raum erhalten worden ist: so wünschten wir wegen der überwiegenden Vortheile, welche aus dieser Genauigkeit der Angaben entspringen, in einer künftigen Auflage des Buchs dieses abgeändert zu sehen. Die Vortheile dürfen wir dem Vf. nicht erst auseinandersetzen; er hat sie durch die so sorgfältige Bemerkung fehlerhafter oder verdächtiger Lesarten bey einzelnen Worten schon gewissermasen selbst zugestanden.

Eine besondere Empfehlung verdient noch die erwogene Rücksicht, welche der Vf. auf Etymologie, nicht bloss der gewöhnlichen Ableitungen von einem Substantivum oder Verbum, sondern auch der muthmasslichen genommen hat, wo sie, wie er in der kurzen Vorrede sagt, für das Eingreifen der eigentlichen Bedeutung eines Wortes von Einfluss war, oder die Verwandtschaft mehrerer Worte in ein helleres Licht setzte. Eben so weit von dem nichtigen Versuch entfernt, den griechischen Sprachreichthum aus den düsteren Abgründen orientalischer Wortforschungen ableiten zu wollen, als von der ungelehrten Willkühr, womit Scheidius und ähnliche Grammatiker das von Hemsterhuys u. Valkenaer eroberte Gebiet der Sprachanalogie zu erweitern und fruchtbarer zu machen sich erdreisteten, hat vielmehr Hr. R. jenen Pfad einer verständigen Etymologie mit so vieler Nüchternheit und so ruhiger Beurtheilungskraft erfolgt, dass wir in diesem Punkte vorzüglich den wohlthätigen Einfluss der Wolfischen Disciplin zu erkennen glauben. Auch die Vergleichung analoger Worte und Bedeutungen aus andern Sprachen, besonders aus der deutschen, hat oft über ungewöhnliche Ausdrücke und dunkle Redensarten ein überraschendes Licht verbreitet. So z. B. Λάβρος — „auch im Sprechen geschwätzig, dreist, unverschämt, wie es die Alten erklären. Mit πῦρ, πνεῦμα, ὄμβρος, ὕδωρ, erklärt man es ungestüm, heftig, gross; aber ohne die schöne ursprüngliche Kraft wieder zu geben, anstatt verschlingend oder um sich greifend, was sich gross und breit macht, welches dem Griechen ἀναιδὴς dünkt, wie λᾶας ἀναιδής, und unser gemeine Mann *unflätig* nennt. Das Wort u. seine Verwandschaft mit λαμυρὸς, λαιφὸς, ἀμφιλαφὴς, λακαρὸς, λαγαρὸς, λαιδρὸς von λάω, λαίω, λαύω, λάβω, λάφω, λάπω, λάπτω wird durch nichts so aufgeklärt, als durch die Vergleichung mit dem zwar gemeinen, aber sinnlichen *labbern*, *schlabbern*, d. i. λάπτω; dann, wie plappern, st. schwätzen, *nugari*; davon *labbrig*, *schlabbrig*, d. i. plapprig, *nugax*; dann *steht* plapprig von allem, was sich laut und breit macht, wie lappicht, flappicht u. s. w."

Dem Bedürfnisse der ersten Anfänger ist der Vf. auch dadurch zu Hülfe gekommen, dass er die schwersten Formen der Verba in der Ordnung des Alphabets mit aufgeführt, und so den analytischen Theil in das Ganze verwebt hat. Mit Kenntniss und grammatischer Genauigkeit sind überhaupt die Stammformen *der irregulären* Zeitwörter angegeben, und die davon *abgeleiteten Tempora* nach der gewöhnlichen Formationstheorie unter sie geordnet worden, mit Angabe der üblichen. Von dieser Seite wird der Lehrling, welcher sein Sprachstudium mit diesem Wörterbuche beginnt, gleich anfangs einen guten und dauerhaften Grund legen; aber wir müssen den Gebrauch desselben auch denen sehr angelegentlich empfehlen, die entweder durch einen verkehrten, nach dem alten Schlendrian des weiland grammatischen Schrevel und Weller eingerichteten Unterricht auf Schulen vernachlässiget worden, oder sich selbst durch Benutzung der gewöhnlichen Hülfsmittel, auch der zum Theil neuerlich erschienenen, die Erlernung der griechischen Sprache erschwert und verleidet haben. Wie verworren lauten z. B. die Ableitungen des homerischen ἀπούρας und ähnlicher Formen in den gewöhnlichen Wörterbüchern, und wie sehr schreckt, auch in vielverheissenden Commentaren, diese Unbestimmtheit u. Willkühr der Ableitung den Anfänger ab! Ohne in ein solches Labyrinth zu führen, gewährt Hr. R. durch Einen Artikel einen hellen Ueberblick über das Ganze: „Απούραι, ἀπούρας, ἀπουράμενος, ἀπουρίσσουσι statt ἀπουρίσουσι, jene von ἀπούρω, diess von ἀπουρίζω, f. ἀπουρίσω, bey Hom. Hesiod. Pind. entziehen, berauben, einerley mit ἀπαύρω, ἀπαυράω. Gewöhnlich leitet man alles von ἀπουρίζω, ion. st. ἀφορίζω ab."

Dem Verleger gebührt nicht bloss für den gefälligen und correcten Druck dieses Wörterbuchs, sondern auch dafür Dank, dass er, eingedenk der gemachten Erinnerungen, nunmehr durch Absetzen der einzelnen Worte der Bequemlichkeit des Auffindens die Raumersparniss aufgeopfert hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Julius 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN

London, b. Bensley, White etc.: *A voyage up the Mediterranean* in His Majestys ship the Swiftsure, one of the squadron under the command of Rear Admiral Sir H. Nelson. With a description of the battle of the Nile on the 1 of August 1798, and a detail of events that occurred subsequent to the battle in various parts of the Mediterranean. By the Rev. *Cooper Willyams.* 1802. XXIV u. 309 S. 4. mit 43 Kupfern.

Das englische Linienschiff Swiftsure, auf welchem der Vf. Caplan war, befand sich in der Abtheilung, welche unter Lord Nelsons Anführung 1798 gegen Bonaparte geschickt wurde. Den 27 May desselben Jahres ging der Vf. durch die Meerenge von Gibraltar, fuhr an den balearischen Inseln hin nach Toulon und zwischen Corsica und den toscanischen Inseln nach Neapel; dann durch die sicilianische Meerenge nach Alexandrien in Aegypten. Auf diesem letztern Striche war es, dass die beiden feindlichen Flotten in der Nacht vom 22 zum 23 Juny einander durchkreuzten. Da sie auch in Alexandrien nichts Näheres über den Feind erfuhren, ging die Flotte nach Sicilien zurück, wo der Vf. sich mehrere Tage zu Syracus aufhielt, von welchem Orte er einige interessante Nachrichten und mehrere Zeichnungen liefert. Von hier geht er abermals in die Gegend von Alexandrien und so weiter vor Aboukir. Auf dieser langen Reise sieht der Vf. eine Menge Inseln und Orte, denen er mehr oder weniger nahe kommt und worüber er mancherley Nachrichten liefert. Dabey läfst er sich nicht in jene langweiligen Beschreibungen von Länge und Breite und Wetter ein, die gewöhnlich einen grofsen Theil der Tagebücher der Seefahrer füllen; auch beschreibt er nicht jeden kleinlichen Zufall, der diesem oder jenem Schiffe begegnet. Was aber diesem Theile der Reise einen ganz vorzüglichen Werth giebt, ist eine Karte des Mittelmeeres, auf welcher der ganze Weg, den die englische sowohl als die französische Flotte nahmen, so angegeben ist, dass man vom Anfange bis zu Ende sehen kann, in welcher Gegend die eine oder die andere jeden gegebenen Tag sich befand. Da sieht man deutlich den Strich, wo die beiden Flotten in der nämlichen Nacht sich durchkreuzten; auch bemerkt man mehrere andere Gegenden, wo beide beynahe den nämlichen Weg gingen, und endlich, wie nahe sie einander zu wiederholten Malen waren.

Die Beschreibung der Schlacht bey Aboukir ist sehr einfach und so deutlich, dass jeder Laye, mit Hülfe des beygefügten Planes sich eine deutliche Vorstellung von dem ganzen Hergange machen kann. — Nach der Schlacht bleibt der Vf. über zwey Monate vor Aboukir. Erbauliche Nachrichten über türkische Kriegskunst, Schiffe, Kanonenböte, Feigheit und gänzlichen Mangel an Disciplin. — In dieser Zeit schickte Bonaparte zwey Officiers auf das englische Schiff Swiftsure mit dem Anerbieten von Erfrischungen. Nach eingenommener Mahlzeit sagte einer der Franzosen, die Engländer führten unerlaubtes Feuer, wodurch der Orient in Brand gerathen wäre. Auch sey kürzlich durch das Feuer des Swiftsure das französische Lager zwey Mal angezündet worden, und man habe eine Materie gefunden, die nicht gelöscht werden konnte. Der Capitain Hollowell hörte das mit Erstaunen, und befahl auf der Stelle, dass sein Oberkanonier herbeykommen und einige der Kugeln, deren man sich jetzt bediene, mitbringen sollte. Auf die Frage: „woher diese Kugeln wären?" war die Antwort: „aus dem Spartiate," einem der französischen Schiffe, die vor Aboukir genommen worden waren. — Die Engländer untersuchten hernach diese Kugeln näher, und fanden, dass sie unter dem Wasser brannten und sich allmählig verzehrten, bis zuletzt eine ganz kleine, gewöhnliche Kugel daraus ward. Eine andere sprang und verbreitete Feuermaterie.

Folgende Anekdote darf Rec. dem Leser nicht vorenthalten. Der Swiftsure zog verschiedene Trümmern des Orient (des französischen Admiralschiffs vor Aboukir) aus dem Wasser, unter andern ein grofses Stück eines Mastes. Aus dem Holze und Eisen dieses Mastes liefs der Capitain Hollowell einen Sarg machen, den er dem Lord Nelson schenkte. Dieser hat ihn als ein Stück von grofsem Werthe angenommen und beschlossen, sich einst darin begraben zu lassen.

Die Swiftsure wird endlich abgelöst, und der Vf. segelt nach St. Jean d'Acre. Hier besucht er den Berg Carmel und liefert einige Aussichten und Nachrichten von der Gegend. — Anekdoten von Dgezzar Pacha. — Hierauf geht der Vf. vor Alexandria, von da auf die Inseln Cypern, Rhodus, wieder in die Bay von Syracus, und von da nach Palermo. — Beschreibung und Aussichten dieser letztern Stadt. — Der Vf. macht einen Kreuzzug an der Küste von Neapel, und hält sich dann einige Zeit auf der Insel Ischia auf. Hier verbreitet er sich über die damaligen Vorfälle im Königreiche Neapel, über den Antheil, den die

die Engländer daran hatten und die Geschäfte verschiedener Kriegsschiffe dieses Volkes. — Er besucht Castel a mare, bleibt einige Zeit zu Lacco und geht wieder nach Palermo. — Mancherley Nachrichten, die Geschichte der Zeit betreffend. — Reise nach Neapel — auf den Vesuv — nach Pompeji — Livorno. Hier erhält er Erlaubnifs, eine Landreise zu machen, auf der er Pisa, Lucca und Florenz besucht — weiter nach Bologna, Venedig, Padua u. s. w. bis an den Gardasee. — Von da wieder zurück nach Livorno, wo er sich nach Minorca einschifft. Diese ganze Landreise erlaubt keinen Auszug, bietet auch dem unterrichteten Leser wenig Interessantes an, weil der Vf. sich nirgends lange aufhält und gröfstentheils Nachrichten und Bemerkungen liefert, die man in so vielen andern Reisen durch Italien gelesen hat. Indessen findet Rec. in allen den Strichen, die ihm bekannt sind, den Blick des Vfs. richtig und seine Bemerkungen wahr.

In Minorca hält sich der Vf. einige Zeit auf, besucht verschiedene Theile der Insel und liefert mancherley Nachrichten, besonders über Mahon. Dann kreuzt er mehrere Monate umher, besucht ein paar Mal die Stadt Lissabon und bleibt einige Zeit in Gibraltar. Allerhand Bemerkungen über diesen Ort, wovon einige interessant sind. Hier schiffet er sich endlich nach England ein, wo er im September 1800 landet.

Ungeachtet die zweyte Hälfte dieses Werkes der ersten an Interesse nicht gleich kommt: so wird doch der Leser Manches finden, das ihm neu ist, und anderes, was er schon wufste, hier im Zusammenhange mit Vergnügen wieder lesen. Immer ist der Vf. entweder Augenzeuge, oder er schöpft seine Nachrichten aus den besten Quellen, die ihm reichlich zu Gebote standen. Sein Blick ist geübt, denn er hat schon 1794 einen Zug nach Westindien mitgemacht und beschrieben; seine Sprache ist einfach und trägt das Gepräge der Wahrheit.

Die 43 Kupferblätter liefern fast durchaus interessante Gegenstände, von dem Vf. selbst gezeichnet. Die Ausführung ist nicht schlecht, doch hat sie nicht die Nettigkeit und Vollendung, an die uns die Engländer durch die Aquatintablätter einiger andern Werke gewöhnt haben. Papier und Druck sind nicht nur schön, sie sind prächtig.

STRAUBING, b. Reitmayr: *Anweisung zur richtigen und zweckmäfsigen Abfassung der Geschäftsaufsätze, die im privat- und niedern Amtskreise vorkommen*, mit einem Anhange *über den Tabellvortrag und das Rechnungsführen.* Vorzüglich für die kurpfalzbayrischen Staaten eingerichtet, doch auch für andere Länder brauchbar gemacht von *G. P. von Gemünden*, Professor in der kurfürstlichen Militärakademie. 1802. 244 S. 8. (12 gr.)

Zur ersten Belehrung der Jugend und der Eleven der kurbayerschen Militärakademie mag dieses Werk in einigen Materien hinreichend seyn; aber zu einer gründlichen Erlernung der hier angegebnen Gegenstände ist dasselbe theils überhaupt zu dürftig, theils sind verschiedne Puncte insbesondere zu oberflächlich abgehandelt. Die Regeln, die der Vf. aufstellt, sind oft gar zu allgemein, und eben deswegen nicht bestimmt genug. Von Privatgeschäften sind am vollständigsten die Briefe behandelt, wo sich der Vf., besonders was das Mechanische derselben betrifft, in das kleinste Detail einläfst, und sogar umständlich zeigt, wie man Couverte schneiden soll. Ueber Scheine, Quittungen, Anweisungen und Anzeigen ist desto weniger gesagt. Unter der Rubrik: Amtsgeschäfte, kommen Bittschriften, Beschwerden, Vorstellungen, Berichte und Rapporte, Gutachten und Vorschläge vor, wovon die ersten am besten behandelt, die andern sehr kurz abgefertigt werden. Von gerichtlichen Verhandlungen kommen Protocolle, Päffe, Zeugnisse, Vollmachten und Contracte vor, deren Bearbeitung aber ebenfalls ziemlich dürftig ausgefallen ist. Der Anhang enthält den Tabellvortrag und das Rechnungsführen. Der erste Gegenstand ist gut gerathen, und der bey Tabellen vorkommende Mechanismus vollständig dargestellt, weniger befriedigend und zu kurz ist das Rechnungsführen bearbeitet. Den gröfsern Theil des Werks nehmen Muster und Beyspiele ein, welche zwar nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich sind. Im Ganzen enthält also diefs Werk nichts, was einer besondern Auszeichnung würdig wäre.

ZÜRICH, in d. Kunsth. von Füefsli u. Comp.: *Helvetisches Journal für Literatur und Kunst.* 1802. *Erster Band*, in zwey gesonderten Heften, zusammen 248 S. 8.

In der Einleitung haben die Herausgeber ihren ganzen Plan dargelegt, nach welchem das Unternehmen, theils wegen seiner guten Absicht und des wahrscheinlich dadurch zu stiftenden Nutzens für Geschmack und Kunst, theils wegen der unterhaltenden Mannichfaltigkeit des Inhalts, Beyfall und Empfehlung verdient. Es ist natürlich, dafs die einzelnen Aufsätze, aus welchen das Ganze besteht, nicht durchaus gleichen Werth haben können, da sie von verschiedenen Verfassern herrühren, die verschieden an Kenntnissen und vielleicht auch Meynungen sind. Uns haben die Abhandlung über den Einflufs der Künste auf den Staat und die Sitten, nebst den Briefen über Musik am meisten interessirt. In beiden ist das Urtheil der Verfasser streng, aber gerecht; beide verrathen gründliche Sachkenntnifs und sind gut geschrieben. Mit Vergnügen lasen wir auch die Biographie des Malers *J. L. Aberli* und die Beschreibung des Gemäldes *die Sabinerinnen von David*, wiewohl wir wünschen müssen, der Verfasser der ersten — Hr. *Rieter* — hätte einen höhern Standpunct genommen, um Aberli's mühevolles Studium der Kunst, seine Fähigkeiten und Producte angemessen darzustellen und zu beurtheilen. Hr. *Hegner*, welcher Davids Bild beschrieb, scheint dasselbe etwas zu freygebig gelobt zu haben. Wir gestehen zwar, dafs die neuesten Kritiker im Tadel

del gegen David viel zu weit gegangen sind; aber wir können uns demungeachtet nicht entschliessen, sowohl von der Erfindung in den Sabinerinnen überhaupt, als von den gebrauchten Motiven insbesondere, so viel Gutes zu halten, als Hr. *Hegner* gethan hat. Beyläufig müssen wir noch die lesenswerthe Nachricht von der im Jahr 1802 in Zürich veranstalteten Ausstellung von Kunstwerken anzeigen, das Uebrige aber zur weitern Würdigung den Lesern des Helv. Journals selbst überlassen.

Stockholm, b. Delén u. Forsgrén: *Tankar i särskilta ämnen* samlade och utgifne af (Gedanken über verschiedene Materien gesammelt und herausgegeben) *J. E. Angelin.* 1802. Förra Delen. 134 S. Sednare Delen. 127 S. 8.

Der Vf., welcher beym königl. Museum in Stockholm angestellt und Kanzlist in der königl. einheimischen Civil-Expedition ist, suchte bey seiner vielfachen Lectüre nicht blofs seine Thätigkeit zu beschäftigen, sondern auch daraus Nutzen zu ziehen, und das, was die Schriftsteller, die er las, gesagt hatten, in Saft und Blut zu verwandeln. Zu dem Zweck zeichnete er sich aus ihnen alle die kraftvollen und aphoristischen Sätze aus, die ihm einen neuen, wichtigen, wahren und kernvollen Gedanken zu enthalten schienen, und worin der Autor sich gleichsam in seiner ganzen Stärke gezeigt hat. Diese brachte er dann, nach ihrem verschiedenen Inhalt, unter gewisse Klassen, und liess sie für Subscribenten auf seine Kosten drucken. Im ersten Theil sind sie unter folgende Rubriken gesammelt: 1) Der Mensch im Allgemeinen; 2) Tugend und Laster; 3) Erziehung und Unterweisung; 4) Frauenzimmer; 5) Wissenschaften und Künste; 6) Charaktere, Empfindungen und Leidenschaften; 7) Ackerbau; 8) Freundschaft und Liebe; 9) Kritik; 10) Erfahrung und Umgang. Die Rubriken des zweyten Theils sind: 11) Natur; 12) Aufklärung und Unwissenheit; 13) Handel; 14) Schriftsteller und Leser; 15) Schöne Wissenschaften; 16) Verstand, Genie, Talent; 17) Freyheit; 18) Glückseligkeit, Unglück, Standhaftigkeit; 19) Arzneykunst; 20) Wahrheit; 21) Philosophie und Philosophen; 22) Theater; 23) Militärstand; 24) Verdienst, Grösse, Ehre. So verschieden diese Materien an sich sind, so verschieden sind auch die aufgestellten Gedanken und Apophthegmen so vieler an Geist, Denkungsart und Sprache verschiedenen Schriftsteller, die hier doch alle nur in schwedischer Uebersetzung mitgetheilt sind. Dass nicht alle darunter gleich neu, gleich kräftig, gleich witzig, gleich wahr, dass einige sich wohl gar widersprechend seyn können, ist natürlich. Indessen ist es oft angenehm, gleichsam auf einer Tafel zu übersehen, wie mehrere einen und denselben Gegenstand angesehen, betrachtet und sich darüber ausgedrückt haben. Uebrigens hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. mit kurzen Worten die Schriften oder auch nur die Namen derjenigen, deren Eigenthum sie sind, bezeichnet hätte. Die Wahrheit selbst beruht zwar nicht auf Namen; allein jetzt muss man doch ohne alle Gewährleistung glauben, dass Hr. *Angelin* den Sinn eines jeden recht ausgedrückt habe.

1) Potsdam, b. Horvath: *Lehr- und Lesebuch für Kinder edler Erziehung*, worinnen 108 Abbildungen von Thieren, Vögeln, Fischen, Bäumen und Pflanzen, aus dem Naturreiche beschrieben werden. Nebst einigen moralischen Erzählungen, Fabeln, Sprichwörtern, Denk- und Sittensprüchen und einem Buchstabenspiel. Ohne Jahreszahl, doch nach der Vorrede 1801. 178 S. 8. Zwey halbe Bogen mit Buchstaben, und 7 Kupfertafeln. (Ohne Kupfer mit dem Buchstabenspiel gebunden 18 gr. mit schwarzen Kupfern 1 Rthlr. 12 gr. auf Schreibpapier mit ausgem. Kupf. 2 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas. b. Ebendems.: *Lehrbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch für Schulen.* Mit 260 Abbildungen aus den drey Naturreichen, nach Linneischer Ordnung, mit dessen Bildniss. 1802. 287 S. 8. und 13 Kupf. (ohne Kupf. 18 gr. mit schw. Kupf. 2 Rthlr 18 gr. mit ausgem. Kupf. 4 Rthlr. 18 gr.

Die Kupfer besonders unter dem Titel:

*Kabinet von 260 der merkwürdigsten Abbildungen aus den drey Reichen der Natur, zu jeder Naturgeschichte brauchbar eingerichtet.*

Diese beiden Schriften sind vermuthlich von Einem Vf., und nichts anders als Fabrikwaare, d. h. vom Verleger bestellte Arbeit, der auch beide mit einer Vorrede versehn hat. Eben daher sind die vier Kupfertafeln von No. 1, die nicht zum Buchstabenspiel gehören, auch in No. 2 befindlich.

No. 1 kam 1791 zum ersten, 1799 zum zweyten Mal als ABC Buch heraus, diess ist, nur mit verändertem Titel, die dritte Auflage, worüber der Verleger selbst seine Verwunderung äussert, und deshalb noch die vier Kupfertafeln mit ihrer Beschreibung hinzufügt. Rec. würde sich noch mehr darüber wundern, als der Verleger, dass es möglich war, dass so elende Abbildungen, wie die zum ABC Spiel gehörigen, und solche elende naturhistorische Beschreibungen, wie diese, wonach, um nur ein Beyspiel anzuführen, das Schuppenthier *Lacerta Quoggelo* heissen, eine Eidechse und so schnell seyn soll, dass Tieger und Leopard Mühe haben, es einzuholen, wenn nicht gerade das der Geist des Zeitalters mit sich brächte, dass man den Kindern, statt sie zu gründlicher Kenntniss mit Ernst anzuführen, den Geschmack mit schlechten Bildern verdirbt, und ihr Gedächtniss mit allerley wenig für ihr Alter nützlichen Dingen anfüllt, und sich dabey um Wahrheit und Gründlichkeit nicht weiter bekümmert.

No. 2. In compendiarischer Kürze etwas weniges über die Gegenstände, die der Titel nennt, doch nur beym Thierreich nach Linneischer Ordnung. Es scheint, dass die deutsche Uebersetzung des Houttuynischen Werkes über Linné den Stoff zum Texte geliefert habe.

habe. Die Abbildungen sind alle aus bekannten Werken entlehnt, aber nichts weniger als in verhältnissmäfsiger Gröfse, wie sie nach der Vorrede seyn sollen, denn z. B. der Kranich ist so grofs wie der Straufs, der Dompfaff gröfser wie der Staar, die fliegende Eidechse wie der Leguan.

STRASSBURG, b. König: *Neuer französisch- und deutscher Briefsteller.*

Auch mit dem Titel:

*Nouveau Manuel épistolaire français et allemand.* 1802. 434 S. 8. (1 Rthlr.)

Um jungen Leuten die Mittel zu erleichtern, ihren Briefstil zu bilden, und sich zugleich in der Kenntniss beider Sprachen, der französischen und deutschen, zu vervollkommnen, ward gegenwärtige Briefsammlung veranstaltet. Der erste Theil liefert nicht nur die wesentlichsten Vorschriften und Bemerkungen über den Styl, sondern auch hinlängliche Winke über die Formalitäten gegen Höhere, und eine Anzeige des bey beiden Nationen üblichen Ceremoniels. Im zweyten Theile ist eine Reihe von Briefen über allerley Gegenstände enthalten, von denen man im gesellschaftlichen Leben schreiben mag. Hier haben die Herausgeber sich bestrebt, die Fehler älterer Briefsteller zu vermeiden, theils durch Weglassung der Verschiedenheit in den Schreibarten, theils durch Correctheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, theils durch ausschliessende Aufnahme solcher Briefe, die mit der Aehnlichkeit in der Schreibart auch noch einiges Verdienst in Rücksicht der Gedanken oder der Empfindungen verbinden. Der dritte Theil enthält auserlesene Briefe in beiden Sprachen, nicht allein von berühmten Franzosen, sondern auch aus guten Uebersetzungen des Plinius, Cicero. — Rec. kann diesen neuen Briefsteller der Jugend und den Liebhabern der französischen Sprache als eine nützliche Lectüre empfehlen, zumal da sie sich durch Reinheit des Ausdrucks, durch richtige Accentuation und Interpunction auszeichnet. Einige Fehler, als *représenter* für *représenter; pû* für *pu; extrêmité* für *extrémité* etc. wird eine künftige Ausgabe leicht verbessern. Die Vorrede verspricht ein Correspondenz-Handbuch für den Gebrauch junger Kauf- und Handelsleute.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Korn d. A.: *Blumistische Bemerkungen vom Jahr 1800. Vorzüglich für Nelkenliebhaber.* Von *C. T. Hübner*, Rector Scholae et Chori zu Naumslau. 1801. 58 S. — *Bl. Bemerk. v. Jahr 1801* — von *C. T. H.* 1802. 56 S. 8. Man findet in diesem Büchlein mancherley zerstreute sehr gute Erfahrungen und Anmerkungen; im ersten Hefte ohne Abtheilung, im zweyten unter Rubriken geordnet. Im ersten Heft giebt der Vf. Mittel an, wie die Nelken in trockenen Frühjahren gut zu erhalten sind; und wie die von der Reise vertrocknete Ableger am besten wieder ins Leben zu bringen; S. 6 giebt er vortheilhafte Kästchen an, worin die Pflanzen ohne Nachtheil sehr weit können versandt werden. S. 7. zeigt er, wie man die Ableger behandeln soll, die in der Kiste getrieben haben oder gelb worden sind. — Darauf redet er von ganz neuen noch nicht vorhandenen Nelkensorten, die er erzielet. S. 18 zeigt er den Nutzen, welchen man sich verschafft, wenn man die Samennelken im Herbst in Näpfe einsetzt. S. 19 etc. Erprobte Vortheile bey der Stopferbewurzlung unter Glasglocken: wie man aber statt der Glasglocken wohlfeiler irdener Zylinder, oben mit einer Glasscheibe bedeckt, sich bedienen könne. — Anstatt solcher Zylinder kann man aber auch irdene Gefäfse machen lassen, in Form der Glasglocken, die oben offen bleiben, und an der Oeffnung einen Falz haben, um eine Scheibe hineinzulegen, die man dann zu ihrer Befestigung mit Letten oder Leimen oder mit Teig verschmiert. — *Halbstopfer* nennt er solche Ableger, die 14 bis 16 Tage eingesenkt gestanden, alsdenn abgenommen, in einen Asch gesetzt und sofort mit der Glasglocke behandelt werden. Allein diesem Verfahren kann Rec. nicht Beyfall geben. Hat man einmal sich so viel Mühe gegeben, seine Senker beym Stock in die Erde zu bringen, so erspart man die Mühe, dafs man sie vollends sich bewurzeln läfst. Es ist genug, dafs man die hochstehende zu Stopfern machen mufs. Und darin wird er noch wenigere Nachahmer finden, zu unterst in die Näpfe eine Queerhand hoch frischen Pferdemist zu legen. — S. 36 f. Von *Samennelken* und ihrer Behandlung. Von der Behandlung der Nelken nach ihrem Flor und von ihrer Auswinterung. — Wie man im Winter blühende Nelkenstöcke erzeugen könne. — Vom Auswintern der Senker. — Vom Umsetzen der Nelken im März. — Von den Nelkenläusen. — Etwas vom Aurikelbau; und zum Beschluss von seinem Handel mit Nelkenablegern.

Im *zweyten* Hefte betrifft die I. Abth. *die Witterung des Jahrs 1801, und wie man sich bey einem so nassen Sommer vor Schaden hüten könne. Wie bey anhaltendem Regen die Bewurzlung der Senker zu befördern sey, und mehrere erprobte Vortheile.* — Misjahre sind Lehrjahre. — II. Abth. *Von der Flor der Nelken, neue gemachte Bemerkungen: bestätigte Schönheit voriges Jahr erzielter Sorten. Neue gewonnene Schönheiten: Etwas über Samennelken; starke und schwacke Senker und von dem Einflufs der Witterung, die sie auf die Zeichnung der Nelke macht.* — Gegründete und bewährte Bemerkungen. — III. Abth. *Neue Bemerkungen bey der Stopferbewurzlung, Ableger, Halbstopfer, Nutzen der Cylinder statt Glasglocken. Ein Auszug aus einem Briefe eines sehr würdigen Blumisten, der der Natur sehr nachspürt. Noch einige Vortheile, wie man von Blüthspindeln Stopfer machen kann.* — Die Cylinder von Thon räth der Vf. nur zu Halbstopfern, aber zu wirklichen Stopfern solle man lieber Glasglocken nehmen. Uebrigens findet man hier viele nützliche und schöne Beobachtungen. — IV. Abth. *Versuche, die schon seit vielen Jahren unternommen worden, aber noch nicht zum Zwecke gekommen. Von dem grausamen Nelkenfeinde, der nackten Made, die sich in die Herzspindel der Ableger einfrifst, und vielen Schaden verursacht.* — Diese letztern müssen bey Zeiten mit einem spitzen Federmesser und einer Nadel herausgeholet, und die Wunde mit feinem weichen Baumwächs verschmieret werden. — V. Abth. *Etwas von Aurikeln; Preise derselben, wie auch von seinen Nelkensenkern.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Julius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Unter dem Druckort Aegypten: *Jesus der Auferstandene. Nachtrag zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.* 1802. 324 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

*Anhang zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.*

Die Einleitung des Vfs. setzt mit Recht ein Dilemma. Entweder ist das Christenthum durch etwas absolut Wunderbares sanctionirt; alsdann erhebt es sich mit Grund über alle Vernunft. Oder es ist durch relative Wunder, durch auffallende Erscheinungen in der Sinnenwelt, welche die Menschen jener Zeiten, ihren Kenntnissen und Bedürfnissen gemäss, für völlige Wunder hielten, in die Welt eingeführt; alsdann bleibt sein Grundcharakter Perfectibilität, oder ein beständiges den Stufen der übrigen geistigen Fortschritte unter den Menschen angemessenes Fortschreiten in der Einsicht theologischer Wahrheiten. So gewiss aber von diesen beiden Sätzen einer gewählt werden muss: so wenig hängt doch das Eine oder Andere von der jetzigen Nichterklärbarkeit oder Erklärbarkeit der geschichtlich erzählten Wunder ab. Entscheidend gewiss lässt sich keine alte Wundergeschichte erklären, man müsste denn anderswoher unbestreitbare Nachrichten, welche geschichtlich die Entstehung des Wundererfolgs angeben, auffinden können. Nichts aber, dünkt uns, ist einleuchtender, als dass der Beweis, ob ein Factum absolut wunderbar, folglich durchaus, ohne ein besonderes Eingreifen der Allmacht in den gewöhnlichen Naturlauf, unerklärbar sey, nicht durch die Auffoderung an Andere, eine natürliche Erklärung davon entscheidend gewiss zu machen, geführt werden könne. Zugegeben, dass keines heydnischen oder christlichen Wunders Entstehung je vollkommen erörtert werde: so folgt offenbar aus dem relativen Mangel der hiezu nöthigen empirischen (historischen, psychologischen, physikalischen) Kenntnisse niemals das Absolute der Unerklärbarkeit. Dieser Beweis der absoluten Wunderbarkeit aber liegt dem ob, welcher sie behaupten und darauf bauen will. Die ganze Behauptung und was darauf gebaut wird, ist ein Nichts, so lange jener Beweis: dass nämlich bey einer gewissen Thatsache die Allmacht gewirkt und dass sie in der Absicht gewirkt habe, um den Ursprung einer sonst unerkannten Wahrheit aus der Allwissenheit den Menschen gewiss zu machen, an sich nicht geführt ist. Möchten nun unter allen Versuchen, Wunder der Tradition aus natürlichen Ursachen abzuleiten, kein einziger, oder möchten alle bis auf Einen gelungen scheinen: so wäre auf jeden Fall jene Behauptung, ohne eine an sich bestehende Vollendung des angedeuteten Beweises, wie jeder Satz ohne Beweisgrund, eine blosse Nulle. Rec. kann deswegen die wirkliche Erklärbarkeit der so frühen Körper-Auferstehung Jesu nicht gerade für etwas, dem Perfectibilitätssystem des Christenthums so unentbehrliches ansehen, als der Vf. Diess steht, als etwas dem ganzen übrigen Entwicklungsgang der Menschheit gemässes, so lange an sich fest, bis nicht bloss als möglich, sondern als unläugbar wirklich dargethan wird, dass die Entwicklung der Menschheit in der Religion durchaus von dem übrigen Gang des Menschengeschlechts abweiche und etwas mit einem mal als infallibel oder unveränderlich vollkommen gegebenes sey oder seyn müsse. Ungeachtet aber die Erklärungsversuche der vorzeitigen Wunder in Hinsicht auf Begründung des Christenthums als einer mit dem Fortschreiten der menschlichen Ausbildung gleichen Schritt haltenden Religion uns, nicht so wie dem Vf., ein Bedürfniss scheinen: so sind doch diese Versuche keineswegs unnütz und überflüssig. Nichts war desultorischer gesprochen, als wenn man einer Schrift, wie der gegenwärtigen, das Gerede entgegen setzen wollte, welches Rec. seit einiger Zeit nicht ganz selten lesen musste: „Entweder giebt es Wunder oder nicht. Giebt es keine, so werfe man nur den ganzen Kram auf einmal weg, und erkläre rund heraus, die Schriftsteller, welche uns solche Dinge erzählen, wollten uns täuschen oder waren selbst getäuscht. Giebt es aber und sind etliche, sind viele wirklich geschehen, mögen denn noch ein Dutzend mehr oder weniger da stehen, wenn sie nur alle einen guten Zweck haben." Man kann kategorisch antworten: es giebt keine absoluten Wunder, ob wir die dafür angenommenen natürlich zu erklären versuchen oder nicht. Wohl aber ist uns jedes Factum von Einfluss in der Geschichte der Vorwelt des Nachdenkens werth, um seinen empirischen Zusammenhang in der Reihe der Dinge entdeckt zu sehen. Das jetzt eben angeführte, vorschnelle und müheschеue Absprechen würde durchaus der ganzen Geschichtforschung gelten. Es giebt keine Begebenheit in dem ganzen Detail der Menschengeschichte, deren Entstehung nach allen ihren psychologischen und physikalischen Ursachen bekannt werden kann, da nicht einmal die achtsamsten Menschen in ihren Selbstbiographien ihre Thaten vollständig

Fortschreitens zum Bessern angeführt werden können. Doch bey allen diesen Erinnerungen gestehen wir aufrichtig, dass wir keine dieser Predigten ohne Befriedigung und Vergnügen gelesen haben, und dass wir mehrere nach einander, ohne zu ermüden, welches so leicht der Fall nicht ist, gelesen haben. So sehr weiss der scharfsinnige und gewandte Geist des Vfs. den Geist des Lesers an sich zu ziehen.

Magdeburg, in Commission d. Keilischen Buchh.: *Religionsvorträge, meistens über Episteltexte*, nebst einer Untersuchung über das Wesen der Beredsamkeit, von *Johann Ernst Blühdorn*, zweytem Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg. 1803. VIII u. 364 S. 8.

Zwar erklärt sich der Vf. mit Recht gegen Kant, und nimmt die Beredsamkeit dem Worte wie der Sache nach in Schutz; aber seine Abhandlung leistet demungeachtet kein Genüge, und enthält neben manchem Guten und Brauchbaren auch viel Ueberflüssiges. Hr. B. zeigt, dass er als ehemaliger Schulmann die alten und auch unsre Aesthetiker gelesen hat; nur mit dem, was unsre neuesten und besten Homiletiker über diesen Gegenstand geschrieben haben, scheint er ganz unbekannt zu seyn, und verwickelt sich desswegen in unnöthige Weitläuftigkeiten bey Erörterung von Dingen, welche längst ins Reine gebracht sind. Doch dürfte seine Theorie noch immer besser seyn, als seine Praxis; denn seine Predigten selbst, die dem Inhalte nach nicht zu den schlechten gehören, verrathen in der Sprache und Einkleidung nichts weniger, als einen geübten Redner. Man stösst häufig auf Kunstausdrücke, die stark nach der Kantischen Schule schmecken. Er ist ganz verliebt in lange, zusammengesetzte Wörter, die bisweilen sehr übel klingen. Er bedient sich ganz unpopulärer und gewiss für den allergrössten Theil seiner Zuhörer und Leser sehr unverständlicher Redensarten. Wir wollen einige als Belege anführen. So sagt er z. B. in der Confirmationspredigt: *Wir beleben uns mit dem regsten Gemeingeiste für die grossen Absichten unsers religiösen und sittlichen Standes.* Was kann und soll man sich hierbey denken? Ferner: *Mancher erwartet vielleicht heute mehr eine Erweckung zur Religiosität und Gottesfurcht, als eine Belebung des reinen sittlichen Sinnes, oder eine Ermunterung zur Tugend.* Welch eine unnöthige und unnütze Unterscheidung auf der *Kanzel*, in deren Sprache alle diese Benennungen offenbar gleich viel bedeuten! Und was die vielen zusammengesetzten Wörter anbetrifft, so sind sie ungefähr folgender Art: *das Laster mit seinem Schlangengewinde; unter dem Siegel des ersten Abendmahlsgenusses; bey der Haltung eures Christengelübdes; Hassgefühl; der Frohgesang der Vögel; der Pfad der Gewissensachtung; der innere Feind eurer Pflichtachtung* u. s. w. Lauter Ausdrücke, die man von einem Manne, der über das Wesen der Beredsamkeit schreibt, und auch schon über *die Simplicität im Predigen* geschrieben hat, nicht erwarten sollte. Uebrigens ist der Vf. ein aufgeklärter Mann, voll Eifer für Wahrheit und voll Gefühl für das Gute, und kann dereinst, wenn er die deutsche Sprache mehr studiren wird, in diesem Fache etwas leisten.

* * *

Salzburg, b. Duyle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk.* 9te Sammlung. Predigten und Predigtentwürfe auf die Feste Mariens. — Auch unter dem besondern Titel: *Predigten und Predigtentwürfe auf die vorzüglichsten Feste Mariens zur sittlichen Belehrung und Erbauung.* Lehrern und Freunden des Christenthums gewidmet, zur Beherzigung und Berichtigung mancher Begriffe und Urtheile, welche derselben in unsern Zeiten vorzüglich zu bedürfen scheinen. Erstes Bändchen. 1801. 284 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 38.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Erlangen*, in d. Bibelanstalt: *Leitfaden zum Unterricht der Katechumenen.* Ein Anhang zum Katechismus; von D. *G. F. Seiler.* 1802. 66 S. 8. (1½ gr.)

2) Ebend.: *Ueber die Unterweisung der Katechumenen*, zur Vervollkommnung und Erleichterung derselben. Einige Vorschläge, von D. *G. F. Seiler.* 1802. 32 S. 8. (1½ gr.)

Die Dürftigkeit des gewöhnlichen Katechismus bewog den Vf. zur Ausarbeitung des Leitfadens, welcher eine kurze Glaubens- und Tugendlehre, und in einem Anhange, das Wichtigste aus der Religionsgeschichte enthält. Wenn auch noch der christlich-kirchliche Lehrbegriff diesem Leitfaden zum Grunde liegt: so werden aufmerksame Leser doch manche Spur von den Fortschritten des Vfs. mit den neuern Forschungen im Gebiete der Religionswissenschaft darin mit Vergnügen entdecken. Auch in Nr. 2. findet sich unter den Winken zum zweckmässigen Confirmandenunterrichte manche Aeusserung, die zwar an sich nicht neu ist, aber aus dem Munde eines solchen Veteranen in der Theologie, als Hr. *S.* ist, wohl bemerkt zu werden verdient, wie der S. 7. ertheilte Rath, mehrere, den geläuterten Religionsbegriffen des Zeitalters widersprechende Stellen des Katechismus, dass z. B. die Taufe vom Tode und Teufel erlöse, ganz mit Stillschweigen zu übergehen; andere, als das *Empfangen worden vom heiligen Geiste* nur ganz kurz zu berühren.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Mittwochs, den 20. Julius 1803.*


## GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch.* Ein Auszug aus J. G. Schneider's kritischem griechisch deutschen Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von *Friedrich Wilhelm Riemer.* Erste Abtheilung A — Λ. 1802. 3 Alph. 4 B. gr. 8.

Dem Schaden vorzubeugen, welchen die Einführung des so unkritischen und fehlerhaften Reichenbachischen Wörterbuchs (vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 204) in Schulen anzurichten drohete, war ein Auszug aus Schneider's Handlexicon jetzt zwiefaches Bedürfnis. Da Hr. Schneid., der seine ausgezeichneten Verdienste um das Studium der griechischen Sprache bald durch eine neue, sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe jenes grösseren Werkes erhöhen wird, zu diesem Auszuge nicht selbst Musse genug fand: so muss man sich freuen, dass ihm an Hn. *Riemer*, einem würdigen Schüler Wolf's, ein so fähiger Stellvertreter zu Theil geworden ist. Eigene gründliche Kenntniss der griechischen Schriftsteller und ihrer Sprache und Schneider's sorgsame Leitung setzten den Vf. in den Stand, ein Werk zu liefern, welches nicht bloss an sich durch Genauigkeit und Zweckmässigkeit empfehlungswerth ist, sondern sogar vor dem grösseren Handwörterbuch viele wesentliche und in die Augen fallende Vorzüge behauptet. Begreiflich wird diess schon durch die Erfahrung, dass gerade bey einer Arbeit dieser Art nur mühsamer Fleiss und fortgesetzte Nachforschung etwas vollständiges zu leisten vermag; noch begreiflicher durch Hn. Schneider's in der Vorrede zum zweyten Theil seines Werkes mit Offenheit dargelegte Bitte, „die Ungleichheit von dem Anfange „des ersten Theils mit der getäuschten Hoffnung ei„nes vermeynten Gehülfen zu entschuldigen“, dem er, nach selbst gemachter Anlage, die Bearbeitung und Ausführung vertrauensvoll übertragen hatte. Deshalb wurden, bald nach Erscheinung des ersten Theiles, so viele Zusätze und Verbesserungen nöthig, welche Hr. Schneider am Schlusse des zweyten beyfügte. Dass diese Zusätze von Hn. *Riemer* in dem Auszuge benutzt, dass die Verbesserungen am gehörigen Ort eingetragen worden sind, versteht sich von selbst; aber wir können mit Vergnügen hinzusetzen, dass der fleissige Vf. es dabey nicht bewenden liess, sondern aus eigenem Studium der Alten und ihrer besten Erklärer vielfache Ergänzungen und Berichtigungen zog.

Man darf nur wenige Seiten vergleichen, um für diese Versicherung den Beweis zu finden. Wir heben hier, ohne ängstliches Suchen, einige Beyspiele bloss aus dem Buchstaben E aus, und zwar von Wörtern, welche, als altbekannte, von den gemeinen Lexikographen keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdiget zu werden pflegen.

### *Schneider's Wörterbuch.*

Εἰμὶ, f. ἔσομαι, ich bin: v. ἔω, ἐμὶ, εἰμὶ: die Formeln ἔστιν ὃς est qui, ἔστιν ὅπου, ὅπως, est ubi, qua ratione, st. aliquis, aliquando, alicubi, aliquomodo; irgend einer, irgend wo, auf irgend eine Art. Von ἔω ist η st. εα, ην: ferner ἐμεν und εἶμεν st. des dorischen ἐντμέν. Soph. Electr. 21. Von εἰμι ist das part. c. εἶς, ἔντος, wie ens, entis. So steht ἔντασσιν und ἔντες st. ὄντες, ἐντὶ in den Tabul. heracleens. p. 210 u. 214 und Heraclides Eustathii p. 1787 führt aus Alcman παρέντων an.

### *Riemer's Auszug.*

Εἰμι, ich bin, in prägnantem Sinn, ich existire, bin wirklich, habe Bestand, τὶ, bin etwas, habe etwas zu bedeuten, das Gegentheil mit οὐ, μὴ und μηδεν; dah. τὸ ὄν, das Wirkliche, die Wirklichkeit, Wahrheit, wie *veritas* umgekehrt statt jenes, τῷ ὄντι was ὄντως, in Wahrheit, wirklich, in der That; τὰ ὄντα, die Dinge, zuweilen auch statt οὐσία. Das partic. ὢν, οὖσα, ὂν mit einem Subst. oder Adj. als Zwischensatz, drückt nur den Zustand oder die Qualität aus, und wird *als* übersetzt, z. B. τηλικοῦτος ὢν, eigentlich cum sim, sis, sit, *als* ein so alter; mit dem Particip. φιλῶν εἰμὶ, st. φιλέω, ῶ u. s. w. 2) mit dem Genitiv, wie im lat., von einem Zustande, Beschaffenheit, Eigenschaft, Werth, Eigenthum u. dgl. εἶναι πατρὸς, verst. παῖδα. 3) mit dem Dat. Pers. ἔστι μοι, est mihi, ich habe; ἔστι μοι βουλομένῳ, ich will, wie est mihi volenti. ἔστι u. εἶναι, zuweilen für ἔξεστι, ἐξεῖναι, wie est st. licet, z. B. est videre. 4) mit dem Accus. verst. κατὰ, z. B. γένος ἐστι. 5) mit allerley Präpos. als ἐν τινι, πρὸς τινὶ, περὶ τι, in, um, bey etwas seyn, sich damit beschäftigen, abgeben, z. B. περὶ λόγους; dah. οἱ περὶ λόγους, verst. ὄντες, die Redner; ἐν αἰτίᾳ εἶναι, γενέσθαι, verklagt, beschuldiget werden, vgl. διά. 6) in folgenden Formeln, ἔστιν ὅς, ἔστιν οἵ, auch εἰσὶν οἵ, durch alle Casus, wie est, qui, quibus, irgend einer, einige; ἔστιν ὅτε, oder ἔσθ' ὅτε, irgend wann, dann und wann, zuweilen, ἔσθ' ὅπη, ὅπου, est ubi, st. qua ratione, irgendwo, auf irgend eine Weise; ἔστιν ὅπως, es ist möglich, οὐκ ἔστιν ὅπως οὐ oder μὴ, nothwendiger Weise, eigentlich es ist nicht möglich, dass nicht. 7) steht εἶναι in gemeinen Redensarten überflüssig, als τὸ νῦν εἶναι, τὸ σήμερον εἶναι, ἑκὼν εἶναι, u. dgl.

Mit gleicher Sorgfalt ist der unmittelbar folgende Artikel von Hn. *Riemer* ergänzt worden.

### *Schneider.*

Εἶμι, ich komme, gehe, gehe fort; von ἔω, ἴω, ἶμι, εἶμι, das lat. eo, eunt, euntis, ἰών, ἰόντος; davon ᾔεσαν und ᾔεσαν Thucyd. 3, 72. ferner ᾔειν, Plato Resp. 8. p. 3. Theät. c. 27. ich wollte sagen: wie ἔρχομαι ἐρῶν, und dormitum eo, u. factum iri: davon auch εἴσομαι und εἰσάμην in ἐπιείσομαι und κατεείσατο; ἀλλά τις εἴη εἰπεῖν, Odyss. 14. 997. man sagen.

dig wahr entwickeln können. Giebt es also, wie vorauszusehen ist, nie eine vollständig wahre pragmatische, d. h. den eigentlichen Ursprung des Geschehenen erklärende Geschichte eines Menschen oder eines Menschenvolks: so erkläre man es rund heraus, und lasse die Facta, ohne historisch-psychologische Versuche, sie begreiflich zu finden, nackt und bloss stehen, mögen auch ein Tausend Unfacta mehr oder weniger im historischen Leichtglauben der Menschen fortdauern, wenn sie nur alle den gleich guten Zweck haben, die Geschichte der Vorzeit auszufüllen! Andere setzen dem Bestreben, scheinbar unerklärbare Geschichtdata (Wunder) zu erklären, die Frage entgegen: „Was hilft es, noch so viele Wunder aus der Bibel hinwegzuschaffen, wenn es nicht mit allen möglich ist; denn auch nur Eins würde, wenn diese Beweisart überhaupt Sinn hätte, so viel wie tausend beweisen!" Unterschieben aber diese Beurtheiler den Erklärern der Wunder nicht offenbar einen Zweck, den sie nicht haben sollen, und zum Theil auch gewiss nicht haben. Denn so weit möchten gerade diejenigen, welche das Empirische, auch wenn es als Wundererzählung auftritt, sich empirisch begreiflich zu machen am meisten versucht haben, leicht vorlängst schon gewesen seyn, zu wissen, dass die herkömmliche Beweisart aus Wundern auf jeden Fall keinen haltbaren Sinn und Grund hat. Dadurch aber wird ihr Beginnen nicht ein verächtliches, wenn man im Beurtheilen der theologischen Aufklärung ihnen einen Zweck bloss ankünftelt, dessen Nichtigkeit sie nicht erst von dem Beurtheiler zu lernen haben, dagegen aber den Zweck verschweigt, welchen sie als Geschichtsforscher haben können und müssen.

Auch des Vfs. Versuch verdient also, ohne eine dogmatisch-vorgefasste Gegenmeynung, geprüft und um so mehr geschätzt zu werden, da er ihn mit achtungsvoller Rücksicht auf den unläugbar truglosen Charakter Jesu durchführt, und in dieser Ausführung diejenige eigene Kraft anwendet, deren er in den besten Parthien seiner *natürlichen Geschichte des grossen Propheten*, dort aber doch bey weitem nicht überall, sich mächtig gezeigt hat. Ein Unterschied, welchen auch die Allg. Lit. Zeit. in unserer Rec. dieses Werks unpartheyisch bemerkbar machen musste, wogegen wir bey der gegenwärtigen Schrift sehr gerne anführen, dass der Vf. auf eine sehr liberale Art auf einige Wünsche jener Rec. Rücksicht genommen hat, und sich jetzt vornehmlich vor willkürlichen (nicht durch historisch-psychologische Spuren motivirte) Fictionen hütet. Nicht nur im Wesentlichen, sondern auch in den meisten Nebenpuncten ist die Vermuthung des Vfs. über die Erklärbarkeit der baldigen Auferstehung Jesu und alle damit verbundene Geschichtumstände aus dem Commentar des Hn. Prof. *Paulus* geborgt. Die Darstellung des Vfs. aber, welcher auch in seinem Stil hier mehr als im II. und III. Theil seiner natürlichen Geschichte sich zur Würde der Sache erhebt, macht alles anschaulicher und eben dadurch auch glaublicher, als es in jenem Commentar unter der Menge von zerstreuten Erweisgründen und Erläuterungen erscheinen kann. Leser, welche nach der Summe aller Wahrscheinlichkeitsgründe streben, werden sich an diesen wenden. Für viele aber wird ein schneller Ueberblick der Resultate und der historisch passende Zusammenhang solcher Begebenheiten das höchste ihnen erreichbare Motiv der Beystimmung. Diesen wird der Vf., denken wir, fast überall genug thun. Er führt die Geschichte Jesu bis auf seinen völligen Abschied von den Aposteln, oder bis auf die Himmelfahrt, vermuthet aber, dass Jesus auch noch zur Bekehrung des Paulus unmittelbar gewirkt habe. Wie? wird er in einer Geschichte der Apostel zeigen, auf welche Rec., da sie bald erscheinen soll, und daher meist eigne Ansichten des Vfs. erwarten lässt, doppelt begierig ist. Als dem Vf. eigenthümlich ist in der gegenwärtigen Schrift vornehmlich auszuzeichnen, das vervielfältigte Einwirken Essäischer geheimer Freunde Jesu auf seine Erhaltung, Beschützung und Entfernung, die Vermuthung, dass der Geschichte der Wächter Jesu bey der Gruft etwas Wahres, die geheime Ausstellung jüdischer Laurer, zum Grund liegen möge, die Wahrscheinlichkeit, dass der Synedriums-Assessor, Joseph, wegen seiner Verwendung für Jesu Bestattung vom Synedrium nicht ohne Ahndung gelassen worden sey, und die Behandlung solcher Stellen, welche dem Evangelium des Johannes eigen sind. Wir wünschen der Verbreitung dieser ungewohnteren Versuche, das irrdische Leben *Jesu* den Gesetzen unserer irdischen Existenz angemessener zu betrachten, sie mögen erscheinen, in welcher Form sie kommen, prüfende Leser, und dass in dieser durch mögliche Aussichten auf Wegräumung historischer Zweifel, jede fremdartige Störung der grossen Hauptsache, des moralisch-religiösen Endzwecks der christlichen Urgeschichte, gehoben und verbannt werde.

Dessau, b. Tänzer: *Theologische Nebenstunden*, von *L. P. G. Happach*. *Zweyte* Sammlung. 1799. 92 S. *Dritte* Sammlung. 1801. 100 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese beiden Sammlungen sind an Werth der ersten von uns beurtheilten Sammlung (A. L. Z. Erg. Bl. 2 Jahrg. N. 17.) gleich. Der Vf. setzt zuerst die Beantwortung der Frage fort: „Warum sagen Philosophen sich von Religion, und besonders vom Christenthum los?" Die weit ausgesponnene Allegorie, worin von *zwey Resourcen in einem Lorbeerhain und Eichenwalde, der Kritik der reinen Vernunf* und dem *gesunden Menschenverstande*, von *Garküchen, Aufschriften* u. s. w. die Rede ist, dürfte doch den wenigsten Lesern behagen; desto besser ist der Schluss dieses Aufsatzes, der den Geist des Christenthums kurz und bündig darstellt. II. *Ueber Hn. Fichte's Appellation gegen die Anklage des Atheismus. Ein Schreiben an Alethophilus.* Nach einer sehr lebhaften Schilderung der Gegner Fichte's, die hier grösstentheils als Carricaturen erscheinen, werden mehrere der kräftigsten Stellen aus F's. Appellation ausgehoben, um die Philosophie dieses Mannes in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. III. *Vernunftmässigkeit der Genugthuungslehre.* Rec. ver-

kenn

kennt das Nachdenken des Vfs. über diesen schon so oft behandelten Gegenstand keinesweges; allein eben so offenherzig muss er gestehen, dass ihm Hr. H. eben so wenig, als Hr. Tieftrunk, dessen, dem Vf. schriftlich mitgetheilte, Aeusserung über die Vernunftmässigkeit der Genugthuungslehre man hier abgedruckt findet, und in dem Rec. übrigens einen Selbstdenker schätzt, befriedigt habe. Vieles läuft bey dieser Streitsache auf blosse Worte hinaus; man mag nun auf die *unergründliche Tiefe* des heiligen Gesetzes, das zugleich *unnachsichtlich* und doch *begnadigend* seyn soll, oder auf den *Tod des schuldlosen Jesu* zurück gehen. Ohne die vorausgegangenen alttestamentlichen Opferideen würden die ersten Lehrer des Evangeliums schwerlich auf die Satisfactions-Lehre gekommen seyn. Da indessen nun einmal diese aus jüdischen Ideen entsprungene Lehre in mehrern neutestamentlichen Schriften liegt, und in den älteren dogmatischen Systemen für sehr wichtig gehalten worden ist: so läfst es sich Rec. gern gefallen, wenn hie und da der Scharfsinn sich an Beweisen ihrer Vernunftmässigkeit übt. IV. *Muss der Staat die Religionslehrer besolden?* Diese Frage wird mit überzeugenden Gründen bejahet. Rec. erinnert sich bey dieser Gelegenheit des jammervollen Zustandes mancher Dorfschulmeister, die keinen fixen Gehalt bekommen, sondern von den Bauern besoldet werden. Wie sehr werden ihnen bisweilen die paar Gulden, die sie erhalten, und die ärmlichen Mahlzeiten, die sie in verschiedenen Häusern der Reihe nach einnehmen müssen, verbittert; und wie oft ist den Aeltern schon diese Kleinigkeit zu viel für einen Lehrer ihrer Jugend! Würde es einem Prediger viel besser ergehen? —

Die *dritte Sammlung* enthält nur zwey Aufsätze: Man findet hier I. eine Fortsetzung und den Beschluss der Beantwortung der Frage: „Warum sagen sich Philosophen von Religion und besonders vom Christenthum los?" Die zu grosse Weitläuftigkeit abgerechnet, sagt der Vf. in diesem Aufsatze manche, wenn gleich nicht neue, doch beherzigungswerthe Wahrheit, bisweilen nicht ohne Salz, und Rec. ist in den meisten Behauptungen mit ihm einverstanden. Nur wird in die Stelle der Genesis: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde" ein viel zu hoher und geistiger Sinn gelegt. Sehr wahrscheinlich verband die frühere Menschheit mit dem Ausdrucke: *Bild Gottes* noch einen ziemlich sinnlichen und unphilosophischen Begriff. Eben diese Bemerkung gilt auch von der Aeusserung: „Der Mensch musste *den Thieren Namen geben*" und von dem Verbote, „nicht von dem Baume der Erkenntniss Gutes und Böses zu essen." Was einige andere Punkte in Absicht auf den Werth alttestamentlicher Schriften betrift, so scheint uns Hr. H. die zu machenden oder gemachten Einwürfe besser zu kennen, als sie befriedigend beantwortet zu haben. Rec. möchte auch den Dekalogus nicht zur Grundlage der Sittenlehre nehmen; wiewohl er's nicht leugnet, dass sich an diese, bisweilen in einem ganz andern Sinne ausgesprochene Gebote, gute moralische Ideen anknüpfen lassen. II. *Aus welcher Gegend der Philosophie muss man in das Christenthum übergehen?* (*Ph. an Aethophilus.*) Dieser gut geschriebene Aufsatz schliesst sich an den vorigen an, und enthält manche scharfsinnige Idee, ist aber keines Auszuges fähig. Auch da, wo Rec. anderer Meynung ist, als der Vf., gesteht er ihm doch gerne zu, dass er selbst gedacht und seinen Gegenstand von vielen Seiten erwogen habe. Mit der Schreibart des Vfs., die im Ganzen correct, fliessend und angenehm ist, würde man noch zufriedener seyn können, wenn er nicht gar zu viele ausländische Wörter, z. B. *abominabel, compromittirt, deferent, sensoriel, responsabel, disponirt, Assertion, Substrat, pensioniren, compensiren, reguliren* u. a. m. fast auf allen Seiten eingemischt hätte. Einige auffallende Druckfehler, wie *Unwesen* statt *Urwesen* in der dritten Sammlung wünschten wir hinweg.

## CHEMIE.

JENA, b. Mauke: *Praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie*, von D. *J. F. A. Göttling*, Prof. zu Jena. 1802. 444 S. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Ein sehr brauchbares Handbuch für den Anfänger nicht allein, sondern auch für den geübtern Chemiker, wie es sich von der grossen Erfahrung des Vfs. in diesem Fache und seiner Kenntniss der Literatur erwarten läfst. Man findet hier erstlich eine Anweisung zur Bereitung der gegenwirkenden und Auflösungsmittel. Sehr ausführlich geht der Vf. diese Mittel durch, und führt hin und wieder neue Versuche an; wodurch wir sie genauer kennen lernen. Die Zuckersäure schlägt die Talkerde aus ihren Auflösungen nicht nieder, wie manche behauptet haben, und kann daher sehr gut zur Scheidung der Kalkerde in vielen Fällen angewandt werden. Die Bereitung aus dem Sauerkleesalze sey nicht so kostbar, als aus dem Zucker durch Salpetersäure. Der Vf. glaubt, die blaue Farbe der Lakmustinctur rühre von einem Kali her, welches die ursprüngliche rothe Farbe in die blaue verwandelt habe, aber dieses ist nicht wahrscheinlich; denn es würde dann ein geringer Antheil von Säuren die Tinctur nicht röthen, sondern alles Kali müsste erst gesättigt seyn, auch würde Kohlensäure nicht so schnell aus ihr entweichen, da Kali sie stark genug zurück hält. Zur Prüfung auf Alkalien röthet er das blaue Lackmuspapier sehr zweckmäfsig mit Phosphorsäure. Das blausaure Kali lehrt er nach Westrumb zubereiten. Die Bereitung von Hahnemanns Weinprobe ist für den Anfänger nicht deutlich genug erörtert. Auch sind die Bedingungen nicht angegeben, unter welchen der Aether das Kautschutt auflöst. Ferner vermisst Rec. unter den gegenwirkenden Mitteln den thierischen Leim, welcher zur Scheidung des Gerbestoffs brauchbarer ist, als die Zinnauflösung. Dann folgt eine Anweisung zur Prüfung der im Handel vorkommenden chemischen und

phy

pharmaceutischen Producte in Ansehung ihrer Aechtheit. Ausführlich ist die Anweisung zur Eudiometrie, wobey ein neues Eudiometer beschrieben wird, in welchem Zinnamalgama das Sauerstoffgas aus der atmosphärischen Luft absorbirt. Es verdient die Aufmerksamkeit der Chemiker in einem hohen Grade, da es sehr bequem scheint. Wiederholte Versuche müssen entscheiden, ob es alles Sauerstoffgas verschluckt. Schade, dass die Beschreibung nicht für alle Leser deutlich genug ist. Die Untersuchung der Mineralwasser wird meistens nach Westrumb gelehrt. Der Vf. hat zwar Recht, dass es schwer ist, Salze durch Krystallisation genau zu scheiden; aber die Berechnungen nach Kirwans Angaben der Bestandtheile sind noch viel weniger sicher, und überdiess kann ein kleiner Fehler in jenen Angaben, bey dem Verketten der Schlüsse von grossen Folgen seyn. Die Untersuchung der Vergiftungen ist kurz behandelt. Bey Anweisung zur Prüfung der Mineralien ist der Vf. überall den besten Führern gefolgt, auch führt er immer sehr zweckmässig Untersuchungen bestimmter Fossilien als Muster an. Bey der Anweisung zur Untersuchung der Körper des Gewächsreiches würde Rec. den Extractivstoff sogleich unter die Bestandtheile gesetzt haben, welche sich nicht in kaltem wohl aber in warmem Wasser auflösen lassen; so wie den Eyweisstoff unter diejenigen, welche sich in kaltem Wasser, wenn es in gehöriger Menge angewendet wird, auflösen lassen. Denn durch die Scheidung beym Kochen verwandelt es sich in einen andern Körper. Auch hätte der Orleanstoff verdient genauer angezeigt zu werden; er unterscheidet sich doch wesentlich von dem Indigo durch die Auflösbarkeit in Kalien. Den Beschluss macht die Anweisung zur Untersuchung der thierischen Stoffe. Diese Bemerkungen zeigen, dass Rec. dieses Buch aufmerksam gelesen hat, und er hielt dieses um so mehr für nöthig, da eine baldige zweyte Auflage desselben ohne Zweifel die Folge der grossen Brauchbarkeit seyn wird, wodurch es sich empfiehlt.

* * *

Penig, b. Dienemann u. C. in Commiss.: *Allgemeiner Heyrathstempel für Verehlichte und Unverehlichte beiderley Geschlechts.* Jahrgang 1802. No. VI. 4 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. No. 147.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hadamar*, in d. neuen Gelehrten Buchh.: *Anleitung, trockene Hülsenfrüchte und andere Gewächse weich und schmackhaft zu bereiten*, von *Friedr. Christian Hergt*, Apotheker in Hadamar. 1802. 18 S. 8. (2 gr.) Die ganze hier angekündigte Kunst, Hülsenfrüchte und Gemüse bald weich zu kochen, besteht darin, dass man bey dem Kochen dieser Speisematerialen eine bis zwey Messerspitzen voll von dem reinen Pflanzen-Laugensalze in den Topf werfe. Der Vf. versichert, dass nach seiner eigenen Erfahrung Hülsenfrüchte ohne dieses Salz drey bis vier Stunden gekocht, und doch nicht vollkommen weich worden wären, welches dagegen mit Zusetzung dieses in allen Apotheken zu habenden und nicht theuren Salzes in einer Zeit von höchstens zwey Stunden geschehen könne. Nur ist zu bemerken, dass die Gemüse von allen faulen Theilen befreyet werden müssen, damit dieses Salz den Geschmack der Fäulniss nicht noch mehr erhöhe. Wird der säuerlich gewordenen Milch eine kleine Quantität dieses Salzes zugesetzt: so wird sie ohne Gerinnen sich kochen lassen. Ist die Milch über dem Feuer schon in griesartige Flocken geschieden: so löset sie sich in ihre vorige Mischung wieder auf. Ein gutes Hülfsmittel also für städtische Köchinnen, die das Sauerwerden der Milch nicht immer verhüten und sie mit einer süssen vertauschen können.

---

Literaturgeschichte. *Landshut*, b. Krüll: *Akademisches Dankfest auf der baierischen Ludwigs-Maximilians Universität zu Landshut* gefeyert den 4. 5. 6. 6. 7 Sommermonats 1802. Mit den bey dieser Gelegenheit gehaltenen Reden. 1802. 104 S. 8. (8 gr.) Diess akademische Dankfest war es im hohen Grade würdig, dem grossen Publikum und der Nachwelt durch den Druck bekannt zu werden, sowohl wegen seiner Veranlassung, als wegen seiner Zweckmässigkeit. Gottesdienst, gelehrte Uebungen und geschmackvolles Vergnügen wechselten auf eine zweckmässige Art mit einander ab. Am 4ten Junius war in der ehmaligen Dominicanerkirche der erste akademische Gottesdienst, wobey die Universität einen feyerlichen Aufzug hielt, und der geistliche Rath Dietl die schon besonders gedruckte Rede vortrug; Abends war Concert. Am 5ten Junius hielt derselbe geistliche Rath Dietl eine sehr zweckmässige Rede über die Wichtigkeit einer Universität (Beyl. II.); dann promovirte die Juristenfacultät den Landadvocaten Rottmanner und Oberamtmann Teutsch, die medicinische Facultät den Prof. Schelling in Jena, und die philosophische den Prof. Weiler am Lyceum zu München zu Doctoren. In den dabey gehaltenen Reden (Beyl. III. IV. V.) werden die Verdienste der promovirten Doctoren angezeigt. Hierauf waren früh und Nachmittags zwey juristische Disputationen, jede von zwey Candidaten, welche sodann zu Licentiaten der Rechte promovirt wurden: dabey hielt Hr. Hofr. *Fessmayer* eine sehr schöne Rede über die Vortheile der Jugendfeste (Beyl. VII.) Am 6ten Junius war eine prächtige und geschmackvolle Serenade mit Beleuchtung, und am 7ten Jun. ein grosser Ball, womit die Feyerlichkeit beschlossen wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1803.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Versuch eines theoretisch-praktischen Commentars über das peinliche Recht* nach des Herrn geheimen Raths und Kanzlers D. *Koch* zu Giessen Lehrbuche bearbeitet von *Ludwig August Schultes*, Amts-Commissar in Altenburg. Ohne Jahrzahl (1803). I. Theil. 295 S. gr. 8.

Einen Commentator eines juristischen Compendiums wird niemand mit grossen wissenschaftlichen Erwartungen in die Hand nehmen, zumal wenn er über ein Buch commentirt, das, bey allen seinen ehemaligen Vorzügen, hinter dem Zeitalter weit zurückgeblieben, und daher den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht mehr angemessen ist. Wenn man in der Vorrede hört, der Vf. sey durch die vortheilhafte Bearbeitung der Criminalrechtswissenschaft in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, besonders aber in dem letzten Jahrzehend, zu dem Plan, Hn. *Kochs* Compendium zu commentiren, verleitet worden: so kann man sich den Widerspruch zwischen *jener* Veranlassung und *diesem* Entschlusse vielleicht durch die Vermuthung auflösen, Hr. *S.* wolle in seinem Commentar durch treue Benutzung der vielen Berichtigungen und Bereicherungen, welche die Wissenschaft seit *Koch* erfahren hat, dem Commentirten selbst weiter helfen und ihn zu der höheren Stufe der gegenwärtigen wissenschaftlichen Cultur hinaufheben. Diess wäre ein sehr nützlicher Entschluss gewesen, besonders da es noch manche giebt, die in *Kochs principiis* die vollendete Wissenschaft zu besitzen meynen. Allein nur in dieser Vorrede, offenbar blos aus Hörensagen, ist von diesen Fortschritten der Wissenschaft die Rede, in dem Buche selbst ist davon kaum die kleinste Spur, die leiseste Ahndung zu finden. Wir wollen aber aus diesem Grunde allein den gegenwärtigen Commentar noch nicht verdammen, wir wollen mit seinem Vf. rückwärts gehen, und auf weiter nichts Anspruch machen, als auf ein ganz gewöhnliches Buch, das blos auf die gemeinen Bedürfnisse gemeiner um alles Wissenschaftliche unbekümmerter Praktiker berechnet ist. Auch diese Foderungen sind viel zu hoch; das Ganze ist durchaus eine wahre *Farrago* der verworrensten Gedanken, wo kein einziger gesunder Begriff zu finden ist, wo sich Unsinn auf Unsinn drängt, und die gröbste Ignoranz mit der tiefsten Geschmacklosigkeit überall vereinigt ist. Man kann aufschlagen, wo man will, die Beyspiele machen sich kaum den Rang streitig. Also: §. 12. „*Die den Gesetzen offen-„bar widersprechenden Handlungen desjenigen, welcher „ihnen gehorsamen musste, fasst der Begriff einer ge-„setzwidrigen Handlung in sich.* Die *Verschiedenheit „dergleichen Thaten veranlasset derselben Nichtigkeit „und Unregelmässigkeit.* Jede unerlaubte und verbo-„tene Handlung, sie mag auch nirgends als solche be-„zeichnet seyn, ist nichtig, aber keineswegs jeder-„zeit strafbar zu nennen. Sobald als eine verbotene „Handlung keinen Einfluss auf den Staat *und auf den „Verderb des Thäters in der moralischen Hinsicht selbst „hat*, sobald ist sie nur nichtig. — In dem Natur-„stande kann man nicht sagen, dass es Verbrechen „gäbe, *weil das Wort Verbrechen vor Existenz positi-„ver Strafe überflüssig war, indem alle gesetzwidrige „Handlungen, Beleidigungen und Läsionen einander „gleich waren.* In dem Naturstande muss so viel Sor-„ge getragen werden, dass einer die Rechte des an-„dern nicht verletzet, als er sorgen muss, dass die „seinigen nicht verletzt werden. Denn die Rechte „des andern müssen durch mich unbeschädigt bleiben, „eben so und in dem gleichen Grade als ich verlangen „kann, dass die meinigen unbeschädigt bleiben." Und so wird in diesem einzigen §. der verworrene Knaul des Unsinns noch lange abgewickelt. Doch können noch folgende Seltenheiten aus ihm herausgehoben werden. S. 97. wird vom *Dolus* gesagt: „Wenn ein „Mensch seine Sinnlichkeit zu befriedigen sucht, ihm „aber zur Erreichung seines Zwecks ein Strafgesetz „entgegensteht, welches er aber nicht achtet, und „sein Wille die Gesetze verachtet; so ist die Ver-„letzung derselben das Mittel, welches er sich bedie-„net, um seinen Zweck zu erlangen, und mithin" etc. Dass ein Vf., der so redet, der S. 100. sagen kann: „Nach der Natur der Sache wird jederman gewiss ei-„ne *indirecte Absicht annehmen*" und hinzusetzt: „es entsteht nur die Frage: ob sie *dolus* oder *culpa* zu nennen sey?" dass dieser gar nicht einmal wisse, wovon er nur redet, das ist wohl einleuchtend. Weiter! S. 101. heisst es von der *Culpa*, sie sey „der Entschluss „eine Handlung zu begehen, deren Gesetzwidrigkeit „man hätte einsehen können und sollen, aber um des-„willen nicht einsah, weil ein strafbarer und zu ver-„meiden gewesener Irrthum, die Einsicht hinderte. „Daher liegt bey jeder Culpa ein Irrthum, Unvor-„sichtigkeit, Uebereilung, Unbedachtsamkeit, Nach-„lässigkeit, zu grosse Sicherheit, Ungeschicklichkeit, „Schwachheit u. s. w. zum Grunde." (Trefflich! ist es das eine nicht, so ist es doch gewiss das andere.) — „In den Gesetzen wird auch der *culpae* gedacht." — „Die Sünde ist, nach S. 106. eine Uebertretung eines „göttlichen, in den menschlichen Gerichten nicht *straf-„barer*

„*baren Gesetzes.*" — Wer noch nicht weiss, was ein vollendetes Verbrechen ist, lerne von dem Vf. S. 116. „Diejenige Handlung, *auf welche unmittelbar nach den* „*Gesetzen die Strafe folgt*, macht eigentlich das voll- „brachte Verbrechen aus, nicht aber können es die „Umstände thun, die gewöhnlich mit der Vollbrin- „gung des Verbrechens verbunden sind, oder die auch „den *reatum* der Missethat grösser machen. — Es „muss daher bey einem jeden Verbrechen auf die *Qua-* „*lität* und Quantität gesehen werden, damit das wah- „re Verbrechen herausgebracht werden kann." Der Verbrecher macht zuweilen nur den „Anfang ein Ver- „brechen zu begehen. Dieser *Anfang einer gesetzwi-* „*drigen That*, diese Vorbereitung heisst *Versuch* (*co-* „*natus*)." Alles bisherige ist indess Kleinigkeit gegen S. 143, die an Unsinn alles übertrifft, was vielleicht seit vielen Jahren unsinniges gesagt worden ist. „In Hinsicht der Bestrafung werden die Verbrechen „nach römischen Recht eingetheilt, und zwar in Be- „ziehung auf das Recht Strafe zu fodern, welches „Befugniss entweder dem Staat (*delictum publicum*), „oder jedem Mitbürger (*delictum populare*), oder bloss „dem Beleidigten (*delictum privatum*) zusteht. Ausser „den Erfodernissen, die zu einem *delicto publico* ge- „hören, und die bereits erwähnt worden, will ich nur „noch bemerken, dass die Römer *dieses* mit keiner „öffentlichen Strafe belegten, weil sie hauptsächlich „auf die dem Staat zugefügte Beleidigung Rücksicht „nahmen: daher theilte man die *delicta publica* ein „in *capitalia* und *non capitalia*, folglich wurde auch „oftmals ein öffentliches Verbrechen mit blosser Geld- „strafe geahnet." — Dass es einem solchen Schriftsteller oft begegnen müsse, nicht einmal seinen Autor zu verstehen, den er commentirt, das läst sich im voraus vermuthen, und findet sich auch oft genug bestätigt. So versteht Hr. *S.* nicht einmal den einfachen §. 17. *Judicaturo de delictis inspiciendae sunt leges loci, ubi delictum commissum*, denn er bezieht ihn auf die Frage: *wo* ein Verbrechen bestraft werden solle, und ob *auswärts* begangene Verbrechen zu bestrafen seyen? Eben so könnte ein ganzes Verzeichniss von Beyspielen der unverzeihlichsten *Ignoranz* herausgehoben werden. Z. B. S. 109. „*eine Vervorthei-* „*lung in den Contracten ist kein Verbrechen. Denn der-* „*jenige, der dabey gewonnen hat, ist nicht einmal zur* „*Schadensersetzung verbunden, wenn nicht laesio ul-* „*tra dimidium vorhanden ist.*" S. 139. wird die *querela inofficiosi* zu den *Pönalklagen* und zwar zu den *actionibus quae meram vindictam spirant* gerechnet. „*Denn* die Enterbung ist eine Beschimpfung, und die „Erbschaft gehört noch nicht zu dem Vermögen des „Enterbten." — „*Delictum innominatum* ist, nach „S. 110. ein solches, welches die Gesetze mit keiner „gewissen und bestimmt angegebenen Benennung auf- „führen, und *hauptsächlich die Bestrafung desselben dem* „*Ermessen des Richters* überlassen." Hierauf wird S. 112. fortgefahren: „die Römer rechneten zu den benannten Verbrechen: *furtum*, *rapina*, *damnum* „und *injuria*. — Unbenannte Verbrechen waren *vis*, „*metus injectio*, *dolus*, *alienatio judicii mutandi causa*, „*alienatio facta in fraudem patroni*" u. s. w. Nun werden die Klagen hieraus angeführt und endlich bemerkt „wie wenig *brauchbar* nach unserer Gerichtsverfassung „diese *Klagen sind*, ist bekannt genug, *da wir — kei-* „*ne delicta privata, wie die Römer haben.*" Zum Nutzen und Frommen der studirenden Jugend sind auch Tabellen angehängt, die ein jeder in einer müssigen Stunde nachsehen sollte, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, was gewissen Scribenten möglich ist. Z. B. das Verbrechen im Allgemeinen wird so eingetheilt: es äussert sich *entweder* durch Vermeidung dessen, was nicht geschehen *sollen*, *committendo* (*verübtes Verbrechen*, *maleficium*) oder durch *Unterlassung dessen, was erfolgt ist — omittendo* (*verschuldetes Verbrechen*, *crimen in specie*). — Sogar die „Schriftsteller über das *peinliche Recht*" sind in eine Tabelle gebracht. Sie haben „*entweder* gesetzliche Gegenstände bearbeitet, *oder bürgerliche Arzneygelahrtheit*; jene heissen *juristische Autoren* oder *Commentatoren*, diese *medicinische Autoren*. Die juristischen Autoren haben *entweder* nach einem *System gearbeitet*, diese sind *autores proprie tales*, (wohin diejenigen gehören, die die *Carolina* zum Grunde gelegt haben,) *oder* nach *willkürlicher* Ordnung, die denn — *autores improprie tales* sind. Die Tab. IX. welche die Classification „der von dem gemeinen Menschenverstande beraubten Menschen" darstellt, möchten wir gern wenigstens in einzelnen *Haupttheilen zum Besten* geben, wenn wir nicht unangenehme und leicht mögliche Anwendungen befürchteten. Auch ist überhaupt schon genug gesagt worden, um den Vf. zu überzeugen, dass es auf jeden Fall besser für ihn wäre, bey Hn. *Koch* erst Criminalrecht und Pandecten zu hören, als ihn zu commentiren. Sollte der Vf. noch nicht diese Ueberzeugung erhalten haben, sondern wohl gar diese Anzeige unbillig finden, so will Rec. ihm und sich den Weg zur Ueberzeugung erleichtern. Hn. *S.* giebt Rec. die Erlaubniss, nur ein *einziges* Blatt, auf dem seine *eignen* Worte stehen, und von dem er glaubt, dass es wenigstens ohne grobe Fehler sey, herauszuwählen; Rec. wird ihn dann gewiss vollständig von der Wahrheit des allgemein ausgesprochenen Urtheils überzeugen können.

Leipzig, in d. Joachimschen Buchh.: *Vollständigere Anleitung zur gründlichen und förmlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften für peinlich Angeklagte oder Beschuldigte.* Mit Beyspielen von Neben- und Hauptdefensionen der mehresten und wichtigsten in dem peinlichen Gerichtshof vorkommenden Verbrechungsfällen (!) erläutert zum nützlichen Gebrauch angehender gerichtlicher Sachwalter. Ohne Jahrzahl (1803.) I. Band. 548 S. II. Band. 560 S. gr. 8.

Als Rec. mit einiger Aufmerksamkeit diesen Titel gelesen hatte, fiel ihm schnell ein *Handbuch des peinlichen Rechts* ein, das vor einigen Jahren erschienen war, und mit welchem damals fast alle gelehrten Blätter das juristische Publicum belustigt hatten. Das Buch wur-

wurde ihm noch verdächtiger, als er zwey Schmutztitel fand, auf denen der Name des Vfs. herausgeschnitten war, welches denn zu der ganz natürlichen Vermuthung führte, dafs dieses wohl aus Rückficht auf die fchlimmen an den Namen geknüpften *Omina* gefchehen feyn dürfte. Das beftätigte fich denn auch bald. Denn unter der Dedication fand fich — *Georg Heinrich Hodermann*. Dafs das vorliegende Buch, diefes *monftrum horrendum ingens*, ganz in dem Geift des oben belobten Handbuchs gefchrieben fey, dafür nur einige Beyfpiele, fo wie fie beym Auffchlagen des Buchs zu hunderten in die Augen fpringen. §. 1. „Die „Vertheidigung ift eine Aufführung rechtlicher tüchti„ger Gründe, welche kräftig und vermögend genug „find, den dem peinlich Angeklagten oder Befchul„digten durch den Criminalprocefs zuwachfenden „Schimpf und zu befürchtenden Nachtheil bey feiner „zeitlichen Wohlfahrt gänzlich abzuwenden. §. 2. „So vielerley gravirliche Handlungen und Thaten bey „dem peinlichen Procefs vorkommen; fo vielerley „giebt es auch Vertheidigungsarten, z. B. die Defen„fion *für* das öffentliche oder privat Gefängnifs, *für* „die Special-Inquifition" etc. — §. 65. „Der *Reini„gungseid* ift ein in peinlichen Fällen gewöhnliches „Hülfsmittel, die Wahrheit des von dem Inquifiten „angeblich nicht begangen haben wollenden Verbre„chens mit allen daffelbe begleitenden Umftänden zu „erforfchen, und in das helle Licht zu fetzen." Solcher Kram kann nur Mitleiden erregen. Dafür aber geben die mitgetheilten Formulare, die über drey Viertheile des Buchs ausmachen, einen reichen Erfatz durch die Beluftigungen, mit denen fie den Lefer unterhalten. Die Vertheidiger reden z. B. in ihren Defenfionen insgefammt in folgendem Gefchmack: §. 1. „Die jederzeit fromme und tugendhaft gelebte, „aber auf eine fo liftig als gottlofe Art und Weife zur „Unzucht verführte und entehrte vormalige Jungfrau „Henriette Amalia fcheinet ein durchaus unglückli„ches Schickfal in der Welt zu haben." Felfenherzen könnte die Defenfion diefer armen Unglücklichen erweichen, die wegen vorfätzlichen Abortirens in Unterfuchung ift. Sie erzählt, dafs fie in der „aller„fchönften Blüthe ihres Lebens von dem Pfad der Tu„gend abgetreten," dafs „die gütigfte Hand ihres gött„lichen Schöpfers fie mit fo herrlichen Leibes- und „Seelengaben ausgefchmückt habe," „dafs fie von „heimlichen, das Leben des Menfchen abfreffenden „Sorgen und Gram nach und nach ausgezehret, wahr„fcheinlich frühzeitig in das Grab gehen werde," weswegen fie billig mit der Strafe zu verfchonen fey u. f. w. Viel fchöne pfychologifche Bemerkungen kommen auch in den Defenfionen vor: z. B. Th. II. S. 409. „Welcher junge, gefunde und muntere Kerl von „30 Jahren mag wohl ftoifch genug feyn, um gar kei„ne Empfindungen der Wolluft zu haben, wenn ihm die „Gelegenheit darzu auf eine fehr eindringende Art „einladet, wo, wenn er fich derfelben nicht bedienet, „fein Vermögen zum Beyfchlaf höhnisch bezweifelt „wird. Ein Vorwurf, der wie die Erfahrung beftä„tiget, einer nicht aus Haut und Bein allein zufam„mengefetzten Mannsperfon, der empfindlichfte und „der am meiften anfpornend ift, gegeben wird. Die„fer wegen behauptet der Vater der *peinlichen* Rechts„lehrer *Carpzov*" u. f. w. In der That, wenn irgend einer unferer Schriftfteller den Namen eines *peinlichen* Rechtslehrers verdient, fo ift es Hr. *Hodermann*, den Rec., durch die peinlichen Wirkungen diefes Buchs auf das kräftigfte überzeugt, hiermit ausdrücklich für einen ächten Sohn des Vaters aller *peinlichen* Rechtslehrer anerkennt.

Erlangen, b. Palm: *Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutfchen Staatsrechts* von D. *Johann Ludwig Klüber*. 1803. 178 S. 8. (nebft einem Anhang über das römifche Kaiferthum und das Verhältnifs des deutfchen Reichs zu Italien. 12 S.) (15 gr.)

Diefe fchätzbare Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutfchen Staatsrechts (der dann erfcheinen foll, wenn fich die ftaatsrechtlichen Folgen des Secularifations- und Entfchädigungs-Wefens werden entwickelt haben) enthält folgende Vorerinnerungen diefer Wiffenfchaft: 1) Begriff, Abtheilung, Hülfswiffenfchaften des deutfchen Staatsrechts. 2) Culturgefchichte und Literatur des deutfchen Staatsrechts. 3) Quellen des deutfchen Staatsrechts. 4) Deutfchland in geographifcher und politifcher Beziehung. 5) Regierungsform und Hoheitsrechte. 6) Unterfchied der Stände und Staats-Subjections-Verhältnifs. 7) Staats-Religionsverfaffung.

Die ganze Schrift zeichnet fich durch einen grofsen Reichthum von Materien und literarifchen Notizen aus. Einige der erftern würden wir in den Lehrbegriff felbft verwiefen haben, als z. B. diejenigen Quellen des deutfchen Staatsrechts, die fich blofs auf einzelne Gegenftände deffelben beziehen, und erft durch deren Erläuterung ein gröfseres Licht erhalten. Selbft die Lehre von den Gränzen des deutfchen Reichs fcheint uns deswegen in das Syftem der Wiffenfchaft zu gehören, weil durch fie die ftaatsrechtliche Frage beantwortet wird: welches Volk in der deutfchen Staatsvereinigung begriffen, und dem Regenten derfelben zur Unterwürfigkeit verpflichtet ift.

Als Staatszweck wird §. 1. die Sicherheit angegeben, und diefer Begriff in einer beygefügten Note dergeftalt erläutert, dafs darunter Schutz der Rechte, Gemeinwohl, höchftmögliche Freyheit, rechtliche Freyheit der Staatsgenoffen begriffen, die Beglückungsgewalt aber ausgefchloffen fey. In diefer Erklärung fcheint uns theils eine Tautologie theils ein Widerfpruch zu liegen. Was die erftere betrifft: fo fehen wir nicht ein, wie man die höchfte in dem Staatsverein mögliche Freyheit von der rechtlichen Freyheit der Staatsgenoffen unterfcheiden könne. Letzterer aber fcheint uns darin zu liegen, dafs die Beförderung von dem Gemeinwohl, nothwendig eine Beglückungsgewalt vorausfetzt, wenn man nicht darunter die fchon angegebenen Begriffe von Sicherung der Rech

Rechte und Erhaltung der rechtlichen Freyheit verstehen will. — Das Völkerrecht wird genauer als in den bisherigen Lehrbüchern des deutschen Staatsrechts von dieser Wissenschaft getrennt, und ihm daselbst nur in so fern ein Platz verstattet, als es auf die innern Staatsverhältnisse bedeutenden Einfluss äussert. — Unter den Quellen des Privatrechts der Fürsten werden *allgemeine Familien-Observanzen* der Regenten-Häuser in Deutschland angeführt, deren Existenz sehr zweifelhaft seyn dürfte. Dagegen wird mit Recht (gegen die gewöhnliche *Pütterische* Meynung) ebendaselbst behauptet, dass selbst dann, wenn Gegenstände des Privatrechts der Fürsten in den Staatsgrundgesetzen bestimmt wären, sie darum nicht aufhören würden, Privatrecht zu seyn. — In der Culturgeschichte des deutschen Staatsrechts fängt der Vf. die neueste Periode mit dem Westphälischen Frieden an. So gross auch dessen Einfluss auf das deutsche Staatsrecht selbst war, so wirkte er doch nicht unmittelbar auf die Cultur dieser Wissenschaft, und möchte daher keine ganz schickliche Epoche für die Literaturgeschichte seyn. — Zu den Nebenquellen des Reichsstaatsrechts zählt der Vf. auch das *besondere* Territorial-Staatsrecht und das Privatrecht der Fürsten, worüber wir eine Erklärung gewünscht hätten, weil wir nicht einsehen können, wie diese Rechte irgend eine analogische Bestimmung für das Reichsstaatsrecht geben können. Ferner scheint uns die §. 41. aufgeworfene Frage: wem das Entscheidungsrecht bey streitiger Analogie gebühre, überflüssig zu seyn, indem die Grundsätze, welche bey Beantwortung derselben in Betrachtung kommen, die nämlichen sind, die bey der Auslegung eines jeden streitigen Reichsgesetzes statt finden. — Ueber die Anwendung des römischen Rechts auf die deutsche Staatsverfassung wird die Regel angegeben, die auch mit unserer Ueberzeugung völlig übereinstimmt: dass es nur in Ansehung der *besonders angenommenen* Lehre von der Fiscalgerechtigkeit und einigen Regalien als Quelle dienen kann; welches wir deswegen bemerken, weil ihm die meisten neuern Publicisten einen grössern Gebrauch verstatten. — Die bekannte in unsern Zeiten aufs neue zur Sprache gekommene Streitfrage: ob in dem 4ten Artikel des Ryswicker Friedens eine stillschweigende Cession des ganzen Ober- und Nieder-Elsasses liege, wird vom Vf. mit Anführung der *Leistischen* Schrift über diesen Gegenstand bejaht; Zweifel gegen diese Behauptung findet man in einer neuern nicht angeführten Abhandlung unter dem Titel: *Jahn Reflexions sur le vrai sens de l'article IV, du traité de Rysvic touchant les droits de l'Empire en Alsace avec un examen des argumens employés par Mr. Leist pour donner au même article une interpretation contraire. Vien.* 1797. 8. In der Lehre von der Regierungsform des deutschen Reichs wird mit Recht dessen monarchische Eigenschaft, die erst wieder in unsern Zeiten häufige Angriffe erfahren hat, in Schutz genommen. So sehr der Vf. in dieser Rücksicht mit *Pütters* System übereinstimmt, so sehr weicht er dagegen von demselben bey der Eintheilung der Regierungsrechte ab. Obgleich indessen die von ihm gewählte durch eine grössere Einfachheit und Klarheit sich empfiehlt: so sind doch manche Regierungsrechte unter einer falschen Rubrik aufgeführt. So wird z. B. das Commerz-Post-Münz- und Concessions-Regal zu der Finanz- und Cameralhoheit gezählt, da doch diese Rechte aus der Polizeygewalt abgeleitet werden müssen, indem die Einkünfte, welche aus der Ausübung dieser Rechte entspringen, bloss eine zufällige Folge solcher Anstalten sind, die zur allgemeinen Wohlfahrt des Staats gereichen. — Dasjenige Hauptstück, welches von der deutschen Religionsverfassung handelt, wird nach dem neuesten Entschädigungsplan mancher Veränderungen und Zusätze bedürfen.

* * *

Chemnitz, b. Tasché: *Oswald oder das Häuschen im Schwarzwalde* von *Augustini.* Zweytes Bändchen. 1802. 380 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 89.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Erfurt*, b. Siering: *Winke, wie man Kinder im schriftlichen Gedankenvortrage üben, und ihnen die sonst trockenen Schreibestunden angenehm und nützlich machen könne.* Ein Neujahrsgeschenk für fleissige Kinder, zunächst der Predigerschule. 1803. VIII. und 78 S. 8. (8 gr.) In diesen Winken fodert Hr. Candid *Pfeifer*, welcher sich am Schlusse der Vorrede als Vf. nennt, seine Schüler und Schülerinnen auf, ihre Namen und andere einzelne Wörter zu schreiben, fehlerhaft geschriebene Erzählungen zu verbessern, Zeitwörter mit Nennwörtern etc. zu verbinden, aus einzelnen Wörtern kleine Sätze zu bilden, Gedichte in Prose umzusetzen etc. Beyläufig werden einige allgemeine Sprachbemerkungen und Regeln zum Verfahren bey den aufgegebenen Arbeiten mitgetheilt. Hätte der Vf. ein wirklich zweckmässiges Kinderbuch liefern wollen, welches bey den vielen vorhandenen Vorarbeiten in diesem Fache eben nicht schwer seyn konnte: so hätte er seine Materialien nicht nur sorgfältiger auswählen und die Aufgaben natürlicher ordnen, sondern auch die für den Lehrer hie und da eingestreueten Winke weglassen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 25. Julius 1803.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, b. Korn d. Aelt.: *Annalen der neuesten brittischen Arzneykunde und Wundarzneykunst.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gotthelf Friese*, ausübendem Arzte zu Breslau. *Erster Band. Zweytes Stück.* Mit zwey Kupfern. 1802. 9½ Bogen. gr. 8. (18 gr.)

Das *erste* Stück dieser Sammlung ist bereits in der A. L. Z. 1802. Nr. 336 angezeigt. In dem gegenwärtigen findet man folgendes: I. Abtheil. *Ausführliche Abhandlungen.* 1) *Einige* (drey) *Krankengeschichten und Bemerkungen, den innern Wasserkopf betreffend*, vom Dr. *W. Whyte*, Arzt am Bath City Dispensary. Eine Menge eigner Beobachtungen machen es dem Vf. wahrscheinlich, dass die Krankheit äusserst selten von blosser Schwäche, als primairer Ursache, herrühre, sondern dass die Schwäche vielmehr Wirkung eines vorhergegangenen Excesses in den Verrichtungen des arteriösen Systems sey. Die genaue Analogie zwischen den die Entzündung charakterisirenden Symptomen und denen, die den ersten Zeitraum der acuten Species des inneren Wasserkopfes bezeichnen, nebst den oft heilsamen Wirkungen des Blutlassens und der gewöhnlich entzündlichen Beschaffenheit des abgelassenen Blutes, sind die stärksten Beweise, dass die Krankheit eine wirkliche Entzündung sey. Der erste Zeitraum derselben wird von einer erhöheten Sensibilität des Gehirns begleitet, wie der heftige Schmerz dieses Organs, das schmerzhafte Gefühl in den Augen, und die ähnliche schmerzhafte Wirkung irgend eines Geräusches auf das Gehörorgan beweisen. Einen andern Beweis giebt der Ausgang der Entzündung durch Ergiessung in andere Höhlen. Die Nothwendigkeit des Aderlassens ist daher nicht dringend genug zu empfehlen. Man sollte damit so lange fortfahren, bis die Absicht, die örtliche Congestion und die Action der Arterien zu vermindern, offenbar erreicht ist. Selbst dann, wenn sich schon die Symptome, die den zweyten Zeitraum charakterisiren, zu äussern anfangen, räth der Vf. wenigstens zu örtlichen Aderlässen, weil man hier Ursache hat, zu besorgen, dass zuweilen durch eine blosse Ausdehnung der Gefäfse dieselbe Wirkung, als die, welche bey Ergiessungen Statt findet, hervorgebracht wird. Das Aderlassen bringt zuweilen plötzliche Besserung zuwege. Auch Ausleerungen sind nöthig, nicht allein darum, weil sie den Antrieb nach dem Kopfe vermindern, sondern vorzüglich deswegen, weil die Symptome, die blos von Unreinigkeiten in den ersten Wegen entstehen, denen ähnlich sind, die bey dem Wasserkopfe vorkommen, und oft durch jene bald gewichen sind. Auch Blasenpflaster sind zweckmässig. Selbst im entzündlichen Zeitraume überwiegt die Absonderung, die sie aus den Gefäfsen des Kopfes veranlassen, bey weitem ihre reizenden Wirkungen auf das System der Gefäfse und Nerven. Das Ceratum Sabinae ist einer Fontanelle vorzuziehen, da es minder beschwerlich ist, und eine hinlänglich absondernde Oberfläche erregt. Der Digitalis bediente sich der Vf. oft mit Nutzen. Stimulantia schaden natürlich im ersten Zeitraume der Krankheit; nach starken Ausleerungen aber können sie die Action des absorbirenden Systems mehr, als die absondernden Mittel, vermehren. Von dem Queckfilber sah der Vf. nie, ausser in Verbindung mit der Digitalis, gute Wirkung. — Dieser Aufsatz ist aus dem dritten Bande des *physical and medical Journal* genommen. 2) *Geschichte eines kalten Brandes der Zehen und des Fusses*, von dem Wundarzte *Kentish* zu Newcastle am Tynefluss. (Aus *Beddoe's Contributions.*) Man sehe die Anzeige davon in unsern Blättern vom Jahr 1800. B. IV. St. 317. S. 300 f. 3) *Beschreibung einer Ruptur der Gebärmutter*, vom Dr. *Joh. Sims* zu London. (Aus dem achten Bande der *Medical Facts and Observations.*) Ein lehrreicher Fall. Am 11 May bekam die Schwangere Geburtsschmerzen, und die Wehemutter versicherte, es sey Alles in gehöriger Lage. Am folgenden Morgen war die Frau sehr krank, und es erfolgten gar keine Wehen. Ein zugerufener Geburtshelfer und der etliche Tage später geholte Vf. konnten keine Spur eines Kindes im Uterus oder in der Bauchhöhle entdecken. Der Bauch war sehr gross und hart anzufühlen und die Geschwulst begränzt, wie in der Schwangerschaft; allein sie senkte sich im Liegen eben nicht auf die hängende Seite. Zwar beklagte sich die Kranke über ein Gefühl von grösserer Schwere in der einen, als in der andern Seite, aber diess Gefühl veränderte sich nicht bey'm Umwenden im Bette. Jedoch war ein sehr übelriechender Ausfluss aus der Mutterscheide zugegen, mit dem nach einigen Tagen etliche Haare, Nägel und Fingerknochen eines völlig reifen Foetus abgingen, der aber zu Ende der dritten Woche des Junius fast ganz aufhörte. Auch die übrigen Beschwerden der Kranken nahmen nun immer mehr ab; das aufgedunsene Gesicht und das Oedem der unteren Extremitäten hatten sich gänzlich verloren; der Umfang des Bauches war sehr vermindert, Appetit, Kräfte und Heiterkeit nahmen schnell zu; kurz die Frau schien am 1 Julius im Zustande der Genesung zu seyn, und konnte einen grossen Theil des

des Tages sitzend zubringen. Am 5ten machte sie sich, unbedachtsamer Weise, eine starke Bewegung durch Fahren, und am 7ten starb sie. Durch die Section entdeckte man sogleich fast alle Knochen eines völlig ausgetragenen, vielleicht auch etwas kleineren, Foetus. Sie waren aller ihrer Bekleidungen völlig beraubt, von einander getrennt, und in einen vollkommen runden Klumpen zusammengeballt, der ohngefähr die Gröfse einer Mannsfaust hatte, und durch eine schwarze pechähnliche Substanz zusammengeleimt war. Diese Knochenmasse umgab ein häutiger Sack von schwarzer Farbe, dessen innere Oberfläche völlig glatt war, und der von aussen mit allen angränzenden Theilen zusammenhing. Auf diese Art hatte sich eine vollkommene Höhle gebildet, welche die Knochen enthielt und in keiner Gemeinschaft mit der des Unterleibes stand. Der vordere Theil dieser Höhle wurde durch die hintere Fläche der Urinblase und die innere Fläche des Bauchfelles der Wände des Unterleibes bis zum Nabel hinauf begränzt; der Obertheil und die Seitentheile durch die daran stofsenden Theile der Gedärme und das Netz, welche durch widernatürliche Adhäsionen fest damit zusammenhingen; und der Hintertheil durch die vordere Fläche der Gebärmutter und durch den grofsen Bogen des Colon, der aus seiner natürlichen Lage heruntergedrückt und mit seinem unteren Rande fest mit dem Grunde der Gebärmutter verwachsen war. Alle in dem Sacke enthaltenen Knochen befanden sich in dem oberen Theile desselben, wo sie auf dem Rande des Beckens auflagen. In dem vorderen Theile des Gebärmutterhalses bemerkte man einen ungefähr ¾ Zoll langen Rifs durch ihre Substanz, dessen Ränder sich einander fast berührten, aber in einem schwärenden Zustande waren und sich nicht zur Heilung anzuschicken schienen. — Der Vf. vermuthet, dafs manche von den vermeyntlichen aufser der Gebärmutter vorkommenden Schwangerschaften nur Fälle gewesen seyn mögen, wo der Uterus zerrissen worden war. Wäre der Rifs bey der gegenwärtigen Kranken geheilt: so würde das Kind, unter den angezeigten Umständen, wahrscheinlich lange, ohne eben sehr in Fäulnifs zu gerathen, in der Höhle des Unterleibes geblieben seyn, und Keiner einst bey der Untersuchung nach dem Tode vermuthet haben, dafs dieses Kind je in der Höhle der Gebährmutter gewesen wäre. 4) *Ein tödtlicher Fall eines Bruchs, wo einige Eingeweide des Unterleibes in die Brusthöhle eingeklemmt waren*, vom Dr. *John Clarke*. (Aus dem zweyten Bande der *Transactions of a Society for the improvement of med. and chirurg. knowledge.*) Hierzu gehören die beiden Kupfertafeln. Der Fall ist schon aus dem Originale in unsern Blättern (Rev. d. Liter. Jahrg. II. B. II. St. 149. S. 564.) angezeigt worden. 5) *Geschichte einer merkwürdigen Geschwulst zwischen dem Mastdarm und der Mutterscheide*, von *Jeaffreson* zu Islington. (Aus dem *London medic. Review and Magaz.*) Eine Krankengeschichte, bey der die Hauptsache, die Festsetzung der bestimmten und richtigen Diagnosis, fehlt. 6) *Geschichte einer Lungenschwindsucht, deren Zufälle durch einen hinzugekommenen Typhus gänzlich unterdrückt wurden*, von dem Wundarzte *Thom. Chevalier* (Eben daher.) Die letztere Krankheit lief tödtlich a[b]. 7) *Geschichte und Behandlung einer Hautkrankheit welche zu Uxbridge und in der Nachbarschaft herrschte*, von dem Wundarzte *Edlin* daselbst. (Eben daher.) Der Vf. hält sie für eine Complication der Krätze mit einer Art Herpes. 8) *Ein Fall, wo der Kopf einer Tabackspfeife in dem Oesophagus stecken blieb*, (erzählt, aber nicht selbst beobachtet) vom Dr. *Buchan* d. J. in London. (Eben daher.) Die Sonde gelangte ohne Schwierigkeit bis in den Magen, doch schien sie beym Zurückziehen an etwas im Anfange der Speiseröhre zu stofsen. Der Kranke konnte flüssige Sachen verschlucken, aber keine festen Substanzen ohne heftige Schmerzen. Dabey war ein fast unaufhörlicher Reiz zum Husten da, der in einer horizontalen Lage des Kranken zunahm, und am 22sten Tage nach dem Unfalle auf einmal den Pfeifenkopf heraustrieb. Der Vf. vermuthet, dafs bey'm Ueberschlingen der Pharynx nach der Seite hin ausgedehnt worden sey und so einen temporairen Sack zur Aufnahme des fremden Körpers gebildet habe.

II. Abtheil. *Kurzgefafste Nachrichten. Ueber verschiedene Mineralquellen in den nordamerikanischen Freystaaten*, vom Obristen *Tatham*. (Aus dem dritten Bande des *Commercial Agricultural and Manufacturer's Magazine?*) *Anzeige von des Wundarztes Astley Cooper's Abhandlung über die gute Wirkung, welche die Perforation der membrana tympani auf den Sinn des Gehörs hervorbringt.* (Aus dem *phys. and med. Journal*, Vol. IV.) Sie sey indicirt, wenn man im Stande ist, Luft oder Rauch von dem Munde durch das äufsere Ohr zu treiben. *Elastische Patent Bruchbänder von der Erfindung der HH Egg und Walker zu London.* (Aus dem *London medic. Rev. and Magaz.*) Sie bleiben, ohne alle Riemen, blofs durch die Stärke der Feder vollkommen in ihrer Lage. *Des Apothekers W. Smyth in London neue biegsame metallische Catheter und Bougies.*

III. Abtheil. *Literarische Nachrichten.* 1) *Die verschiedenen medicinischen Societäten in London betreffend.* 2) *Medicinische und chirurgische Vorlesungen in London*, in den verschiedenen Instituten. 3) *Kritische Uebersicht der neuesten und vorzüglicheren Schriften brittischer Aerzte.* 4) *Nekrolog. William Cruickshank.*

PRAG, b. Widtmann: *Anweisung zur zweckmäfsigen zierlichen Leichenöffnung und Untersuchung*, von *Joseph Anton Oechy*, der Weltweisheit und Arzneykunde Doctor, Magister der Augenkrankheiten, Prosector der Zergliederungskunst(?) an der Karlferdinandäischen Universität zu Prag. 1802. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Dieses Werkchen füllt eine wichtige Lücke aus, welche die meisten gerichtlichen Chirurgen vielleicht kaum ahnden, der gerichtliche Arzt hingegen oft desto lebhafter

hafter empfindet, wenn er sieht, wie sehr es jenen häufig an genauen anatomischen Kenntnissen, an Fertigkeit der Hand, und gehörigem Anstande bey Verrichtung einer Section fehlt. Es verdient daher von jenen fleissig studirt und selbst von diesem als *ein liber memorialis* für manches, was etwa der eigentliche Erwerbszweig, die Praxis, in den Hintergrund seines Gedächtnisses durch die Länge der Zeit gestellt haben mag, und zur Zurechtweisung seines Wundarzes benützt zu werden. Die Einrichtung ist in dieser Rücksicht desto zweckmäsiger, da sie zugleich die Ordnung der darzulegenden Theile lehrt oder in Erinnerung bringt, und zugleich ist der Vortheil damit verbunden, dass das Werk nicht voluminös und nicht kostbar ist. Zuerst wird von den *Eigenschaften des Leichenöffners und Untersuchers* gehandelt, dann von den *Eigenschaften der Leiche*, darauf von den *Eigenschaften des Orts, wo die Leiche eröffnet wird*, und endlich *von den schneidenden Werkzeugen und Geräthschaften, die zu diesem Zwecke gebraucht werden.* Alsdann folgt die vollständige *Anweisung zur äusseren und inneren Untersuchung der Leiche;* und in einem *Anhange* werden die *Eigenschaften des schriftlichen Aufsatzes und der Nutzen der Untersuchung* erörtert.

Statt weiter in das Detail zu gehen, fügen wir einige Anmerkungen bey. Die Regel, nach Umständen die Hände mit Oel zu „beschmieren," einen in Essig getauchten Schwamm vor die Nase zu binden, das Zimmer zu durchräuchern, etc. möchten wir doch auf keine Weise geradezu für wenig nutzbar und gar überflüssig (S. 27.) erklären: dem gerichtlichen Arzte kommen oft Cadaver von einer Beschaffenheit vor, die der blosse Anatom vielleicht gar nicht kennt. Eben so ist es, aus mancherley Ursachen, bey legalen Sectionen oft unmöglich, das Maass von einer in dieser oder jener Höhle enthaltenen Flüssigkeit *genau* anzugeben, wie S. 73. verlangt wird; man muss sich dann begnügen, es ungefähr zu schätzen. Was S. 124. von der Lungenprobe und im Anhange von den Eigenschaften des Obductionsberichtes gesagt wird, ist doch zu wenig und unzureichend: am letztern Orte sind die sogenannten Formalien ganz mit Stillschweigen übergangen. Dass (S. 181.) nur einerley Sprache im Berichte herrschen und alle Kunstwörter deutsch ausgedrückt werden sollen, ist eine Foderung, die wir aus mehreren Gründen nicht billigen können. Allerdings würde es lächerlich und ekelhaft seyn, deutsche Namen, die jeder kennt, z. B. Magen, Leber, Urinblase, Schenkelknochen, Rippen, Herz, Lunge u. s. w. lateinisch hinschreiben zu wollen; allein Jeder fühlt auch gewiss, dass es weit weniger auffallend, ermüdend und widerlich ist, allgemein angenommene lateinische Kunstwörter zu lesen, als z. B. folgende, deren sich der Vf. bedient: *Obernierendrüse, fachichte Körper der männlichen Ruthe, das cöliakische oder bogenförmige Oberbauchnervengeflecht, unparige Vene, Brustfellsäcke, Brustschlüsselzitzenmuskel, Rabenzungenbeinsmuskel, Griffelzungenbeinsmuskel,* u. dgl. Ueberhaupt würde eine grössere Reinigkeit der Sprache und Orthographie die Schrift noch mehr empfehlen. So lieset man durchgängig: *chyrurgisch;* dagegen S. 51 *simmetrisch;* S. 25. 63 *Aufschärffungen* der allgemeinen Decken; S. 31 *Gekielfe;* S. 35 *die Lichte,* st. die Helle; S. 49 *Schäffe und Pottiche;* S. 50 *in Sack* (in die Tasche) stecken; S. 52. 113 *Brustkorb;* S. 65 und *übergeht* dann zur Brust; S. 73 *Sulze;* S. 80 *befiehlt*, st. befühlt, S. 167 jedoch *obwaltet* bey dieser Abnahme diese Unbequemlichkeit; u. s. w.

Wien, b. Wappler u. Beck: *Abhandlungen und Versuche geburtshülflichen Inhalts*(,) zur Begründung einer naturgemäsen Entbindungsmethode und Behandlung der Schwangeren, der Wöchnerinnen und neugebornen Kinder, nach den an der öffentlichen Entbindungsschule am Wiener allgemeinen Gebährhause gemachten Erfahrungen und gesammelten Beobachtungen, von Dr. *L. J. Boer. Ersten Bandes erster Theil.* 1802. 179 S. 8.

Dieses Bändchen wird auch als *zweyten* Bandes erster Theil ausgegeben, und ist als Fortsetzung der in dem vorigen Jahrzehend erschienenen drey Bändchen (s. Ergänzungsblätter 2ter Jahrg. Nr. 98.) anzusehen. Das damals gefällte Urtheil kann auch jetzt in vollem Maasse gelten. Diese Abhandlungen enthalten sehr brauchbare Ideen. In dem *Vorbericht* I. vertheidigt sich der Vf. gegen Osianders Angriffe, ohne jedoch Hn. O. zu nennen. II. *Bemerkungen über das Unterbinden der Nabelschnur und in wie fern die Unterlassung desselben dem neugebornen Kinde nachtheilig sey.* Wenn man die Nabelschnur gleich unmittelbar nach der Geburt, noch ehe die Pulsation der Nabelschnurgefässe lange genug aufgehört hat, abschneidet, ist die Unterlassung für das Kind sehr gefährlich. Hat die Pulsation aber schon lange aufgehört, sind die Gefässe zusammengedrückt und mehr abgequetscht oder abgerissen als abgeschnitten: so wird bey dem neugebornen Kinde eben so wenig der Tod auf die unterlassene Unterbindung der Nabelschnur erfolgen, als er sich bey neugebornen Thieren einstellt. III. *Ueber eine noch unbeschriebene Art von Blutfluss bey Gebärenden.* Zerreissung eines Blutgefäsees in der Mutterscheide oder dem umliegenden Zellgewebe, mit oder ohne Zerreissung der Mutterscheidehaut selbst. Der Zufall ist selten. B. hat ihn einigemal und zwar immer auf der rechten Seite der Mutterscheide bemerkt. IV. *Aphorismen vermischten praktischen Inhalts.* Sehr interessant, mit unter zugleich sehr originell aufgestellt. Z. B. 6. Es ist nichts so zuträglich, eine gesunde Kindbetterin krank zu machen, als sie eine strenge Diät halten und nebenbey noch Abführungsmittel nehmen zu lassen. (Ja wohl! Ja wohl!) 10. Es giebt Länder, wo man um nichts mehr für ein kleines Kind in die Kost zahlt, als für einen jungen Hund; und doch wundert man sich, wie die Kinder so häufig in der Kost sterben. V. *Ueber die Säugung und die Behandlung der Brüste.* Sehr vernünftige Grundsätze. Nur in einer Nebenbemerkung zu diesen Grundsätzen kann Rec. nicht mit dem Vf. übereinstimmen, dass das Kind immer neben der Mutter im

Bette liegen und so des mütterlichen Dunst- und Wärmekreises geniessen solle. Die Vergleichung, dass das Kind derselben, wie das junge ausgekrochene Hühnchen noch der deckenden Brutwärme der Fittige seiner Mutter bedarf, ist nicht ganz passend. Die Atmosphäre wird in dem Bette durch Lochien zu sehr verdorben, der Dunst der Lochien wirkt beitzend auf die Augen des Kindes, und das Kind ist wirklich in Gefahr, von der Mutter im Schlafe erdrückt zu werden. Rec. würde daher immer zu einem eignen Lager für das Kind rathen. VI. *Von widernatürlichen Geburten und der Wendung.* Unter allen weit die wichtigste Abhandlung, die mit jedem Satze den erfahrnen und denkenden Geburtshelfer verräth, aber keines kurzen Auszuges fähig ist. VII. *Uebersicht der Vorfallenheiten an der Wiener praktischen Schule der Geburtshülfe vom 1sten Januar 1793 bis letzten Decbr. 1800.*

| | | | |
|---|---|---|---|
| Im Jahr 1793 | fielen vor 1137 | Geburten, starben Mütter | 32 |
| 1794 | — — 1117 | — — — — | 6 |
| 1795 | — — 1059 | — — — — | 31 |
| 1796 | — — 1093 | — — — — | 16 |
| 1797 | — — 1142 | — — — — | 4 |
| 1798 | — — 1107 | — — — — | 5 |
| 1799 | — — 1188 | — — — — | 17 |
| 1800 | — — 1156 | — — — — | 32 |

Gesichtsgeburten ohne Ausnahme wurden mit bestem Erfolge für Mutter und Kind der Natur überlassen. Unter mehr als 200 derselben wurde nur eine einzige mit der Zange beendigt. Alle andre Kinder, bis auf drey (von denen aber zwey schon vor der Geburt abgestorben waren) kamen lebendig und gesund zur Welt. — Alle Steifs- Fuss- und Kniegeburten wurden von den Naturkräften beendigt, und nur bey schwerer und langwieriger Entwickelung des Kopfes leistete zuweilen die Kunst Hülfe. Wegen Schiefstehen des Muttermundes oder des Kindeskopfes ward *nie* künstliche Hülfe angewendet. — Hier sind Resultate einer vernünftigen Behandlung. Die Anzahl der diese Jahre hindurch an dem Institute gewesenen Schüler und Schülerinnen vom Inn- und Auslande beträgt gegen *dreytausend.* Es ist also wohl zu hoffen, dass die hier stattfindende *der Natur so sehr gemässe Behandlungsart* sich immer mehr, zum Besten des weiblichen Geschlechts, verbreiten werde.

## KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Feyerabende,* oder Erzählungen und Unterhaltungen über allgemeine Gegenstände des gemeinen Lebens für das zarte Kindesalter, von *C. A. Seidel,* Lehrer in der Töchterschule zu Dessau. *Zweyter Theil.* 1802. 216 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Kleine moralische Erzählungen wechseln auch in diesem Bändchen — das erste ist bereits A. L. Z. 1801. Nr. 165 recensirt worden — mit Belehrungen über Gegenstände der Natur und Kunst, als über die gewöhnlichen Getränke; über Verfertigung der Töpfe, des Glases u. a. ab. Für das zarte Kindesalter, welches allerdings ein sehr unbestimmtes Lebensalter ist, dürfte doch wohl manche hier gegebene Belehrung, wie S. 188 über das Schiff, zu hoch seyn. Auch ist der Ausdruck nicht durchgängig mit der, in solchen Schriften besonders nöthigen Genauigkeit gewählt, wie S. 44: Die Gespenster sehen solche Menschen, welche etc. anstatt: Gespenster werden nur von solchen Menschen gesehen etc. Sonst gehört dieses Büchelchen zu den nicht ganz misslungenen Kinderschriften.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Würzburg,* b. Sartorius: *Die Thätigkeit für Menschenwohl, der Grund eines seligen und ruhigen Todes.* Eine Predigt, gehalten bey der von den sämmtlichen Akademikern der Julius-Universität zu Würzburg d. 15 März 1803 veranstalteten *Todesfeyer* des allgeschätzten Herrn D. und Prof. *Joseph Dömling.* Geweyht dem Andenken desselben von *K. H. Burkard,* der Philos. Dr., Domprediger zu Würzburg. 26 S. 8. Der grösste Theil dieser zweckmässigen Predigt enthält eine warme Schilderung des frühe verstorbenen verdienst- und hoffnungsvollen Dömlings. Geboren d. 13 Jan. 1771, ein Sohn armer Landleute, zeichnete er sich bey der bischöflichen Visitation auf dem Lande und hierauf in der wohlthätigen Anstalt des unvergesslichen Fürstbischoffs, Franz Ludwigs, in dem Museum des Juliushospitals als vorzüglich aus, wurde von dem damaligen Kapellan des Spitals, dem jetzigen geistl. Rath, Dr. Feder, mit treuer Hand, selbst an der Klippe, wider seine Neigung in die Schranken des Klerus eintreten zu müssen, vorbey geleitet, und alsdann von dem vorigen, wie noch von dem jetzigen Fürstbischoff, zum Studium der Medicin milde unterstützt. Zu Wien und Jena bildete er sich zu einem prüfenden Freunde der neueren Verbesserungen in der Heilkunde und bereiste alsdann noch Berlin, Halle, Göttingen, in medicinischer Rücksicht. Er kam zu Würzburg bald in volle Thätigkeit als akademischer Lehrer (Prof. der Physiologie), Schriftsteller und praktischer Arzt. In jedem Verhältnisse belebte ihn eine treue, ächtreligiöse Thätigkeit. Seit einem Jahre aber fühlte er, bey einem blühenden und gesunden Aussehen, dass er kränker als alle seine Patienten sey. Er starb an einer Lungenkrankheit. Seine Thätigkeit, wie der Vf. versichert, hatte seine Lebenskräfte in der Blüthe seiner Jahre verzehrt. — Aus der ganzen Rede lernt man ihren Vf. als einen gefühlvollen und vorurtheilsfreyen Kanzelredner kennen. „Wenn dein Geist, unsterblicher Dömling! (ruft Er gegen das Ende aus) auf unsre *Julia* wirkt: so wird er alle ihre Bürger durch Streben nach Thätigkeit für das Wohl der Menschheit, wo nicht zu dem Ziele des nämlichen Ruhms, doch zum ähnlichen der seligen Unsterblichkeit führen!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 26. Julius 1803.*

## PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: Dr. *Joh. Christian Oersted's Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphysik*, nebst Bemerkungen über einzelne Theile derselben; herausgegeben von Dr. *M. H. Mendel.* 1802. 56 S. 8. (5 gr.)

Der Herausgeber dieser kleinen gehaltreichen Schrift ist ein vertrauter Freund des Hn. Dr. *Oersted* in Kopenhagen, welcher seinen Landsleuten, den Dänen, Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, schon 1799, durch eine eigene, in dänischer Sprache geschriebene Schrift bekannt machte, und sich das folgende Jahr auch in Deutschland, durch seine Abhandlung: *De forma Metaphysices elementaris naturae externae*, als einen denkenden Naturforscher ankündigte (S. A. L. Z. 1801. Nr. 180). Nach dieser Zeit, während seines Aufenthalts in Kopenhagen, theilte dem Herausgeber der Hr. Dr. *Oersted* mehrere neuere Ideen mit, welche jenen ersten Plan fester zu begründen und zum Theil zu berichtigen geeignet waren. Sie sind in diesen Blättern benutzt, worin zugleich aus beiden obigen Schriften, und aus einem späteren dänischen Manuscripte, das Wesentlichste ausgehoben, und mit ungemeiner Deutlichkeit zusammengestellt ist.

So sehr nämlich auch Hr. *Oersted* die Verdienste Kants um die Naturmetaphysik zu schätzen weiss: so blieb er doch bisher, vom blossen Nachbeten und vom naturphilosophischen Schwärmen, gleich weit entfernt. Der ganze Gang seiner Ideen sowohl, als die Art seines Vortrags, verräth kalte Forschung; und unterscheidet sich auf diese Weise sehr vortheilhaft von den unzähligen Missgeburten, womit verschrobene Köpfe die von Kant zuerst eingeleitete Naturphilosophie täglich mehr entstellen, ja sie zuletzt noch zum allgemeinen Sammelplatze ihres, mehr als *Jakob Böhmischen*, Unsinns machen werden. — Die Mängel der Kantischen Naturmetaphysik, auf deren Verbesserung hauptsächlich diese Schrift abzweckt, sind folgende. Da, nach Kants eigener Behauptung, die Gesetze der Natur *allgemein* und *nothwendig* seyn *müssen*, so lassen sie sich keinesweges aus der *Erfahrung* ableiten; und gleichwohl wollte Kant selbst die Gesetze der äusseren Anschauung nicht durchaus *a priori* deducirt wissen, sondern behauptete, in jedem Theile der Naturmetaphysik sey noch ein anderes, durch die Erfahrung gegebenes, Merkmal hinzuzusetzen. Wäre diess, so würden, wie Hr. *Oersted* mit Recht bemerkt, die Grundkräfte der Körper höchstens eine *hypothetische* Allgemeinheit haben, sie würden nur eine, durch Induction steigende, Wahrscheinlichkeit erlangen, und man könnte nie die Unmöglichkeit der Ausnahmen von solchen *empirischen* Gesetzen einsehen. — Gegen die Kantische *Architektonik der Metaphysik der Natur* wird erinnert, dass darin weder die *Bewegung*, noch die *Materie*, durch *alle* Ordnungen der Prädicamente durchgeführt, sondern die *Bewegung* bloss nach den Prädicamenten der *Quantität* und *Modalität*, und nach dem Prädicamente der *Wechselwirkung* abgehandelt; die *Materie* hingegen, nur nach den Prädicamenten der *Qualität*, der *Substantialität* und der *Causalität*, betrachtet werden. Daher kommt es, dass Kant in dieser Architektonik auch nicht allen benöthigten Rubriken ihren rechten Platz anweisen konnte. „Die Lehre von der *Richtung* der Bewegung, vermöge welcher sie entweder affirmativ, oder negativ, oder limitirt seyn kann, heisst es hier (S. 13), gehörte offenbar zur Lehre von der *Qualität* der Bewegung. *Kant* aber stellt sie in der Phoronomie, oder in der Lehre von der *Quantität* der Bewegung, auf. — — — Ferner, was der *Umfang* des Körpers ist, muss in der Lehre von der *Quantität* der Materie bestimmt werden, und ist kein Gegenstand der Lehre von der *Qualität*. — Die Definitionen vom *Flüssigen*, *Festen* u. s. w. gehören nicht zur Qualität, sondern zur *Relation*; und eben so die *chemische* Wirkung, da sie eine Wechselwirkung ist. — Auch hat Kant, *in Hinsicht auf das Prädicament der Wechselwirkung*, nicht die Wirkung der *Kräfte*, sondern die Wirkung der *bewegten Körper*, abgehandelt.“

Diesen Mängeln nun sucht Hr. *Oersted* durch *seine* hier mitgetheilten Gedanken über die *Form* und *Eintheilung* einer vollständigen Metaphysik der Natur abzuhelfen. Zuerst giebt er daher eine, zwar ganz genau auf die *Kantische* Theorie gebaute, aber *ausführlichere* Darstellung der *allgemeinen Gesetze der Erfahrung* nach den Prädicamenten, bis S. 21, wobey die *besonderen* Bemerkungen *in Rücksicht auf die Qualität* (S. 18—20) vorzüglich lesenswerth sind. Mit möglichster Kürze und seltener Klarheit wird hierauf die *Elementarmetaphysik der äusseren Natur*, oder der *Materie* auseinander gesetzt, und unter anderem auch die *Cohäsionskraft*, welche, nach Kant, nicht zum Wesen der Materie gehört, sondern nur durch die *Erfahrung* erkannt werden kann, als *Limitation* der beiden Grundkräfte der Materie (der Anziehungs- oder *raumdurchdringenden* Kraft, und der Zurückstossungs- oder *raumerfüllenden* Kraft) *a priori* deducirt. Wie sehr wäre zu wünschen, dass Hr. *Oersted* uns auch über die ganze *Construction* der Materie,



nicht

nicht nur, wie hier, einige kritische Bemerkungen gegen *Eschenmayers* Versuche in diesem Felde, sondern eine durchgeführte Untersuchung mittheilte. Eben so gründlich und hell, wie das bisherige, ist das, was (S. 36 fg.) über die reine, und (S. 45 fg.) über die *angewandte* Bewegungslehre am Leitfaden der Kategorieen ausgeführt wird. Gegen Kant's Bestimmung von der *chemischen* Wirkung erinnert der Vf. noch am Ende (S. 48) sehr treffend, dass sie mehr enthalte als die *Beschreibung des Phänomens*, — wozu man, bey einer Abstraction *aus blossen Thatsachen*, nicht berechtiget sey. Das, was bey dem chemischen Processe aber unbezweifelte Thatsache ist, besteht bloss darin, dass *Heterogene* homogen werden, und also eine qualitative Mehrheit in eine qualitative Einheit übergeht, oder umgekehrt, dass ein *Homogenes* in Heterogene aus einander tritt, also eine qualitative Einheit in eine qualitative Mehrheit übergeht; alles, was hinzugesetzt wird, ist Hypothese.

Wie nun aus den bisher vorgetragenen Elementen einer Metaphysik der *äusseren* Natur eine Wissenschaft erwachsen könne, die uns die Regeln aufstellt, nach welchen die *gesammte* äussere Natur besteht, darüber ertheilt ein kurzer Anhang (S. 50) noch einige lehrreiche Winke, die wir zum eigenen Nachlesen empfehlen müssen.

Bamberg, m. Klebsadel'schen Lettern: *Parallelism der Kultur des menschlichen Geistes mit der Entwicklung des Glaubens an Gott*, ein geschichtlich-psychologischer Versuch von *Georg Nüsslein*, Professor. *Erstes Hauptstück*, Atheism der Wilden. 1801. 51 S. 8. (4 gr.)

„Die Tendenz der gegenwärtigen Untersuchung gehet dahin, aus psychologischen und historischen Gründen die *Wirklichkeit atheistischer Völker* zu zeigen, in der Absicht, um das Vorurtheil, als sey die Vorstellung der Gottheit den Menschen von der Natur eingeimpfet, und habe durch das ganze Menschengeschlecht feste Wurzel geschlagen, hinwegzuräumen." Auf diese Art erklärt sich der Vf. selbst über den Zweck seiner Schrift (S. 12). So leicht es nun auch seyn dürfte, das Daseyn atheistischer Völker *historisch* darzuthun: so wenig begreift Rec., wie sich ihre *Wirklichkeit psychologisch* sollte zeigen lassen. Vermuthlich verwechselte Hr. N. hier die Wirklichkeit mit der Möglichkeit; und verstand er die letztere unter seiner *psychologischen* Deduction: so wird schwerlich jemand in Abrede seyn, dass es gar wohl ganze Gesellschaften *thierischer* Menschen geben könne, die, weil sie mehr Thiere als Menschen sind, auch keinen Begriff von einer Gottheit haben, wenigstens denselben nicht äussern können. Gott und Gotteserkenntniss ist ausschliessendes Eigenthum der *Vernunft;* und wo sich also diese so weit entwickelt, dass man von ihr, nur auch zu einigem Nachdenken über das Daseyn der Dinge, Gebrauch machen *kann*, da stellt sich unfehlbar auch die Vorstellung von einer Gottheit in dem Gemüthe *ein*, ohne dieselbe durch etwas anderes, als durch eine nachsinnende Vernunft selbst, *eingeimpft* worden zu seyn; so dachten Plato, Cartesius, Leibnitz, und so denkt gewiss auch der Vf., ungeachtet er sein Werkchen mit einer Fehde gegen Plato und Cartesius in diesem Stücke, eröffnet. Er hat also gar nicht Ursache „weder *zusammen zu schaudern*, noch vom Verdrusse eine *so ekelhafte* (?) und die Menschheit in ihrem Grundcharakter so beschämende Materie bearbeitet zu haben, *überwältiget*, den Faden der Untersuchung am Ende fallen zu lassen." — Vielmehr wird es, nach Rec. Gefühle, für jeden seiner Leser eine sehr erfreuliche Bemerkung seyn, nun auch durch diese Untersuchungen wieder überzeugt zu werden, dass er es *einzig* der edelsten Gabe, welche er besitzt, nämlich einer gebildeteren Vernunft verdanke, sich auch einen Gott denken zu können, von dessen Daseyn und Wesen den ganz rohen Naturmenschen ihr *thierischer* Zustand noch nichts zu erkennen zu geben vermochte. Mit scharfsinniger Auswahl sind, im historischen Theile dieser Schrift, die Zeugnisse von der Geistlosigkeit und Roheit der *meisten* Wilden, aus Reisebeschreibungen gesammelt und zusammengestellt. Es ist wahr, das immerwährende Ringen mit thierischen Bedürfnissen treibt diese Menschen immer nur in der Sinnenwelt um, und selbst die ausserordentliche Schärfe, welche ihren äusseren Sinnenwerkzeugen zum Theil noch beywohnt, fesselt sie um so mehr bloss an die Welt der Erscheinungen. Allein wer hat je *Hirschfelds* vortreffliche Abhandlung über die *Gastfreundschaft unter rohen Völkern*, oder *Zimmermanns* neuere Charakteristik der Neger gelesen, und erinnert sich nicht mit Vergnügen auch der edelsten Züge von Uneigennützigkeit, Treue, Freundschaft, ja wirklicher Grossmuth, in diesen rohen Menschenseelen?

Königsberg, b. Nicolovius: *Naturrecht*, von Dr. *Daniel Christoph Reidenitz*, Königl. Ostpreuss. Regierungsrath und ordentl. Professor der Rechte zu Königsberg. 1803. 210 S. 8.

Dieses Werkchen, dessen Titel ein Naturrecht ohne Beynahmen, eine wissenschaftliche Rechtslehre zu versprechen scheint, ist gleichwohl nichts weniger als dieses, sondern nur seinem grössten Theil nach ein populäres Kantisches Naturrecht. Der Vf. erklärt auch selbst in der Vorrede, dass es nur seine Hauptabsicht sey, die Einsicht in die kritische Rechtslehre, besonders den Geschäftsmännern, zu erleichtern. Klarheit, Leichtigkeit und selbst Lebhaftigkeit der Sprache sind dem Vf. nicht abzusprechen, auch glauben wir, dass er solche Leser, die in der philosophischen Rechtslehre noch fremd sind, über manche Ideen aufklären, oder doch eine entfernte Aussicht auf das Land dieser Wissenschaft geben werde. Nur würde dieses gewiss besser erreicht worden seyn, wenn der Vf. nicht zu oft die Bestimmtheit der Klarheit aufgeopfert, und nicht zu sehr die Gedanken mit Blumen der Declamation überstreut hätte. Auch können wir sein Werk nicht gerade für eine Einleitung in das Studium der *Kantischen* Rechtslehre gelten lassen,

lassen, wofür es doch ausgegeben wird. Denn in verschiedenen Punkten weicht er von Kant ab, und nimmt die Theorieen anderer Rechtslehrer auf. So stellt er in dem öffentlichen Recht ausführlich das Strafrecht vollkommen nach der Feuerbachischen Theorie vor, die doch mit dem Princip der Wiedervergeltung keinen gemeinschaftlichen Berührungspunkt hat. Uebrigens lassen sich auch mehrere Punkte auffinden, die mit der Consequenz oder den Principien einer Rechtslehre schwerlich zu vereinigen seyn dürften. So wird §. 13 gesagt, das Naturrecht lehre, was jeder Vernünftige wollen soll, *wenn er sich zum Zweck gesetzt hat, mit Menschen zusammen* zu leben: was unumgänglich dazu nöthig ist. Gleichwohl wird das Rechtsgesetz als ein Zweig des Sittengesetzes betrachtet (§. 12), und von den Sittengesetzen §. 16 bemerkt: „die Sittengesetze kündigen sich als Befehle an: sie gebieten oder verbieten *unbedingt* und unterscheiden sich dadurch von den Regeln *einer Kunst* (Kunstregeln sollte es heissen), welche als Befehle sich nur *in so fern darstellen*, als man den Zweck der Kunst zu erreichen beabsichtigt.“ Wie läfst sich dieses mit jenem vereinigen? sind nicht nach der Erklärung, die der Vf. von den Gesetzen des Naturrechts giebt, diese offenbar nur *bedingt?* wie kann er sie also gleichwohl unbedingt nennen und durch diese Unbedingtheit von den technischen Regeln unterscheiden? Es wird diess noch auffallender, wenn man gleich die ersten Paragraphen, die zugleich als Beyspiel des Stils hier stehen mögen, damit vergleicht: „§. 1 Der Mensch ist „zum geselligen Leben bestimmt. Sein Bedürfniss „nöthigt ihn dazu, und wenn er auch allein bleiben „wollte, so kann er es doch nicht verhindern, dass „andere ihn suchen und finden. Die Kugelfläche der „Erde giebt ihm keinen Ort, wo er unzugänglich „wäre; über die Fluthen der Meere führen Schiffe, „und Kameele tragen durch die Sandwellen der Wüste. „Wenn Krieg und Eigennutz die Bewohner der Erde „auch trennt, und in unwirthbare Gegenden vertreibt, so bringt Noth und Kunst sie doch wieder zusammen. — §. 2 Die Menschen sollen daher „ihr Verhalten gegen einander nach gewissen allgemein gültigen Vorschriften einrichten, damit es ihnen möglich werde, neben einander im Frieden zu „leben. Soll nicht ewiger Krieg seyn und das Menschengeschlecht sich unaufhörlich aufreiben, so müssen sie Bedingungen für ihre Handlungen festsetzen, „nach welchen der Friede dauerhaft bestehen könne. „Diese Bedingungen, welche man Gesetze nennt, lehrt „die Rechtslehre.“ Eine Argumentation des Vfs. über die juridische Unverletzlichkeit des guten Namens nach dem Tod, können wir gar nicht begreifen. Es heisst S. 132: „Die Maxime, Verstorbene nach dem „Tod beleidigen zu dürfen (zu wollen), stimmt nicht „mit der allgemeinen Freyheit. Denn, da der gute „Name mit dem Tode nicht aufhört, sondern im Urtheile der Nachwelt den Menschen überlebt, *so würde*, in der Allgemeinheit gedacht, es auch erlaubt seyn müssen, den Menschen *bey seinem Leben an seiner Ehre zu kränken.*“ Wo ist der Zusammenhang zwischen jener Voraussetzung und dieser Folge?

## GESCHICHTE.

1) Paris, de l'imprimerie de la Republique: *Pièces officielles, relatives aux preliminaires de Londres et au Traité d'Amiens.* — *Floreal an* XI. 258 S. 4.

2) London, b. Strahan: *List of papers, presented by his Majesty's command to both Houses of parliament* 18 *May* 1803. V u. 117, Appendix 28 S. Folio.

Vorliegende Schriften sind die bey Eröffnung des gegenwärtigen Krieges aus den Cabinettern von St. James und von St. Cloud unter Autorität hervorgegangenen, Sammlungen, wodurch jedes derselben die öffentliche Meynung über die gegenseitigen Dispositionen, über die Aufrichtigkeit der Friedensabsichten, und über die eingestandenen oder geheimen Absichten des Bruchs für sich zu gewinnen strebte. Daher ist die Auswahl der Staatsurkunden in beiden äusserst verschieden.

Nr. 1. — (Die französische Sammlung) enthält in den 104 ersten Quartseiten nichts als Documente, welche die Friedenspräliminarien vom 1 October 1801 betreffen und in der *seconde partie* von S. 104—192 die Protocolle und den Tractat von Amiens, nebst dessen *versions Suisse et Napolitaine.* Dieses füllt fünf Sechstheile des Ganzen. Es wird freylich durch die zum historischen Leitfaden dienenden Bemerkungen des französischen Cabinets, so wie durch einige andere neue Aufschlüsse (z. B. über die Präliminarien des österreichischen Generals *Saint-Julien*, S. 13 — 22 und 44, über die Vorschläge des brittischen Präsidenten vom *transport-office*, *Mr. George* S. 16, u. s. w.) hin und wieder gewürzt, auch ist das, was schon am 21 März 1801 nach S. 50 wegen *Hannover* vorkam, — die Discussion S. 86 ff. wegen der Kriegsgefangenen, und ferner die französischen Grundsätze wegen Anerkennung der Souverainetät anderer Staaten S. 148 — 150 bemerkenswerth und praktisch. Mancher geübte Leser dürfte aber hierbey die Absicht vermuthen, durch den günstigen Anblick jener ältern Negociation die neuesten Streitpuncte zu verhüllen. Die einzige bedeutende Urkunde des Zeitpuncts vom Amiens'schen Tractat bis zu der brittischen Parlamentsbothschaft vom 8 März ist eine Otto'sche Note vom 17 August über die Pressfreyheit und über die Emigranten in England, welche mit einem Eingang und S. 199 mit einer merkwürdigen Schlussbemerkung begleitet ist. Alle die bedeutenden Verbalcommunicationen vom August 1802 bis zum März 1803 werden aber nicht erwähnt. Und doch beweisen solche hinlänglich die in der Königsbothschaft vom 8 März angeführte Existenz von unfreundlichen Negociationen. Anhangsweise enthält die Sammlung von S. 251 bis 258 die *Wiener* Garantie-Acte des zehnten, Amiens'schen Artikels über den Malteserorden, und die

die bedingte russische Garantie nebst der officiellen Nachricht, dafs der König von *Preussen* sich zu einer ähnlichen Garantie bereit erklärt habe.

So wie durch den Moniteur vom 20 May die Authenticität des *Whitworthschen* Berichts über die Unterredung mit Bonaparte abgeläugnet wird, so compromittirt in vorliegender Sammlung S. 172 den Lord Cornwallis die Behauptung, dafs er am 12 März 1802 persönlich viel Mifsvergnügen über das zögernde System seines Hofes geäufsert, und zu Abänderungen Hoffnung gemacht habe.

Der Substanz nach war schon aus Druckschriften und ältern Zeitungen der gröfste Theil der hier abgedruckten Urkunden bekannt. Desto neuer und anziehender ist der Inhalt der *Londoner* Sammlung, welchen daher auch die politischen Blätter schnell excerpirten.

Nr. 2 ist nämlich der officielle Abdruck der sich auf die brittische Erklärung gegen Frankreich beziehenden 72 Actenstücke und 7 Beylagen, so wie ihn Lord Hawkesbury den Parlamentshäusern vorlegte. Der Zeitraum begreift nur ein Jahr, nämlich vom 25 May 1802 bis zum 2 April 1803. Von allen im Originale französisch abgefafsten Urkunden ist eine ziemlich getreue Ueberfetzung in das Englische auf der gegenüberstehenden Seite beygefügt. Vorzüglich interessant ist Lord Whitworth's Depesche vom 12 März 1803. Auch enthält die Sammlung Berichtsauszüge von den brittischen Gesandtschaften in Petersburg, Haag, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, Corfu und Costanz. Die Depeschen des Lord St. Helens über den Malteserorden, die Communicationen zwischen den beiden jetzt kriegführenden Mächten, die Correspondenz der Diplomatiker Merry und Otto mit Lord Hawkesbury wegen des Aufenthalts der Emigrirten Bourbons und anderer Häupter der Emigrantenpartie in Grosbrittanien, unter welchen die Ottosche Note vom 17 August die ausführlichste Urkunde ist, und die Antwort des brittischen Staatssecretärs vom 28 August werden hier dem Publicum vorgelegt.

Wenn diese Londoner Sammlung nicht so von *ferne*, wie die Parifer, anhebt, so enthält sie dagegen ausschliefslich die Belege der französischen Oberherrschaft über die *helvetische* und die *batavische* Republiken — Zu ersterer gehört das Schreiben von Lord Hawkesbury — an Merry vom 3 October 1802 (Nr. 16) wegen der Insinuationen eines Deputirten von der Redingschen Partey; die Verbalnote dieses Deputirten, die Hawkesburysche Note vom 25 November, in welcher sich das Geheimnifs der Sendung von *Francis Moore* nach Costanz enthüllet. — Die Haupturkunden über die Verhältnisse der *batavischen* Republik sind vom 13 und 29 October Nr. 21 und 22. Die Nummern 23 bis 34 betreffen lediglich den *Malteserorden*; No. 34 insbesondere enthält die *Sechs* Bedingungen, unter welchen der Kayser von Rufsland dem *zehnten* Artikel des Tractats von Amiens beyzutreten sich erklärte.

Bekanntlich begehrten einige Parlamentsglieder am 28 May noch einige Staatsschriften, nämlich über die Absendung der französischen Handlungsagenten, und über die Auswechselung der Kriegsgefangenen nach dem zweyten Artikel von Amiens. Allein diess wurde eludirt.

London, b. Debrett: *Official papers relative to the Preliminaries of London and the Treaty of Amiens.* Printed at Paris, at the Printing-office of the Republic, and published by the Authority of the French Government. Translated into English. 112 S. 8.

Eine Privatunternehmung des Buchhändlers, welcher in der Eile aus der Pariser Sammlung diejenigen Urkunden, welche sich in der Londoner nicht befinden, nebst allen, dem Cabinet von St. Cloud eigenthümlichen, Anmerkungen in das *Englische* übersetzen liefs. Die Uebertragung ist *getreu*, und die Arbeit war den neugierigen Londner *Politikern sehr* willkommen.

Mayland, d. stamperia del' Corriere: *Documenti officiali publicati dal Monitore di Parigi rapporto ai preliminari di Londra ed al trattato d'Amiens, e communicati ai corpi legislativi di Francia.* 144 S. gr. 8. (45 foldi).

Eine italiänische Ueberfetzung der Pariser *Pieces officielles*, aber nicht des Ganzen, fondern nur auszugsweise. Sie enthält nur diejenigen Urkunden und Bemerkungen, welche der Moniteur lieferte. Zu Mayland wurde diese Arbeit (denn so darf man sie nennen) auf Befehl des Vice-Präsidenten Melzi so schnell verfertigt, dafs sie schon am 7 Juny feil war.

Mayland, b. Veladini: *Documenti officiali relativi ai Preliminari di London ed al Trattato d'Amiens. Traduzione del Francese.* 84 S. gr. 8. (2 lire 5 foldi.)

Eine etwas später zu Mayland veranstaltete, aber nicht unter Autorität erschienene, Ueberfetzung der Pariser Sammlung, welche aber vollständiger, wie die vorige, ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1803.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Bossange, Masson u. Besson: *Traités de Législation civile et pénale*, précédés de Principes généraux de Législation, et d'une vue d'un corps complet de Droit: terminés par un Essai sur l'influence des Tems et des Lieux relativement aux Lois. Par Mr. *Jérémie Bentham*, Jurisconsulte Anglois. Publiés en François par *Et. Dumont*, de Genève, d'après les Manuscripts confiés par l'Auteur. An X. 1802. Tom. I. 370 S. Tom. II. 434 S. T. III. 452 S. gr. 8.

Dieses Werk wurde sowohl in Frankreich, als in England, besonders in dem letzten, mit mehr als gewöhnlichem Beyfall aufgenommen. Man erkannte in ihm das Product eines tiefen philosophischen Geistes, voll neuer originaler Ideen, die eine wohlthätige Revolution in Theorie und Praxis der Gesetzgebung bewirken müsten. Vor allen aber ist der Herausgeber des Lobes, der Bewunderung und des Enthusiasmus voll. Nach seiner Behauptung ist in diesem Werk eine neue Wissenschaft erschienen, die man vorher verkannt oder kaum geahnet hat, die den hellsten Tag über noch völlig unbekannte Regionen des Wissens verbreitet, die den Gesetzgeber mit einer moralischen Arithmetik, mit unwandelbaren, ewigen Principien ausstattet, und sich durch ihre Strenge, Consequenz und systematische Organisation eben so sehr dem wissenschaftlichen Denker, als durch ihren Inhalt und dessen praktische Wichtigkeit dem Staatsmann empfiehlt. Aber eben der Tiefsinn dieser Schriften, befürchtet der Vf., möchte einem ausgebreiteten Beyfall derselben ungünstig seyn. *Ils enseignent une nouvelle science, mais ils en montrent les difficultés. Ils donnent de la certitude aux opérations du jugement, mais ils exigent une étude réfléchie. Il faudrait pour remplir leur object, trouver des disciples; et dans l'art de la législation, on ne trouve malheureusement que de maîtres.* Eine solche Schrift ist dem Deutschen wichtig, er darf mit ihr nicht unbekannt bleiben, in ihm ist der Schüler, den Hr. *Dumont* sucht, gefunden. — Hn. D. kommt mehr, als die Ehre der blossen *Beförderung* und *Herausgabe* dieser neuen Entdeckungen zu. Ihm wurde, wie er in der Vorrede berichtet, von Hn. B. auf sein Bitten eine grosse Masse von Manuscripten über Gegenstände der Gesetzgebung anvertraut, welche gröstentheils zum Druck noch gar nicht bearbeitet waren, und zu deren Verarbeitung der Vf. weder Lust noch Musse hatte. Diese Manuscripte waren die Materialien, aus denen Hr. D. dieses Werk bildete. Er ordnete den Stoff, den sie ihm darboten, beschnitt ihre zu üppige Weitschweifigkeit und suchte sie theils durch *Popularisirung* und Verschönerung der Sprache, theils durch Hinweglassung des zu kleinen Details, zu tiefer Speculationen oder zu feiner und scharfer Distinctionen, dem Geschmack und der Fassungskraft des Publicums näher zu bringen. So wenig auch der Deutsche das Verdienst des Herausgebers mit Undank verkennen wird, so ist es ihm doch auf seinem Standpunkte wissenschaftlicher Cultur schwerlich zuzumuthen, an die grosen Verheisungen zu glauben, mit denen dieses Werk hervortritt. Oft wird er hier fragen: wo ist das Neue? eben so oft wird er bey dem Neuen fragen: wo ist das Vortreffliche? Er wird bald darüber mit sich einig seyn, dass zwar dieses Buch mehrere einzelne neue und auch gute Bemerkungen enthalte, dass es mehrere verkannte Wahrheiten den Gewalthabern lebhaft und schön, oft sogar kräftig vorhalte; dass aber neben dem Wahren viele brillant gesagte Irrthümer, neben neuen Paradoxen noch weit mehr alte, längstbekannte, aber mit dem Pomp des Unerhörten sich ankündigende Wahrheiten stehen; dass oft seichte Schönrednerey die Stelle der Gründlichkeit vertrete, und leere Declamation die Lehrheit und Unbestimmtheit der Begriffe überdecken solle; dass die angebliche Grundwahrheit aller Gesetzgebung gerade der Grundirrthum derselben sey, und dass die angebliche tiefe Philosophie in unlogischen dürren und unfruchtbaren Distinctionen bestehe. Wir konnten hier getrost im Namen der Deutschen unser Urtheil sprechen; denn wir sprechen es aus Ueberzeugungen, die nicht Ueberzeugungen des Individuums, sondern der Majorität aller denkenden Köpfe sind.

Das Princip der Gesetzgebung überhaupt, dessen Bestimmung und Entwickelung, ist der Gegenstand der ganzen ersten Hälfte des ersten Theils, und auf ihn reducirt sich hauptsächlich der Anspruch auf die hohe Wissenschaftlichkeit und Vortrefflichkeit dieses Werks. — Das Princip einer *jeden* Gesetzgebung (so ist unsere Ueberzeugung) kann nur bestimmt seyn durch das *Recht*. *Das Recht in dem Staat zu realisiren:* ist das Problem des Gesetzgebers; die Auffindung und Darstellung der Bedingungen und der Mittel zu dessen Realisirung ist das Problem für die *Gesetzgebungswissenschaft*. Jener Zweck ist unabänderlich einer und derselbe bey allen Gesetzen; nur die Objecte, die Mittel und Bedingungen sind verschieden, und aus dieser Verschiedenheit allein geben die verschiedenen Zweige der Gesetzgebung hervor. *Civilgesetze* sollen das Recht unmittelbar durch Bestimmung der *Gewissheit* dessel-

desselben realisiren; *Criminalgesetze* sollen es unmittelbar realisiren durch *Sicherung* desselben; *Polizeygesetze* bestimmen unmittelbar das Daseyn anderer Objecte, die aber *Mittel* zur Gewissheit oder Sicherheit der Rechte sind. Allein nach der Meynung des Vfs. ist nichts thörichter, als von einem Recht *vor* der positiven Gesetzgebung selbst zu reden, und es dieser zur Norm zu geben. Wer diess thut, ist ein Fanatiker, der nicht einmal weiss, was er will. „*Gesetz* „*der Natur*, *Recht der Natur*, so heisst es Th. I. S. „136. ff. sind zwey Fictionen oder Metaphern. — In „seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet *Gesetz* „den Gemeinsinn (*sens vulgaire*), den Willen eines Ge„setzgebers. Gesetz der Natur ist ein figürlicher Aus„druck. Man stellt sich die Natur wie ein Geschöpf „vor, man legt ihm diese oder jene Anordnung bey, „die man denn figürlich *Gesetz* nennt. In diesem Sinn „nennt man alle allgemeine Neigungen des Menschen, „alle diejenigen Neigungen, die unabhängig von „menschlicher Gesellschaft vorhanden zu seyn schei„nen, und der Errichtung der bürgerlichen und poli„tischen Gesetze vorhergehen mussten, *Gesetze der* „*Natur*. Das ist der wahre Sinn dieses Worts. — „Das Wort *Recht* hat, so wie das Wort *Gesetz*, zwey „Bedeutungen, eine eigenthümliche und eine meta„phorische. Das *Recht in eigentlicher Bedeutung* ist „das Product des Gesetzes in eigentlicher Bedeutung: „Realität der Gesetze begründet Realität der Rechte. „*Natürliches Recht* ist ein Geschöpf des *natürlichen Ge*„*setzes*: eine Metapher, die von einer andern Meta„pher ausgeht. Ein Recht, dem das Gesetz selbst „untergeordnet wäre, ist daher ein Unding: es ist „Feind der Vernunft und der furchtbarste Zerstörer „der Regierungen. — Mit den Fanatikern kann man „nicht disputiren, die bewaffnet sind mit ihrem na„türlichen Recht, das jeder versteht, wie es ihm be„liebt, jeder anwendet, wie es ihm gut dünkt, wo„von er nicht nachgeben, nichts abschneiden kann, „das so unbeugsam als unverständlich ist, das in sei„nen Augen so heilig ist, wie ein Satz der Dogma„tik, und von dem man nicht soll abweichen können, „ohne Verbrechen. Statt die Gesetze nach ihren Wir„kungen zu prüfen, statt sie nach ihrer Nützlichkeit „oder Unnützlichkeit zu beurtheilen, betrachten sie „dieselben nach ihrem Verhältniss zu diesem ver„meyntlichen Rechte der Natur, dass heisst, an die „Stelle eines Urtheils aus Erfahrung setzen sie alle „Spinnengewebe ihrer Einbildungskraft.“ In der That, wer solche Wahrheiten predigt, braucht nicht um Schüler besorgt zu seyn; er verkündigt die allgemeine und gemeine Weisheit der grosen Welt, die sich vielmehr seiner, als ihres ächten Schülers rühmen kann. — Das Princip, auf das der Vf. alle Gesetzgebung und Gesetzgebungswissenschaft zurückführt, und das, wie gesagt wird, bisher ganz verkannt wurde, ist die *allgemeine Nützlichkeit* (*l'utilité générale*). Die Erkenntniss des Vortheils der Gemeinheit, deren Interesse in Frage ist, bestimmt allein die Wissenschaft der Gesetzgebung; die Auffindung der Mittel zur Hervorbringung desselben, bestimmt die Gesetzgebungskunst. „*Nützlichkeit* ist ein abstracter Ausdruck „Er bezeichnet die Eigenthümlichkeit oder die Ten„denz (*la propriété ou la tendence*) einer Sache zur An„wendung eines gewissen Uebels und zur Hervorbrin„gung eines gewissen Guts. *Uebel* ist Leiden, Schmerz „oder Ursache des Schmerzens. *Gut* ist ein Vergnü„gen oder Ursache eines Vergnügens. Dem Nutzen „oder Interesse eines Individuums ist dasjenige ange„messen, was darauf hinwirkt, die Totalsumme sei„nes Wohlseyns zu vermehren. Dem Nutzen oder „Interesse einer Gemeinheit ist alles angemessen, was „die Totalsumme des Wohlseyns der Individuen ve„mehrt, aus denen sie zusammengesetzt ist.“ Nach diesem Nutzen allein muss man die Güte der Gesetze beurtheilen; Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Moralität und Immoralität, Güte oder Schlechtigkeit eines Gesetzes oder einer andern öffentlichen Handlung des Staats hängen bloss von dieser Beziehung auf den allgemeinen Vortheil ab. Auch die Tugend ist nur in so fern gut, als sie Vergnügen hervorbringt; Laster nur in so fern bös, als Leiden in seinem Gefolge sind. „Tugend besteht darin, dass ein geringerer „Vortheil einem grösseren, ein vorübergehender Vor„theil einem dauernden Vortheil, ein zweifelhafter „Vortheil einem unzweifelhaften Vortheil aufgeopfert „wird.“ Es ist daher auch ganz irrig, wenn man *Politik* und *Moral* unterscheidet; wer *diess thut*, beweisst nur die Verworrenheit *seiner Ideen*. *Aller* Unterschied beruht nur darauf, *dass jene die Thätigkeit* der Regierungen, diese die Handlungen der einzelnen leitet. *Moral* und *Gesetzgebung* haben daher auch ein und dasselbe Princip, einen und denselben Zweck, unterscheiden sich aber von einander durch den Umfang ihrer Wirksamkeit; alle Handlungen des Menschen sind Gegenstand der Moral, allein die Gesetzgebung kann und darf nicht auf alle Handlungen einen directen Einfluss haben: es giebt Handlungen, die der Gemeinheit nützlich sind, und die gleichwohl das Gesetz nicht befehlen darf. Die Gesetzgebung ist aus einer doppelten Rücksicht beschränkt: 1) sie kann auf die Handlungsweise der Menschen nur durch Strafen einen directen Einfluss haben, und diese Strafen sind nur in so fern gut, als sie einen die Summe ihres Uebels weit übersteigenden Vortheil für die Gesellschaft bringen. Allein in mehrern Fällen würde die Strafe, wenn sie ein moralisches Gebot geltend machen wollte, eine grössere Summe von Uebeln hervorbringen, als aus der unmoralischen Handlung entspringt. Nach dem Princip der Nützlichkeit, muss ein kleineres Uebel zugelassen werden, wenn dieses nur durch ein grösseres vermieden werden kann. 2) Die Gesetzgebung ist auch oft durch die Gefahr für die *Unschuldigen* beschränkt. Diess ist der Fall, wenn es schwer ist, das Verbrechen zu bestimmen, davon eine klare und präcise Vorstellung zu geben, wie von der Undankbarkeit, Treulosigkeit u. s. w. — Man sieht wohl von selbst, dass sich hier das Princip des allgemeinen Nutzens etwas vergisst. Denn wie kann und darf eine Gesetzgebung, deren Moral und Gerechtigkeit der Vortheil ist, durch die Rücksicht auf Schuld oder

oder Unschuld sich beschränken? Sie muss, um consequent zu seyn, argumentiren, wenn die Gefahr, ja selbst die wirkliche Bestrafung eines Unschuldigen für die Gesellschaft einen extensiv- oder intensiv grösseren Vortheil bringt, so ist sie nothwendig und recht. Nur derjenige, der gern einlenken will, kann die Möglichkeit der Voraussetzung läugnen. Eben so sehr vergisst dieser Systematiker bald nachher seine behauptete Identität der *Moral* und der *Politik*. Handlungen der Wohlthätigkeit sagt er S. 106. kann der Gesetzgeber nicht gebieten. Denn: *c'est à la volonté libre de l'individu que la bienfaisance doit son énergie: si les mêmes actes pouvaient être commandés, ils ne seraient plus des bienfaits, ils auraient perdu leur attrait et leur essence.* — Dem allein wahren Princip der allgemeinen Nützlichkeit werden zwey falsche Principien entgegengesetzt, das *ascetische* Princip und das Princip der *Antipathie:* jenes macht die Verminderung des Vergnügens und des Vortheils zum Gesetz, dieses constituirt das Gefühl zur Norm der Güte oder Verwerflichkeit der Gesetze. „*J'aime, je hais, voila le pivot sur lequel porte ce principe. — C'est ma persuasion interieure; c'est ma conviction intime: je sens: le sentiment ne consulte personne: malheur à qui ne pense pas ainsi: ce n'est pas un homme, c'est un monstre à figure humaine. Tel est le ton despotique de ses sentences.*" Zu den Vertheidigern des letzten Princips werden vor allen die Vertheidiger eines Naturrechts gerechnet. Wir möchten aber doch wohl wissen, wer wohl jemals das sogenannte ascetische Princip der Gesetzgebung vorgeschrieben hat? Der Vf. macht sich die Gegner, so wie er sie haben will, um mit guter Art die wahren ignoriren zu können, wenn er sie anders wirklich kennt, welches freylich zu bezweifeln ist. Indessen lässt er sich doch noch zum Ueberfluss auf einige Gegengründe wider das Princip der Nützlichkeit ein, und unter diesen sogar auf einen, den er besser gethan hätte, ganz zu ignoriren. „Aber, wendet er sich selbst ein, jeder ist selbst Richter über das, was ihm nützlich ist; jede Verbindlichkeit hört also auf für den, der da glaubt, in dem Gesetz seinen eigenen Vortheil nicht zu finden. — Allerdings. Jeder constituirt sich selbst zum Richter über seinen Vortheil; so ist es und so soll es seyn; sonst wäre der Mensch nicht ein vernünftiges Wesen: wer nicht selbst richtet über das, was ihm vortheilhaft ist, der ist weniger als ein Kind, der ist ein Dummkopf. Allein die *Verbindlichkeit* (*obligation*), die die Menschen an ihre *Verpflichtungen* (*engagemens*) fesselt, ist nichts anders als das Gefühl des Interesses von einem höheren Rang, das ein untergeordnetes Interesse überwiegt. Man bindet die Menschen nicht bloss durch die individuelle Nützlichkeit dieser oder jener Verpflichtung, sondern man bindet sie, wenn die Verpflichtung dem einen Theile drückend ist, durch den allgemeinen Nutzen der Verpflichtungen" u. s. w. Schwerlich, lässt sich etwas seichteres denken und sagen, als diess. Dein Princip, kann jeder Unterthan dem Vf. antworten, macht den Vortheil des gemeinen Wesens zum höchsten Gesetz. Dieses gemeine Wesen ist nicht ein blosses Abstractum, sondern besteht aus den Einzelnen. Vortheil des gemeinen Wesens kann daher nichts anderes seyn, als Vortheil aller Einzelnen, zu denen auch ich gehöre. Wie kannst du dir also anmaassen, vor mir und für mich zu bestimmen, was mich glücklich macht? wie kannst du dir anmaassen, mich sogar zu meinem Glück zu zwingen, das ich nicht für das meinige erkenne? wie kannst du mich verpflichten, wenn ich den Grund der Verpflichtung, den Vortheil, nicht erkenne? Du meynst, um des Interesse's der andern willen müsse man sich eignen Druck gefallen lassen, sein Privatinteresse dem allgemeinen unterordnen. Aber dieses gebietet mir ja nicht einmal die Moral, die du mich lehrst, welche alles auf meinen eigenen Vortheil bezieht, und mich nur unterrichtet, wie ich meinen eigenen geringern Vortheil, meinem eigenen grössern Vortheil klüglich aufzuopfern habe. Und welche Ungereimtheit: der Gesetzgeber, der sich *allgemeinen* Vortheil zum Zweck macht, hebt in einem Theil das Glück auf, um es einem andern zu geben; denn eins kann niemals allen vortheilhaft seyn. Aber selbst diesem andern giebt er kein Glück, weil ein aufgedrungenes Glück schlechthin aufhört ein Glück zu seyn. Damit der Gesetzgeber den Stoff kenne, den er zum Gebäude allgemeiner Glückseligkeit verarbeiten soll, so legt ihm der Vf. einen Catalog der menschlichen Vergnügen und Leiden, nebst einem Verzeichniss derjenigen Ursachen vor, durch welche die Gefühle des Menschen und seine Ansichten von der eigenen Glückseligkeit modificirt werden. Es wird genug seyn, bloss das Verzeichniss der sogenannten einfachen Vergnügungen herauszuheben. Diese sind 1) Vergnügen *der Sinne*, 2) Vergnügen des *Reichthums*, 3) Vergnügen der *Geschicklichkeit* (*d'adresse*), 4) Vergnügen der *Freundschaft*, 5) Vergnügen des *guten Namens*, 6) Vergnügen der *Macht*, 7) Vergnügen der *Frömmigkeit*, 8) Vergnügen des *Wohlwollens*, 9) Vergnügen des *Uebelwollens*, 10) Vergnügen des *Gedächtnisses*, 11) Vergnügen der *Einbildungskraft*, 12) Vergnügen der *Hoffnung*, 13) Vergnügen der *Association*, 14) Vergnügen der *Erleichterung* oder *Befreyung*. Man sieht schon hieraus, was in diesem Buch die sogenannten philosophischen Eintheilungen sind, aufgeraffte Begriffe, zufällig gefunden und eben so zufällig neben einander geworfen.

Um indessen den Charakter der Distinctionen, durch welche, nach der Verkündigung des Herausgebers, die neu entdeckte Wissenschaft ihre vollkommene Organisation erhalten haben soll, mit aller Klarheit einsehen und beurtheilen zu können, muss man sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die zweyte Hauptabtheilung: *vue générale d'un corps complet de Législation* zu studiren. Diese soll das vollständige Gerüste zu dem Gebäude einer Gesetzgebung, ein genaues Schema für die Form und den Inhalt derselben darstellen. „Der philosophische Geist, ruft der Herausgeber in der besondern Vorrede zu dieser Abtheilung, der Geist der Erfindung hat sich noch nicht an diese all

allgemeine Geographie der Gesetze gewagt. Diess ist ein Gebiet des Wissens, das noch keines Menschen Fuss betreten hat. Aber jetzt folgt ein lichtvoller ordentlicher Plan auf den Zustand der Unordnung und Verwirrung. *Jam mare littus habet: plenos capit alveus amnes*" etc. — Der Inhalt macht mit diesen Verheissungen einen wunderlichen Contrast; denn alles, was in diesem Theile neu ist, verdient mehr oder weniger denselben Namen, den unbedenklich ein jeder Unbefangene den folgenden Beyspielen geben wird. — Die *Dienste*, die ein Mensch dem andern leistet (*services*) werden nach Art der Leistung in vier Classen gebracht: 1) *services agendi*, z. B. wenn ein Mensch den andern aus dem Wasser zieht, 2) *services non agendi*, wenn einer es unterläſst den andern zu ermorden, 3) *services patiendi physice*; diese Dienste leisten unter andern die Leichname auf der Anatomie, die Körper der Missethäter, an denen der Arzt Experimente macht, 4) *services patiendi mentaliter, trans corpus, vel immediate*, Dienste durch das Gefühlvermögen, indem der andere Vergnügen oder Schmerz empfindet. — Die Verbindlichkeiten werden eingetheilt in *obligatio agendi*, *non agendi*, *patiendi*, *non patiendi*, *bene patiendi*, *male patiendi*. — Das *Recht* auf Personen ist entweder ein Recht auf ihren Körper — *droit de contrectation physique* oder auf ihre Seele, *droit in animam*, *droit de contrectation morale*. Zu dem letzten gehört z. B. das Recht eine Person zu belohnen, zu testiren, den Unterricht zu leiten u. s. w. In Ansehung ihrer Theilbarkeit sind sie entweder *droits intégraux*, oder *droits fractionnaires* oder *droits concatenés*. — Die *Gesetze* werden in zwey Hauptclassen getheilt in *loi coercitive* und *discoercitive*; jenes gebietet oder verbietet und begründet Verbrechen, dieses macht eine Ausnahme und erklärt eine Handlung, die sonst Verbrechen seyn würde, für unsträflich; zu jener Classe gehört das Gesetz: du sollst nicht stehlen; zu dieser das Gesetz: der Steuerbeamte soll Steuern einfodern. — Das Talent des Vfs. zur Analysis der Begriffe beurkundet sich indessen durch nichts mehr, als durch seine Eintheilung der Staatsgewalten, die in folgende Classen zerfallen: 1) *pouvoir immédiat sur les personnes*, 2) *pouvoir immédiat sur les choses d'autrui*, 3) *pouvoir immed. sur les choses publiques*, 4) *pouv. de commandement sur les personnes prises individuellement*, 5) *pouv. de commandement sur les personnes prises collectivement*, 6) *pouvoir de specification*, und zwar a) *pouv. de specification des personnes*, b) *pouv. de spec. des choses*, welche wieder in sich begreift, aa) die *spec. du tems*, bb) *d'un lieu*, cc) *d'un metal*, dd) *d'un habillement* etc. 7) *pouvoir attractiv*, Gewalt der Belohnung und Bestrafung. Gern würden wir noch den Freund der Criminalgesetzgebung mit den *herrlichen* Eintheilungen der Verbrechen bekannt machen, wenn wir nicht dadurch zu weitläuftig zu werden fürchteten. Indess können wir doch bemerken, dass die Vergehen in vier Classen, *Privatverbrechen*, *Vergehen wider sich selbst*, *halböffentliche Verbrechen* (*delits demi-publics*), und *öffentliche Verbrechen* geordnet und vermöge der Specificationsgewalt haarklein dividirt und subdividirt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

* * *

Weissenfels u. Leipzig, in d. Böseschen Buchh.: *Wilhelm Friedrich Hezels kürzere griechische Sprachlehre für Schulen.* Wohlfeile Ausgabe. 1803. 212 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätter 2ter Jahrg. Nr. 95.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Rabenhorst: *Ideen über das Herzogliche Sachsen-Coburg-Saalfeldische-Hausgesetz über die Nichtverbindlichkeit der Regierungs-Nachfolger die Schulden und Veräusserungen der Regierungs-Vorfahren anzuerkennen.* 1802. 80 S. 8. (16 gr.) Nach verschiedenen in der Einleitung enthaltenen nicht hierhergehörigen Bemerkungen über den Unterricht der Prinzen in ihren künftigen Regenten-Pflichten erklärt der Vf. das auf dem Titel seiner Schrift angeführte vortreffliche Hausgesetz deswegen „für *einzig* in seiner Art und *originell*," weil man darin den Grundsatz aufgestellt habe, „dass der Nachfolger in der Regierung nicht verbunden sey, die von seinen Vorfahren gewirkten Schulden und Veräusserungen anzuerkennen." Nachher aber bemerkt er selbst, dass es dann nicht so auffallend sey, „wenn man das Materielle *ohne Vorurtheil* heraushebe und nur *ohne Vorurtheil für dessen Form* (?) das Wohlthätige des ganzen Plans beherzige," weil bloss von *rein persönlichen Schulden* die Rede sey. Diese Bemerkung führt ihn zur Untersuchung von den drey übrigen Gattungen Fürstlicher Schulden, den *Staats-Cammer-* und *Hausschulden*, und zuletzt folgen noch einige Ideen über die zur Sicherstellung jenes Hausgesetzes gewählten Mittel. In Ansehung der von der Regierung verlangten Zeugnisse, dass die Schuld zum Besten des Landes sey verwendet worden, wird das nicht unerhebliche Bedenken geäussert, dass die Regierung zu diesem Behuf, wenn auch nicht die Direction, doch wenigstens die Controle dabey führen müsse, und darüber verschiedene Streitigkeiten entstehen könnten, wenn ihre Rechte keine genauere Bestimmung erhielten.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 27. Julius 1803.*

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

**Paris**, b. Bossange u. a.: *Traités de Législation civile et pénale*, préc. de Principes gén. de Législation etc. Par. Mr. *Jér. Bentham* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Bey weitem lesbarer ist der zweyte Theil, der in der ersten Abtheilung die besondere Theorie des Civilcodex und in der zweyten die Grundsätze der Criminalgesetzgebung enthält. Der Vf. affectirt hier weniger den abstracten Denker, und manches Gute wird von ihm gesagt. Aber das Wahre ist meistens schon sehr alt, und das neue ist meistens unwahr. In Ansehung der Criminalgesetzgebung fällt der Vf. sehr oft in den Ton der empfindsamen und poetischen Criminalisten. So betrachtet er den Kindermord, wenn er mit Einwilligung beider Aeltern begangen werde, nicht als ein eigentliches Verbrechen, weil dadurch niemand eigentlich verletzt, auch keine Furcht in andern Menschen begründet werde. Nur als eine Handlung, die zu Verbrechen führt, die den bösen Charakter ihrer Urheber offenbart, kurz nur als ein Polizeyvergehen, wie wir uns ausdrücken würden, soll er geahndet werden. Hr. B. hält viel auf symbolische, emblematische Strafe, ohne zu bedenken, dass sich dadurch oft die Justiz selbst zum Gelächter und Kinderspiel Preis geben würde. Er läfst die Verbrecher mit emblematischen Masken umherführen z. B. einen Verbrecher aus Treulosigkeit mit einer Maske, die einen Schlangenkopf vorstellt, den kecken Injurianten mit einer Elstern - oder Papagayenmaske u. f. w. Die Execution der Strafen soll ein Auto-da-Fé seyn. „Was ist eine Execution? nichts anders, als ein feyerliches Trauerspiel, dem versammelten Volk von dem Gesetzgeber aufgeführt: ein Trauerspiel wahrhaft bedeutend, wahrhaft pathetisch durch seine Katastrophe und die Grösse seines Gegenstandes. Zurüstung, Scene, Decorationen können nicht genug studirt werden. Richterstuhl, Schaffot, Kleidung der Gerichtsdiener, Kleidung der Delinquenten selbst, Gottesdienst, Procession und alles andere Zubehör muss den Charakter des tiefen Ernstes und tiefer Trauer an sich tragen. Warum sollten nicht die Executoren selbst in einen *Trauerflor* gehüllt seyn?" Das müsste sich alles sehr schön ausnehmen, besonders der Mantel mit gemalten Feuerflammen, der dem Mordbrenner umgehängt werden soll. Nur befürchten wir, das Trauerspiel möchte leicht in ein Spiel zum Lachen übergehen, und der Trauerflor möchte gar zu sehr die Lust erwecken, sich die Ehre eines eben so schönen Leichenconducts zu erwerben. Indessen lassen wir es dahin gestellt seyn, ob nicht der Grund, den noch der Vf. Th. III. S. 73. nachholt, für solche Executionen entscheiden kann. Er bemerkt nämlich, schon darum seyen sie sehr zu empfehlen, weil sie weit mehr als die gewöhnlichen kahlen Executionen, den Dichtern, Rednern, dramatischen Schriftstellern u. s. w. Stoff für ihre Werke darbieten, und durch diese sich mit verdoppelter Kraft auf die Einbildungskraft des Volks reflectiren würden.

Das Beste und Originellste des ganzen Werks ist das *Panopticum*, das in dem dritten Theil vorkommt. Dieses *Panopticum*, das noch zu manchen andern Absichten gut ist, ist hauptsächlich auf ein Zuchthaus berechnet, wie es noch nirgends existirt. Es ist ein Zuchthaus, in welchem die Auffeher *unsichtbar* und gleichwohl *allgegenwärtig* und *allsehend* sind, in welchem der Züchtling eingesperrt in einer einsamen Zelle bey seiner Arbeit kein menschliches Wesen sieht, und doch nicht die kleinste Bewegung vornehmen kann, ohne von den unsichtbaren Auffehern beobachtet zu werden, wo er zur Arbeit ermahnt, gelobt, gescholten wird, wo ihm von den Geistlichen Sittenpredigten gehalten werden, und wo er doch nur hört, ohne zu sehen, wo alle zugleich hören und zugleich gesehen werden, ohne selbst etwas anderes zu sehen, als die Wände ihrer Zelle und den Thurm, in dem die Unsichtbaren wohnen. Dieses Problem wird gelöst durch ein rundes Gebäude, in dessen innerem Zirkel die Zellen angelegt sind, und welche überall volles Licht haben. In dem Centrum des Zirkels steht der Thurm der Auffeher, aus dem diese hinter Jalousieen auf einmal in alle Zellen sehen können, und durch den man allein in die Zellen kommen kann. Er hat überdiess durch Röhren Communication mit den Gefangenen, zu denen durch sie ohne alle Anstrengung gesprochen werden kann. Auch für die Sicherheit ist durch Graben, Mauern etc gesorgt. Der Vf. hat seinen Plan im Grofsen und im Detaile mit dem Beyrathe der verständigsten Baumeister entworfen. Was sich aber in dem gegenwärtigen Werke davon findet, ist nur der Auszug eines grösseren Werks, das in drey Bänden in 12. gedruckt, aber nicht ausgegeben worden ist. Der Vf. hatte einen Auszug davon im J. 1791 nach Paris geschickt, man hatte seinen Plan gebilligt, und er wäre vielleicht ausgeführt worden, wenn nicht die Revolution ihn verei-

eitelt hätte. Auch in England war die Ausführung desselben nahe. Der Minister hatte den Plan zum Panopticum gebilligt, und waren deshalb schon zwey Bills in dem Parlament durchgegangen, bis sich endlich auch hier Schwierigkeiten erhoben und alles wieder rückgängig machten. Wider die Möglichkeit der Ausführung (die, wie der Herausgeber versichert, durch die Urtheile sachverständiger Baumeister entschieden ist) läfst sich eben so wenig etwas einwenden, als wider die Originalität und die Vortrefflichkeit desselben. Für Sicherheit gegen Flucht, für Ordnung und sittliche Besserung der Züchtlinge würde ein solches Zuchthaus noch weit mehr leisten müssen, als das berühmte Zuchthaus in Philadelphia, nur müfste von diesem noch die so höchstwirksame, stockfinstere Zelle in das Panopticum mit herüber genommen werden, um darin die widerspenstigen Züchtlinge, die sich des Lichtes unwürdig gemacht haben, auf einige Tage oder Wochen unterbringen zu können. Ob aber wohl aufser England ein anderer Staat die Kosten zu solchen Gebäuden bestreiten könnte? Darin geht der Vf. offenbar zu weit, wenn er Spitäler, Manufacturen und Schulen nach der Idee des panoptischen Zuchthauses gebaut haben will. Die künftigen Regenten in dem geschlossenen Handelsstaat werden indess den Benthamschen Plan noch mehr erweitern und ohne Zweifel alle Städte in ihrem grofsen Zuchthause nach dem Muster von einem Panopticum erbauen.

1) Celle, b. Schulze d. j.: *Bemerkungen und Vorschläge, wie im Herzogthume Bremen die Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten am vortheilhaftesten vorzunehmen, auch der Futterkräuterbau einzuführen sey*, von E. G. *tom Have*. 1800. 94 S. 8. (8 gr.)

2) Nürnberg, b. Grattenauer: *Ueber Gemeinheitstheilungen und die Urbarmachung der Huthschaften und öder Plätze;* besonders in dem Fürstenthum Ansbach, aber auch anwendbar auf die übrigen Lande des fränkischen Reichskreises, von *Johann Bernhard Fischer*, königl. Kammerrath und Oekonomie-Commissär des Fürstenthums Ansbach etc. 1802. 161 S. 8. (12 gr.)

Diese beiden Schriften über einen sehr interessanten Gegenstand der Staatswirthschaft, zeigen wir hier zusammen an. Ihre Verfasser stimmen bey ihren Grundsätzen von Gemeinheitsvertheilungen, in der Hauptsache, überein. Beide sind Männer von Erfahrung, und haben also in dieser Rücksicht grofse Erwartung für die Zweckmäfsigkeit ihrer Grundsätze für sich. Beide sind edeldenkende Männer, die aufrichtig das Wohl ihrer Mitbürger zu befördern wünschen, und daher noch lieber angehört werden. Selbst die Sprache giebt die edle Absicht der Vff. zu erkennen, ihr Ausdruck ist nicht schön, aber kraftvoll.

Der Vf. von Nr. 1. macht uns mit der Methode bekannt, die im Bremischen schon allgemein angenommen worden ist, und in „der ins Gleiche gebrachten Theilung besteht". Ein Beyspiel giebt er S. 45, wenn der volle Hof $= \frac{b+c}{a}$ angenommen wird: so ist die Gröfse des $\frac{3}{4}$ Höfners $= \frac{3b+3c}{4a}$ etc. Sehr richtig wird S. 50 bemerkt, dafs diefs Geschäft durchaus keine Justiz-Sache seyn müsse; „denn," sagt der Vf., „hätten die Participienten die Erlaubnifs „ihre Einwendungen der Justiz vorzulegen, S(f)chikanösen und Geldhungrigen Anwälden in die Hände zu fallen — dann sey Gott gnädig dem armen „ins Labyrinth gerathenen Landmann!" *Trefflich* ist die Bemerkung S. 66: „ein Volk, welches halb im „Schlafe ohne viele Umschläge seinen Lebensunterhalt findet, kann nie I(i)ndustriös werden."

Nr. 2. wünscht das eben genannte *Verfahren im* Ansbachischen einzuführen. Bey der Güte des Bodens scheint auch der Vorwurf einer kleinen Ungerechtigkeit eher vermieden werden zu können, wenn blofs auf Qualität des Terrains gesehen wird, als im Bremischen, wo im Ganzen leichter *Boden ist*. Diese Schrift ist weiter über das Allgemeine des Vertheilungsgeschäftes ausgedehnt, und *jeder Beamte wird* darin viele treffliche Belehrungen *finden*. *Uebrigens* bleibt es immer ein schwieriges Geschäft, zur Zufriedenheit aller Interessenten, eine bisher bestandene Gemeinheit aufzuheben, das nicht auf einmal, sondern nach Verlauf mehrerer Jahre unter der genauesten obrigkeitslichen Aufsicht, zu Stande gebracht werden kann. So segensreich diese Unternehmung gewifs ist: so schädlich können doch die Folgen eines unbedeutend scheinenden Versehens werden. — Mit Nachdruck unterstützen beide Vff. ihre Meynungen für die Vortheile der Stallfütterung.

Stockholm, gedr. in d. königl. Druckerey: *Kort Anvisning till Läns Kammar-Werket* i alphabetisk ordning författat af (Kurze Anweifung zur Kenntnifs des Cameral-Wesens, in alphabetischer Ordnung verfafst von) *Magnus Selling*, Assessor und Landcamerier. 1802. 1 Alph. 2 B. 4.

Das Cameral- und Finanzwesen in Schweden ist so sehr verwickelt, dafs es besonders für Ausländer schwer wird, sich davon einen richtigen und vollständigen Begriff zu machen. Besonders sind die dort zu verschiedenen Zeiten eingeführten Abgaben und Steuern vielfach, und von einer ganz verschiedenen Art, auch sind sie sich nicht alle in den verschiedenen Provinzen oder Landshauptmannschaften (Län) des schwedischen Reichs einander gleich. Als ein etwaniges Hülfsmittel zur nähern Kenntnifs dessen, was dahin gehört, kann man diese Sammlung ansehen, die nach Art des bekannten Wilskmannischen Ecclesiastique-Werks verfafst ist, nur mit dem Un-

Unterschiede, dass die über die hier vorkommenden Gegenstände erschienenen königlichen Verordnungen nicht in extenso abgedruckt sind, sondern dass der Vf. sie nur bloss auf solche angewandt und sich darauf berufen hat. Nur zu oft scheint doch der Vf. vorausgesetzt zu haben, dass die Sache selbst dem Leser schon bekannt sey, und daher hat er, ohne sie selbst genau und gehörig zu erklären, bisweilen nur bloss die solche betreffenden königl. Verordnungen angeführt. Das Ganze besteht in 124 nach dem Alphabet von *Abzug* bis *Winterfuhre* geordneten Artikel, worunter wir hier nur einige der vornehmsten und ausführlichsten anführen, als: Abzüge, Anticipationen, Bewilligungen, Brantweinsbrennerey-Arrende, Chartae Sigillatae Abgabe und Recognition, Fischerey, Moderation der Abgaben (*förmedling*), Verschläge, Hemman, (der ausführlichste Artikel im ganzen Buch von S. 64 bis 121, wo Rec. doch einige Arten dieser Hemman, die Botin und Möller in ihren Schwed. Deutsch. Wörterbuch angeführt haben, nicht mit bemerkt findet;) Grund- und Lagerbuch (*jordbok*), Landbuch, Magazin, Kopfsteuer (*Mantals-penningar*), Marktgangs-Taxe, Neuanbauer, Gnadenjahr (*Nådår*), Mühlen, Restantien, Reichsschuldenfond, Rechnungsführung, Strafgelder und Sporteln (*Saköres Medel*), Zinslauf (*Skaltenöp*), Taxation, (*Skatteläggning*), Zehende, Steuereinnahme (*Upbörd*), u. dgl. m.

Leipzig, im Compt. f. Literatur: *Versuche zu einigen kameralistischen und die Polizey betreffenden Vorschlägen, für grosse Städte*, von *Adolph* Frhr. v. *Seckendorf*. 226 S. 8. (20 gr.)

Die hier gelieferten Rügen und Vorschläge in Ansehung einiger Polizey-Gegenstände eröfnen zwar keine neuen Ansichten, etwa die ausgenommen, dass das Verbot des Tabaksrauchens auf den Strassen die Feuersbrünste befördere; zeugen aber von inniger Menschenliebe, und machen dadurch den Vf. dem Leser werth. Rührend und wahr ist die Schilderung der traurigen Wartung der unehlichen Kinder, die in Kost gethan werden. Zu Abwendung dieses Uebels schlägt der Vf. Findelhäuser vor. Bey seinen Planen zu Anlegung derselben, scheint er indessen die schöne Seite zu sehr ausgehoben, die damit verbundenen Schwierigkeiten und den wirklichen Nachtheil solcher Anstalten aber zu wenig berücksichtigt zu haben. — Bey ernsthaften Gegenständen dieser Art, stösst man ungern auf Ausdrücke, als S. 168: „wenn das Kind mit Arsenik regalirt worden wäre,“ auch findet man öfter ohnedem“ statt ohnediess; sich *für* etwas fürchten, statt *vor* u. s. w.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Züllichau, b. Darnmann: *Natalia*. Vom Verfasser der Novelle Carlo. *Erstes Bändchen*. 1803. 399 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ist eine auffallende, aber eben nicht sehr erfreuliche Erscheinung in unserer Literatur, dass unsre neuesten Romanschriftsteller grösstentheils so sehr nach dem Wunderbaren streben. Diess ist sowohl in Ansehung der Begebenheiten als der aufgeführten Personen der Fall. Was jene betrifft: so geht das Bestreben dahin, diese, wenn sie auch am Ende natürlich zu erklären sind, doch eine Zeitlang für übernatürlich halten zu lassen, und in Ansehung der Personen sind Alte vom Berge, Harfenspieler, Neger, romantische Knaben, die Lieblingshelden unsrer Dichter. Aufrichtig müssten wir das Zeitalter beklagen, wenn dieses gerade die vorzüglicheren Mittel wären, seine Gunst zu gewinnen. Es würde zeigen, in welchem Zustande der Ueberspannung, wie abgestumpft für alles reinere natürliche Gefühl es seyn müsste, wenn es nur durch solche Mittel gereizt werden könnte. Glücklicherweise hoffen wir, dass diese Schriftsteller sich selbst täuschen, und dass sie bey den meisten und besten auf dem Wege, den sie einschlagen, um Interesse zu erregen, gerade die entgegengesetzte Wirkung erwarten dürfen. Man kann mit dieser Raçe abentheuerlicher Menschen, mit diesem unnatürlichen Gange der Begebenheiten unmöglich sympathisiren, und alle diese bunten Bilder gleichen den Schattenspielen an der Wand, die man auf einen Augenblick anstaunt, aber nimmer festhält. Nicht das Unnatürliche, Abentheuerliche ist das Höhere, unendlich reich ist die Natur, und auf jenem Wege zu gehen, ist nicht Reichthum, sondern Verirrung der Phantasie. — Der Vf. der vorliegenden *Natalia* ist ganz in dem Falle, der uns den Stoff zu dieser Einleitung gab. Ohne eine gewisse Leichtigkeit und Politur in seinem Stil und in der Exposition der Begebenheiten verkennen zu wollen, müssen wir doch gestehen, dass diess uns auch das einzige Verdienst dieser Dichtung zu seyn scheint, und dass wir dem Inhalt selbst keinen Geschmack abgewinnen können. Eine abentheuerliche Person entsteht nach der andern, Wunder häufen sich auf Wunder, und am Ende werden diese, wie billig, nicht gelöst, um uns in einer recht bangen Erwartung des folgenden Theils zu lassen. Georg, ein Deutscher, der den Franzosen dient, findet in Savoyen unvermuthet unter manchen Abentheuern seinen Bruder Raymund mit einem Mädchen wieder, die er für dessen Tochter hält. Kaum ist diese Entdeckung gemacht, als man das Mädchen raubt, und den vermeynten Vater tödtlich verwundet. Vor seinem Tode entdeckt er, dass sie seine Tochter nicht sey, zugleich hinterlässt er seinem Bruder seine Geschichte, und dieser heyrathet nun das Mädchen. Diess alles ist eigentlich nur Exposition. Von nun an beginnt die eigentliche Geschichte des getödteten Raymunds und seiner Gattin Nataliens, aus dessen hinterlassenen Papieren. Schon dieser Plan, eine frühere Geschichte später nachfolgen zu lassen, und die spätere bloss als Einleitung zu dieser zu gebrauchen, scheint Rec. nicht zweckmässig, da das Interesse steigen soll, wir aber, wenn wir eben angefangen haben, uns mit gegenwärtigen Menschen und Begebenheiten zu beschäftigen, mit minderem Interesse zu vergangenen zurückkehren. Diese frühere Geschichte Raymunds ist

ist denn gleichfalls voll von Wundern und Abentheuern. Raymund, Natalie, ein wollüstiges Weib Aurelie, ein Pater Anselm, ein Neger, ein Harfenspieler, und zwey weisse Gestalten am Lilienteiche, die Niemand kennt, und von denen die eine wahnsinnig ist, das sind die Hauptfiguren, die wundersam sich untereinander bewegen, ohne dass man auch nur von Einer sich angezogen und festgehalten fühlte. Dergleichen Wunderfiguren ersparen denn freylich die Sorgfalt, die man sonst auf Zeichnung der Charaktere wenden müsste; ein langes Gewand, ein grauer Bart, und ein paar mystische Floskeln sind ihre ganze Aussteuer. Hin und wieder sind — nicht immer passend — Gedichte und Volksmährchen eingewebt, von denen sich keines über das Mittelmässige erhebt.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Blumenzeichnen und Malen, nebst einer genauen Belehrung über die Farben und deren Mischung.* 1802. Fol. 12 S. Text, nebst 8 ausgemalten Kupfertafeln und ebendieselben bloss Umrisse schwarz abgedruckt. (4 Rthlr.)

Wiewohl Rec. die hier angewendete Manier, den Saftfarben körperliche, vornehmlich Weiss beyzumischen, an einem Lehrbuch nicht billigen mag, sondern den Gebrauch blosser Aquarellfarben, wo nämlich das Papier die Stelle des Weiss vertritt, Anfängern für nützlicher hält, weil sie dadurch zu grösserer Reinlichkeit und einem methodischen Verfahren aufgefodert werden: so giebt er doch im Uebrigen mit Vergnügen das empfehlende Zeugniss, dass die in diesem Werk abgebildeten Blätter, Blumen und Früchte, durchaus sauber, auch mit mehr Fleiss gemalt sind, als man bey ähnlichen Unternehmungen sonst wahrnahm. Es ist Modegeschmack unserer Zeit, den neu herauskommenden Zeichenbüchern fast jedesmal auch eine Anweisung, wie man zeichnen, malen und Farben mischen müsse, beyzufügen. Die, welche hier befindlich ist, scheint eben weder grosse Vorzüge zu besitzen, noch unzulänglicher als Andere zu seyn, wir behaupten aber gegen alle, es werde bey der Selbstbelehrung überall nur wenig gewonnen, und, wer auf dem nächsten Weg zur rechten, guten Behandlungsweise im Malen und Zeichnen gelangen wolle, habe des Beystands eines tüchtigen, erfahrnen Lehrers unumgänglich nöthig.

Der Herausgeber verspricht in der Einleitung bey guter Aufnahme dieses ersten Hefts einen zweyten mit — vollkommenen (?) Bouquets und auserlesenen Früchten nach der Natur folgen zu lassen, und will zuletzt auch einzelne Blätter nach Werken der besten alten und neuern Meister dieses Fachs, so viel möglich in Grösse und Farben den Originalen treu nachgebildet, liefern. Wir überlassen ihm den Versuch zu machen, hegen aber nicht ungegründete Zweifel, ob ihm besonders das letzte Vorhaben auf eine befriedigende Weise gelingen werde. In Blumen und Früchten vornehmlich haben die Niederländer grosse, ja beynahe wunderbare Kunstfertigkeit gezeigt; die wesentlichsten Vorzüge ihrer Bilder bestehen daher im Fleiss der Ausführung, sanftem Farbenschmelz und in der Kunst den Pinsel zu handhaben; alles Dinge, welche in ausgemalten Kupfertafeln, wo die Menge Exemplare um billigen Preis gefertigt werden müssen, schwer oder unmöglich nachzuahmen sind.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neueste Mode-Muster zum Zeichnen, Malen und Sticken; zur Selbstbelehrung* für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. Als Anhang zu dem grossen Zeichen- Maler- und Stickerbuch für Damen, von *Johann Friedrich Netto*, Zeichenmeister. 1803. Querfol. mit 6 colorirten Blättern. Viere derselben sind auch noch in schwarzen Abdrücken beygelegt, nebst Erklärung. (3 Rthl.)

Wir haben bey Durchsicht dieses Werks nichts verwerfliches gefunden, ausgenommen die Desseins für Stammbuchblätter, Brieftaschen, Tabacksblasen etc. Taf. V. welche, zufolge hergebrachter unlöblicher Gewohnheit, in Altären, Grabmälern, Rosen u. dgl. bestehen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Öfningar i Arabiskan.* Utgifna af *Anders Svanborg*, ord. Adjunkt i grekiska och österländska Språken vid k. Akademien i Upsala. 1802. 56 S. 8. Dieses dem verdienstvollen Tingstadius gewidmete arabische Elementar-Lehrbuch enthält viererley arabische Texte, jeden mit untergesetzter schwedischer Uebersetzung. 1) Sieben und dreyssig Fabeln von Lokman. 2) Fünf und dreyssig Sittensprüche. 3) Aus dem Koran die Sura, Al Rihmano. 4) Die bekannte Kaside von Abu Ismael Al Tograi. Die arabischen Lettern sind gut und der Druck correct. Nr. 1. ist ganz aus Schultens *Grammatica arabica Erpen.* Die 35 Sittensprüche sind aus den eben daselbst abgedruckten ausgewählt. Sehr Schade, dass nicht, so oft man Gelegenheit hat, etwas arabisches drucken zu lassen, ungedruckte Stücke zum Abdruck gewählt werden. Dem Vf. hätte es zu Upsala an Vorrath nicht fehlen können; und sobald er eine vaterländische Uebersetzung damit zu verbinden beschloss, würden auch unbekanntere Stücke zu Sprachübungen tauglich geworden seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Julius 1803.

## OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Das Ganze der Torfwissenschaft*, theoretisch und praktisch abgehandelt von *Karl Heinrich v. Bose.* 1802. 308 S. 8. m. K. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wissenschaftliche Grundkenntnisse sind allerdings Jedem, der gewisse zusammengehörige Lehren in ein Ganzes zusammenfassen und dieses Ganze in einem Systeme vorlegen will, unentbehrlich. Aber dieses kann den Missbrauch des Worts *Wissenschaft* nicht rechtfertigen, der immer allgemeiner zu werden anfängt. Der Vf. liefert nichts weiter als eine Anleitung zur *Torfkunde*, in der eine höhere wissenschaftliche Tendenz nirgends hervorleuchtet, auch nicht gesucht wird. Das Ganze ist in acht Titel abgetheilt. I. *Vom Entstehen des Torfs.* — Nichts weniger als wissenschaftlich! Eigentlich ist hier nur die Frage: ist die jetzige Lagerstätte einer Torfmasse zugleich als ihre Geburtsstätte anzusehen, oder ist sie durch irgend einen Zufall irgendwoher dahin geführt worden? Von den Grundstoffen des Torfs ist ganz und gar nicht die Rede, noch weniger von der daraus möglichen Entstehungsart. Der Vf. redet hier (S. 12.) von unterirdischen Ueberschwemmungen, von dem aus dem Meere gebrachten Grundstoffe des Torfs, von Ueberschwemmungen mit dem Torfstoffe. — Von der Entstehung des Torfs durch das Meer, heisst es (S. 13), zeuge auch der Geruch durch das *verfaulte bittere Seesalz, welches alle Seegewächse bey sich führen.* Nach diesem zum Ganzen der *Torfwissenschaft* führenden ziemlich unwissenschaftlichen Eingange handelt der Vf. II. *von der Lage des Torfs.* Nach S. 21. solle man ihm *gewiss glauben*, dass das Wasser, womit man Torfmoore getränkt finde, *noch dasselbe Wasser sey*, welches bey jenen grossen Ueberschwemmungen (Tit. I.) solche Plätze bedeckt habe. III. *Von der Beschaffenheit des Torfs.* Die Classification der *Bestandtheile* des Torfs ist merkwürdig; diese sind nämlich (S. 24—27). 1) Vegetabilische: *Gräser, Wurzeln* und sogar *Bäume!* 2) Erden. 3) Oelige oder fette Theile. 4) Mineralische: Metall-, Vitriol- und Schwefeltheile. Schwefel, sagt der Vf. (S. 26.) heisst in der Chemie *eine jede Vermischung einer Säure mit brennbaren Dingen!!* 5) Salztheile. — Der Torf führt auch, heisst es (S. 27.) *animalisches* Salz bey sich. Wie es um das Wissenschaftliche dieser Torfwissenschaft aussieht, wird jeder aus den hier hervorleuchtenden Begriffen des Vfs., seinem philosophischen Geiste in der Abtheilung selbst und seinen eigenen chemischen Ansichten leicht beurtheilen. In eben diesem Abschnitte handelt der Vf. noch A. von den verschiedenen Arten des Torfs, dabey auch von der Braunkohle und vom Steinkohlentorfe. B. Von dem Verhältnisse der verschiedenen Torfsorten unter einander. C. Vom Verhältnisse des Torfs gegen andere Brennmittel. Der vom Vf. herechnete Gewinn von 1000 Stück Torf beträgt, gegen gleichviel leistendes Holz, beym harten 2 gr. beym weichen 6 gr. Ein so geringer Gewinn kann aber um so weniger geachtet werden, da er auf Voraussetzungen beruht, die nicht in aller Schärfe als allgemein gültig angenommen werden können, und über diess der Asche dabey gar keine Erwähnung gethan worden ist. Wäre aber auch der angegebene Gewinn wirklich allgemein anzunehmen, so wäre doch der Vortheil viel zu klein, um die weit grössere Unbequemlichkeit im Gebrauche des Torfs und die damit verbundene Unreinlichkeit viel zu überwiegend, um gegen einen so kleinen Gewinn bey freyer Wahl das Holz mit dem Torfe zu vertauschen. Wenn es daher Hauptzweck dieser Schrift ist, wie die Vorrede sagt, den Gebrauch des Torfs durch genauere Bekanntschaft mit seinen Vorzügen allgemeiner zu verbreiten: so muss der Vf. durch diese Darstellung seinen Zweck offenbar verfehlen, indem solche Berechnungen nur den Vortheil der Torfeigenthümer darlegen, für die Verminderung des Elendes der ärmeren Volksclasse aber, wovon mit so vieler Wärme in der Vorrede geredet wird, wenig versprechen. Das Resultat der beygebrachten Berechnungen hätte ihn vielmehr zu der patriotischen Auffoderung veranlassen sollen, den Torf um geringere, als die von ihm angegebenen, Preise abzulassen. Denn wenn, nach der Versicherung in der Vorrede, der hohe Holzpreis der ärmeren Volksclasse nichts anders übrig lässt, als *entweder vor Frost umzukommen oder Holz zu stehlen*, und wenn deshalb diese Volksclasse, wie er versichert, schon oft *der Gegenstand seines Mitleids* war: so hätte er auch bey diesen Berechnungen sich dieses mitleidigen Gefühls erinnern und bedenken sollen, dass dieselbe ärmere Volksclasse eben so gut beym Torf, den sie nicht bezahlen kann, vor Frost umkommen müsse, als bey Holz, das ungefähr denselben Preis hat. Der Schriftsteller Pflicht ist es vorzüglich, bey solchen Gelegenheiten zum Besten der ärmeren Volksclasse mitzuwirken; und da unser Vf. dieses selbst hauptsächlich vor Augen zu haben vorgiebt: so ist es noch um so viel unverantwortlicher, einen so hohen Torfpreis in Rechnung zu bringen, da er selbst weiter unten (S. 208.) den grossen Vortheil vorrechnet, den ein Torfbesitzer nach diesem Preise aus seinem Torfgute zu zie-

ziehen vermag, ohne auch dort zu erinnern, dass eben darum der angenommene Preis beträchtlich herabgesetzt werden könne. Rec. hielt diese Bemerkungen für nöthiger als eine vollständige Detaillirung des übrigen Inhalts dieser Schrift, und begnügt sich damit, nur noch die Ueberschriften der einzelnen Titel mitzutheilen, weil man aus andern Schriften dieser Art schon weiss, was man unter diesen Ueberschriften zu erwarten hat. IV. *Titel. Von der zur Gewinnung des Torfs nöthigen Arbeit*: A. Von Untersuchung der Torfmoore; B. Von der Eintheilung des Torflagers; C. Von Ableitung des Wassers; D. Von den beym Torfstich nöthigen Werkzeugen und Personen; E. Von der Arbeit selbst; F. Vom Streich- und künstlichen Torfe; G. Vom Torfstiche im Kleinen. V. *Von der Benutzung des Torfs*. A. Von den hier noch herrschenden Vorurtheilen; B. Von der Nutzung des Torfs als Brennmittel; C. Von den Nebennutzungen des Torfs; D. Wie hoch beläuft sich die Torfnutzung? VI. *Von der Wiederurbarung des ausgestochenen Torflandes*. A. Von der Abwässerung; B. Vom Planiren; C. Vom eigentlichen Anbau des ausgestochenen Torflandes. VII. *Vom Verkohlen des Torfs*. A. Von den zum Verkohlen brauchbaren Torfsorten; B. Vom Verkohlen selbst; C. Von Benutzung der Torfkohlen. VIII. *Von den Torfrechten*. A. Ob der Torf unter die landesherrlichen Regalien gehöre? B. Von den Rechtsregeln, welche man wissen muss, wenn man seinen Torfmoor an einen Unternehmer überlassen will; C. Plan zu einer Torfordnung. Zuletzt noch ein Anhang, welcher chemische Untersuchungen enthält. Die praktischen Kenntnisse des Vfs. sind nicht zu verkennen, und von dieser Seite hat die vorliegende Schrift ihren eigenthümlichen Werth, durch den sie auch sehr wohl neben Eiselens Handbuch eine Stelle verdient.

LEIPZIG, b. J. B. G. Fleischer: *Freymüthige Gedanken über die Gebrechen unserer heutigen Forst- und Landwirthschaft und die Mittel zu ihrer Verbesserung etc.* von *Friedrich Christian Franz*, der Kurmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und vieler anderer Societäten ordentl. und correspondirendem Mitgliede. 1801. 122 S. u. XXXXIV S. Vorr. gr. 8. (14 gr.)

Die Vorrede beschäftigt sich mit Betrachtungen theils der Verringerung des Holzbodens gegen vorige Zeiten, theils der Abnahme der Wälder und ihrer verringerten Fruchtbarkeit durch mancherley Misshandlungen derselben. Das ganze aus drey Abtheilungen bestehende Werk enthält so viele und mancherley Rubriken, dass sie nicht einzeln angezeigt werden können. Rec. muss der Einsicht des Vfs. in unser ganzes Forstwesen und dessen grosser Belesenheit, wovon die so häufigen Noten den Beweis geben, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wünschen, dass seine Schrift von allen, denen es um eigenes und allgemeines Wohl zu thun ist, wohl beherziget werden möge. Er wird es aber bey seinem vielem Eifer um die Abschaffung des Streuharkens (Harken der Kiennadeln) nicht als Tadelsucht ansehen, wenn Rec. die Sache von einer andern Seite ansieht. Man muss zugeben, dass in Hochwaldungen, deren Bäume bereits in hohem Alter, etwa funfzigjährig und darüber sind, das Streuharken wenig oder gar nicht schaden könne. Man muss aber in jüngern Wäldern das Streuharken sogar für nützlich halten, um den Verheerungen der Wälder durch die Kienraupe (*Phalaena Bombyx pini L.*) Einhalt zu thun. Diese Raupe begiebt sich in der Mitte des Novembers unter die Kiennadeln und das Moos am Fusse der Bäume, wo sie ihren so zu nennenden Winterschlaf übersteht. Hier wird sie nun durch das Streuharken aus dem Walde fortgeschafft. Die Magdeburgische Regierung fand sich daher vor einigen Jahren genöthiget, in dieser Rücksicht das Streuharken ernstlichst anzubefehlen. Der Streuling wird S. 28. als ein schlechter Dünger gerade zu verworfen, und dieses Absprechen mit einer Note aus Linnés Reisen durch das Königreich Schweden unterstützt, nach dessen Behauptung die Kiennadeln nicht düngen, sondern den Acker magerer machen. Landwirthe wissen das Gegentheil. Wenn die Kiennadeln zum Bestreuen der Schafställe gebraucht werden: so vermodern sie darin, und geben in diesem Zustande einen der besten Dünger ab. Wenn sie so roh, wie sie aus der Heide kommen, als Dünger auf den Acker gebracht werden: so können sie zumal in einem leichten Sandboden, wohl schädlich seyn, indem derselbe dadurch, statt dass er fester werden sollte, aufgelockert wird. — In der Note S. 108. wird von den drey gewöhnlichen Mergelarten, dem Thon- Stein- und Sandmergel gesagt, dass der letzte der brauchbarste sey. Hier hätte, damit ein Unerfahrner nicht mit Schaden klug werde, gesagt werden sollen, für welchen Boden sich der Sandmergel schicke; nicht nämlich für einen Sandboden, welcher dadurch verschlimmert, und nur allein durch einen Thonmergel, wodurch der Sand gebunden und nicht getrennt wird, gebessert werden kann.

LEIPZIG, b. J. B. G. Fleischer: *Versuch einer gründlichen Anleitung zur richtigen Verpflegung der Bienen für gute und schlechte Gegenden*, von *Joh. Gottfr. Lukas*, Schulmeister zu Nischwitz bey Wurzen, Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig, wie auch der Oberlausitzischen Bienengesellschaft. 1802. 326 S. 8. m. 1. Kpfr. (1 Rthlr.)

Der wegen seiner frühern Schriften über die Bienenzucht schon längst von der besten Seite bekannte Vf., geht in dem vorliegenden Werke von fast allen Bienenschriftstellern darin ab, dass er auch sein Augenmerk auf die schlechten Gegenden richtet, denen es in dieser oder jener Jahreszeit an hinlänglichen Honigpflanzen fehlt; ein um so grösseres Verdienst, da viele Liebhaber der Bienenzucht dadurch zurück kommen, dass sie sich einem Lehrer überlassen, dessen Theorie nur allein auf seine eigene gute Gegend anwendbar ist. Das ganze Buch zerfällt in drey Hauptthei-

theile. Diese sind: 1) die Einrichtung der Bienenzucht; 2) Kenntnisse zu derselben; 3) Anweisung zur praktischen Ausübung nach jedem Monate im Jahre geordnet. Nicht genug ist die von dem Vf. gegebene Vorschrift über die Surrogate der Bienenfütterung allen Anfängern in der Bienenzucht zu empfehlen, nämlich, *dass zur Frühlingsfütterung allein reiner Honig genommen werden müsse.* Im Herbste können bey der gelinden Witterung Zucker, Pflanzen- und Fruchtsäfte noch wohl von den Bienen in Honig verwandelt werden; diess kann aber mit den Surrogaten im Frühjahre nicht geschehen. Die Bienen haben alsdann nicht Wärme genug, sie kommen bey dem Ausfliegen in der rauhen noch kalten Witterung um, bleiben im Felde liegen, oder ermatten und sterben in ihren Behältnissen, und der Stock geht ein.

Leipzig, b. Weigel: *J. L. G. Leopolds*, Predigers zu Leimbach etc. *Handwörterbuch des Gemeinnützigsten und Neuesten aus der Oekonomie und Haushaltungskunde.* 1801. 544 S. gesp. Col. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn der Vf. diess Buch für solche Oekonomen bestimmt hat, „welche nicht viele Bücher kaufen und „lesen können, um es für die Absicht einer augen„blicklichen, kurzen und befriedigenden Belehrung „geschickt zu machen;" so muss man gestehen, dass seine Absicht beynahe erreicht ist. Alles überflüssige, womit das Zinkische Lexicon überladen ist, fehlt hier, und dennoch muss man diess kleine Wörterbuch in manchem Betrachte für vollständiger halten, als das ebengenannte; man vergleiche nur den Artikel Pferd, Rindvieh, Schaf etc. Viel neues kann man freylich nicht erwarten; hin und wieder finden sich doch aber recht gute eigene Bemerkungen. So hat z. B. S. 439. der Vf. von einer Composition von Fischtrahn und Weinessig, und einer dritten Portion Salpeter gute Wirkungen bey dem Durchlaufe des Rindviehs gesehen. Bey Thier und Pflanzennamen sind immer die systematischen Namen mit angeführt, und am Ende des Buches befindet sich ein eigenes Verzeichniss für diese und andere lateinische Wörter, doch mögen diese wohl nicht alle durchaus richtig seyn, z. B. S. 131. *tipula palestris atra* ist wahrscheinlich *tipula oleracea.* Auch sollen wahrscheinlich die Beschreibungen das Ansehen haben, als ob sie systematisch wären. Dass diess aber nicht immer gelungen ist, zeigt schon der willkürliche Gebrauch, den sich der Vf. mit den Ausdrücken, *Geschlecht*, *Abart* etc. zu machen erlaubte. Z. B. S. 193. „Der Erdkrebs ist ein Insekt, das zu dem *Geschlecht* der Grillen gehört" und vorher S. 105. „Die Biene gehört zu der fünften *Ordnung* der Insekten, und zwar zum *Geschlecht* der geflügelten ohne Flügeldecken" weiter hin: *Abarten* (der Biene) sind: die Hummel etc. So auch S. 73. Bärenklau. Geschlecht: *acanthus.* (noch dazu ein ganz unrichtiges Wort). Oft hat den Vf. alle naturhistorische Kenntniss verlassen, z. B. S. 466. „Die Krankheit (das Drehen der Schafe) selbst besteht in der, in einer Blase entstehenden Anhäufung von Wasser in der Höhle;" da doch das erste beste Compendium der Naturgeschichte dem Vf. gezeigt haben würde, dass diese Blasen eben sogut eine Art Bandwürmer sind, als die vom Vf. nachher richtig bestimmten Egelschnecken; über deren Entstehung im thierischen Körper freylich noch eben so ein Dunkel herrscht, wie über die Erzeugung anderer Eingeweide-Würmer. Ueber die einsaugenden Gefäse hat der Vf. eigene Hypothesen. S. 132. „*Vom Schlunde an* giebt es im ganzen Leibe, an dem Speisekanal hin, einsaugende Gefäse, welche diese Säfte (*Serum* und *Lymphe* des Bluts) einsaugen, und mittelst eines andern Kanals in die Lunge führen, allwo er sich mit dem, schon vorhandenen Blute innigst vereinigt und selbst Blut wird etc. Zuweilen fehlt es auch an Deutlichkeit im Ausdruck z. B. S. 309. „Knoblauch. Wir haben in landwirthschaftli„cher Rücksicht drey Arten zu betrachten: 1) *allium* „*sativum*, 2) *allium scorodoprasum*, 3) *allium ursinum.* „Sein Vaterland ist der Orient und Südpreussen." Wer bezieht hier das *Sein* auf alle drey genannte Arten, da noch dazu am Ende gar die Rede nicht davon ist, dass nur *allium sativum* verstanden wurde? Bey allen diesen Mängeln, wird das Werkchen doch immer für das Publicum brauchbar seyn, für welches der Vf. dasselbe bestimmt. Lobenswerth ist der wirklich äusserst mässige Preis.

Ludwigsburg: *Auffoderung an Wirtemberg zu einer dauerhaften und nützlichen Bienenzucht im Grossen, in herrschaftlichen und Commun-Bienen-Ständen.* Mit 22 Tabellen. 1802. 132 S. kl. 8. (9 gr.)

Ein gutgeschriebenes Büchlein, darin der Vf. (Waisenhaus-Pfleger *Rümelin* zu Ludwigsburg,) in einem mässigen Anschlag berechnet, wie sein Vaterland von 1200 Commun-Bienenständen, jeder zu 150 Bienenstöcken, (auf eine Quadratmeile 6 Stände, wären also 180.000 Bienenstöcke, jeder auf 4 Gulden jährlichen Ertrag gerechnet, doch von jedem 1 Gulden 30 Kreuzer für Unkosten abgezogen) beynahe *eine halbe Million Gulden* jährlichen reinen Gewinn erhalten könnte. *Ritter von Ehrenfels* zu Wien, der beynahe tausend Bienenstöcke besitzt, hat in seinem Plan zu einer Actien-Bienen Gesellschaft, jeden Stock nach Abzug aller Kosten auf 6 Gulden 40 Kreuzer Rheinl. jährlichen Ertrag berechnet, und also das Capital zu 66⅔ pro Cent ein Jahr in das andere. *Christ* giebt in seiner Anweisung zur Bienenzucht an, dass 25 gute Stöcke jährlich 100 bis 200 Gulden abwerfen können. — Dieser Nahrungszweig verdient allerdings um so mehr Aufmerksamkeit, da nach dem verderblichen Kriege sich keine andern Goldgruben öffnen, als die die Natur auf der Oberfläche des Bodens uns darbietet. — Im Verfolg räth der Vf. zur Magazinbienenzucht nach vernünftigen Grundsätzen, und zwar in hölzernen Halbkästchen, wobey er in einer Anmerk. S. 98. eine sehr bequeme Erfindung angiebt, eine Zoll hohe Rahme, worein das Flugloch eingeschnitten ist, und die

die bey jedesmaligem Untersetzen auf dem Flugbret stehen bleibt, wobey man denn nicht nöthig hat, in die Kästchen Fluglöcher einzuschneiden, das viele Unbequemlichkeit, Mühe und Kosten erspart. — Von §. 57. an spricht er summarisch von der Natur der Biene und ihrer Oekonomie; vom mercantilischen Nutzen ihrer Producte; von ihrem Vortheil für die übrige Landwirthschaft, besonders die Obstpflanzung, da sie die Schädlichkeit des Honigthaues vermindert etc. und endlich erörtert er das *Mittel wider einen heftigen Bienenstich*, dabey anfänglich kalte Ueberschläge mit frischem Wasser, sodann aber, wenn das Gleichgewicht hergestellt ist, warme Ueberschläge angewendet werden müssen, damit die Schwäche gestärkt werde. — Die folgenden 22 Tabellen zeigen die Berechnung der verschiedenen Vermehrung der Bienenstöcke auf 10. 15. 28. Jahre, wenn man ein Drittheil, die Hälfte, oder zwey Drittheile schwärmen läfst, mit dem Abgang 1 von 10.

MEISSEN, b. Erbstein: *Garten-Kalender mit Bemerkungen 40jähriger Erfahrungen*, von *Joh. Christian Rudolphi*, Pastor zu Röhrsdorf bey Meissen; Vf. der Nelkentheorie. 1802. 160 S. 8. (16 gr.)

Wer Freund von Gartenkalendern ist, findet hier mancherley Erinnerungen an seine Garten-Geschäfte und Besorgungen, und hin und wieder nützliche Anmerkungen, die von der Erfahrung des Vfs. zeugen. Was er im Monat *Februar* vom Säen des Carviols, Kohlrabi, Zwiebeln und mehrerer Gemüsearten sagt, wird er wohl vom Ende des Monats verstehen. Und selbst das thut in sehr wenigen Jahren gut. Die Kälte, die gewöhnlich noch im Boden ist, hält allen Wachsthum zurück, und der Saame vermodert im Boden. — Im *August* stöfst Rec. auf die Verpflanzung der Erdbeeren, da gesagt wird: „die vorzüglichsten fruchtbarsten Arten seyen die *gemeine Gartenerdbeere* und die *Ananaserdbeere*: die *Monatserdbeere* aber sey des Anbauens nicht werth. Sie trage zwar den ganzen Sommer über, aber nur einzelne kleine und saure Früchte." Hier ist Rec. gerade des Gegentheils überzeugt, und wer die vortreffliche Monatserdbeere bauet, wird finden, dafs sie eine der aller vorzüglichsten unter den Erdbeersorten ist. Sie blühet nie falsch, wie hundertfältig die Garten- und die Ananas-Erdbeere; sie wird oft sehr grofs, wenn sie gute Witterung hat; eben so geschmackvoll als irgend die beste Erdbeere; trägt reichlich und hat den unschätzbaren Vortheil, dafs man von ihr ärnten kann, bis der Schnee darauf fällt. — Den Beschlufs des Büchleins macht ein *Anhang vermischter Bemerkungen über Erde und Düngungsmittel*, worin man viele Nachrichten von der Wirkung mancherley Erdarten und Dünger für Blumen und Gemüse findet.

* * *

SALZBURG, b. Duyle: *Anhang zu den Gelegenheitsreden für das Landvolk.* Erstes Bändchen. Predigten auf einige Feste Mariens, der Heiligen und andere Gelegenheiten. Auch unter dem besondern Titel: *Gemeinfassliche Vorträge auf einige Feste Mariens, der Heiligen und andere Gelegenheiten.* Zur Beförderung eines reinmoralischen Sinnes und Wandelns. Erster Beytrag. 1801. 222 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 38.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Metz*, b. Collignon: *Lettre de Charles Villers à Georges Cuvier, sur une nouvelle théorie du cerveau par le Dr. Gall, ce viscère considéré comme l'organe immédiat des facultés morales.* An. X. (1802.) 82 S. 8. Hr. *V.* der bekanntlich seine so vertraute Bekanntschaft mit unserer vaterländischen Literatur, schon durch mehrere ungemein glückliche Versuche, seiner Nation richtige Ansichten davon zu öffnen, namentlich durch seine Darstellung der Kantischen Philosophie, documentirt hat, legt in dieser kleinen Schrift einen neuen Beweis dieses, für ihn selbst so rühmlichen, wie für den deutschen Patriotism höchst erfreulichen, Talentes, jene Kenntnisse auf solche Art anzuwenden, ab. Mit günstigem Erfolg hat er sich bemüht, die neue Schädellehre des Hn. Dr. *Gall*, so weit wir sie aus den Darstellungen seiner unterrichtetern Schüler kennen, seinen Landsleuten besser zu entwickeln, als es bisher in einigen öffentlichen französischen Blättern geschehen ist. In seiner Ansicht dieser Theorie verräth er auch hier überall wieder den in der Wissenschaft *deutsch* denkenden Kopf, wie die Art seines Vortrages doch dabey dem Geiste der Franzosen sehr angemessen ist. Den Zweck, auch in Frankreich die Aufmerksamkeit auf diese neue Seite der Physiognomik hinzuwenden, wird also diese Schrift keineswegs verfehlen können, und mehr scheint ihr Vf. selbst nicht dabey beabsichtigt zu haben, wie schon der geringe Umfang seiner Darstellung zeigt. Auch können wir dieses nicht anders als billigen. Denn so lange der Urheber dieser neuen Lehre, nicht selbst mit seiner *eignen* Darstellung derselben hervortritt, und zu ihrer Untersuchung berechtigt, wird man wohl immer nur bey der Betrachtung stehen bleiben müssen. Eben darum aber verstattet die vorliegende Schrift hier keine Beurtheilung ihres eigentlichen Inhalts, weil eine solche immer mehr den Hn. Dr. *Gall* als Hn. *V.* treffen müfste, und über jenen die Kritik noch zur Zeit zu keinem Resultat gelangen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. Julius 1803.

## TECHNOLOGIE.

Wien, b. Schalbacher: *Neue chemische Erfindungen für Fabriken und Manufakturen; nebst Vorschlägen zur Verbesserung verschiedener Fabrikarbeiten.* Von *Justus Wilhelm Christian Fischer.* 1802. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Die chemischen Arbeiten, mit welchen sich Hr. F. seit einigen Jahren beschäftigt hat, haben ihm Gelegenheit gegeben, manche Entdeckungen zu machen, die andern Scheidekünstlern und Technologen, besonders denen, die sich mit denselben oder mit ähnlichen Arbeiten im Grosen abgeben, sehr vortheilhaft werden können; er hat sich deshalb vorgenommen, seine vorzüglichsten Versuche öffentlich bekannt zu machen, und diesem Entschlusse verdanken wir die vor uns liegende Schrift, die in der That an neuen und nützlichen Bemerkungen reich ist, und aus diesem Grunde eher, als manches andere Produkt, eine ausführliche Anzeige verdient. Die gelieferten Entdeckungen sind folgende: 1) *Benutzung des alten beschriebenen und schmutzigen Papiers zur Verfertigung des neuen, und Bleichung desselben mit oxygenesirter Salzsäure; nebst einer Anweisung, die oxygenesirte Salzsäure zu bereiten.* Hr. F. hat, um sowohl graues, als beschriebenes Papier zu bleichen, mehrere Versuche auf die Art unternommen, auf welche man, einigen Nachrichten zufolge, in England diese Absicht erreichen soll; er versichert aber, dass seine Arbeiten keinen solchen Ausgang gehabt haben, als er erwartete; er hat daher späterhin, um besser zu dem erwähnten Zwecke zu gelangen, von einer mit oxygenesirter Salzsäure geschwängerten, und dann wieder von der freyen Erde gereinigten Kalkmilch, Gebrauch gemacht, und diese zusammengesetzte Flüssigkeit hat auf das graue Papier, das er ein oder zwey mal darin hatte weichen lassen, eine so gute Wirkung geäussert, dass es einem sehr weissen Papiere gleich kam; mit der Farbe hatte es aber auch zum Theil seine Festigkeit verloren, und diese Eigenschaft muss ihm erst wieder gegeben werden, bevor man es als gutes Papier gebrauchen kann. — Gegen das beschriebene und mehr oder weniger fette oder beschmutzte Papier verhielt sich indessen dieses Bleichwasser nicht auf die nämliche Art; Hr. F. war deshalb genöthigt, dieses Papier erst mit einer dünnen, bis zum Kochen erhitzten Seifensiederlauge zu behandeln, es dann, nachdem er das Kali durch Auswaschen wieder davon getrennt hatte, zu einem Breye zu zerstossen, und diesen mehrere Stunden lang in einem mit oxygenesirter Salzsäure geschwängerten Wasser zu weichen; dieses Verfahren war, wie der Erfolg bewiess, zur Entfärbung und Reinigung des Papiers vollkommen hinlänglich; denn der Brey hatte wirklich alle Farbe fahren lassen, und man konnte daraus, als er noch einige male mit schwacher Seifensiederlauge und reinem Wasser ausgewaschen worden war, leicht wieder schöne und weisse Bogen verfertigen u. s. w. Der Vf. hat auch gewöhnliches Löschpapier und bedrucktes Papier zu bleichen versucht, er hat aber gefunden, dass sich diese Papierarten durch die Mittel, die man zur Reinigung des beschriebenen Papiers mit Vortheile anwenden kann, entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen entfärben lassen; er glaubt indessen, dass man das Löschpapier mittelst der unvollkommnen Schwefelsäure, und das bedruckte Papier durch Bearbeitung mit ätzendem Kali, oder mit Schwefelleber, oder mit diesen beiden Materialien zugleich, sehr gut weiss zu machen im Stande seyn wird, und er schlägt denen, die Versuche mit den genannten Papierarten unternehmen wollen, diese chemischen Produkte zu der erwähnten Absicht vor. — Am Schlusse dieser Abhandlung redet der Vf. noch von der Benutzung des nach der Verfertigung der oxygenesirten Salzsäure in der Retorte zurückgebliebenen Todtenkopfs, von den zum Bleichen des Papiers nöthigen Gefässen, von den Auslagen, die die Einrichtung einer solchen Bleichanstalt erfodert u. s. w. und erweist, dass sich das beschriebene oder beschmutzte Papier wirklich mit wenigen Kosten entfärben und aufs neue brauchbar machen lässt. 2) *Bleichung des Strohes durch oxygenesirte Salzsäure.* Die Sonnenstralen äussern, wie mehrere Beobachtungen gelehrt haben, kaum eine zerstörende Kraft auf die Farbe des Strohes, und auch der Schwefeldunst ist zum Bleichen dieser vegetabilischen Substanz nur sehr wenig geschickt; man muss also, wenn man sie auf eine dauerhafte Art weiss machen will, ebenfalls zur oxygenesirten Salzsäure seine Zuflucht nehmen, oder ein Bleichwasser benutzen, das aus dieser Säure und Pottaschenauflösung zusammengesetzt ist. Der Vf. hat mehrere Versuche in Hinsicht der Entfärbung dieser Substanz angestellt und bemerkt, dass besonders ein mit oxygenesirter Salzsäure vermischtes und mit Pottaschenlauge gesättigtes oder etwas übersättigtes Bleichwasser, das aber ziemlich concentrirt seyn und wenigstens 24 Stunden lang mit dem Strohe in Verbindung stehen muss, zur vollkommnen Entfärbung desselben sehr brauchbar ist. Die Behandlung des Strohes mit einer solchen Flüssigkeit hat auch auf die Festigkeit desselben gar keiner

keinen nachtheiligen Einfluss, vielmehr erhält es dadurch eine grössere Biegsamkeit und andere gute Eigenschaften, so dass es leicht verarbeitet, auf mancherley Art gefärbt, und zu vielen Absichten, zu welchen gemeines Stroh nicht recht tauglich ist, angewendet werden kann. 3) *Bleichung des Wachses durch oxygenesirte Salzsäure.* Die mit dieser Säure geschwängerte Kalkmilch, die Hr. F. mit Nutzen zur Entfärbung des grauen Papiers gebraucht hat, verhält sich auch gegen andere Dinge, die mehr oder weniger gefärbt sind, und besonders gegen das gelbe Wachs, als ein sehr gutes Bleichmittel; man darf nur, sagt Hr. F., das Wachs, das man vorher einige Stunden lang mit gemeinem Wasser gekocht hat, (um ihm den Antheil von Honig zu benehmen, der ihm noch beygemischt ist), mit solcher Kalkmilch, (zu der man noch etwas gemeine Salzsäure setzen kann,) drey Viertelstunden hindurch kochen, dann, nach der Erkaltung, die Flüssigkeit vom Wachse abzapfen, dieses hierauf mit gemeinem Wasser abkochen und in eine beliebige Form giessen; man erreicht so den Zweck, den man vor Augen hat, sehr bald, und das auf diese Art behandelte Wachs ist so vollkommen ausgebleicht, dass selbst das beste, auf die gewöhnliche Art entfärbte, Wachs kaum eine Vergleichung damit aushält. Die Kosten, welche man aufwenden muss, wenn man auf diese Art Wachs weiss machen will, sind eben nicht beträchtlich, und die neue Bleichmethode verdient also auch in dieser Hinsicht sehr empfohlen zu werden. 4) *Vorschlag, die oxygenesirte Salzsäure zum Behuf des Bleichens auf die wohlfeilste Art darzustellen.* Die Bleichflüssigkeit, die man zur Entfärbung mehrerer Substanzen angewendet hat, ist nicht immer so kraftlos, als man gemeiniglich glaubt, sie enthält vielmehr oft noch wirksame Theile, die von dem Wasser, mit dem sie im Uebermaasse verbunden sind, und von andern Beymischungen, mit Vortheile getrennt und dann zur Zubereitung eines neuen Bleichwassers benutzt werden können. Dieser Zweck ist indessen in manchen Fällen, besonders wenn man die Entfärbung des grauen Papiers u. s. w. vermittelst einer mit oxygenesirter Salzsäure geschwängerten Kalkmilch bewerkstelligt hat, nicht leicht zu erreichen, Hr. F. giebt daher den Rath, man solle, statt der Kalkerde, lieber Bittersalzerde zum Bleichwasser nehmen, die, nach vollbrachter Arbeit, zurückgebliebene Flüssigkeit durch künstliche Wärme, oder noch besser, wenn es anders die Umstände erlauben, durch den Frost, oder durch die Sonnenwärme concentriren, dann bis zur Trockenheit abdampfen, die Salzsäure davon abziehen, diese aufs neue mit Braunstein behandeln und in dem gehörigen Verhältnisse mit Wasser vermischen: so könne man, zumal bey Arbeiten im Grossen, viel Kochsalz und Schwefelsäure ersparen und folglich die gebleichten Waaren sehr wohlfeil liefern. Der hohe Preis der Bittersalzerde dürfe uns auch, fährt der Vf. fort, nicht von ihrer Anwendung zu der genannten Absicht abschrecken; denn man könne sich solche Erde leicht, und mit wenigen Kosten, entweder aus der Mutterlauge der Salzsiedereyen, oder aus gemeinem Bittersalze, durch Bearbeitung desselben mit Kochsalze, oder aus Serpentinsteine oder gewöhnlichem Talksteine, vermittelst des grünen Vitriols, verschaffen, und sie dann mit Wasser und oxygenesirter Salzsäure in Verbindung bringen u. s. w. Diese Vorschläge dünken uns in der That sehr zweckmässig zu seyn, und wir zweifeln nicht, dass die Künstler, die die gehörigen Einsichten haben, davon mit Vortheil Gebrauch machen, und die Schwierigkeiten, die mit der Ausführung verbunden seyn möchten, gewiss bald und glücklich aus dem Wege räumen werden. 5) *Versuche und Bemerkungen über die Verwandlung des Fleisches in Fett.* Die bekannten Beobachtungen, die Verwandlung des Fleisches in Fett betreffend, die die Hn. *Fourcroy* und *Gibbes* gemacht haben wollen, haben unsern Vf. veranlasst, mehrere Versuche mit Rindfleische und mit dem Fleische einiger Fische anzustellen, um zu entdecken, ob eine solche Umänderung möglich sey, oder nicht, und ob sie, wenn das Erstere der Fall ist, unter gewissen Umständen eher, als unter andern, statt finde; er hat aber nie wirkliches Fett aus den genannten Fleischarten hervorbringen können, und er vermuthet deshalb, dass an den Umwandlungen, deren die genannten Naturforscher gedenken, ein Princip oder eine Kraft Antheil gehabt habe, die bey seinen Versuchen *entweder gar nicht*, oder nur sehr wenig wirksam *gewesen ist; er glaubt* indessen, dass man dereinst, wenn man wiederholte Erfahrungen, und unter manchen Abänderungen, machen wird, wahres Fett aus Fleische, durch chemische Hülfsmittel darzustellen im Stande seyn werde, und er theilt einige Vorschriften mit, die, nach seinem Urtheile, bey der Unternehmung solcher Processe mit Nutzen befolgt werden können. — Wir wundern uns eben nicht darüber, dass Hn. F. Versuche einen minder glücklichen Ausgang gehabt haben, als viele andere seiner chemischen Arbeiten; das Fett ist, so wie das Oel (welche beide, einander doch so ähnliche Dinge, wir nicht einmal, wie der Vf. selbst an einem andern Orte sehr richtig bemerkt, so umzuändern vermögen, dass das eine alle Eigenschaften des andern erhielte,) ein zoo- oder phytochemisches Product, und die bloss chemischen Kräfte, von welchen wir bey unsern Versuchen Gebrauch machen können, werden also wohl die Wirkung, die er davon erwartet, nicht hervorzubringen im Stande seyn. 6) *Reinigung des Indigo.* Dieser Farbekörper hat, den hier erzählten Versuchen und Beobachtungen zufolge, Eyweissstoff, harziges Wesen und andere Theile in sich, die ihn zum Blaufärben der Seide weniger brauchbar machen, als er ohne diese Beymischungen seyn würde; man muss ihn daher, wenn man ihn mit Nutzen gebrauchen will, von diesen Theilen zu befreyen und so zur Bereitung einer guten Farbebrühe gleichsam vorzubereiten suchen. Das beste Mittel, das in diesem Betrachte anwendbar ist, scheint die Pottasche zu seyn; der Vf. schlägt daher dieselbe zu einer solchen Vorbereitung vor, und er versichert, dass man selbst eine schlechte Indigoart, wenn man sie

sie auf die von ihm befolgte und genau angegebene Weise mit einer schwachen ätzenden Lauge eine Zeit lang kocht, sehr verbessern, und ihr die Bestandtheile, welche der daraus verfertigten Farbebrühe den Stich ins Grüne mittheilen, recht gut entziehen könne. 7) *Bemerkungen über die Bereitung des Zinnobers auf trockenem und auf nassem Wege.* Hr. *Berthollet* hat behauptet, dass der beste Zinnober bloss aus Quecksilber und Schwefel zusammengesetzt sey, der mineralische Mohr hingegen, ausser diesen Bestandtheilen, noch geschwefeltes Wasserstoffgas, oder das, wie es scheint, saure Princip, das, mit Wärmematerie verbunden, diese Luftart ausmacht, in sich habe; unser Vf. stimmt diesem Gutachten bey, und bemüht sich zugleich darzuthun, dass, wenn man einen schönen Zinnober verfertigen wolle, man vorzüglich dafür sorgen müsse, dass dieses Gas gänzlich aus dem Gemische von Schwefel und Quecksilber ausgeschieden werde. Er beschreibt nun die Versuche, die er, beides auf nassem und trockenem Wege, unternommen hat, um ein recht schönes rothes Produkt zu erhalten, und benachrichtigt seine Leser, dass er besonders dann, wenn er einen durch Schmelzen aus Quecksilber und Schwefel bereiteten Mohr mit Wasser zu einem feinen Teige zerrieben, hierauf mit ätzender Pottaschenlauge, unter anhaltendem Umrühren, eine ziemliche Zeitlang gekocht und wieder mit Wasser ausgewaschen, dann mit verdünnter Salpetersäure angerührt und zuletzt noch einmal mit reinem Wasser ausgewaschen und getrocknet hatte, einen vortreflichen Zinnober erhalten habe. — Die Frage: ob, in ökonomischer Hinsicht, die Bereitung des Zinnobers auf nassem Wege den Vorzug vor dem Verfahren, das man gewöhnlich in Fabriken befolgt, verdiene oder nicht? entscheidet Hr. F. nicht unbedingt; er urtheilt vielmehr, dass man in einer Gegend, wo das Holz wohlfeil ist, diese Farbe durch die Sublimation mit wenigern Kosten darstellen könne, als auf dem nassen Wege. 8) *Benutzung des schwefelsauren Kali und Natron zur Darstellung des reinen kohlensauren Kali und Natron; nebst einem Vorschlage, die käufliche Pottasche auf eine vortheilhaftere, als die gewöhnliche Art, zu reinigen.* Der vitriolisirte Weinstein giebt, wenn man ihn mit dem sechsten Theile Kohlenstaub in einem bedeckten Tiegel regelmässig im Feuer bearbeitet, eine Schwefelleber, aus der man leicht, wenn sie vorher im Wasser aufgelöst worden ist, durch kohlensaures Gas den Schwefel fällen, und so das Pflanzenalkali, das einen Bestandtheil jenes Mittelsalzes ausmachte, rein darstellen kann. Dieses Verfahren, das zur Bewirkung einer Trennung des Natrons aus dem Glauberischen Wundersalze ebenfalls anwendbar ist, liefert dem, der es im Grossen auf die vom Vf. angegebene Weise ausübt, ein ziemlich wohlfeiles Laugensalz, und es scheint also der Empfehlung sehr werth zu seyn. Auch der Schwefel, der bey einer solchen Behandlung der genannten Mittelsalze mit Kohlenstaube entsteht, und den man ohne viele Mühe gewinnen kann, ist ein nicht zu verachtender Abfall dieses Processes, und man thut wohl, meynt Hr. F., wenn man ihn, nach vollbrachter Scheidung sammelt, und durch eine Sublimation von den fremden Theilen, die ihm noch ankleben, reinigt u. s. w. 9) *Versuche das wollene Tuch undurchdringlich für Wasser zu machen; nebst Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung der jetzt bereits in Ausübung gebrachten Methoden.* Hr. F. hat mehrere Stücke grobes Tuch theils mit Fettigkeiten, theils mit geistigen and öligen Firnissen behandelt, aber er war nicht im Stande, das Tuch, durch Benutzung dieser Materien, wasserdicht zu machen; er stellte daher noch mehrere Versuche mit einigen andern natürlichen und künstlichen Produkten an, und so gelang es ihm endlich, eine Substanz zu erhalten, die wenigstens zum Theil die verlangte Wirkung hervorbrachte. Er löste nämlich gewöhnliche Oelseife in siedendem Wasser auf, vermischte diese Auflösung mit einer siedendheissen Alaunlauge und bekam so einen eignen elastischharzigen Körper, der, an der Luft getrocknet, ein hornartiges Ansehn erhielt, ohne seine Elasticität und Geschmeidigkeit zu verlieren, und, auf Tuch gebracht, demselben einen ziemlichen Grad von Wasserdichtigkeit mittheilte; indessen liess doch das so bearbeitete Tuch beym Reiben Wasser durch, und es war in diesem, so wie in anderm Betrachte, dem wasserdichten Tuche, das in der Führerischen Fabrik verfertigt wird, nicht ganz gleich. Hr. F. vermuthet aber, dass, wenn man die anzuwendende Oelseife, vor der Vermischung mit Alaunauflösung, mit etwas Harzseife versetzt, oder etwas geschlagenes Eyweiss damit verbindet, die Arbeit besser gelingen und das Tuch dem Wasser keinen Durchgang verstatten wird. — Die Aufgabe, die Hr. F. durch die in diesem Abschnitte beschriebenen Versuche zu lösen sich vorgesetzt hatte, ist sehr wichtig, und wir wünschen, dass andere Scheidekünstler neue Erfahrungen über diese Sache unternehmen, und das hier vorgeschlagene Verfahren verbessern und vervollkommnen mögen. — Wir bedauern, beym Schlusse dieser Anzeige, dass die vor uns liegende Schrift, die sich durch ihren Inhalt so vortheilhaft auszeichnet, durch viele und bedeutende Druckfehler ausserordentlich entstellt ist; Kalkerde statt Talkerde, Rückstoff st. Stickstoff, Glas st. Gas, gelblicht st. gebleicht, geronnenen st. gewonnenen, füllen st. fällen, fertig st. fettig u. s. w. sind Fehler, die nicht etwa nur zwey- oder dreymal, sondern sehr oft vorkommen, und die so, wie manche andere, Gelegenheit geben können, dass einige hier beschriebene Arbeiten bey der Wiederholung von einem Künstler, der solche fehlerhafte Stellen, (die der Vf. zu verbessern unterlassen hat,) nicht zu berichtigen versteht, einen andern Ausgang haben, als sie eigentlich haben sollten.

Erfurt, in d. Hennings. Buchh.: *Allgemein verständliche Anleitung zu einer einfachen und leichten Art, Salpeter zu bereiten*, ohne besondere Apparate und mit den gewöhnlichen Hausgeräthschaf-

schaften. Für den Bürger und Landmann. Von Dr. J. B. Trommsdorff. 1802. 110 S. kl. 8. (9 gr.)

Der Unterricht ist in sieben Kapitel abgetheilt und katechetisch abgefasst. I. Kap. *Vom Gebrauch und Nutzen des Salpeters.* Die Frage S. 6: „Was bedeutet Salpeter?" mit der Antwort: „Dieser Name bedeutet *Steinsalz*", ist undeutlich und kann missverstanden werden; sie hätte lieber so abgefasst werden können: ist der Name Salpeter auch dem damit bezeichneten Salze angemessen? Die gleich folgende Frage: „warum giebt man demjenigen Salpeter, welcher jetzt in Frankreich bereitet wird, den Namen Revolutionssalpeter?" gehört nicht in einen so kurzen katechetischen Unterricht von der *Bereitung* des Salpeters. Dagegen hätte im II. Kap. *von der Bildung des natürlichen Salpeters* doch etwas von den Salpeterwänden und Salpeterbergen gesagt werden sollen. Im III. Kap. *vom Auslaugen* ist die Antwort (S. 39) auf die Frage (S. 38) ganz und gar nicht befriedigend. In der Antwort (S. 41) stimmen Anfang und Ende in Ansehung der Verhältnissbestimmung gar nicht zusammen. An mehreren vorherigen Stellen kommt schon die Benennung *Pottasche* vor, und schon S. 20 spricht der *Fragende selbst* davon als von einer ihm längst bekannten Sache; dennoch folgt erst S. 42 die Frage: *„was ist denn die Pottasche?* Auf die Frage: Woher S. 47. hätte die Antwort schlechthin seyn dürfen: „aus der mit den salpeterhaltigen Materien gefüllten Kufe" denn die zehnmal längere Antwort sagt doch nur dasselbe. IV. Kap. *Vom Areometer oder der Wasserwage.* Hier lernt der noch unkundige Leser weder den Gebrauch dieses Werkzeugs, noch das Werkzeug selbst gehörig kennen; ersteren nicht, weil der Gebrauch eines Areometers Kenntniss vom Einfluss der Temperatur voraussetzt, die hier gar nicht erwähnt wird; und letzteres darum nicht, weil der Vf. sich nur auf die Einrichtung einer Brandteweinswage bezieht. Die Kap. V. VI. und VII. theilen von der Abrauchung und dem Raffiniren so viel Unterricht mit, als nach dem Zweck dieser Schrift gefodert werden kann.

Den Kenntnissen des achtungswürdigen Vfs. ist es zuzutrauen, dass die in einer Anmerkung versprochene Schrift: *über das Ganze der Salpetersiederey* allen Foderungen Genüge leisten werde. Nur bitten wir, diese Schrift ja nicht in Frag und Antwort abzufassen.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kunst-Magazin in der Mechanik und technischen Chemie,* oder *Sammlung von Abbildungen und Beschreibungen erprobter Maschinen zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufakturen und Fabriken.* Herausgegeben von D. *Christian Gotthold Eschenbach,* ordentlichem Professor der Chemie in Leipzig. 1802. 2 Hefte. gr. 4. m. Kpf. (3 Rthlr. 8 gr.)

Eine Sammlung dieser Art kann für unsere jetzigen Bedürfnisse immer nützlich werden. Um das Werk nicht zu übertheuren, konnte der Herausgeber zu den Abbildungen nur die nackten Beschreibungen der Figuren liefern. Man erhält also durch diese Darstellung keinen Begriff von der Anwendung der Maschinen selbst. Gut wäre es aber gewesen, wenn Hr. E. immer das Werk des ersten Erfinders genannt hätte, um mehr als eine blosse Idee des Gegenstandes zu erhalten. S. 1—9 des 1sten Heftes wird eine Dreschmaschine beschrieben, die aber wegen ihres äusserst zusammengesetzten Baues die bisher bekannten, und namentlich die Pesslersche, nicht verdrängen wird. — Bemerkenswerth sind S. 17 u. f. die Aufsätze über das Brannteweinbrennen und das Bleichen und Waschen der leinenen und baumwollenen Zeuge. Im *zweyten* Hefte zeichnet sich die Beschreibung der *Phoskopen* S. 9—17 die Beschreibung des Franklinschen Sparofens von *Boreux,* nebst dessen Ankündigung eines neuen Mittels, ohne Kosten ein immerwährendes Feuer zu unterhalten, vor allen übrigen Aufsätzen aus.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Leipzig, b. Hinrichs: *Das einzige mögliche Mittel der Brodtheurung ohne Unkosten des Staats für immer zu steuern.* Nebst einer Untersuchung über die Ursachen der Theurung und der bisher gewöhnlichen Mittel ihr entgegen zu wirken, von *Johann Gottlob Schulz.* 1802. 78 S. 8. (8 gr.) Diese kleine Abhandlung enthält hin und wieder gute Gedanken; jedoch nur von der Art als man sie täglich in Gesellschaften von Menschen äussern hört, die die Brodtheurung fühlen, ohne den Gegenstand weiter geprüft zu haben. Es gehört mehr dazu, wenn man über eine so wichtige Sache öffentlich Belehrung geben will. Der Vf. bedauert, dass der Zinsfuss gefallen sey, dass der Credit der Güterbesitzer steigt, und dass die Circulation des Geldes überhand genommen habe.

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1803.

## MATHEMATIK.

Erlangen, b. Palm: *Grundlehren der mechanischen Wissenschaften, welche die Statik und Mechanik, die Hydrostatik, Aerometrie, Hydraulik und die Maschinenlehre enthalten.* Mit besonderer Rücksicht auf Physiker und Praktiker. Von *Karl Christian Langsdorf*, Prof. in Erlangen. 1802. LXVIII u. 755 S. gr. 8. Auch 12 Kupfertaf. in 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

In der langen *Vorrede* des Vfs., die man eigentlich als eine Apologie der, in seinen *Anfangsgründen der reinen Elementar- und höheren Mathematik* geäusserten Begriffe von *begränzter Theilbarkeit*, das einzige Princip, worauf es hier ankomme, ansehen kann, werden die von Andern ihm deshalb gemachten Erinnerungen geprüft, und jene Begriffe mit Scharfsinn theils vertheidigt, theils aber berichtigt und erläutert. Da inzwischen diese von S. VII—LXIV ausgeführte philosophisch-kritische Beleuchtung nicht zu unserm dermaligen Zwecke gehöret: so gehen wir zu dem Werke selbst über. Es zerfällt in *fünf Abschnitte*.

I. *Dynamik oder Statik und Mechanik fester Körper.* S. 1—112 in *zehn Kapitel.* Der Vf. geht von den allgemeinen dynamischen Begriffen aus, und betrachtet das Bewegungsvermögen beym Stosse fester Körper an einander aus Gründen, die von dem physisch-mathematischen Gleichgewichte der Kräfte und eines Systems von Punkten hergeleitet werden, die seine Vorgänger nicht immer berührten, und selten oder gar nicht ausführten. *Vom Schwerpuncte.* S. 68 wird richtig bemerkt, dass die höhere Analysis mit Schnelligkeit Resultate liefere, die man ohne sie, zum Theil gar nicht finden würde. Inzwischen lasse sich doch durch sie der Schwerpunct von Körpern nicht finden, deren Form von keinem bestimmten Gesetze abhange. Denn, setzt er unwidersprechlich hinzu: „Wenn wir auch dieses Gesetz nicht kennen, so giebt „es doch, — — — für jedes System von schweren „Puncten, also für Körper von jeder Form, einen „Schwerpunct." (Bey der Untersuchung des Schwerpuncts muss die Schwere als eine beschleunigende Kraft betrachtet werden, die nach parallelen Richtungen mit gleicher Stärke, und mit gleicher Stärke in jedes Element des Körpers wirkt. Hieraus entsteht, dass jedes Element des Körpers eine bewegende Kraft bekommt, die sich wie die Masse des Elements verhält, und wo die bewegenden Kräfte aller Elemente parallele Richtungen haben. Aus dieser Voraussetzung, die schon *Euler*, *d'Alembert* und *Kästner* annahmen, findet man den Schwerpunct, als einen Punct, in dem alle diese bewegenden Kräfte vereint können gesetzt werden. Vom mathematischen Hebel und den Gesetzen des freyen Falles. Hier kommen neue Ansichten vor, die wir zum Theil billigen, Manches aber einer öftern Untersuchung unterwerfen müssten, bevor wir in allen Stücken über diesen Gegenstand mit dem Vf. einverstanden wären. Hn. *Benzenberg's* Versuche in Hamburg geben wichtige Beyträge zur mathematischen Physik, aus denen Hr. Prof. *Langsdorf* in Zukunft uns schätzbare Resultate für die höhere Mechanik liefern wird). — Besonders hat uns auch die analytische Untersuchung S. 93—107 vom Momente der Trägheit, dessen Einfluss auf die Bewegung eines Systems von Massen, die sich in den verschiedenen Stellungen des Systems, mit verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen, so wie vorzüglich die Lehre von zusammengesetzten Pendel gefallen. (Die Bestimmung des Schwunges der einfachen und zusammengesetzten Pendel hat seit *Galilei's* Zeiten eine Menge Versuche und daraus gefolgerte Theorien für die Naturlehre überhaupt und ihre einzelnen wissenschaftlichen Branchen insbesondere veranlasst. Die wichtigsten Resultate davon findet man in *Kästner's* höherer Mechanik, S. 350—369, 2te Aufl. und *Fischer's* phys Wörterb. 3ter Th. S. 797—826 ausgeführt. Ueberhaupt lässt sich die Pendellänge für jede Breite der Erde *berechnen*, wenn die für den Aequator, nebst noch einer, für irgend eine andre Breite gegeben ist. Eine Formel hiezu mit einem sie erläuternden Beyspiele giebt *Kästner* a. a. O. S. 355 X u. XI, die aber von der unsers Vfs. abweicht. Ueberhaupt genommen muss man aber bey Berechnungen der Art, welches Viele irrig bey Seite setzten, die Fliehkraft der Erde mit in Anschlag bringen, sonst stimmen die Angaben des *Newton'schen* Gesetzes vom Sphäroid der Erde, nach welchem die Zunahme der Schwere vom Aequator an gegen die Pole zu gerechnet, sich verhalten, wie das Quadrat des Sinus der Breite, nicht vollkommen überein. Denn die Schwere steht, im Verhältniss mit der Pendellänge, wie die Zunahme der Pendellängen zum Quadrat der Sinussen der Breiten. Da nun die Fliehkraft der Erde unter dem Aequator, sich verhält zur Kraft der Schwere wie 1 : 289, und bekannt ist, wie *Richer* schon im J. 1670 zu Cayenne fand, dass Pendel, in den Breiten am Aequator von 0 bis 5 Graden, 1¼ Linie verkürzt werden müssen, wenn der Gang der Uhr der von Paris gleichförmig seyn soll (s. *Observat. astronomiques et physiq. faites en l'Isle de Cayenne par M. Richer, à Paris 1679, fol. p. 11 suiv.*): so folgt von selbst, dass man

man zu der Länge des Pendels, wegen der Fliehkraft unter dem Aequator noch etwas zusetzen müsse. Dieser Zusatz wird gefunden, wenn man den Bruch $\frac{1}{289}$, mit dem Quadrate des Cosinus der geographischen Ortsbreite multiplicirt. Gesetzt nun, der Ort, wo die Länge des Sekundenpendels durch Versuche bestimmt worden, liege unter der Breite von 60°: so ist der Cosinus von 60° $= \frac{1}{2}$, und der dem Pendel hinzugesetzte Theil beträgt alsdann $\frac{1}{4} \cdot \frac{1}{289} = \frac{1}{1156} = 0{,}00086505$, womit alle Beobachtungen der Art angestellet werden können, wie aus den neuern Versuchen des *de Borda*, *la Place*, *von Zach*, *Graham*, *Maskeline* u. And. hervorgeht. Ganz anders verfährt man, wenn die Schwingungen des einfachen Pendels durch Rechnung gesucht werden sollen; aber auch die kann den Versuchen äusserst nahe gebracht werden, wenn man, wie neulich Hr. *Benzenberg* für Hamburg verfuhr, das Mittel aus mehreren Bestimmungen nimmt, und dabey die besten und richtigsten Formeln und Berechnungsarten dabey zum Grunde legt, nach welcher Methode dieser fleissige Astronom, die Länge des Pendels für Hamburg = 440,78 Par. Lin. fand).

II. *Hydrostatik* S. 113—148, *drey Kapitel*, die vom Drucke des Wassers unter sich und auf schwimmende, auch untergetauchte Körper, mit Hinsicht der daraus fliessenden Bestimmung der specifischen Schwere der Körper, handeln. Welchen Druck verschiedene flüssige Massen, besonders wenn sie vermischt werden, erzeugen, wird durch eine Reihe lehrreicher Beyspiele gezeigt.

III. *Aerometrie oder Pneumatik*, S. 149—224, in *sechs Kapiteln*. Dieser Abschnitt ist nicht minder lehrreich. Zuerst werden die allgemeinen physischen Eigenschaften der Luft und ihrer Expansivkraft, deren Verschiedenheit zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stellen der Atmosphäre, dann wie unter gleichen Umständen die Dichtigkeit der Luft mit ihrer Expansivkraft zusammenhänge, gezeigt. Dass hiebey Barometer, Thermometer und Luftpumpen vorkommen, darf kaum erwähnt werden. Die Betrachtungen, die der Vf. über den Wärmestoff, als Ursache der Temperatur der Körper, anstellt, haben uns, wie die näheren Bestimmungen des Einflusses der Wärme auf die Expansivkraft der Luft etc. besonders gefallen.

IV. *Hydraulik*, S. 225—320, in *sechs Kapiteln*. Der Vf. handelt vom Ausflusse des Wassers durch Oeffnungen aus Behältnissen, die beständig gleich voll erhalten werden, nebst einer analytischen Anleitung zum Nivelliren. Bey der Bewegung des Wassers in offenen Kanälen, vermissen wir ungern *Hannerts* und *Conrad's* Manier, welche für Strommessungen ganz vorzüglich geeignet ist. Ueberhaupt scheint der Vf. die neuern Erfahrungen und die darauf gebaueten Theorien der bataafschen Hydrotekten nicht zu kennen. — Auch hätten wir sehr gewünscht, der Vf. hätte, als deutscher *Prony*, einiges über hydraulische Architectur angehängt, welches hier am rechten Orte gewesen seyn würde, und wozu die Arbeiten der neuern holländischen Hydrotekten mit un gemeinem Nutzen hätten gebraucht werden können.

V. *Maschinenlehre*. Dieser Abschnitt ist der ausführlichste von allen, und enthält S. 321—712 in 3? *Kapiteln* alles hiehergehörige, was auf Maschinen, ihre Zusammensetzung, Absicht und Wirkung Bezug hat. Dahin gehören Maschinen überhaupt, und deren einzelne Theile insbesondere, wie Kraft und Gewicht, Geschwindigkeit und Stellung, Hebel und Wagen, Ebene und Keil, Walzen und Schrauben, Haspeln und Stosskünste, Rollen und Flaschenzüge, Wasserräder und Windflügel, Dampfmaschinen und hydraulische Stösser, Schöpfräder und Saugschwungmaschinen, Wasserschnecken und Spiralpumpen, Saug- und Druckwerke, Feuerspritzen und Hammerwerke, Stampf- Schneide- und Getraidemühlen, sogar Fuhrwerke werden S. 700—708 mit vieler *theoretischen* Genauigkeit erläutert. — Hn. *Krönkes Vers. einer Theorie des Fuhrwerks* (Chemn. 1802. 4.), der eben vollendet war, als Hr. *L.* dieses letzte Kapitel schrieb, wird in verschiedenen Stücken beleuchtet. — Bey jedem Kapitel des ganzen Buchs ist immer *die neueste* Literatur, — von S. 709—732 Tafeln für die praktischen Berechnungen, — S. 733—744 ein alphabetisches Register, und S. 745—755 Verbesserungen und Druckfehler angehängt.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *Anweisung zum Nivelliren und Profiliren*, von *Friedrich Meinert*, Königl. Preufs. Ingenieur-Kapitain. 1801. 340 S. gr. 8. mit 5 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey dieser Schrift liegt besonders des Hn. Obristlieutenants *Müller* Abhandlung vom Nivelliren zum Grunde, so dass manche Stellen und einige Rechnungsformeln mit ihren Bezeichnungen aus jener übergetragen sind. Der Vf. bekennt auch in der Vorrede, dass er jene Abhandlung, so wie auch Hn. *Mayers* praktische Geometrie, sehr benutzt habe. Inzwischen mag ein Anfänger die hier angezeigte Abhandlung neben jenen Werken gut gebrauchen können. Sie ist ausführlicher als die weit kürzere Müllerische, besonders in der Anweisung zu dem Nivellir-Geschäfte, mit dieser oder jener Art von Wasserwage, und enthält (grösstentheils aus Mayers praktischer Geometrie) eine Beschreibung der meisten Nivellir-Instrumente. Unter diesen ist ein weniger bekanntes, das Nivellir-Lineal, ein wohlfeiles, und zu Messungen von nicht sehr groser Wichtigkeit sehr brauchbares. Es besteht aus einem Diopternlinial mit einer Libelle. Unter jenem befindet sich ein kürzeres, sich federndes, mit einer Schraube, um ersteres genau horizontal stellen zu können. Die eine Unterlage der Libelle ist mittelst einer Schraube ein wenig beweglich, um die Axe der Libelle dem Lineal genau parallel zu richten. Dieses wird der Zweck bey derselben seyn, nicht wie Hr. *Meinert* sagt, in schwierigen Fällen die Luftblase auf der Mitte der Glasröhre zum Stehen zu bringen. Auch sieht man nicht, wie hierbey ein Fall schwieriger seyn möge als ein anderer. Der Vf. hat diese

diese Wasserwage noch mit einem Gradbogen verbunden, um in bergigten Gegenden kleine Winkel damit zu messen. Ein wohlfeiles und bequemes Instrument bey Arbeiten auf Wällen, in Minen und Trancheen ist die von dem Vf. beschriebene Tranchee-wage.

Der Vortrag des Vfs. ist oft mehr weitläuftig als ausführlich, zuweilen nicht ganz klar, durch Mangel an Präcision und guter Anordnung. Die Erklärung des Nivellirens in §. 12, dass man dadurch suche, um wie viel ein auf der Erdoberfläche gegebener Ort oder Punct höher oder tiefer liegt als der andere (ein anderer), ist nicht bestimmt genug. Denn auf welche Linie bezieht sich hier Höhe und Tiefe? Hernach heisst es, dass man finde, um wie viel ein Ort gegen einen andern mehr oder weniger vom Mittelpuncte der Erde, oder von einer angenommenen Horizontallinie oder Horizontalebene entfernt ist. Das erste und zweyte ist nicht einerley, wie es in der Folge selbst gezeigt wird. Der Vf. nennt die an einem Orte auf die Richtung der Schwere senkrechte Linie die *scheinbare Horizontallinie*, wie es auch andere thun, um sie von der wasserrechten, als der wahren horizontalen, zu unterscheiden. Aber jene ist zufolge der Bedeutung von Horizont eine wahre. Es braucht des Gegensatzes nicht, wenn man horizontal und wasserrecht unterscheidet. Doch ist diese Bemerkung mehr grammatisch als technisch. Dass das Wort *Gefälle* in der mathematischen Geographie eine andere Bedeutung habe, als in der Lehre vom Nivelliren, wie §. 16 bemerkt wird, ist dem Rec. nicht vorgekommen. Der Gebrauch des positiven und negativen in §. 17 macht die Sache nicht deutlicher. Man kann es bequem ganz entbehren, und die Zeichen + — als blosse Signaturen gebrauchen. Es kann in §. 18 einen Anstoss machen, dass der Winkel bey *e* für einen rechten angenommen wird, besonders, wenn der Boden steigt. In §. 29 scheint es nicht klar, dass *AD* statt *AC* gesetzt werden mag. Es müsste nachher erst kommen, wenn gezeigt ist, dass *DC* nahe $AC^2 : DG$ ist. Nicht die ganze gekrümmte Linie für einen in der Luft gebrochenen Strahl kommt einem Kreisbogen nahe, wie man aus §. 48 sich vorstellen möchte, sondern nur ein Theil, der von einem Gegenstande auf der Erde bis zu dem Auge des Beobachters reicht. Die Rechnungsprobe §. 76 hätte zum Besten Ungeübter erklärt werden müssen. Die so leichten Rechnungen, die beym Nivelliren vorkommen, scheinen keiner Probe, nur einer Revision zu bedürfen. Man darf nicht darauf rechnen, dass unvermeidliche Fehler sich einander aufheben werden, wie S. 158 und sonst gesagt wird. In der Anweisung zur Prüfung und Berichtigung des Kreuzes im Fernrohre ist etwas, zur genauern Bestimmung der vier Puncte gehöriges, ausgelassen. Das Verfahren, die Axe des Fernrohrs horizontal zu stellen, mittelst zweyer Pfähle, die in stillstehendem Wasser eingeschlagen werden, scheint zu mühsam und dabey nicht sicher.

Diese Bemerkungen betreffen zwar nicht die Hauptsache; allein dergleichen Erinnerungen dienen, Schriftsteller, besonders die praktischen, auf die genaue Bestimmung der Begriffe und Sätze, und die Anordnung des Vortrages aufmerksam zu machen. In dem mathematischen Vortrage kommt es selbst viel auf die Construction und den Bau der Perioden an.

Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Encyclopädischer Cursus der Mathematik*, ein Lehrbuch für den ersten Unterricht der Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaft; von *Chr. Arzberger*, öffentl. Lehrer am Gymnas. zu Coburg. *I. Theil*, 1. *Abth.* die *Arithmetik* und das Nöthigste von der *Algebra*, mit logarithm. und andern Tafeln. 1802. *I. Theil*, 2. *Abth. Geometrie*, mit trigonom. Tafeln und Figuren. 1802. 436 S. gr. 8. (beide Abtheilungen in fortlaufender Seitenzahl.) (2 Rthlr. 8 gr.)

In der *Arithmetik* wird hier zugleich die Buchstabenrechnung mit abgehandelt, daher auch die Lehre von den arithmetischen and geometrischen Progressionen hier beygefügt und Anwendungen auf die Auflösung mancher die Rentenrechnung betreffende Aufgaben gemacht werden konnten. S. 161—208 wird das Nothwendigste von den Gleichungen und ihrer Behandlung, auch zur Erfindung der Wurzeln höherer Gleichungen durch Näherung gelehrt. Den Beschluss der ersten Abtheilung machen Erläuterungen zum Gebrauche der Tafeln. S. 216 folgt die 2te Abtheilung, die der *Geometrie* gewidmet ist. Es verdient bemerkt zu werden, dass der Vf., dessen Schrift mit den *Langsdorfschen* Anfangsgründen der reinen Mathematik gleichzeitig ist, gleichfalls den Satz, dass es keine andere als *gerade* Linien für den Verstand gebe, aus einer Erklärung abgeleitet hat. Die Decimaleintheilung des Kreisumfanges wird auch hier empfohlen. Nach dem Vortrag der zur Betrachtung der Flächen gehörigen Sätze folgt noch vor der Stereometrie die Trigonometrie, wo sich der Vf. bey Berechnung der trigonometrischen Linien nicht lange aufgehalten, dagegen aber die Analysis der Dreyecke sehr befriedigend abgehandelt hat. Hiernächst folgt die Stereometrie und zum Beschluss einige Anwendungen der Geometrie aufs Feldmessen. Angehängt sind noch einige Erläuterungen der zu dieser Abtheilung gehörigen Tafeln. Man muss zwar dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er in seiner Schrift Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit, mit zweckmässiger Kürze ohne Nachtheil der zu einem brauchbaren Ganzen erfoderlichen Vollständigkeit zu verbinden wusste, und dass er in Bezug auf diese guten Eigenschaften ein brauchbares Lehrbuch geliefert hat; inzwischen fehlt es an brauchbaren Lehrbüchern in diesem Fache so wenig, dass es ihm bey gänzlichem Mangel irgend eines hervorstechenden ganz eigenthümlichen Vorzugs, indem weder neue Ansichten, noch Erweiterungen einzelner Lehren, noch strengere Demonstrationen darin zu finden sind, zu keinem besonderen Verdienste angerechnet werden kann, die grosse Anzahl von Schriften dieser Art durch die seinige vergrössert zu haben.

Beson-

Besonders abgedruckt sind daraus:

Ebend. b. Ebendems.: *Kleine logarithmische und trigonometrische Tafeln* für Praktiker und Dilettanten, von *Chr. Arzberger*. 1802. VIII u. 55 S. Tafeln 4.

## ERDBESCHREIBUNG.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Briefe über Italien in den Jahren 1792 u. 1798*, von *Mariane Stark*. Aus dem Englischen von *Valentini*. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Als Rec. das Original in der Literatur-Zeitung (1801. Nr. 15.) anzeigte, äusserte er, dass es nicht wichtig genug wäre, um auf deutschen Boden versetzt zu werden. Auch hat Hr. *Valentini* einen grossen Theil dessen, was entweder schon zu bekannt, oder unbedeutend oder für Deutsche weniger interessant ist, weggelassen. Eben so hat er die Reise der Verfasserin durch Deutschland, welche höchst unbedeutend ist, von dem italiänischen Theile getrennt, und so sind die zwey Bände des Originals in einen einzigen nicht grossen zusammengeschmolzen. Wirklich war diess das einzige Mittel, das Werk für Deutschland brauchbar, oder erträglich zu machen. Aber auffallend ist es, dass der Uebersetzer alles dessen nicht mit einem Worte gedenkt. Hier ist weder eine Vorrede, noch Einleitung, in der er sich deshalb erklärte.

Rec. findet die Uebersetzung leicht und angenehm, kann sie aber nicht mit dem Originale vergleichen, weil er dieses nicht mehr besitzt. S. 5 ist von der verwittweten Herzogin von Lancaster die Rede. Eine solche Person giebt es in Europa nicht, der Fehler liege nun im Original oder in der Uebersetzung. S. 42 wird gesagt, „dass Engländer ein venetianisches Schiff gemiethet hätten, um sie hieher zu *begleiten*.“ Hier scheint der Uebersetzer gefühlt zu haben, dass er ganz irre geht, und setzt deswegen das englische Wort *to convey* in Parenthese. Dieses aber heisst niemals begleiten, sondern bringen. Die Engländer hatten also ein venetianisches Schiff gemiethet, das sie hierher bringen sollte. Vermuthlich dachte der Uebersetzer an „*to convoy*,“ welches von einem bewaffneten Schiffe gebraucht wird, das andere *begleitet*. — S. 71. Eine Nonne zu Mantua wollte nicht in ihrem Kloster bleiben. Man sagte ihr, wenn sie heraus ginge, würde sie den Kanonen ausgesetzt seyn. Das achtete sie nicht, denn „hier bleiben, sagte sie, ist der Tod“ (*Mourir c'est rester ici*) oder „Sterben ist Hierbleiben.“ Statt dessen, oder einer ähnlichen Redensart, welche ihren Abscheu vor dem *Kloster* ausdrückt, so dass sie sich eher den Kanonen aussetzen, als bleiben will, übersetzt Hr. *Valentini*: „*Wenn ich* sterbe, so bleibe ich ja hier.“ Von folgenden Wörtern liessen sich doch die mehresten sehr leicht in das Deutsche übersetzen — Conträrer Wind, Animosität, renonciren, Akklamationen (*Sic*), Sensation, Portchaisen, tumultuarisch, deliciös, Promenade, Recreation, ordinär, Antiquitäten etc. — Die ausländischen Wörter sind mit unverzeihlicher Nachlässigkeit gedruckt. Da liest man ohne Unterlass *corsa* für *Corso*, *prigiori* für *prigioni*, *giardiro* für *giardino*, *Bobali* für *Boboli*, *naturele* für *naturale*, *porte* für *porta*, *piazzo* für *piazza*, *nobila* für *nobile* etc.

Die Anmerkungen, womit Hr. *V.* seine Uebersetzung begleitet hat, dienen entweder, das, was im Texte gesagt ist, zu bestätigen, oder zu erweitern, oder auch zu berichtigen. Manche hätten gar wohl wegbleiben können. Aber bey der umständlichen Erklärung der Mosaiken hätte gesagt werden sollen, dass man auch die florentinischen Arbeiten häufig Mosaiken nennt, dass sie aber von den römischen ganz verschieden sind, und worin.

## KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Keil: *Kleine Sittenlehre*, nebst Sittenversen und moralischen Erzählungen für meine Schulkinder; von *C. L. Huhnzog*, Pr. zu W. 1803. 87 S. 8. (5 gr.) Was der Titel ankündigt, enthält diese Schrift wirklich: eine *Sittenlehre* in kurzen Sätzen, ferner sogenannte *Sittenverse* und *Erzählungen*, welche drey Stücke sich gegenseitig auf einander beziehen. Aber da es dem Vf., laut seiner Erklärung in der Vorrede, nun einmal „so gemüthlich war, seine Sache in *der* Form auftreten zu lassen, als sie ihm wenigstens noch nicht vorgekommen ist:“ so wird er es uns auch nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen müssen, dass uns die Form, in welcher er die Landjugend hier unterrichtet, durchaus nicht behage. Die kurzen Sätze der Sittenlehre sind noch, nebst einigen Erzählungen, am leidlichsten, wiewohl die Ordnung, in welcher der Vf. die Pflichten vorträgt, nicht die beste ist. So giebt er z. B. die Pflichten, die sich auf die Seele beziehen, so an: Wissbegierde, Lebensklugheit, Selbstprüfung, Wachsamkeit, Herzensbesserung, Gemüthsruhe, Nachahmung und — Selbsterniedrung (?!). Die Sittenverse, — eigne Fabrik des Vfs. — die schon längst bey seiner Gemeinde circulirten, und ein, den Bibelsprüchen fast gleichkommendes, Ansehen erhalten haben sollen, würden allenfalls zu Hans Sachsens Zeiten einiges Glück gemacht haben, jetzt aber sind sie unter aller Kritik. Auf: *Glaube der Einfältigen* reimt Hr. *H.* frisch weg: *Sirach am vier und dreyssigsten*. S. 48. In den Erzählungen kommt ebenfalls Mancherley vor, was man in unsern Tagen auch nicht mehr der Landjugend vorsagen darf, wie S. 70: Wenn ihr den Namen Jesus nennt, so bückt ihr euch und nehmt den Hut ab!

# Monatsregister

vom

## Julius 1803.

### I. Verzeichniss der im Julius der A. L. Z. 1803 recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.



X *Erd*

Mo-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 150)

H.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

*Anm.* Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften desselben Verlegers in demselben Stücke vorkommen.

# III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.



Hand-

Stein-

## Beförderungen und Ehrenbezeugungen.



## Todesfälle.



*Tschört-*

## Universitäten, Akad. u. and. Anstalten.



## Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. August 1803.

## NATURGESCHICHTE.

Bremen, b. Seyffert: *Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Thiere.* Von Dr. *J. A. Albers. Erstes Heft.* 1802. 118 S. 4. Mit einer Kupfertafel. (1 Rthlr.)

Zu seiner Erhohlung beschäftigt sich der Vf. mit der Zootomie, und entschuldigt sich, dass er nichts Vollkommneres liefere, sehr bescheiden damit, dass ihm seine Geschäfte nie den Morgen und nur selten die ersten Nachmittagsstunden darauf zu verwenden erlauben, da denn die Fäulniss der Gegenstände ihn oft an ihrer genaueren Untersuchung hindere. In der That wäre es zu wünschen, dass ein grösserer Theil junger Aerzte ihre Zeit auf eine so nützliche und edle Weise, wie der Vf., verwendeten, und uns so gut bearbeitete Resultate ihrer Arbeiten lieferten, wie Hr. *A.* Nur das glauben wir für die Folge erinnern zu müssen, dass er noch nützlicher seyn würde, wenn er bey Arten zahlreicher Gattungen, die wegen Verschiedenheit in der Bildung zwischen Männchen und Weibchen, und Veränderlichkeit der Farben schwer zu bestimmen sind, einige Beschreibung oder unverkennbare Unterscheidungsmerkmale des untersuchten Exemplars beyfügte, damit man nie in Zweifel darüber käme, ob er wirklich die genannte Art vor sich gehabt habe, um so mehr, da wiederholt unrichtig geschriebene systematische Namen, z. B. *Falco Aesaton* statt *Aesalon*, *Scolopax Arquatica* statt *Arquata* u. s. w. vorkommen. Auch ist es für die Zootomie nicht gleichgültig, ob der Vf. junge oder ausgewachsene Thiere vor sich hatte. Noch unangenehmer ist der Mangel einer Angabe der Grösse der untersuchten Exemplare, und die sorgfältige Bemerkung des Maasses ihrer innern Theile verliert dadurch einen grossen Theil ihres Werthes; ein Umstand, den wie Rec. glaubt, Hr. *A.* bey der Zergliederung des Seehundes selbst hätte fühlen müssen, wenn er von den Gedärmen desselben bemerkt: „sie seyen vielleicht bey keinem Thiere verhältnissmässig länger; nach Kulmus wären sie zwanzigmal länger wie das Thier selbst; bey des Vfs. männlichem Seehunde 32 brab. Ellen lang;" eine Angabe, aus welcher ihre verhältnissmässige Länge zum Körper nicht erhellt. Doch sollen diess bloss einige Erinnerungen seyn, um den Vf. aufzumuntern, die Brauchbarkeit seiner künftigen Arbeiten noch zu erhöhen.

Diess *erste* Heft enthält, ausser einer Nachschrift, worin die von Hn. Prof. *Rudolphi*, nach Exemplaren aus der Sammlung des Hn. *A.* verfertigte Beschreibung einer neuen Wurmart, des *Strongylus Gigas*, aus den Eingeweiden des Seehundes, mitgetheilt wird, folgende fünf Abhandlungen: 1) *Zergliederung des Seehundes* (*Phoca Vitulina*). In der Folge ergiebt sich, dass sie an einem Männchen und zwey Weibchen angestellt sey; ein Umstand, den der Vf. gleich anfangs hätte bemerken sollen. Zuerst beschäftigt er sich mit dem Auge, und bestätigt die Bildung der harten Haut, so wie sie Hr. Hofr. *Blumenbach* beschrieben hat. Die Krystalllinse hat die Gestalt einer nach hinten und vorn zusammengedrückten Kugel, sowohl die hintere als vordere Fläche sind gleich convex [nach *Zinn Commentar. Gotting.* IV. S. 220. scheint sie convexer wie bey allen übrigen Säugethieren zu seyn, und ist fast kugelförmig]. Von den äusserlichen Gehörwerkzeugen wäre eine deutlichere Beschreibung zu wünschen gewesen; nach der gegebenen hat man Ursache zu vermuthen, dass wirklich eine Art von äusserem Ohre vorhanden sey. Eine Membrane kann den äussern Gehörgang gänzlich verschliessen. Der knorpliche Gehörgang ist nicht ganz knorplich, sondern an einzelnen Stellen bloss häutig. Die Barthaare scheinen zu den vorzüglichsten Sinneswerkzeugen des Gesichts zu gehören, weil der zweyte Hauptast des fünften Nervenpaares fast alle seine Aeste an die *bulbi* der vorderen grossen Haare schickt. Das *foramen ovale* und den *ductus arteriosus Botalli* fand Hr. *A.* fast verschlossen, und Rec. zweifelt, dass es, wie derselbe glaubt, in den meisten Fällen offen sey. Die Grösse des Kehldeckels dient, nach Perrault's und des Vfs. Meynung dazu, dass kein Wasser in die Lungen komme, wenn das Thier seinen Raub unter demselben verzehrt. Sollte diess aber wohl der Fall seyn? den Amphibien, die diess gewiss thun, so wie den Wasservögeln, die doch alle auch Lungen haben, fehlt doch der Kehldeckel. Wenn es von der Lunge heisst: „Aldrovandi sagt, sie sey *exiguus*, *spumosus*, *nec sanguineus*, und Plinius glaubt daraus erklären zu können, wie dieses Thier so lange unter Wasser zubringen könne," so ist das wohl der zu geringen Sorgfalt zuzuschreiben, womit Hr. *A.* seine Schrift vor dem Drucke durchsah. Der Magen des männlichen Seehundes lag nicht unter dem Zwergfell im Bauche, sondern in der Brust zur Seite der gleichwohl ganz gesunden linken Lunge; bey beiden Weibchen hatte er die gewöhnliche Lage. Die Gallenblase hatte sechs Lebergallengänge, wovon sich die drey obersten und beiden hintersten in zweyen Stämme vereinigen, so dass eigentlich nur drey Hauptäste sich am Blasengange befinden. Der Mastdarm und die Mutterscheide haben, wie schon Albin bemerkte, nur eine gemeinschaft-

schaftliche äussere Oeffnung. Von dem merkwürdigen Sacke der Hohlader glaubt Hr. *A.* mit Monro, dass er vorzüglich dazu diene, ein Behälter abzugeben, in dem das Blut sich anhäufen könne, wenn das Thier unter Wasser ist, und zu eben der Absicht scheint ihm die ungepaarte Ader zu dienen, welche er, so wie Kulmus, doppelt und sehr gross fand. Das Gerippe des Seehundes ist nicht von Hn. *A.* sondern Hn. Dr. *Treviranus* d. j. beschrieben, jedoch mit Ausschluss des Schedels, weil erst kürzlich Hr. Prof. *Wiedemann* die Beschreibung desselben gegeben hat. Die hier gelieferte Beschreibung ist nach dem Knochengerüste eines noch jungen Thieres verfertigt. Zwischen jeden zweyen Wirbeln liegen zwey runde Knochenplatten, durch Knorpel getrennt. Hr. *T.* zählt 5 Lendenwirbel und 6 Kreuzwirbel, dagegen aber nur 8 Schwanzwirbel, da Cuvier nur 2, Kulmus aber 7 Kreuzwirbel zählt. 2) *Vom Auge, Herzen und Zungenbeine des Eisbärs* [Eisbären]. Die Sklerotika ist wie beym Seehunde in der Mitte dünner, wie hinten und vorn. 3) *Zergliederung einiger Vögel*, die wir hier mit ihren Linnéischen Namen anzeigen. *Falco Buteo, Apivorus, Aeruginosus, Nisus, Aesalon; Strix Aluco; Psittacus Aracanga, Amazonicus; Corvus Glandarius; Oriolus Galbula; Anas Moschata, Clangula, Glaucion foem. Fuligula, clypeata; Colymbus Glacialis; Mergus Albellus; Larus ridibundus; Platalea* [*Leucorodia*]; *Ardea cinerea; Scolopax Arquata; Fulica atra; Charadrius Hiaticula.* Sie beziehen sich grösstentheils auf die Beschaffenheit der Luftröhre und der Eingeweide des Unterleibes, ohne viele neue Aufschlüsse zu geben. Am wichtigsten sind die Bemerkungen über die Thränenpunkte und Thränengänge des Wespenfalken, der Nachteule, und rothen Ara's, so wie die über die Muskeln der Luftröhre mehrerer Vögel. Am ausführlichsten ist die Zergliederung des Löffers. 4) *Bemerkungen über den Bau des Vogelauges.* Nicht das ganze Auge, sondern nur die hornartige und harte Haut, das von Huntern (wohl nicht ganz passend) so genannte elastische Band, und der Knochenring sind Gegenstände dieser Abhandlung. Die Hornhaut besteht nach Hn. *A.* Untersuchungen nicht, wie Petit angiebt, aus drey, sondern aus mehreren Lamellen, die sich von aussen nach innen an Länge verkürzen, hingegen an Dicke zunehmen, und von denen die innerste zur innern Bekleidung des Knochenringes dient, die äussersten sich an das elastische Band befestigen; und eben so besteht die harte Haut nicht aus zwey, sondern aus drey Lamellen. Vom elastischen Bande wird bemerkt, dass Home es nicht zuerst entdeckt habe, sondern dass seiner bereits von den Akademisten (die Pariser, oder vielmehr Perrault allein, nennt Hr. *A.* κατ' ἐξοχην stets so) gedacht sey. Vom Knochenringe wird die Geschichte des darüber bis jetzt bekanntgemachten ausführlich erzählt, und Severin als der Erfinder desselben angegeben, sodann aber die Beschaffenheit desselben bey einer grossen Anzahl von Vögeln beschrieben. Da unter diesen von Singvögeln nur *Loxia Cardinalis* erwähnt ist, so kannte der Vf. den zweyfachen Knochenring nicht, den man bey manchen derselben antrifft. Den Nutzen desselb sucht Hr. *A.* darin, dass er die Unvollkommenh der knöchernen Augenhöhle bey den Vögeln, welc hier umständlich beschrieben ist, ersetze. 5) *Versu über das Athemholen der Vögel.* Hunters Behauptun dass die Knochen, welche Luft aufnehmen, wen Oel und kein Mark oder blutigen Brey enthalten, s nicht allgemein wahr, denn der Arm des *Colymb glacialis, Mergus Merganser* und vieler Meven nä men offenbar Luft auf, und doch enthielten sie vi Oel, und wären mit einem dünnen rothen Brey a gefüllt. (Obgleich Rec. keine der hier genannten Vö gel in dieser Rücksicht hat untersuchen können, u Hn. *A.* in Absicht der hier geäusserten Meynung z widerlegen, so kann er doch die Vermuthung nic bergen, dass derselbe junge Vögel vor sich gehabt h ben müsse, bey denen die, im zunehmenden Alte hohlen und leeren Knochen mit Mark angefüllt uns ölicht sind.) Das Schlüsselbein des Papageytauchers beweise, dass auch dieser Knochen Luft enthalte (*dass dieser Knochen zu den die Luft aufnehmenden gehöre*, hat aber doch schon *Camper*, *kleine Schriften I.* S. 100. bemerkt, und *Merrem* die Luftblase angegeben, wodurch er damit gefüllt wird: *Leipz.* Magaz. 1783. S. 209.). Hr. *A.* glaubt, Camper irre sich, wenn er annimmt, die Unterkinnlade der Wasservögel empfinge gar keine Luft, weil Quecksilber, welches e in eine Oeffnung der Unterkinnlade eines Reihers goss die von Campern beschriebne häutige Röhre bis hin ter das Trommelfell füllte, (der Reiher gehört abe nicht zu den Wasservögeln, *Anseres*, sondern zu den Sumpfvögeln, *Grallae*; dass die Unterkinnlade bey andern Vögeln als den Wasservögeln Luft durch die Eustachische Trompete empfange, sagt Camper selbst a. a. O. S. 153.). „Ich versuchte, sagt Hr. *A.* gleich „nachher, durch Einblasen von Luft die Luftzellen „des Unterleibes auszudehnen, allein dieses ist mir „nie, weder bey diesem noch bey einem andern Vo„gel, gelungen." Hr. *A.* sagt hier nicht, ob er die Luft durch die untere Kinnlade, oder durch die Luftröhre einbliess. Im ersten Falle konnte der Versuch nicht glücken, weil die Höhle der Unterkinnlade mit den Lungen und Luftzellen des Rumpfes in keiner Verbindung steht, im zweyten Falle ist es unbegreiflich, wie der Versuch fehlschlagen konnte, da er Rec. nie verunglückte. Eben so unbegreiflich ist Rec., dass Hn. *A.* nie der Versuch, Vögel bey unterbundener Luftröhre durch den Oberschenkelknochen athmen zu lassen, glücken wollte. Vermuthlich wandte derselbe aber keine Falken, Störche u. s. w. dazu an, und bey andern Vögeln konnte derselbe freylich nicht von statten gehen, weil nur bey den wenigsten Gattungen dieser Knochen hohl ist. Den Schluss dieser Abhandlung machen Versuche mit kohlensaurem, Stick- und Sauerstoffgas, welche der Vf. Vögel durch den Oberarmknochen einathmen liess.

Im *zweyten* Hefte wird der Vf. die Zergliederung zweyer Affen, zweyer Waschbären, eines Delphins, eines Adlers und einiger Schildkröten liefern, und wir

wir versprechen uns davon reichen Gewinn für die Kenntniss der innern Theile dieser Thiere.

## ERDBESCHREIBUNG.

**Göttingen**, b. Dieterich: Dr. *Johann Friedrich Dronsen's*, Lehrer(s) d. Mathem. und Phys. auf d. Königl. Univ. zu Greifswalde, *Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise durch Holland und einen Theil Frankreichs im Sommer* 1801. 1802. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Vierzehn Briefe, die aus *Cassel*, *Cölln*, *Amsterdam*, *Haarlem*, *Antwerpen*, *Brüssel*, *Paris* und *Berlin* geschrieben sind. Der Hauptzweck der Reise des Vfs. war: „nähere Kenntnifs literarischer Anstalten aller „Art, und vorzüglich alles dessen, was für meine „Wissenschaften, Mathematik in ihrem ganzen Umfange, Physik und Chemie von irgend einiger Wichtigkeit seyn könnte, einzusammeln;" und in der That findet man in dieser Rücksicht hier viel nützliches, nur hat der Vf. wie er selbst sagt, manches sehr eilig betrachtet. Diess zeigt sich besonders in den Bemerkungen über *Holland*. Ob wir Eindenhaven, st. *Eindhoven* (Städtchen zwischen Mastricht und Herzogenbusch); Lech oder Leek st. *Leck*; Vrölik und van Lenrep st. *Vrolik* und *v. Lennep*; Fr. (st. *Jan*) Heinr. van Swinden; Horiussische, st *Hoviussische* (Knochensammlung in Amsterdam); Colkuen, st *Colköen* (Prof. in Leyden); Wisbegierde, st. *Wysbegeerte* (Philosophie); Brök, st. *Broek* (Dorf bey Amsterdam); Stov, st. *Stoof* (Fufswärmer); Taylor, st. *Teyler* (Stifter der gelehrten Gesellschaft in Haarlem); Treckschyte, st. *Trekschuit*; Buiten Platsen, st. *Buitenplaatsen*, Landhäuser (hier wunderlich durch *Aussenplätze* übersetzt); Drooftwyk und Theymann, st. *Trooftwyk* und *Deiman*; Coester, st. *Coster* (erster Buchdrucker in Haarlem), blofs für Druckfehler halten sollen, wissen wir nicht; eben so wenig, als die Ursache, warum alle Titel holländischer Schriften mit deutschen Typen gedruckt sind. S. 59. ist die Beschreibung des bekannten niedlichen Postfahrzeuges, der *Trekschuit*, in so fern nicht richtig, als der Vf. behauptet, auch in der zweyten, gröfseren und wohlfeileren Abtheilung desselben (dem *Ruim* oder Raume) seyen die Bänke gepolstert, welches blofs von der kleineren (dem *Roef*) gilt. Verlangt man in dem Ruim ein Kissen, um darauf zu sitzen: so wird es besonders bezahlt. S. 60. könnte noch bemerkt seyn, dafs der Schiffer der Trekschuit gemeiniglich etwas Bordeaux - Wein vorräthig hat, den er, auf Verlangen, an die Reisenden verkauft. Was Hr. *Dr.* ebendaselbst von der Gefahr sagt, bey dem Fahren auf den Trekschuiten von den Lastträgern, auch selbst dann, wenn man sich in dieser Absicht an die Schiffer wende, ungewöhnlich übertheuert zu werden, kann allenfalls von den Trägern gelten, denen man zufällig in die Hände fällt, aber nicht von den Schiffern. Denn, wenn man sich an diese wendet, ist man am besten besorgt. Und der Vf. hätte nicht bey dieser und bey andern Gelegenheiten gegen „die holländische Gewinnsucht" zu Felde ziehen sollen. Ist sich nicht der Jan Hagel überall gleich? Da er S. 63. in der *Anmerkung* den Unterschied zwischen *Gracht* und *Strasse* so angiebt, dafs die erstere eine solche Strafse sey, durch die ein Canal laufe, welches bey der Strafse (Straat) nicht der Fall sey: so hätte er nicht kurz vorher sagen sollen: „in der Mitte „*jeder* Strasse (von Amsterdam) ein breiter Canal." So ganz „arm an freyen Plätzen" ist Amsterdam doch nicht, wie es ebendaselbst behauptet wird. Die *grosse Börse* und die *Getreidebörse* in Amsterdam werden S. 69. „ein Paar sehr schöne Gebäude" genannt, und S. 146. erscheint die *Rotterdamer Börse*, in Vergleichung mit der grofsen Amsterdamer, im Hintergrunde. Viele hingegen ziehen, sowohl der Bauart, als des vortheilhaften Platzes wegen, die Rotterdamer vor; und in Ansehung des Platzes behauptet auch die Amsterdamer Kornbörse ihren Vorzug vor der grofsen Börse. S. 85. verstehen wir den Beysatz: „zuverlässigen Aerzten" nicht; es scheint eine Uebersetzung von *Geneeskundig Toevoorzicht* seyn zu sollen. Unter den, S. 88. 89. genannten holländischen Zeitschriften vermisst man nicht nur die sehr alte theologische, betitelt: *de Boekzaal*, oder *Maandelykse Uittrekzels*, sondern auch zwey, das Fach des Vfs. betreffende, die damals noch im Gange waren, nämlich die *Physische en Chemische Oefeningen van van Werkhoven*, und die *Nieuwe Scheikundige Bibliotheek*. S. 95. „so wie „wir gingen, fegte und wusch man (in *Broek*) wie„der hinter uns" (aus übertriebener Reinlichkeit). Sollte dieses nicht von ungefähr geschehen seyn? Rec. war auch in *Broek*; aber so etwas ist ihm nicht begegnet. Die „Schuhe von Lindenholz" (holl. *Klompen*), die der Vf. in Broek antraf, findet man ja, bey den niedern Ständen, fast durchgängig in der batavischen Republik. S. 105. sollte es von Amsterdam nicht heissen: „Glockenspiele treffen sie beynahe auf allen Thürmen an;" denn, ausser dem Thurme des Stadthauses, sind nur noch einige wenige damit versehen. Die *Juden* in dieser Stadt leben nicht mehr, wie es ebendaselbst heisst, von den übrigen Einwohnern „getrennt," sondern manche von ihnen wohnen, wie in Utrecht etc. seit der Revolution von 1794 zerstreut unter den Christen. S. 135. ist sicher die Angabe, dafs „vielleicht (in Holland) keine 200 Bücher jährlich geschrieben würden," zu geringe. Auch können wir nicht zugeben, dafs *Rotterdam* „bey weitem lebendiger und munterer, als Amsterdam," sey. Durch mehrere und gröfsere Schiffe zeichnet sich Rotterdam um deswillen vor Amsterdam aus, weil in dem erstern die breitern und tiefern, von der *Maas* gebildeten Canäle jene Schiffe aufzunehmen im Stande sind. Wenn Hr. *Dr.* S. 147. sagt: „Uebrigens konnte ich in „*Rotterdam* nichts Interessantes, für die Wissenschaf„ten Bemerkenswerthes finden; an einem Orte, der „sich so ganz für den Handel bestimmt hat, kann höch„stens nur hin und wieder ein Liebhaber der Wissen„schaften leben, und wie soll man den aus der Menge herausfinden (?):" so finden wir dieses Urtheil nicht nur sehr einseitig, sondern bedauern auch, dafs ihm

ihm in Rotterdam die dasige, für seine Wissenschaften so wichtige durch Schriften und Preisfragen verdiente *Batavische Gesellschaft der Experimentalphilosophie* (*het Bataafsch Genootschap der Proefondervindelyke Wysbegëerte te Rott.*), ganz unbekannt blieb. Die Stadt hat dieser Gesellschaft auf der Börse für Bibliothek, Instrumentensammlung, für einen Hörsaal (zu physischen Vorlesungen) etc. ein hübsches Locale eingeräumt. So hätte er auch bey *Amsterdam* der drey Gesellschaften, der *Ackerbaugesellschaft* (*Maatschappy ter bevordering van den Landbouw*), der *Rettungsgesellschaft* (*Maatsch. ter redding van Drenkelingen*), und der *Gesellschaft zum allgemeinen Besten* (*Maatsch. tot Nut van 't Algemeen*), bey *Haarlem* aber der *Gesellschaft der Niederländ. Nationalökonomie* (*Nationale Nederlandsche Huishoudelyke Maatsch. te Haarl.*) erwähnen können. In der Zeichnung des *holländischen Nationalcharakters* (S. 149—155.) ist, wie uns dünkt, Manches verfehlt. S. 152. wirft Hr. *Dr.* den Holländern vor, „sie bedienten sich, um die zierlichen Spuknäpfe nicht zu besudeln, der *Quispeldoore*;" woraus man schliessen sollte, sie hätten, ausser den Quispeldooren, noch andere Spuknäpfe, bloss zum Prunke; welches aber nicht so ist. Wenn werden doch die Reisenden anfangen, tolerant genug gegen Nationalgewohnheiten, und vollends gegen so unschuldige, zu seyn? S. 153. soll unbillig genug die „Liebe für den Glanz und den Ruhm" einen Schatten auf die Wohlthätigkeit der Holländer werfen. Mit den *Vergnügungen* der Holländer ist er auch gar nicht zufrieden. Sie sind ihm nicht rauschend genug. Nach seiner Beschreibung ist der Holländer bey seiner Pfeife Tabak ein wahres Faulthier. Er will auch nicht, dass man, bey einer Erholung, sich die möglichste Bequemlichkeit zu verschaffen suche. Doch, wir brechen ab; das Angeführte ist zur Bestätigung unsers Urtheils hinlänglich.

Diese Bemerkungen sollen jedoch dem wirklich Nützlichen, welches in Hn. *D's.* Reisebeschreibung enthalten ist, nichts von seinem Werthe benehmen. Dahin gehören, bey der Reise durch *Frankreich* die verschiedenen, für künftige Reisende brauchbaren Notizen in Betreff der Fuhrwerke, der Gränzzölle, der Münzsorten etc. So sind auch die Angaben der Bevölkerung bey holländischen Städten grösstentheils richtig. Nur *Rotterdam* hätte der Vf. nicht 65,000, sondern 53,000 Einwohner geben sollen. Wie viel Stoff ihm Städte, wie *Brüssel* und *Paris*, und vorzüglich die letztere, für den angegebenen Zweck seiner Beobachtung dargeboten haben, kann man sich leicht vorstellen; wie denn auch das, an literarischen und artistischen Instituten, an Naturalien- und Kunstsammlungen, an Bibliotheken etc. so reiche *Paris* in dem, was er über Frankreich gesagt hat, den meisten Raum einnimmt. — Die *Schreibart* ist, im Ganzen, leicht, und ziemlich gefällig, nur nicht gefeilt genug. So findet man S. 5. in einigen Zeilen hinter einander: *Vollendetes Ganze, vollendete Darstellungen.* S. 74. 75. *In dem äusserst schön gebauten Hause;* bald darauf: *äusserst interessante Abhandlungen.*

* * *

ERFURT, b. Keyser: *Kleine Geschichten und Romane oder liebenswürdige Scenen des häuslichen und bürgerlichen Lebens.* Als Mittel zur Vertreibung der Hausscheue und der bürgerlichen Unzufriedenheit. Aus dem Archive unserer Tage und der Vorzeit. 4tes Bändch. 1802. XVI. u. 269 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 341.)

# KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Erlangen*, b. Palm: *Ueber Einführung, Rang, Erzämter, Titel, Wappenzeichen und Wartschilder der neuen Kurfürsten.* Commentar und Supplement zu dem 31. §. des Reichsdep. Hauptschlusses vom 25 Febr. 1803. von Dr. *Joh. Ludw. Klüber.* 1803. 96 S. 8. (6 gr.) Der, als Schriftsteller im staatsrechtlichen Fach längst rühmlich bekannte, Vf. liefert hier einen nützlichen Beytrag, zu Bestimmung der künftigen Attribute der vier neuen Kurfürsten. Er verbreitet sich aber hauptsächlich über die Erzämter, die Titulatur und Wappen: die Einführung selbst wird nur kurz berührt, und dabey auf das von Lünig und Moser angezeigte, bey der Kurbraunschweigischen Introduction 1708. beobachtete Ceremoniel sich bezogen. Dabey wird aber die zweifelhafte Frage nicht erwähnt: ob diese Einführung, in gegenwärtigem ganz besonderen Fall, noch eines Kaiserl. Commissions-Decrets bedürfe? — In Ansehung des Ranges glaubt der Vf., dass nach dem 31. §. des Deputation Hauptschlusses auch der Kurfürst von Salzburg mit den drey andern, nach den im Fürstenrath bestehenden Strophen, zu alterniren habe? — Dieses lässt sich zwar nach der Wortfügung jenes §phen annehmen, ist aber doch nicht der Sinn desselben, wenn man solchen mit der Note der vermittelnden Minister, die dazu den Anlass gegeben hat, vergleicht. Man ist daher auch am Reichstage gar nicht bekümmert, (wie der Vf. ahndet) neue Strophen für die vier Kurfürsten zu entwerfen, und die dabey vorhandene Schwierigkeiten zu heben. Da von 22 neuen Erzämtern, welche ehedem für Kur-Braunschweig in Vorschlag gekommen waren, keines vollen Beyfall gefunden hat: so werden noch sechs neue vorgeschlagen, nämlich 1) eines Erzkronhüthers; 2) eines Erzwahlhüthers oder Erzwahl-Schutzherrn; 3) eines Erzkleider- (oder Krönungsornats-Bewahrers; 4) eines Erzsiegelbewahrers; 5) eines Erzpötkers, (*Archi-Buticularii*) und 6) eines Erzdrosten; die vielleicht zum Theil weniger Widerspruch finden dürften.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 2. August 1803.*

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Barth: *Erdbeschreibung der kurfürstlich- und herzoglich-sächsischen Lande.* Herausgegeben von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ordentlichem Professor der Oekonomie u. s. w. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. *Erster Band.* 1802. 759 S. *Zweyter Band.* 1803. 928 S. 8. (5 Rthlr.)

Das gegenwärtige Werk hat sich seit seiner ersten Auflage (1788) durch den unermüdeten Fleiss des Vfs. so sehr zu seinem Vortheile verändert, dass uns die zufällige Verspätung der Anzeige desselben in diesen Blättern manche Zusätze und Berichtigungen erspart, die wir ausserdem beyzufügen genöthigt gewesen wären. Wenn sich demungeachtet hierzu noch hin und wieder Veranlassung findet: so wird man bey dem weitumfassenden Plane dieser schätzbaren Arbeit ihren Werth keineswegs deshalb herabsetzen.

Vorläufig müssen wir bemerken, dass in der *Einleitung* verschiedne Gegenstände berührt werden, die der Natur der Sache gemäss schon zu dem Haupttheile gehören, als z. B. die Gränzen, Grösse, Volksmenge und Einkünfte der sächsischen Staaten. Da dieses zu manchen Wiederholungen Anlass giebt: so würden wir die Einleitung bloss auf Erklärung einiger allgemeinen Begriffe und auf literärische Notizen einschränken; bey den letztern aber nicht bloss die Landkarten, sondern auch andre Werke, die der Erdbeschreibung von Sachsen gewidmet sind, anführen und beurtheilen.

Die erste Abtheilung handelt *von den Landen des Kurfürstenthums Sachsen.* Sie zerfällt wieder in zwey nicht bestimmt genug angegebene Abschnitte, von welchen sich der erste mit *der allgemeinen Statistik des Kurfürstenthums* beschäftigt. Der ziemlich unvollständig dargestellten Eintheilung desselben in Kreise verdienen folgende Bemerkungen beygefügt zu werden. Ihr gegenwärtiger Hauptzweck besteht darin, dass sie die Ausübung des Besteurungsrechtes und der landesherrlichen Oberaufsicht erleichtern sollen. Die ältesten Spuren davon findet man seit der Zeit, als zur Erhebung der Steuern für gewisse Distrikte bestimmte Legestädte angeordnet wurden. Beständig wurde diese Eintheilung erst seit 1552, als der Kurfürst Moritz zum Behuf der Türkensteuer für den Kur-Thüringischen- und Leipziger Kreis die vier Legestädte, Wittenberg, Saltza, Dresden und Leipzig bestimmte. Anfangs nahm man dabey auf die ursprünglichen vier Bestandtheile der sächsischen Länder Rücksicht. In der Folge kamen jedoch in Rücksicht auf die besondre Erhebung der Steuern zu den vier alten Kreisen hinzu: 1) der voigtländische 1570, 2) der neustädter, der damals unter dem Namen der assecurirten Aemter begriffen wurde, 1588, und 3) der erzgebürgische, der 1691 von dem meissnischen getrennt wurde. — Die Kreishauptleute, die an die Stelle der ehemaligen Oberhauptleute traten, und sich, nebst den ihnen untergeordneten Amtshauptleuten, vorzüglich mit Polizeygegenständen beschäftigen, kommen unter diesem Namen seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts vor, und nicht erst seit 1764, wie der Vf. S. 39 behauptet. Wahrscheinlich ist dieser Irrthum daher entstanden, weil sie in diesem Jahre eine neue Instruction erhielten, deren Inhalt aus den Landtags-Acten von 1766 nicht unbekannt ist. — Umständlichere Nachrichten hierüber s. in *Carl Salomo Zachariae Diss. de divisione Saxoniae Electoralis in Circulos. Viteb.* 1798. 4. — — Ueber die sächsischen Manufacturen und Fabriken findet man S. 100 u. f. interessante und zum Theil noch unbekannte Nachrichten. So ergiebt sich z. B. aus einigen von dem Vf. mitgetheilten Verzeichnissen, dass über 80,000 Stück Tücher jährlich im Lande verfertigt werden, wozu Görlitz allein an 8500 Stück feine und mittlere, und Rosswein über 10,000 Stück geringeres Tuch liefert. Die Manufaktur schafwollener und kameelhärner Zeuge und Flanelle beträgt jährlich über 25000 Stück. Von schafwollenen Strümpfen und Mützen werden jährlich gegen 36000 Dutzend und davon mehr als die Hälfte in und um Bautzen gestrickt. Die Wollenspinnereyen, deren Hauptsitz gleichfalls in der Oberlausitz ist, verarbeiten jährlich an inländischer Wolle und Garn mehr als für 516,238 Rthlr. und für 41725 Rthlr aus dem Auslande. Die Musselins und Cambrays-Weberey hat ihren Sitz ausschliessend im voigtländischen Kreise. Alle Baumwollenhändler in demselben machen nur eine Innung aus, und ausser ihnen darf Niemand im Kreise mit Musselin handeln, auch mit wenigen Ausnahmen kein Weber jene Waare anders als an Innungsverwandte verkaufen. In dem Zeitraum von 1783 bis 1787 wurden von dieser Manufaktur 822,677 Stück und 1801 über 200,000 Stück geliefert. Ungefähr die nämliche Zahl wird gegenwärtig von den Cattundruckereyen verfertigt, die erst seit 20 Jahren einen grössern Flor erreicht haben. Der Absatz der Leinwand beträgt jährlich zwischen 3½ bis 4 Millionen Thaler. (Manche der hier angeführten Resultate verdienen mit denen verglichen zu werden, die vor kurzem *Merkel* in seiner Erdbeschreibung von Kur-

sachsen für die Jugend Th. 5. S. 67 gröſstentheils aus handschriftlichen Nachrichten in besondrer Beziehung auf die Oberlausitz hierüber angegeben hat.) Die Bandmanufaktur liefert jährlich über 78000 Stück, wozu das Amt Wolkenstein über 60,000 beyträgt. Die Spitzen- und Blondenmanufakturen verfertigen jährlich ebenfalls über 60,000 Stück für ungefähr 10,000 Rthlr. an Werth.

Unter der S. 131. §. 8. befindlichen Rubrik von dem Landesherren und dessen politischen Verhältniſs gegen das deutsche Reich finden sich verschiedne Unrichtigkeiten. So wird die Primogenitur in dem sächsischen Kurhause bloſs aus den Reichsgesetzen und der sächsischen Goldnen Bulle abgeleitet, da sie doch in Ansehung der kursächsischen Nebenländer erst durch das Albertinische Testament begründet wurde. Ferner wird unter den kurfürstlichen Vorrechten das Erwerbungsrecht mehrerer Reichslande ohne besondre Einwilligung des Kaysers erwähnt, wo es statt *Reichslande* Reichslehne heiſsen sollte; ebendaselbst müssen die Vorzüge der kurfürstlichen Gesandten als ein Theil der königlichen Ehrenbezeigungen angegeben, nicht aber von diesen abgesondert werden. Auch ist in dem Jahre 1350 keine besondre Urkunde über das Reichsoberjägermeisteramt ausgestellt worden, sondern es wird solches nur beyläufig in einigen Lehnbriefen von diesem Jahre erwähnt. Endlich ist bey der S. 136 erwähnten Anwartschaft auf die Lauenburgischen Lande beyzufügen: daſs der lauenburgische Successionsfall 1689 wirklich eingetreten ist, und das Kurhaus damals Verzicht auf seine Rechte leistete, mit Vorbehalt der Erbfolge nach Abgang des Braunschweig-Lüneburgischen Stammes. Die verwickelte Verfassung von den kursächsischen Landtägen ist mit Benutzung der neusten *Hauſsmannischen* Schriften über diesen Gegenstand gut erläutert; dagegen fehlt es der S. 184 gegebenen allgemeinen Uebersicht von den kursächsischen Landescollegien, welche Lehns-Justiz- Polizey- und Hoheitssachen besorgen, an hinlänglicher Klarheit und Bestimmtheit. Zuförderst hätte der Vf. die Regierungscollegien von den bloſsen Justizcollegien, und bey letztern die Gerichte von den Dicasterien ganz absondern sollen; auſserdem aber ist auch das Verhältniſs der Landesregierung zu dem Appellationsgerichte in folgenden Worten unrichtig dargestellt: „gegen schriftsässige Personen kann gleichmäſsig bey dem Appellationsgerichte (so wie bey der Landesregierung) geklagt werden;" denn es wird vielmehr die Klage allemal bey der Landesregierung angestellt, welche hierauf alle Sachen an das Appellationsgericht verweiſst, die sie bey Hofe behalten will, und die in Güte nicht beygelegt werden konnten. Auch ist es ferner unrichtig, wenn S. 186 behauptet wird: daſs in Sachen schriftsässiger Vasallen an die Hofgerichte appellirt werden könne, weil erstre unmittelbar unter den Hofgerichten und der Landesregierung stehen, daher bey ihnen keine Appellation denkbar ist. S. 212, wo von dem Obersteuercollegio die Rede ist, hätte bemerkt werden können, daſs die Landschaft schon seit 1451 bald mehr bald weniger Antheil an der Verwaltung der Steuern nahm, je nachdem sie zu Reichshülfen und zur Landesnothdurft bewilliget wurden oder nicht. Auch war schon seit 1552 ein Steuercollegium vorhanden, welches aber 1570 eine neue Organisation und gröſsre Rechte erhielt. S. *Zachariä* über den Ursprung des sächsischen Steuercollegii in dem Museo für die sächsische Geschichte B. 3. St. 1. S. 114 u. f. — Die Leipziger Oberhofgerichtsordnung von 1488 ist mit diplomatischer Genauigkeit in *Günthers* Abh. über das Privilegium *de non appellando* des kur- und fürstlichen Hauses Sachsen (Dresden u. Leipzig 1788.) S. 96 zu finden, daher dieser Abdruck statt des fehlerhaften in der Dipl. Nachlese Th. 1. S. 18 hätte angeführt werden sollen. In Ansehung der gegenwärtigen Verfassung dieses Gerichts ist zu erinnern: daſs der Ordinarius der Leipziger Juristenfacultät, der bey den gewöhnlichen montägigen Sitzungen desselben das Directorium führt, keinesweges die Acten unter die zu Leipzig anwesenden Assessoren der gelehrten Bank vertheilt, sondern unter denselbigen ein wöchentlicher Turnus eingeführt ist. Auch werden in diesen Sitzungen keine Urtheile, sondern bloſse Resolutionen und Weisungen abgefaſst.

In der Lehre von der Kriegsverfassung wird S. 271 behauptet: daſs sich ehedem die Ritterschaft bey ihren Kriegsdiensten selbst habe unterhalten müssen; allein das Gegentheil ergiebt sich aus dem Privilegio, welches Friedrich der Streitbare 1423 der Mannschaft des Herzogthums Sachsen ertheilte bey *Günther* a. a. O. S. 89. Hier nämlich heiſst es ausdrücklich: „wir sullen yn vor schaden stehin vnd redliche Nothdorft gebin als andern vnsern mannen." — Die gegenwärtige noch nicht allgemein bekannte Anzahl der kursächsischen Armee wird nach den seit 1781 von Zeit zu Zeit erfolgten Verstärkungen zu 31,613 Mann angegeben — Der letzte Theil von der allgemeinen Statistik handelt *von den Einkünften*, deren Betrag zu 8 Millionen Thaler geschätzt wird. Etwas zu umständlich wird hierbey die Geschichte der einzelnen Landesverwilligungen erzählt; auch ist es unrichtig, wenn S. 303 behauptet wird, daſs die Tranksteuer 1438 aufgekommen sey, indem die in diesem Jahre verwilligte *Ziese* in dem 30sten Pfennig alles feilen Verkaufs bestand.

Der zweyte Abschnitt handelt von den *einzelnen zu dem Kurfürstenthum Sachsen gehörigen Ländern.* — Die historische Einleitung zu der Beschreibung des Kurkreises enthält manche Nachrichten, die bloſs Meiſsen betreffen, und daher eigentlich nicht hierher gehören. S. 354 wird das Gesammtarchiv des sächsischen Hauses zu Wittenberg als noch jetzt daselbst existirend angegeben. Soviel aber Rec. bekannt ist, hat man vor kurzem eine Theilung desselben zwischen der kur- und herzoglichen Linie vorgenommen. — Bey der Wittenberger Universitätsbibliothek verdienen noch die beträchtlichen Vermächtnisse

von

von Dr. Chrift. Fried. Nürnberger, dem Kreishauptmann Otto Wilhelm von Brinken und Dr. Sam. Konftantin Titius bemerkt zu werden. (S. *Fr. Heinr. Ludw. Leopold* über die akademifche Bibliothek zu Wittenberg in *Grohmanns* Wittenb. Annalen und befonders abgedruckt 1802. 8.) — S. 393 wird ein Auszug aus dem den 15 Jun. 1796 zwifchen dem Kurhaufe Sachfen und fämmtlichen Fürften von Anhalt gefchloffenen und unfres Wiffens noch nicht gedruckten Receffe wegen Walter-Nienburg mitgetheilt, nach welchem erftre daffelbe als ein Mannlehn erhalten haben, und deshalb auf dem Landtage unter den Grafen und Herren nach Ebeleben Platz nehmen follen. S. 437, wo von den beträchtlichen Waldungen der Aemter Gommern und Elbenau die Rede ift, findet man einige merkwürdige Nachrichten von den allgemeinen Anftalten zur Cultur der kurfürftlichen Waldungen. Alle kurfürftl. Oberforftmeifter und Rentbeamte find angewiefen, vor Ablauf eines jeden Jahres beym geheimen Finanzcollegio anzuzeigen, welche Holzculturen im Laufe des folgenden Jahres können vorgenommen werden, auch darüber Anfchläge mit einzureichen und zugleich den Erfolg der im vorigen Jahre veranftalteten zu berichten. Auf diefe Berichte wird gleich zu Anfange des folgenden Jahres verfügt und nicht leicht von den gethanen Vorfchlägen abgegangen, noch die zur Cultur verlangten Geld- und Holzquanta verfagt. Nach diefen Grundfätzen ift in den Jahren 1783—1796 die Cultur von 13,316 Quadrat-Acker Blöfsen in den kurfürftlichen Forften angeordnet und bewerkftelliget worden. S. 571 heifst es: dafs die Herren von Treffurth die Herrfchaft diefes Namens als eine *Ganerbfchaft* befeffen hätten; allein diefe Benennung wurde vielmehr erft feit der Zeit üblich, als fie von Mainz, Sachfen und Heffen war erobert und als Gefammteigenthum unter der Verpflichtung des gemeinfchaftlichen Schutzes war behalten worden. — In Anfehung der Balley Thüringen (S. 642 u. f.) hätte bemerkt werden follen, dafs fich das Verhältnifs derfelben zu dem Kurhaufe auf zwey Receffe von 1583 und 1593 gründet; von welchen der erfte durch die 1558 erfolgte Refignation des Landcomthurs Hanfs von Germar veranlafst wurde, wovon *Chrift Schöttgen* eine in der Sammlung verm. Nachrichten zur fächf. Gefchichte Th. 9. S. 337 befindliche Abhandlung gefchrieben hat. — Bey der Herrfchaft Sangerhaufen (S. 651) wird von dem ehemaligen Brandenburgifchen und Braunfchweigifchen Befitze derfelben nichts erwähnt, obgleich der Vf. auf die frühere Gefchichte derfelben Rückficht nimmt. S. 741 find bey dem Oberauffeheramte zu Eisleben folgende Bemerkungen nachzutragen. Die Befehle wegen der Landeseinkünfte, doch mit Ausnahme der Accife, zu deren Beforgung ein Oberacciscommiffarius und ein befondrer Rentmeifter niedergefetzt ift, ergehen an den Chef jenes Amtes, und ein andrer kurfürftl. Rentmeifter beforgt ihre Einnahme. Das Bergamt zu Eisleben ift demfelben nicht unterworfen, fondern fteht unmittelbar unter dem geheimen Finanzcollegio. — Die Befchreibung des Meifsnifchen Kreifes, womit fich der zweyte Theil anfängt, ift in der neuften Auflage vorzüglich durch viele Zufätze bereichert worden. So nimmt z. B. die Schilderung von den Merkwürdigkeiten der Stadt Dresden in der zweyten Auflage 33 Seiten ein; in der gegenwärtigen aber 170. Hin und wieder fcheint der Vf. für feinen Zweck in ein zu grofses Detail eingegangen zu feyn, als z. B. bey der S. 189 vorkommenden Erzählung von der Einweihung der Kreuzkirche. Dagegen gehört zu den erheblichern Zufätzen die S. 223 mitgetheilte Nachricht von dem 1788 errichteten noch wenig bekannten Schulmeifterfeminario, in welchem 42 Seminariften gebildet werden. Es find dabey zwey Lehrer, ein Director und ein Kantor angeftellt, aufser welchem noch ein Schreibemeifter und ein Zeichenmeifter einige Stunden geben. Das Inftitut befitzt eine Bibliothek von 600 Bänden, nebft einer Inftrumentenfammlung, und koftet jährlich 1000 Thaler. Auch die Dresdner Induftriefchulen, welche unmittelbar unter der Auffícht der Polizeycommiffion ftehen, werden umftändlich befchrieben, da fie in der vorigen Ausgabe nur mit einigen Worten angeführet wurden. In dem Jahre 1801 ift die neufte derfelben durch eine Stiftung des Oberconfiftorialrath Johann Chriftoph Rädler hinzugekommen, in welcher 98 Kinder von einem Lehrer und zwey Werkmeiftern frey unterrichtet werden. — S. 652 hätte bemerkt werden follen, dafs der Schultheifs zu Leipzig, welcher vermöge des Privilegii Dietrich des ältern von 1263 (nicht 1163, welche Jahrzahl wahrfcheinlich ein Druckfehler ift) mit Zuziehung einiger Bürger die alleinige Gerichtsbarkeit in dem Weichbilde der Stadt ausübte, ein landesherrlicher Beamter war, deffen Amt gewöhnlich gewiffen Gefchlechtern erblich verliehen wurde. Die *Einrichtung* des Leipziger Schöppenftuhls wird S. 671 in das Jahr 1420 gefetzt, obgleich der Vf. felbft in feiner Gefchichte und Befchreibung von Leipzig S. 464 mit Recht bemerkt hat, dafs man hiervon keine zuverläffigen Nachrichten habe, und fich weit frühere Spuren von feinem Dafeyn finden. (Man vergl. *Horns* Leben Friedr. des Streitb. S. 884.) — Der jährliche Mefshandel zu Leipzig wird S. 683 mit Ausfchlufs des Buchhandels auf eine runde Summe von 18 Millionen angefchlagen; fchwerlich aber dürfte fich hierüber, wenn man nicht auf *beftimmte Jahre* oder *wenigftens Jahrzehnde* Rückficht nimmt, irgend ein fichres Refultat angeben laffen, weil fein Steigen und Fallen viel zu abwechfelnd ift. Vorzüglich hätten wir gewünfcht, dafs der Vf. bey diefer Berechnung auf die letzte Periode des Leipziger Handels, auf welchen der franzöfifche Krieg und verfchiedne andre zufällige Umftände einen vortheilhaften Einflufs äufserten, befondre Rückficht genommen hätte. Die auffallende Sterblichkeit in Leipzig, die fich fchon aus den bekannten Süfsmilchifchen Tabellen ergiebt, und noch mehr durch die Erfahrungen der letzten Jahre beftätigt wird (von welchen wir gewünfcht hätten, dafs einige Belege beygefügt wären), wird fehr richtig daraus erklärt, dafs dafelbft weit mehr uneheliche Kinder als in andern gleich grofsen und gleich

gleich stark bevölkerten Städten geboren werden. Schrecklich ist die auf richtige Berechnungen gegründete Angabe: dass in der Regel von 100 unehelichen Kindern 95 zwischen dem 1sten und 10ten Jahre sterben. Wenn auch gegen ein Findelhaus erhebliche Bedenklichkeiten eintreten sollten, so würde es doch vielleicht möglich seyn, diesem Uebel durch eine strenge obrigkeitliche Aufsicht über diejenigen Personen, welchen diese Kinder gewöhnlich zur Pflege übergeben werden, vorzubeugen. — Die gewöhnliche von dem Vf. S. 748 angenommene Meynung von dem Wittwensitz der Wittwe des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen Margarethe zu Eilenburg, ist vor kurzem in *Joh. Aug. Schneiders* biographischen Fragmenten von dieser Kurfürstin (Altenb. 1800. 8.) S. 53 widerlegt worden. Sie residirte vielmehr zu Altenburg, daher auch von diesem Orte die meisten von ihr ausgestellten Urkunden datirt sind.

* * *

Göttingen, b. Dietrich: Dr. *Joh. Fried. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte.* Siebente Auflage. Nebst zwey Kupfertafeln. 1803. XVI u. 734 S. ohne das Register. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 184.)

Berlin, b. Unger: *Bibliothek der praktischen Heilkunde.* Herausgegeben von *C. W. Hufeland. Achter Band.* 1802. Nr. I. 94 S. No. II. 83 S. 1803. Nr. III. 99 S. Nr. IV. 78 S. 8. (20 gr.) (*S. d.* Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 1.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *De dignitate, quae in munere pastorali inest, Oratio,* recitata in aula academ. a. 1802. 3 Calend. Sept. a *Mich. Feder*, Philos. et Th. D. Consiliario ecclesiast. in elect. Palatinobavara Universitate Wirceburg. Theologiae mor. ac pastor. nec non linguae hebr. Prof. publ. et ordin. Universitatis Bibliothecario. 1803. 44 S. 8. Der Vf. gründet die Würde des geistlichen Amts auf den letzten Zweck desselben, sittlich religiöse Lebensweisheit zu verbreiten. Wird Sokrates gerühmt, dass er — nicht in Hörsälen, sondern — bey jeder Gelegenheit im thätigen Leben auf die dem Geiste des Zeitalters und der Zuhörer angemessenste Art zur Tugend und Einsicht hinzuleiten strebte, wie sehr muss, sagt Hr. F., dieser Ruhm dem Stande zu Theil werden, zu welchem für eben diese edle, wohlthätige Beschäftigung fähigere Glieder der Gesellschaft sorgfältig ausgewählt und gebildet werden. Sie belehren alsdann durch Worte, Beyspiele und, wie bey allen Nationen, auch durch Lehren für das Auge, durch Symbole, Gebräuche, Ceremonien. Wir bezweifeln die Versicherung (S. 39) gar nicht, dass nicht wenige, diesem Ideal ächter Mitglieder des geistlichen Standes getreu, lebend der Segen, sterbend das Musterbild ihrer Gemeinen auch in unserer Zeit geworden sind. Auch ist es gewiss gut, nach Umständen ein solches Ideal von der wahrhaft hohen Bestimmung des geistlichen Standes an sich aufzustellen, ohne gerade zugleich die schwarze Kehrseite, oder die Frage: was zu manchen Zeiten nicht blos einzelne ausgeartete Mitglieder, sondern selbst der gröste und angesehenste Theil desselben wirklich gewesen sey? zu betrachten. Doch lässt uns die unparteyische Kirchengeschichte nicht (mit S. 11) uneingeschränkt behaupten, dass z. B. die Waldenser etc. den Stand der Geistlichen (ihrer Zeit) blos aus Neid verabscheut und dagegen ihr inneres Licht, ihre in jedem mögliche Begeisterung, gepriesen haben. Eben so unläugbar ist es, leider! dass der grosse Hass gegen den geistlichen Stand in Frankreich zu Anfang der Revolution in den Sitten vieler und gerade vieler der Vornehmsten dieses Standes und in ihrer verblendeten Hartnäckigkeit, nicht blos einzeln, sondern als Stand im Staate und oft ganz gegen ihre eigene Privateinsichten sich den Fortschritten der Geistesbildung in den vorurtheilsvollsten Hirtenbriefen, Remonstrationen an den König u. dgl. zu widersetzen und sich in solchen Aufsätzen durch die affectirteste Sprache der Andächteley, welche mit ihrem sonstigen Betragen im grösten Contrast war, lächerlich zu machen, nur allzu viele Motive für sich anführen konnte. Wohl den Wiederhergestellten, wenn sie nicht durch ähnliche mit dem Geiste des Zeitalters durchaus unverträgliche Anmassungen und Affectationen ihrem Stande und der sie beschützenden Regierung neue Vorwürfe bereiten! Denn unstreitig kann ein Stand durch das, was er *seyn soll und kann*, nicht über das, was er zu einer gewissen Zeit und an gewissen Orten ist, gerechtfertigt werden. Diess ist auch keineswegs der Zweck des biedern *Vfs.*, *in dessen Nähe* seit mehreren Jahren für das, was der Stand der Geistlichen (d. h. derer, welche der geistigen Bildung und Veredlung ihrer Mitbürger sich zu widmen haben) seyn und werden soll, so Vieles gethan wurde. Er selbst hatte bey der Doctorpromotion, für welche die Rede gehalten wurde, die Candidaten des theologischen Doctorgrades veranlasst, dass sie in ihren Reden die Pflicht ächter Pastoren zur Achtung der bürgerlichen Gesetze, zur Sorgfalt für Gesundheit und zur Ermunterung des Erwerbfleisses in ihren Gemeinden mitzuwirken, darstellten. Eben diese wichtige Materien verspricht er in ähnlichen Reden nächstens selbst abzuhandeln. Je mehr der geistliche Stand in Befolgung der würdigen Vorschriften, welche in diesen Darstellungen enthalten seyn werden, seine innere Würde sucht und darthut, desto seltener werden gewiss überall die Klagen über Mangel an äusserer Achtung desselben werden. Denn wenn Dav. Hume gegen die Geistlichen seiner Zeit, wenn viele edle Gelehrte gegen den Clerus in Frankreich vor der Revolution in laute Klagen ausbrachen, so läugneten sie dadurch gewiss nicht das Daseyn so mancher gutgesinnten, auch nicht den möglichen und nöthigen hohen Zweck des Standes. Wohl aber sahen sie auf das, was in diesem zu etwas weit besserm bestimmten Stande rings um sie her Ton und herrschende Unsitte geworden war. Und darüber Salz und Lauge zu verbreiten, war — ohne dass wir die Uebertreibungen in Schutz nehmen wollen — heilsam und nöthig. Uebrigens lassen wir nicht unbemerkt, dass die Rede des Vfs. sich auch durch einen gefälligen und fliessenden Vortrag empfiehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 3. August 1803.*

## GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.* Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum besseren Verständnisse der römischen Schriftsteller, von *C. A. Böttiger.* Mit 13 Kupfern. 1803. XXIV u. 505 S. 8.

Diese aus vielseitiger Belesenheit geschöpfte und mit reicher Gelehrsamkeit ausgestattete Schrift bietet in dreyfacher Hinsicht eine belehrende Unterhaltung dar. Einmal vermehrt oder berichtiget sie unsere Kenntniss von dem Cultur- und Sittenzustande der Römer, und verschafft einen tieferen Blick in das innerste Privatleben eines Volkes, dessen öffentliche Tugenden und Laster wir noch immer mehr, als wir sollten, blos nach seinen Verhältnissen zur allgemeinen Völker- und Weltgeschichte zu messen gewohnt sind. Sodann enthält sie mehrere sehr interessante Beyträge zur Geschichte der Erfindungen und der Kunst, besonders von Gegenständen, welche der Luxus hervorbrachte und die Mode verschönte, und die eben deshalb für viele Leser desto anziehender seyn werden. Endlich verbreitet dieses Werk auch über mehrere Stellen alter Autoren ein helleres Licht, und selbst das Verstehen neuer Schriftsteller, welche oftmals, sinnreich oder nicht, auf jene anspielen, und unser Zeitalter gern durch eine Parallele mit der berühmteren Vorzeit zu trösten oder zu strafen suchen, wird dadurch erleichtert. Wenn demnach diese Schrift in der ersten Hinsicht jedem Forscher des römischen Alterthums, bald durch Zusammenordnen des Bekannteren, bald durch Eröffnung neuer Ansichten, ein unbestreitbares Interesse gewährt, so wird sie in der zweyten auch schon die Neugier des Dilettanten reizen, und in der dritten dem Bedürfnisse des Schulgelehrten, oft auch des Schülers, und selbst der Liebhaber des schönen Alterthums, welche ihre Bildung durch neuere Lectüre gewinnen, anspruchslos, doch wirksam, zu Statten kommen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass Hr. *Böttiger* wirklich auf alle diese Leser gerechnet, dass er ihre Bedürfnisse insgesammt zu befriedigen gesucht habe. Aber so verschiedene Wünsche auch nur durch Auswahl und Anordnung der Gegenstände zu erfüllen, mochte schon schwer seyn; noch schwieriger war es unstreitig, diejenige Form der Darstellung zu wählen, und den Ton des Vortrages zu treffen, welcher allen zusagte. Dürfen wir gestehen, dass der Vf., so geschickt er im Ganzen die Gegenstände zu wählen verstand, doch die Schwierigkeit der Darstellung uns nicht ganz besiegt zu haben scheint? Er nahm sich die beliebte Manier des Abt Barthelemy zur Norm. Wie dieser, freylich in einem Werke von grösserem Umfang und bedeutenderem Inhalt, den jungen Anacharsis in verschiedene Lagen des öffentlichen und häuslichen Lebens versetzt, um dadurch die mannichfaltigen Erscheinungen der griechischen Geschichte und des griechischen Alterthums in einer anziehenderen Gestalt sanft vor unseren Augen vorbeygleiten zu lassen: so führt uns Hr. *Böttiger* in das innere Gemach der eiteln putzsüchtigen Sabina, und läfst uns, um die Schilderung einer römischen Damentoilette zu geben, an den kleinen häuslichen Scenen, welche die erlernte Kunst zu gefallen herbeyführte, unmittelbar Antheil nehmen. Das flüchtiger entworfene, und dadurch vielleicht gefälligere Bild von den auf häusliche Eingezogenheit beschränkten Athenerinnen, welches in Anacharsis Reisen vorkommt, hat Hn. B. Anlass zu einem weitläuftigen, sorgsam und mühevoll ausgeführten Gemälde gegeben, welches er von einer reichen, mit einem Heere von Sklavinnen umgebenen und in allen Künsten der Ueppigkeit hocherfahrenen römischen Domina aufstellt. Dilettanten vielleicht — zu denen wir auch gebildete Frauen zählen — wenn sie nicht vor den gelehrten Erörterungen hinter jeder einzelnen Scene zurückschrecken, wird diese Art der Darstellung noch am meisten gefallen. Kennern des Alterthums hingegen, welche die ausgesuchte Gelehrsamkeit des Vfs. zu schätzen wissen, und denen wohl schon die Manier des jungen Anacharsis in einzelnen kleineren Scenen zuweilen zu süsslich war, möchte eine einfache, mit Ernst geordnete und ausgeführte Behandlung, die kein Abschweifen vom Hauptzweck der zerstreueten Unterhaltung einräumt, eine Darstellung, wie sie in Meierotto's noch immer trefflichem Buch über Sitten und Privatleben der Römer gewählt ward, bey dem Reichthum und der Gediegenheit des Stoffes leicht angenehmer gewesen seyn; und selbst Schullehrer, welche ihre Zöglinge auf den umfassenden Inhalt der Schrift und auf den lebhaften, anziehenden Vortrag mit Wohlgefallen aufmerksam machen, werden doch genöthiget seyn, über manche allzu üppig ausgemalte Scene einen züchtigen Schleier zu ziehen.

Wir dürfen nicht verschweigen, was die von Hn. B. gewählte Manier erklärbarer macht, und ihr, wenn sie derselben bedürfen sollte, vollkommene Entschuldigung bereitet. Mehrere Abschnitte aus diesen an-

antiquarischen Morgenscenen wurden schon vor mehreren Jahren in eine Zeitschrift eingerückt, welche der Geschichte des Luxus älterer und neuerer Zeiten gewidmet ist. Man las sie dort in Deutschland, und, wie wir wissen, übersetzt auch in Frankreich mit Beyfall; aber man würde sie weniger gern gelesen haben, wenn der Zweck jenes Journals von dem Vf. verfehlt worden wäre. Der Zweck desselben erfoderte keine tiefer eingehenden Untersuchungen, sondern nur einfache, aus vorherigen Recherchen abgezogene Resultate aufzustellen. Jetzt erst kamen in Anmerkungen, welche jedem Abschnitte beygefügt sind, die nöthigen Beweise hinzu. Mit neuen Aufsätzen wurden die schon gedruckten vermehrt: alles sollte Zusammenhang und eine gewisse Ründung zu einem Ganzen gewinnen. Wenn man daher von jener ursprünglichen Bestimmung mancher Aufsätze noch hie und da Spuren in beybehaltenen Abschweifungen entdeckt (z. B. von dem altfranzösischen *fard* und dessen Ableitungen S. 45, von den Bestandtheilen der heutigen Schminke S. 47 u. s. w.). Abschweifungen, welche die Unterhaltung des *Modejournals* beförderten: so werden zugleich aus der erwähnten Entstehungsart dieses Werks theils einige Wiederholungen erklärbar, die S. 143 und anderwärts vorkommen, theils erscheinen selbst manche Widersprüche, auf die wir gelegentlich hindeuten werden, dem billigen Urtheiler verzeihlicher.

Von dem mannichfaltigen Inhalte des Werkes eine vorläufige Uebersicht zu geben, wissen wir keinen bequemeren Weg einzuschlagen, als dass wir den dreyfachen Gesichtspunkt, aus dem wir diese Schrift oben betrachteten, in unserer Anzeige festhalten.

Um einen Theil von der *Cultur- und Sittengeschichte* der Römer in einer der interessantesten Perioden zu entwickeln, liefert der Vf. ein Bruchstück aus dem Leben einer reichen Römerin unter der Regierung des Kaisers Domitian, also zu Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, und lässt uns daraus die ungemessene Verschwendung und Prachtliebe eines ausgearteten Zeitalters, das in der Weltgeschichte nur Einmal so angetroffen und sich zur Ehre und Beruhigung der Menschheit wohl nie wiederholen wird, mit Erstaunen beurtheilen. Das Gemälde vollständig auszuführen, sind freylich manche Züge aus früheren, manche aus späteren Zeitaltern entlehnt, und in das angenommene domitianische übergetragen worden. Selbst die gewählte Manier der Darstellung lud zu einer solchen Mischung verschiedener Zeitalter ein. Allein da gewöhnlich die beygefügten Anmerkungen hierüber Auskunft ertheilen: so darf der vorsichtige Leser von solchen Anachronismen weniger Irrungen fürchten, als vielleicht von einem andern Umstande, den ebenfalls jene gewählte Manier fast unvermeidlich herbeyführen musste. Weil nämlich Hr. B. die einzelnen Scenen, in welchen er seine Sabina auftreten lässt, bis ins kleinste Detail mit den lebhaftesten Farben auszumalen strebte: so lieh er dazu die Farben von den verschiedensten Schriftstellern des Alterthums, und verschmähete es sogar nicht, was komische und satirische Dichter seiner ausgebreiteten Belesenheit bot, willig aufzunehmen, und seiner Absicht gemäss zu verarbeiten. Dadurch wird der Leser, welcher in dieser Sabina die Repräsentantin ihres Zeitalters zu erblicken glaubt, nur zu leicht verführt, aus dem Besonderen aufs Allgemeine zu schliessen, Ausnahmen für Regeln zu nehmen, und dichterische Uebertreibungen in historische Wahrheit umzudeuten.

Der Vf. hat die Toilettengeschäfte seiner Sabina, wie sie vor unseren Augen dieselben allmählich vollendet, in acht Scenen zertheilt. Jeder Scene sind zur Erläuterung Umrisse nach Antiken, und unter diesen einige (III. IV Taf.) vorher noch nicht bekannt, von geübten und sorgfältigen Künstlern beygefügt, wodurch der Inhalt von jenen deutlicher versinnlichet wird. Wir sehen die Dame aus ihrem *Schlafgemach* in das Ankleidezimmer treten, wo sie von ihren zahlreichen Sklavinnen, deren jede ihr angewiesenes Geschäft besorgt, in stiller Ehrerbietung empfangen wird. Alle Medeenkünste werden nun aufgeboten, die alternde Domina neu zu verjüngen, und der verblüheten Schönheit jugendlichen Reiz anzuzaubern. Abgeglättet, frisch geschminkt, mit wiedergebornen Augenbraunen und Zähnen begiebt sich Sabina in den Kreis ihrer *Haarschmückerinnen*. Um dem Haare die beliebte Feuerfarbe der *Deutschen* zu geben, wird es mit einer Goldsalbe gefärbt, dann mit dem kostbarsten Nardenöhle und den wohlriechendsten orientalischen Essenzen bespritzt, in künstliche Locken und Flechten geschlagen, und mit Schmucknadeln prachtvoll verziert. Während Sabina die Nägel sich putzen lässt, empfängt sie von einer alexandrinischen Blumenhändlerin ein verabredetes Liebesbriefchen. Der Erheiterten werden sofort die Schuhe angelegt; sie prangt in der Tunica; Hals, Busen, Arme, Finger, Fusszehen sogar, werden mit kostbarem Geschmeide, mit goldenen Ketten, Edelsteinen und Perlen geschmückt; zuletzt der lange, weisse Mantel umgeworfen und künstlich über die linke Schulter und die Arme drappirt. Jetzo lässt sie sich in einer Sänfte von kappadocischen Sklaven austragen; wobey noch andere Diener und Dienerinnen, die ihr Fächer, Sonnenschirm, Fussschemel nachtragen, ein zahlreiches Gefolge ausmachen.

Die Schilderung des unermesslichen Reichthums, der Ueppigkeit und Pracht, der mit Uebermuth verschwisterten frivolen Eitelkeit, welche in allen diesen Scenen sichtbar ist, setzt in der That auch den nicht unvorbereiteten Leser in lebhaftes Erstaunen. Mit Bewunderung verweilt er zwar einige Augenblicke bey den raffinirten Erfindungen so mannichfachen Kunstfleisses; aber mit siegendem Unwillen wendet er bald den Blick von einem so tiefen Sittenverderben, welches überall die grösste Entartung durch Sinnlichkeit ankündiget. Vorzüglich empörend ist die barbarische Behandlung der Sklavinnen, von welchen Hr. B. ein furchtbares Gemälde aufstellt. Was

jetzt

jetzt die stolzesten Fürstinnen, die hochgebietende Frau eines englischen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteste russische Knesin kaum in der übermüthigsten Herscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, diess machte die Frau eines römischen Senators, eines römischen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu seinen Füssen gesehen, und Hunderte von Sklaven und Sklavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser und Landgüter nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage mit furienartiger Grausamkeit möglich. Diese Hauptidee läuft fast durch alle Abschnitte dieser Morgenscenen: nichts ist gespart, diese Idee recht anschaulich, und das Elend der unglücklichen, zu blossen, stummen Werkzeugen herabgewürdigten Geschöpfe eindringlich zu machen. Würde auch nur dadurch die Absicht erreicht, welche der edle Vf., bey der Zueignung seines Werkes an die verwittwete Kaiserin von Russland, ohne Zweifel gehabt hat: wie wohlthätig wäre schon dieser Erfolg!

Aus dem Angeführten kann man bereits abnehmen, welch ein freyes Gebiet sich dem Hn. *Böttiger* hier öffnete, die Resultate von entfernter liegenden Untersuchungen über manche *Gegenstände des Luxus und der Moden und deren Erfindung* mit Klarheit darzulegen. Gern glauben wir der Versicherung der Vorrede, dass zu mancher Anmerkung von wenig Zeilen viele mühsame, oft fruchtlose, Forschungen vorausgehen mussten, um diese oder jene Kleinigkeit — wiewohl es für den aufrichtigen Forscher nirgends eine Kleinigkeit giebt — aufs Reine zu bringen. Als Beyspiele der Art macht Hr. B. selbst die Bemerkungen über das warme Getränke und die Kranzliebhaberey der Alten, über die wahre Drappirung ihrer Gewänder, über die Favoritschlange der römischen Damen u. s. w. namhaft. Wir zahlen dahin ferner die weitläuftigen Erörterungen über die Schminke des Alterthums (S. 41. 43), über das Haarfärben (S. 119), welche immer eine unterhaltende Rücksicht auf neuere Gewohnheiten darbieten oder zulassen. „Wie wunderbar, sagt hier unter andern der Vf., wechselt die Mode in ihren Launen! Heutzutage lassen sich Blondinen, die von der Natur mit einem Uebermass des Blonden gesegnet wurden, das einige *roth* nennen wollen, aus Frankreich und England Salben verschreiben, um das Rothe wegzubringen. Gerade das Gegentheil geschah von den alten Römerinnen. Die kaustische Seife (*spuma caustica* Martial. XIV, 26), die man aus Gallien verschrieb, um die Haare roth zu machen, bewirkte, wenn sie auf andere Theile des Körpers gestrichen wurde, eine solche Aufgedunsenheit, dass Weiber in den öffentlichen Bädern ihre Schwangerschaft dadurch verbergen konnten. — Die beizende Kraft der Asche zur Färbung der Haare scheinen die Römer schon weit früher gekannt zu haben" u. s. w. Jene kaustische Seife nennt hier Hr. B. (S. 120) nur uneigentlich eine *seifenartige Pomade*. Allein S. 75, wo von einer im Frühjahr 1794 am Fusse des esquilinischen Berges, unweit der Suburra, ausgegrabenen und von Visconti erläuterten silbernen Kapsel die Rede ist, erzählt er, dass darin fünf *Pomadentöpfchen* oder *Essenzfläschchen* befindlich waren. Das erste Wort wird wegzustreichen seyn, wenn es wahr ist, was Hr. B. weiter unten S. 146 behauptet: „Von Puderbeuteln, Puderquasten und *Pomadenbüchschen* wussten die alten Haarschmückerinnen nichts, und sonach waren die zwey vorzüglichsten Binde- und Vereinigungsmittel der neueren Haarkräuslerkunst, die *Pomade* und der aus Stärke zubereitete Haarpuder, an den Putztischen der Römerinnen zwey völlig unerhörte Dinge." — Einen anderen Widerspruch, der dem Vf. bey der Redaction der schon einzeln gedruckten Aufsätze entgangen ist, finden wir S. 38. Hier wird gesagt: „die *Vasa murrhina* seyen nach der *mit Recht* bezweifelten Hypothese des Grafen von Veltheim (in s. *Aufsätzen* I. S. 195 ff.) chinesische Specksteine gewesen." Man muss dafür setzen: *mit Unrecht.* Denn richtiger heisst es S. 307: „Noch immer bleibt die Meynung des Grafen von Veltheim, der in s. Abhandlung von den Murrhiniten (*Samml. antiquar. Aufsätze* I. S. 191 ff.) die chinesischen Specksteine für die Murrhiniten der Alten erklärt, eine der wahrscheinlichsten Muthmassungen, so viel man auch darüber gelacht hat." — In einem genauen Detail gehet ferner Hr. B. dasjenige durch, was die Alten zu der *Kosmetik* rechneten; mit welchem Kunst- und Mode-Ausdruck man überhaupt (S. 18) „die sämmtlichen Geschäfte der Schminkmädchen, der Weiss- und Rothauflegerinnen, der Augenbraunmalerinnen und der Zahnputzerinnen" begriff. Bekanntlich machte die Kosmetik einen eigenen Theil der alten Arzneykunst aus. Zu der S. 42 angeführten Schrift von *Triller* konnte noch eine neuere gefügt werden, welche die Sache nicht ungeschickt behandelt: *Jo. Chr. Gottl. Baumgarten de arte decoratoria*, Leipz. 1791. 4. — Interessant sind auch die Bemerkungen (S. 140) über die falschen Zöpfe und Haarflechten, und über den Galanteriehandel, der damit in Rom getrieben ward. Die Römerinnen wussten sich dieselben sehr künstlich einzusetzen. Bald aber machte man sich die Sache noch bequemer. „Die Perücken waren durch die Theatermasken, die den Kopf des Schauspielers von hinten und vorne bedeckten, und zur Bedeckung des Hintertheils alle auch charakteristische Perücken hatten, den Alten eine sehr bekannte Sache, und man wandte diese Erfindung auch auf die Mode mit goldgelben Haaren an. Man trug allgemein blonde Perücken aus deutschen Haaren; und so war die neueste Mode der Pariser Damen, die auch in Deutschland zahlreiche Anhängerinnen gefunden hat, eine alte Modethorheit der römischen Schönen, die grosse Summen verschwendeten, um goldgelbe Blondinen zu werden, und sich wohl gar, als die Verschwendung aufs höchste gestiegen war, mit Goldstaub einpuderten." — Schon vorher (S. 121) hatte Hr. B. gegen den neuesten und sorgfältigsten Historiograph der Perücken, Hn. *Nicolai*, bemerkt, dass seine Schrift nicht gehörig die Zeiten sondere; zur Ergänzung und Berichtigung dieser Schrift werden die Bot-

Böttigerischen Ideen willkommen seyn. — Ueber die Geschichte des Puders, dessen Ursprung Hr. B. von einer unreinlichen Haupt- und Kopfkrankheit ableitet, ist S. 147 Mancherley sehr unterhaltend gesammelt; eben so über die Haar- und Schmucknadeln (S. 149), deren sich mehrere aus dem Alterthum erhalten haben; einige davon sind äusserst einfach, andere (wie die vor der 2ten Scene Fig. 4 abgebildete) zeichnen sich durch die liebliche Anmuth des antiken Kunstgeschmacks weit mehr, als unsere neueren vom Juwelirer gearbeiteten durch Schimmer und inneren Werth, aus. — Ueberhaupt könnten solche Schilderungen feiner Kunstarbeiten, wie Hr. B. sie häufig in dieser Schrift giebt, auch unseren Decorationskünstlern sehr nützlich werden, wenn sie zu ihrer Notiz gelangten; und es ist vollkommen wahr, was der Vf. S. 80 bey einer anderen Veranlassung sagt: „Es würde für unsere Goldschmiede, Porcellanbildner und Decorationskünstler ein lehrreiches Studium seyn, auch nur die hundertfältig in Schlangen, Thierköpfe und andere Gestalten verschlungenen Handhaben an Vasen und Griffe an allerley Waffen und Geräthschaften aus alten, noch vorhandenen Denkmälern zusammengestellt, und hier ein neues Feld für die Anwendung der Kunstallegorie geöffnet zu finden." — Noch ausführlicher ist die Geschichte der Fächer im ganzen Alterthum (S. 461 ff.) behandelt, und durch wohlgewählte Figuren anschaulicher gemacht. — S. 353, wo Hr. B. von den Weberinnen spricht, lesen wir unter andern: „Einst in den züchtigeren und glücklicheren Zeiten Roms hatte die Hausfrau selbst im Kreise ihrer geschäftigen Sklavinnen in der grossen Halle (*atrium*) gesponnen und gewebt." Aus dieser Andeutung wird der Unkundige sich schwerlich von dem Atrium der Römer einen richtigen Begriff bilden; es war vielmehr (nach *Vossens* mehrmaliger Erinnerung, zu Virgils Ekl. IV, 42. Landb. I, 294. bes. II, 242. 461) der Familiensaal der Römer, das *μέλαθρον* der Griechen, von der Schwärze des Rauchs so benannt, vor welchem man im homerischen Zeitalter die Waffen, bey den Römern die Ahnenbilder durch Schränke sicherte. — Sinnreich sind die Bemerkungen des Vfs. über die symbolischen Liebesbriefchen der Alten, zu denen auch ein abgebissener Apfel gezählt ward (S. 190. 219); über die Kranzgalanterieen (S. 219) und die Kranzflechtekunst (S. 191, 193); über die Kleidung der Alten, die schon fast fertig vom Weberstuhle kam (S. 368), und bey welcher das Anziehen vom Ueberwerfen und Umnehmen (*induere*, *amicire*; *ἔνδυμα*, *περιβόλαιον*) genau zu unterscheiden ist (S. 358. 376 ff.); die Bemerkungen über die Kochmaschinen S. 303; über die Puppenbildner im Alterthum (S. 223. 236); über die Schuhe und ihren Unterschied von Schnürsohlen (S. 371—374); über die *Verschleierung* (S. 317); über Wasseruhren (S. 423. 440); über Weihwedel und Weihkessel (S. 212), und viele andere Gegenstände dieser Art; unter denen besonders auch die Einrichtung der Barbierstuben und die Functionen der Barbierer im Alterthume mit der sorgfältigsten Ausführlichkeit (S. 330 ff.) beschrieben worden sind. — Auf einen kleinen Widerspruch stossen wir noch S. 39 u. 406, wo Hr. B. den Luxus der Alten mit Perlen ins Licht setzt. Dort wird, wie schon vorher S. 15, aus einer Stelle des Plinius XXXIII (nicht XXIII), 3. Sect. 12 gefolgert: dass die römischen Damen *auch zum Nachtgebrauch* eigene Perlenschnüren an Goldfäden gereihet trugen. Dagegen sagt der Vf. S. 406, wo er dieselbe Stelle des Plinius wieder anführt: „Die Römerinnen behielten gewiss diese kostbaren Perlenschnuren *beym Schlafengehen nicht* um den Hals. In den ältern Handschriften und Ausgaben des Plinius steht: *inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendent, ut in summo quoque unionum conscientia adsit*; woraus der Pater Hardouin *in somno* gemacht hat. Allein auch diess giebt im Zusammenhange keinen erträglichen Sinn." Hr. B. will daher entweder *in strophio* (Busenbinde, zu welcher die Perlenschnuren herabhingen), oder *in probro* setzen, weil dieses Wort der schmälende Plinius geliebt habe. Dabey aber übersah der gelehrte Vf., dass die ersten Worte *inserta margaritarum pondera* willkürliche Veränderung des Textes sind, welcher in den ältesten und besten Handschriften (s. Harduin. Not. et Emendatt. T. V. p. 81) also lautet: *et in secreto margaritarum sacculi e collo* u. s. w., wodurch Harduins Anordnung *in somno* nothwendig wird, und weder die erste Erklärung des Hn. B., noch der zweyte Emendationsversuch als zulässig erscheinet. Auch bot wirklich ein Codex das verschriebene *ut in somno* dar.

(*Der Beschluss folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Bayerns Genius an Maximilian Joseph IV.* 1802. 22 S. 8. (2 gr.) Eine sehr gerechte, hie und da mit derb ausgedrückten Wahrheiten vermischte Bitte, das Landvolk in Bayern mit Aerzten und Wundärzten zu versorgen und es aus den Händen der Pfuscher zu erlösen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 3. August 1803.*

## GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.* etc. Von *C. A. Böttiger.* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die im vorigen Stück angeführte Stelle des Plinius und ihre Anwendung leitet uns von selbst auf den dritten Gesichtspunkt, den wir oben, bey vorläufiger Würdigung der Böttigerischen Schrift, angaben. Dass viele Stellen der Alten, besonders solche, die sich auf Gegenstände des häuslichen Lebens und des Luxus beziehen, oder welche unmittelbar aus der Kenntniss des Sittenzustandes und der Gewohnheiten bey den Römern erläutert seyn wollen, in Hn. *Böttiger's* Noten glücklich aufgehellt; dass manche dunkle Anspielungen, der Komiker vorzüglich und der Satiriker, ins Licht gesetzt; manche technische Ausdrücke durch sinnreiche Combinationen entwickelt werden; diess könnten wir, wenn der Raum es verstattete, durch eine überzeugende Induction von Beyspielen erweisen. Mit zwiefachem Interesse werden demnach Gelehrte in diesem Buche gerade das sich zueignen, was der grössere Theil der Leser, welcher nur nach Unterhaltung hascht, leicht als unverlangte Zugabe überschlagen dürfte; und selbst für diejenigen, welche diese Toilettenscenen im Zusammenhange durchzulesen nicht Musse oder Neigung haben sollten, ist durch zwey vollständige und sehr brauchbare Register der erklärten Schriftsteller und Sachen gesorgt worden. Die Aufmerksamkeit zu reizen, führen wir hier wenigstens einige von Hn. B. aufgeklärte Stellen an. Die Properzische (IV, 5, 37) *posita tu scribe cathedra quidlibet*, wird erst deutlich durch eine richtige Vorstellung von der Catheder der Frauen (S. 29), d. h. dem erhöheten Familiensessel in ihrem Zimmer, dessen Armlehnen zugleich zu einem Sekretär oder Schreibepult dienten. Dass darauf auch der Toilettenapparat ausgelegt werden konnte, erhellet aus Phaedr. III, 8. — Βίβλος στεφανωτρὶς in einem Fragmente des Theopompus beym Athen. XV, 6. p. 676. C. und Plutarch Vit. Agesilai c. 36 (denn auch hier muss statt Theophrast der *Theopompus* stehen) erklärt der Vf. S. 195 mit Recht von dem zarten Papyrusbast, der zu Kränzen sehr gewöhnlich war. — Die witzige Anrede des Horaz an sein Buch Epist. I, 20. *Odisti claves et grata sigilla pudico*, hat auch der neueste Herausgeber, Hr. *Haberfeldt*, wie seine Vorgänger, bloss auf die ins Hinterhaus oder Gynäceum eingeschlossenen Jungfrauen bezogen: eine nähere und sinnreichere Bestimmung gewinnt die Stelle, wenn man mit Hn. B. (S. 73. 89) bemerkt, dass die Bücher in Capseln auch unter Schloss und Riegel verwahrt wurden. — An die Art, wie die berühmte Cleopatra sich vergiftet habe, erinnert Hr. *B.* (S. 127) aus einer Stelle des Dio Cassius (p. 644, 24. vgl. Tacit. Annal. III, 7): es geschah durch eine Nestnadel (*acus discriminalis*), womit der Haarbau zusammengehalten wurde. Solche Nadeln waren zuweilen hohl, und enthielten dann wohl gar Gift zur letzten Zuflucht in der Verzweifelung. — Was *nexae philyra coronae* bey Horaz Od. I, 38 anzeigen, wo auch Hr. *Mitscherlich* die *coronas subtiles* nach Hn. B's. Urtheil noch nicht scharf genug gefasst hat, wird S. 208 vortrefflich erläutert. Man unterschied nämlich *coronas plexiles*, wo die Blumen und Zweige ganz eingeflochten waren, und *subtiles*, wo nur die Blätter von den Blumenkelchen aufgereihet wurden. Diess letzte war besonders bey den Rosen ein eigenes Raffinement des Luxus, wo nun die schuppenförmig über einander gelegten Blätter einen dicken Wulst bildeten. Um diesen so angereiheten Blättern einen Halt zu geben, heftete man sie auf Lindenbast, welchen der Römer, dessen Lebensart und Sprache ein solcher Luxus in den früheren Zeiten fremd war, mit dem griechischen Worte *philyra* bezeichnete. Vgl. Plin. X, 14. f. 25. — Die von Hn. *Ruperti* nicht verstandene Stelle Juvenals von einer abergläubischen Römerin (VI, 527: *si candida jusserit Io, A Meropê portabit aquas, ut spargat in aedem Isidis*, erklärt Hr. *B.* S. 212 sehr gut nach Brodäus Vorgange. Weihkessel nämlich und Weihwedel waren schon in den heidnischen Tempeln zu Hause. Hier aber lässt sich die bigotte Isisdienerin sogar Nilwasser nach Rom bringen, dem von jeher alle herrliche Eigenschaften zugeschrieben wurden, und damit besprengt sie den Tempel der Nilgöttin. — In Theokrits dramatischer Schilderung des Adonisfestes XV, 112), wo das kostbar ausgeschmückte *Castrum doloris* beschrieben wird, nimmt Hr. B. S. 227 mit Recht die mannichfaltigen Früchte, die um das Bild des Adonis umherlagen, für kunstreich nachgebildete Wachsfrüchte; und erläutert dabey zugleich ein altes Sprichwort der Griechen (f. *Hesych.* To. 1. *col.* 103, 3. *Wyttenbach. de sera num. vind.* p. 79), nach welchem jede vergängliche, von Aussen viel versprechende, von Innen nichts leistende Sache ein *Garten des Adonis* genannt wurde. — Ueber das merkwürdige Vermächtniss in den römischen Gesetzsammlungen Dig. XXXIV, tit. II, 32. §. 9: *in ornamentum mamillarum ex cylindris XXXIV et tympaniis margaritis XXXIV*, wird

wird auch der Rechtsgelehrte sich mit Hn. *Böttiger's* Erklärung (S. 408) gern begnügen. Durch dieselbe werden auch die *auratae papillae* bey Juvenal VI, 128 deutlich, über welche wir die neueste Ausgabe des Satirikers wiederum vergebens befragen.

Hr. *Böttiger* macht uns zu einer Fortsetzung dieses Werkes Hoffnung. Wir werden dann (so endet die Vorrede) unsere Sabina auf einer Lustparthie in die Seebäder nach Bajä begleiten, und im Vorbeygehn auch in einem Tempel der grossen Mutter Isis, die ein Alter nicht ohne Ursache die kuppelnde Göttinn nennt, einsprechen. Wenn die Erfüllung dieser Zusage bloss, wie der bescheidene Vf. versichert, von der Bedingung des Beyfalls abhängt, den dieser erste Versuch gewinnen wird: so dürfen wir gewiss das Verlangen nach einer baldigen Erscheinung des zweyten nicht vergebens hegen.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreuss., b. Korn d. ä.: *Geschichte Griechenlands* von *William Mitford*, Esq. und nach der dritten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von *J. F. Baron*. *Erster Band*. 1800. XIV. u. 512 S. *Zweyter Band*. 1801. 512 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Welch ein classisches Werk *Mitford's* Geschichte von Griechenland sey, durch welche und wie mannichfaltige Vorzüge es vor allen übrigen, derselben Geschichte geweiheten, Werken hervorrage, und welche Pflichten daher dem Uebersetzer, der ein würdiges Nachbild in deutscher Sprache aufstellen will, obliegen; diess ist auch in unseren Blättern, bey Beurtheilung des englischen Originals sowohl (A. L. Z. 1800. n. 27), als der *Eichstädtischen* Bearbeitung, wovon bereits vier Bände erschienen sind, umständlich entwickelt worden. Der Verfasser vorliegender Uebersetzung, Hr. *Baron*, versichert, mit einer dem Gehalte des Werkes geziemenden Anstrengung gearbeitet zu haben, und protestirt in der Vorrede (p. IX), ausdrücklich dagegen, „dass seine Uebersetzung ein „blosses Machwerk [irgend] eines Fabrikenarbeiters „sey." Gern glauben wir der Versicherung, da sich wirklich der mühsame Fleiss des Vfs. an vielen Stellen bewährt. Sollte nun gleichwohl diese Verdeutschung, bey aller darauf verwandten Mühe, nicht als gelungene Arbeit betrachtet werden können: so wird diess weniger der Fahrlässigkeit oder Uebereilung des Verfassers, als seinem Unvermögen, zuzuschreiben seyn. In der That hat Hr. B. sich der deutschen Sprache noch zu wenig bemächtiget: es kommen in seiner Uebersetzung allzu viele unpassende Ausdrücke, schleppende Wendungen und Constructionen, verworrene und bis zur Ermüdung des Lesers gedehnte Perioden vor, welche gegen die gefällige Leichtigkeit und den sanft fortwallenden Fluss des englischen Originals sehr grell abstechen. Diese Fehler sind es vorzüglich, welche, weil sie durch das Ganze sich ausdehnen, die Lectüre verleiden: denn solcher Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt worden, finden sich zwar auch mehrere; doch bleibt ihre Anzahl weit hinter jenen zurück. Hier einige Proben, wie sie sich, uns, ohne ängstliches Umhersuchen, gleich im ersten Bande darboten!

S. 48. „Die *Erhabenheit des Hauptes des Hauses* „*Pelops im Range* — scheint unbestritten gewesen zu „seyn." Der Sinn ist: der Vorzug des ersten Ranges — scheint der Familie des Pelops unbestritten gewesen zu seyn. — S. 55. „Böotien befand sich *unter* „*noch sonderbarern natürlichen Umständen* als Thessa„lien. — Die umliegenden *Gebirge ergiessen sich* von „allen Seiten in seine Flüsse, und bilden Bäche und „Seen, die keinen so vortheilhaften und dauernden „Abfluss haben" u. s. w. Wer versteht dieses Deutsch? — Thucydides heisst S. 72 der *beweisendste* unter allen folgenden Schriftstellern. — „Theseus (S. 72) „wurde, auf den *Antrieb* dieses *schlechten Weibes*, als „ein berühmter, aber gefährlicher Fremdling zu ei„nem Feste geladen, wo man ihn *gefangen* nehmen „wollte." Im Original ist vom *Vergiften* (*poison*) die Rede. S. 78. „Ein Plan, den sie entworfen hatten, „die Stadt zu überfallen, wurde *von ihren Gegnern* „entdeckt: ein Theil ihrer Truppen ward daher auf„gerieben; die andern zerstreut, und der *Aufruhr* „gänzlich unterdrückt." Im Englischen heisst es: *discovered to their adversaries — and the faction was completely quelled*. S. 248. „Das Geschäft der Pytho„ness scheint *nicht von Belange* gewesen zu seyn." *Nicht wünschenswerth*, (*not desirable*) sagt der Engländer; was auch der Zusammenhang fodert. — *Homer's* e x t a n t *works* sind nicht Homers *grosse* (S. 201) sondern *noch vorhandene* Werke. — *Watch the weather* ist nicht, wie Hr. B. übersetzt, *Wasser halten*, sondern das *Wetter beobachten* oder *belauern*. Von „Fabeln, welche gewisse Namen *so vertraut* darge„stellt haben" (S. 82) macht sich der deutsche Leser wahrscheinlich auch einen ganz anderen Begriff als von *fables, which have made these names so familiar*. „*Gebräuche des Dankes*" (statt Dankopfer) S. 83 kennen wir eben so wenig. „Altäre vollends, *die in freyer* „*Luft errichtet wurden* (S. 130), um darauf Opfer zu „bringen," wie mögen diese beschaffen gewesen seyn? Mitford begnügt sich, sie *unter freyem Himmel* errichten zu lassen. — Der thätige Diomedes soll, nach unserem Uebersetzer (S. 191), zuweilen ausser seinem Zelte auf seinen *Armen* geschlafen haben. Sonderbar! Nach Mitford schläft er, was begreiflicher ist, auf seinen *Waffen*, *on his arms*. War dem Hn. *Baron* die Bedeutung des englischen Wortes fremd oder zweifelhaft: so konnte ihn doch wenigstens Homer (Il. X, 151 ff.) zurecht weisen. — S. 151 vom Hesiodus: „*sein* Beywort, *das er* ihnen giebt, und *welches er* „oft wiederholt." Deutscher und kürzer: das Beywort, das er wiederholt ihnen zutheilt. — Wessen Ohr kann folgende Periode ertragen (S. 153): „So soll „die Kenntniss der *Bearbeitung* und des Gebrauchs „der Olive, der *Zubereitung* einer daurenden *Nah*„*rung* aus Milch durch *Verwandlung* derselben in Kä„se, und der *Einkästelung* der Bienen wegen ihres „Honigs und Wachses, durch den Aristäus von den „Ufern des Flusses Triton in Africa eingeführt wor„den

„den seyn;" und wer fasst den Sinn der Worte ohne mühsam angestellte Construction oder Vergleichung des im Englischen so lichtvollen Ausdrucks? — Dasselbe Urtheil gilt von folgender Periode (S. 179): „Denn „schwach und unbefestiget, wie die Gesetze und Re„gierungen damals *waren*, als der Unterschied des „Ranges, und die Verschiedenheit des Eigenthums „noch sehr grofs *war*, hatten Fürsten und wenige rei„che Personen die Mittel in Händen, welche sie zum „Aufwande geneigt *machten*; allein unter der repu„blicanischen Gleichheit der späteren Zeiten, wenn „auch da jemand die Kosten zu jenem Aufwande hät„te bestreiten können; so *machte* es doch der *gleich„machende* Geist der Zeiten gefährlich, so etwas bli„cken zu lassen." Noch verworrener, und ohne Beyhülfe des Originals schwerlich zu enträthseln, sind die Perioden: S. 182 *Getrennt in kleine Staaten* etc. S. 235: *Während nun die nämliche Methode* etc. und andere dieser Art, welche blofs ihre Weitschweifigkeit und lästiger Wortschwall vor der tadelnden Aushebung des Recensenten schützt.

Undeutsch, zum Theil unedel, sind, unter mehreren, die Ausdrücke oder Fügungen: S. 190 „Wir bemerken den Officier *niemals anders*, als in dem einzigen *Umstande*, *wenn er*" etc. S. 197: „dieses Schiff hatte einen beweglichen Mast, *der im Singular* vorkommt, und Segel, *die im Pluralis erwähnt werden*." S. 203: „eine Stelle, welche *mit einem Schlage* die Regierung, Moralität und Religion schildert." S. 223: Spinnen, Weben u. s. w. „wurde von jeder Familie *in sich* betrieben." S. 245: „Apollo wurde die *präsidirende Kraft* des Ortes." S. 263: „die Fürsten wurden *mit jedem Umstande der Herrlichkeit* und des Glanzes, den das Zeitalter darbieten konnte, gefeyert." S. 262: „es *flossen* grose Versammlungen von beiden Geschlechtern *zusammen*." S. 287: „Indem *er* (Hesiod ist gemeynt) von der darin auftretenden Generation redet, welche *er* das Heldengeschlecht nennt, beschränkt *der Dichter* (Hesiod) seine Beschreibung" u. s. w. Allein in dieser ganzen Stelle herrscht eine noch grössere Verwirrung der Gedanken selbst; indem Hr. *Baron* das eherne Zeitalter mit dem heroischen vermengt, welches Mitford, der hesiodischen Dichtung getreu, auf jenes folgen, und dem eisernen vorangehen läfst. Nicht einmal das folgende: *in the account of the brazen, the heroic and the iron race*, bringt den Uebersetzer zur Wahrheit zurück. Um seinen Irrthum zu behaupten, mufs er sich sogar eine Verfälschung des Originals erlauben. Er übersetzt nämlich: „in der Nachricht von dem ehernen, *das heifst*, heroischen und eisernen Geschlechte" etc. — S. 305: „die sich erhebenden *Köpfe* werden um „desto eifriger nach der Tugend *haschen*." — *Haschende Köpfe* passen allenfalls zu *waghalsigen Charakteren*, welche S. 307 vorkommen, und deren Macht S. 412 *stillschweigender empor wächset*; aber in eine gute Uebersetzung gehören sie nicht.

Wir hatten uns weit mehrere Stellen angestrichen, auch solche, worin Hr. *Baron* den Sinn des Originals, zuweilen auf eine sehr sonderbare Weise, missverstanden hat (z. B. S. 408. 418. 423. 427. 446. 459. 473); allein die angeführten Proben scheinen, diese Uebersetzung zu würdigen, hinlänglich. Wir fügen daher nur Eine Stelle noch bey, um den Vf., wo möglich, vor einer allzu nachlässigen Schreibart durch sein eigenes Beyspiel zu warnen: S. 501. „Die Ge„setze gegen Unthätigkeit, die einige dem Solon *bey„legen*, werden auch dem Peisistratus *beygelegt*. Das „Gesetz, welches einen Staatsunterhalt für die im „Dienste ihres Landes Verwundeten verordnete, wird „ihm allein *beygelegt*. — Er soll die erste, in der „Welt bekannte öffentliche Bibliothek *angelegt* ha„ben, und die erste vollständige Sammlung und An„ordnung der homerischen Gedichte wird ihm von „Cicero *beygelegt*."

Die durch die Vorrede von Neuem in Anregung gebrachte Frage, ob es besser war, das Original ohne alle Abkürzung und Veränderung zu übertragen, oder ob eine freyere und hie und da verkürzte Bearbeitung den Vorzug verdiene, würde nur dann ernsthaft beachtet werden müssen, wenn unser Uebersetzer, nächst der sich selbst auferlegten Pflicht der Vollständigkeit, die wichtigeren und schwereren Pflichten seines Geschäfts zur Befriedigung der Leser erfüllt hätte.

Braunschweig, b. Reichard: *Skizzirte Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte.* — Zu einer wiederholenden Uebersicht, von *G. H. Metz.* 1801. 160 S. 8. (9 gr.)

Wir rathen dem Vf. wohlmeynend, Geschichte besser zu studieren und das Gelesene zu verdauen, ehe er wieder eine Feder zur Bearbeitung historischer Gegenstände ansetzt. An Anlage scheint es ihm nicht zu fehlen, öfters kommt ein heiterer Blick aus seinem Buche zum Vorschein; aber nichts hat sich bey ihm noch zum reinen Zusammenhange entwickelt. Er findet es zweckwidrig, dafs andere Schriften ähnlichen Inhalts sich so gerne in Nebendinge verlieren, welche keinen allgemeinen Einflufs auf die grofse Verkettung des Ganzen haben, will also blofs diesen allgemeinen Ueberblick liefern, und verirrt sich doch gleich in der ersten gar nicht näher bestimmten Periode auf Erzählungen von den Phrygiern, Lydieren, Armeniern etc. zerreifst und knüpft nach eigener Manier, und stellt Facta zusammen, die nirgends als in seinem Kopfe je vereinigt gewesen sind. Z. B. S. 41. „Alexander hatte über die meisten unterworfenen Länder Generale als Statthalter gesetzt, deren Verwaltung ganz militärisch war. Ihre Einigkeit dauerte nicht lange, sie nahmen den Titel der Könige in ihren Statthalterschaften an, und nach der Schlacht bey Ipsus entstanden vier Hauptreiche." Eben so lahm und unrichtig ist S. 37. die griechische Geschichte von den Zeiten der Perser Kriege an zusammengestellt. Die Enträthselung folgender Stelle S. 56. überläfst Rec. glücklichern Auslegern als er ist. „Bey diesen fürchterlichen Auftritten (zur Zeit der Völkerwanderung) in Europa gewann niemand mehr, als die römischen Bischöfe, welche

che durch ihre Kabbalen anfingen, die Schwäche des Reichs zu benutzen, unter dem Vorwande den Frieden mit den Feinden zu schaffen, sich allerley Vortheile durch listiges Nachgeben und Verstellung, sogar durch niederträchtige Schmeicheley zu erwerben, die ihnen die aus Rom entflohenen Schwächlinge, als ihre Sklaven nun nicht mehr streitig zu machen wagen durften." Den Westgothen weist er S. 74. ihr Reich im nördlichen Gallien an. Und so kommt der Vf., man weiss selbst nicht wie, auf unsere neuesten Zeiten, wo die Cisalpinische Republik zu ihren Besitzungen schon Parma zählt.

## KINDERSCHRIFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Jacob Stille's Erzählungsbuch*, oder kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lesen angefangen haben und sich gern etwas erzählen lassen. Von *J. Glatz*. *Erstes Bändchen*. 1802. X. u. 254 S. *Zweytes Bändchen*. 1803. VIII. u. 244 S. 8.

Bey Ausarbeitung dieser Kinderschrift nahm Hr. *G.* auf ein früheres Alter Rücksicht, als bey dem, in dieser Zeitung schon angezeigten: *rothem Buche und Unterhaltungsbuche der Famile Grünthal* (1800 Nr. 373. 1801. Nr. 192.). Das vor uns liegende enthält nicht nur kürzere und längere, meistentheils im Kindertone leicht vorgetragene, Erzählungen, in welchen hie und da nützliche Tugend- und Klugheitsmaximen eingewebt sind, sondern es liefert auch noch andern Stoff zu unterhaltenden, obgleich bekannten Denkübungen, als die Aufgaben, angefangene Wörter und angefangene Reime etc. zu vollenden. Im Ganzen ist das Materiale gut gewählt. Nur zuweilen scheint uns Etwas aufgenommen zu seyn, was in ein *solches* Kinderbuch nicht gehört, wie Th. II. S. 187. die Aufgabe, den Reim:

Kennst du den Riesen Goliath,
Den David einst — —

zu vollenden. Was wissen denn kleine Kinder von dem Riesen Goliath? und wozu ist ihnen auch *diese* Kenntniss nöthig?

* * *

Nürnberg, in d. Steinischen Buchh.: *Der Förster oder neue Beyträge zum Forstwesen von F. Hildenberg*. Erstes Heft mit 1 illuminirten Kupfer. 2te Auflage. 1803. 172 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 67.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Coburg*, mit Ahlischen Schriften: *Ueber die Besoldungen der Staatsdiener bey Griechen und Römern*, Einladungsschrift — von *Johann Friedrich Facius*, ord. Lehrer d. griech. Sprache und Aufseher der Bibl. zu Coburg. 1803. 8 S. 4. Obgleich in den Demokratieen und Republiken der Alten Ehre und Ruhm der vorzüglichste Lohn der Staatsämter war: so erwähnt doch schon Aristoteles (Politic. V. 6. p. 341 ed. Conring.), dass manche Regierungsstellen bey den Griechen Einkünfte trugen, und will solche nur den Aermeren ertheilt wissen. Dahin gehörte zu Athen wahrscheinlich der gemeinschaftliche Freytisch, welchen die funfzig Prytanen auf Kosten des Staates genossen; sodann die Diäten oder das Reisegeld, welches Staatsdiener als Gesandte und auf Reisen in öffentlichen Angelegenheiten erhielten. Auch die Richter bekamen in Athen eine Geldbelohnung, anfangs 2 Obolen (2 gr.), nachher gewöhnlich einen Triobolus (3 gr.) für jeden Process; die Advocaten hingegen 1 Drachme (6 gr.). Das Militär wurde nur in Kriegszeiten gut gelöhnet. Auch Schullehrer wurden bey den Griechen theils vom Staate, theils von den Aeltern besoldet. — Bey den Römern waren die Staatsämter eigentlich auch Ehrenstellen (*honores*) ohne Gehalt: die sie bekleideten, mussten ein bestimmtes ansehnliches Vermögen für sich besitzen. Die Staatsämter führten aber in einer gewissen Ordnung zum Ziel der Verwaltung einer Provinz, womit bekanntlich so viele erlaubte und unerlaubte Vortheile verknüpft waren, dass diese eine reiche Schadloshaltung für die vorher ohne Gehalt verwalteten Aemter gewährten. Daher auch die Benennungen von Besoldungen und Gratificationen eigentlich auf die Gouverneurstellen in den Provinzen sich beziehen; wie *honorarium, vasarium, salarium*. Späterhin ertheilten einige Kaiser *salaria annua*, wie Nero den ärmeren Senatoren. Durch August erhielten die Staatsdiener in den Provinzen zuerst einen bestimmten Gehalt. Auch den Soldaten ward unter den Kaisern Sold gereicht, der nach den Umständen verschieden war. August bestimmte ihn genau, und legte eine Kriegscasse an. Die öffentlichen Lehrer (*Grammatici, Rhetores, Philosophi*) wurden für ihren Unterricht, so wie bey den Griechen bezahlt, und unter Vespasians, Antonins und Mark Aurels Regierung wurde diesen Lehrstellen ein ansehnlicher Jahrgehalt von 1 Talent angewiesen.

Diess sind die Hauptmomente dieser mit historischen Zeugnissen der Alten versehenen Schrift, deren Stoff von dem gelehrten Vf. leicht hätte reichhaltiger ausgeführt werden können, wenn ihm nicht die bestimmten Gränzen eines Schulprogramms Hinderung gewesen wären. Manche Studirende z. B. auf deutschen Schulen sowohl als auf Akademieen, dürften es wohl befremdlich finden, wenn dem Gesagten noch hinzugefügt würde, dass Protagoras von Abdera, der erste, welcher für Geld lehrte, von jedem seiner Zuhörer ein Honorar von 100 Minen (ungefähr 2000 Thalern) foderte (Diog. Laërt. IX. 52); dass Evenus von Paros, der nur 100 Thaler nahm, sich dem Gespött aussetzte (Plut. Apol. Socrat. p. 20 ff.); dass der *genügsame* Isokrates 200 Thaler verlangte (Plutarch. Vitt. dec. Oratt. II. p. 837 D.); ein Honorar, welches damals das billigste und gewöhnlichste war. Alles diess hat sich in neuern Zeiten gewaltig verändert; wenn auch noch hie und da ein Lehrer der alten Sitte der Sophisten, das empfangene Geld mit forschendem Blick zu untersuchen und wohl gar auf der Wage zu prüfen (Themist. Orat. I. p. 5), getreu bleiben sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 4. August 1803.*

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke. Für patriotische Verehrer ächter musikalischer Kunst.* Von *J. N. Forkel.* Mit *Bach's* Bildniss und Kupfertafeln. 1802. X. u. 69 S. gr. 4. (1 Rthlr.)

Obgleich keine von allen schönen Künsten in ihrem ausübenden Theile so sehr dem Eigensinne und dem Wechsel des Zeitgeschmacks unterworfen ist, als die Tonkunst: so sind doch ihre theoretischen Grundsätze zu fest und bestimmt, um von diesem Wechsel sonderlich zu leiden, und die Namen und Verdienste derer, die sich von dieser Seite in jener Kunst auszeichneten, so bald, als die Namen der Modecomponisten, ausser Umlauf zu bringen. Zwar der berühmte Tonkünstler, dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik die vorliegende Schrift enthält, war nicht bloss als Theoretiker gross und denkwürdig; er hat um den ausübenden Theil der Musik die grössten Verdienste, und seine Spielart macht für die Behandlung der Orgel und des Klaviers Epoche. Aber vorzüglich durch das tiefste theoretische Studium seiner Kunst machte er in ihrer Ausübung so ausnehmende Fortschritte, und ward Urheber der glücklichsten und einflussreichsten Reform dieser letztern.

Schon seit vielen Jahren hatte unser Vf. den Vorsatz, eine Schrift dieses Inhalts zu liefern; denn was bisher über das Leben und die Verdienste dieses Mannes geschrieben war, konnte seinen Verehrern schwerlich Genüge leisten. Er war indess Willens, die gesammelten Materialien für den letzten Band seiner so schätzbaren allgemeinen Geschichte der Musik aufzusparen; aber die sehr rühmliche Unternehmung der Verlagshandlung, eine vollständige und kritisch-correcte Ausgabe von den Werken *Joh. Seb. Bach's* zu veranstalten, veranlasste ihn zur Veränderung und frühern Ausführung seines Entschlusses. Mit Recht nennt Hr. *F.* jene Werke ein unschätzbares National-Erbgut, dem kein anderes Volk etwas Aehnliches entgegensetzen kann; und die gegenwärtige Schrift wird, mit jener im glücklichen Fortgange schon wirklich begriffenen Unternehmung vereint, gewiss dazu beytragen, die ihnen gebührende Verehrung stärker zu beleben und allgemeiner zu verbreiten. Zur Erreichung dieser letztern Absicht ist freylich die öffentliche Aufführung musikalischer Werke vor einem zahlreichen Publicum das wirksamste Mittel; und diess findet bey den Bachischen Werken nur in sehr beschränktem Maasse statt. Nur zu gegründet sind des Vfs. Klagen über den Mangel an hinlänglich geübten und geschickten Musiklehrern; vielleicht aber kann die grössere Verbreitung dieser Meisterwerke auch zur Abhelfung dieses Mangels mitwirken. Classischer wenigstens können keine seyn, als diese; auch bewahren sie am sichersten vor Einseitigkeit und Vorurtheilen des tändelnden Modegeschmacks. Nicht leicht aber war irgend ein Anderer im Stande, den grossen Werth dieser Arbeiten und das Charakteristische in dem Talente ihres Urhebers so gründlich, so genau und belehrend zu entwickeln, als der Vf. dieser schönen Denkschrift; ob er sich gleich überzeugt hält, dass keine Sprache reich genug ist, um alles damit auszudrücken, was von dem hohen Werth und von dem erstaunlichen Umfang einer solchen Kunst gesagt werden könnte und müsste. „*Bach's* Handhabung des innern Kunstmechanismus, sagt er, können wir allenfalls begreifen und erklären; aber wie er es gemacht „hat, diesem ebenfalls nur von ihm erreichten so hohen Grade der mechanischen Kunst zugleich den lebendigen Geist einzuhauchen, der uns auch im geringsten seiner Werke so deutlich anspricht, wird „wohl stets nur gefühlt und angestaunt werden können." — Seine Vermehrung der bisher bekannten biographischen Nachrichten von ihm verdankt er den verstorbenen beiden ältesten Söhnen des grossen Mannes, *Wilh. Friedemann* und *Karl Philipp Emanuel Bach*, die von der Kunst ihres Vaters bis an ihr Ende nie anders als mit Begeisterung und Ehrfurcht redeten und schrieben. Durch sie ward er auch mit seiner Kunst und seinen Kunstwerken bekannt.

So interessant auch der biographische Theil dieser Schrift ist: so muss sich Rec. doch hier nur auf die Anführung der vornehmsten Lebensumstände einschränken, um über den charakteristischen Theil etwas ausführlicher seyn zu können. — Sechs Generationen hindurch haben sich die meisten Mitglieder der Bachischen Familie durch musikalisches Talent und Fertigkeit in der Musik ausgezeichnet. Ihr Stammvater hiess *Veit Bach*, und lebte als Bäcker zu Presburg in Ungarn, von wo er wegen der Religionsunruhen im 16ten Jahrhundert sich nach Thüringen begab. Unser *Joh. Sebastian* wurde 1685 d. 21sten März zu Eisenach geboren, wo sein Vater Hof- und Stadtmusikus war. Diesen verlor er aber schon im 10ten Jahre, und kam nun zu seinem ältern Bruder, Organisten in Ohrdruff, der sein erster Lehrer im Klavierspielen wurde. Hernach war er Chorschüler in Lüneburg, Hofmusikus in Weimar, Organist zu Arnstadt, zu Mühlhausen und Weimar, wo er bald hernach zum Concertmeister ernannt ward. Von da kam er als Kapell-

pellmeister nach Köthen, und nach sechs Jahren wurde er zum Musikdirector und Cantor an der Thomasschule in Leipzig berufen. In dieser Stelle blieb er bis an seinen Tod, welcher d. 30ten Jul. 1750 erfolgte. Drey Jahre vorher machte er eine Reise nach Berlin, und erhielt von Friedrich dem Grossen eine ausgezeichnete Aufnahme.

Jedem Klavierspieler empfehlen wir den zweyten Abschnitt dieser Schrift zur folgewerthen Belehrung. Der Vf. giebt darin eine wirklich meisterhafte Beschreibung von dem Eigenthümlichen der Bachischen Spielart und Behandlung des Instruments, welches besonders in dem höchsten Grade der Deutlichkeit des Anschlages bestand. Die hiezu erfoderliche Lage der Hand, Biegung, Druck und Abgleiten der Finger, werden angewiesen, und zugleich die dadurch entstehenden wichtigen und mannigfaltigen Vortheile erwähnt. *Bach* besass indess noch manche andere Vorzüge, eine grosse Leichtigkeit der Hand, und ward Erfinder einer Fingersetzung, die noch immer nach seinem Namen benannt, und allgemein als die beste angesehen und empfohlen wird. Es ist bekannt, dass die Theorie derselben nebst ihrer Anwendung von seinem Sohne, *Karl Philipp Emmanuel*, in seinem Versuche über die wahre Art das Klavier zu spielen, am vollständigsten vorgetragen ist. Der Vf. zeigt ihre Verschiedenheit von *Couperin's* Methode, die früher bekannt, und von Einigen für die nämliche gehalten wurde. Aus allem dem, und mehrern glücklich entdeckten Vollkommenheiten, entstand bey *J. S. Bach* zuletzt ein so hoher Grad von Fertigkeit, und, man könnte fast sagen, Allgewalt über das Instrument in allen Tonarten, dass es nun für ihn fast gar keine Schwierigkeiten mehr gab. Am liebsten spielte er auf dem Klavichord, und fand es zum Vortrage seiner feinsten Gedanken am bequemsten. Von Härten in der Modulation wusste er nichts; seine Chromatik sogar war in den Uebergängen so sanft und fliessend, als wenn er bloss im diatonischen Klanggeschlechte geblieben wäre. Bey der Aufführung seiner eigenen Stücke nahm er gewöhnlich das Tempo sehr lebhaft. Stärkern Affect drückte er nicht durch übertriebene Gewalt des Anschlags aus, sondern durch harmonische und melodische Figuren, das heisst, durch innere Kunstmittel. Im Allgemeinen gilt diess alles auch von seinem Orgelspielen; obgleich dabey alles ganz anders war, als beym Klavierspielen, nämlich der Natur des Instruments und seiner Bestimmung angemessen. Hier war alles gross und feyerlich. Der Vf. setzt S. 19. ff. die hiezu nöthigen Erfodernisse einsichtvoll auseinander, und beschreibt zugleich *Bach's* ganze Verfahrungsart. Dieser verstand zugleich den Orgelbau sehr genau, und gab davon bey Orgelproben die besten Beweise. — Seine ersten Versuche in der Composition waren mangelhaft, da er sie ohne fremde Leitung unternahm. Bald aber schlug er einen bessern Weg ein, und benutzte dabey vornehmlich die Violinconcerte von *Vivaldi*, und die Werke der Harmonisten und Fugisten. Vorzüglich bearbeitete er den ernsthaften und hohen Stil in der Musik. Seine Harmonie besteht durchgehends in einer glücklichen Verwebung mehrerer Melodieen, die alle so singbar sind, dass jede zu ihrer Zeit als Oberstimme erscheinen kann, und wirklich erscheint. Hierin übertrifft er alle Componisten ohne Ausnahme. Die Mittel, deren er sich hiezu bediente, waren ihm ganz eigenthümlich, und lagen besonders in der grossen Freyheit, die er dem Gange seiner Stimmen gab. Auch hierüber findet man S. 26. ff. eine nähere Erörterung, welche auch die Art betrifft, wie B. die hergebrachten Regeln übertrat. Mit der ihm eigenen Art zu Harmonie hing nun auch die ihm gleichfalls ganz eigene Modulation zusammen. Denn er wusste alles aus dem ganzen Gebiete des Tonreichs zu vereinigen, was nur irgend mit einander in Beziehung gesetzt werden konnte. Dadurch gewann denn auch *seine* Melodie eine eigenthümliche Gestalt, die jedoch nicht überall die nämliche ist. Gleiche Originalität haben seine Passagen im Einzelnen; sie sind *neu, glänzend* und überraschend, voll Reichthums *an Gedanken*. Nicht Eigenschaft, sondern vielmehr eine Folge ihrer Eigenschaften ist es, dass die Bachische Melodie nie veraltet. Man wird wenig Compositionen von gleichem Alter finden, von welchen etwas Aehnliches gesagt werden könnte. Sehr ausgedehnt und in sich mannigfaltig war sein Gebrauch des Rhythmus. Keine Art von Zeitverhältniss liess er unversucht und unbenurzt; und die Kunstform, welche er wählte, mochte zu den leichtesten oder schwersten gehören, seine Behandlung derselben war immer gleich leicht, gleich glücklich, und er erreichte immer das Ziel, wonach er strebte. Vornehmlich aber übertraf er in der Fuge alle andere Tonsetzer; und jede hat ihren eigenen, genau bestimmten Charakter. Seine Singstücke sind nicht minder geistvoll und reich an Harmonie, besonders in den Chören und Motetten. — S. 37. kömmt der Vf. auf die Verdienste, die sich *Bach* als Musiklehrer erwarb, und charakterisirt seine Methode beym Unterricht im Spielen sowohl als in der Composition, und nennt sodann die merkwürdigsten seiner Schüler, die sämmtlich, obgleich mehr oder weniger, ausgezeichnete Künstler geworden sind. Am meisten thaten sich seine Söhne, besonders die beiden ältern, hervor. *Kittel*, Organist in Erfurt, heisst hier der einzige noch lebende Bachische Schüler; doch hat auch der gleichfalls noch lebende *Fleischer* in Braunschweig seines Unterrichts genossen, und sich dadurch zum sehr geschickten Klavierspieler und Componisten gebildet. — Auch das Verdienst eines vorzüglich guten Hausvaters, Freundes und Staatsbürgers war dem grossen Manne eigen. Als Künstler war er ungemein bescheiden. Ein glänzendes Glück machte er nicht in der Welt; aber er lebte häuslich, genügsam, und bloss für seine Kunst. An Liebe, Freundschaft, und ehrenvoller Auszeichnung gebrach es ihm nicht. — Die Menge seiner musikalischen Arbeiten ist sehr gross. Zur Absonderung seiner ersten Versuche oder Jugendübungen von den wahren Meisterwerken hat *Bach* selbst zwey Mittel angegeben; und ein drittes hat man

an der Kunst der kritischen Vergleichung. Bey Erscheinung seines ersten Werks war er schon über vierzig Jahr alt. Was er in einem so reifen Alter der öffentlichen Bekanntmachung werth hielt, und was er selbst durch den Stich bekannt machte, kann man für vorzüglich gut halten. Grösser ist die Anzahl seiner nur durch Abschriften verbreiteten Werke; und der Werth derselben muss theils durch die Kritik, theils dadurch bestimmt werden, dass er nur die vorzüglich gelungenen einer steten Verbesserung werth hielt. Sein Verbesserungstrieb erstreckte sich aber auch auf seine gestochenen Werke; daher entstanden denn verschiedene Lesarten. Der Vf. liefert von S. 50. an, ein kritisches Verzeichniss sowohl von den gestochenen als ungedruckten Bachischen Werken, und bringt die letztern unter die Rubriken von Klavier- und Orgelsachen mit und ohne Begleitung, und in Compositionen für Bogeninstrumente und für den Gesang. — Hierauf redet der Vf. noch in einem eigenen Abschnitte von dem lehrreichen Nutzen, den die Vergleichung der ältern und neuern Lesarten in *B's.* Compositionen für den Kenner haben kann, und wünscht, dass der jetzigen Ausgabe seiner Werke am Ende ein Heft mit den wichtigsten und lehrreichsten Varianten möge beygefügt werden. Was über die angewandten Verbesserungsmittel hier gesagt wird, zeugt von dem sorgfältigen und von eigener Einsicht geleiteten Studium, welches unser Vf. auf jene Werke verwendet hat. Zuletzt noch einige sehr lesenswerthe Bemerkungen über *Bach's* Kunstgenie und dessen Bildung durch Vermeidung verschiedener Klippen, woran viele mit ähnlichem Genie begabte Künstler zu scheitern pflegen.

RIGA: *Lieder und Elegien* von *Eberhard Friedrich Erhardt*, herausgegeben von *W. Ch. Friebe*. 1801. 8. (16 gr.)

Der schon verstorbene Vf. dieser Gedichte, ehedem Prediger der evangelischen Gemeine zu Pleskow in dem sogenannten polnischen Liefland, und hernach zu Dorpat, war, nach den biographischen Notizen des Herausgebers, ein Mann von gebildetem Geist: diesen intellectuellen Charakter würde man auch aus der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte erkennen. Aber poetisches Genie hatte ihm die Natur versagt. Er scheint sich, gleich so Vielen, zur Dichtkunst gebildet zu haben, wie man sich zu einem Amt oder Gewerbe bildet; er lernte Ideen und Bilder zusammen reihen, Gleichnisse ründen, Sylben abmessen, Reime paaren; und versuchte dann nachzumachen, was er andere machen gesehn. Aber über diese mechanische Fertigkeiten hinaus erhebt er sich, ungeachtet der mannigfaltigen Gattungen, an welche er sich gewagt, in keinem Stück der Sammlung, welche Rec. mit ungewöhnlicher Standhaftigkeit ganz durchgelesen. Gedichte solcher Geister werden nie etwas mehr seyn, als, (man verzeihe uns den Schul-Terminus!) die *versus turbati* der *besseren Dichter*, deren Werke sie lasen; es sind *dieselben* Ideen, Gleichnisse, Wendungen, — nur anders gestellt. Poesien dieses Gepräges haben, wie alltägliche Menschenseelen, manche schätzbare negative Tugenden, keine einzige positive; ihre Verfasser sind Dichter wie man Assessor, Secretär u. s. w. ist. Sie können dem Zirkel von Freunden und Bekannten des Vf. eine sehr angenehme Unterhaltung gewähren, indem ein Theil dieses Zirkels gewöhnlich nicht weiss, dass das, was der Gegenstand seiner Entzückung ist, schon von andern, und viel besser, gesagt worden: aber diese Gedichte dem *Publicum* vorlegen, heisst sie dem *alles prüfenden Genius der Literatur* und des *Geschmacks*, darbieten, welchem kein von irgend einem classischen National-Dichter schon gebrauchtes schönes Gleichniss, kein origineller Gedanke, keine ausgesuchte Wendung unbekannt ist, und der im Reich des Genies keine *Repetitionen* und keine *Identitäten* duldet. Hat der Herausgeber dieser Sammlung irgend einen wohlthätigen Zweck durch dieselbe beabsichtet; oder wollte er den Freunden des Verstorbenen ein Denkmal seines Geistes in die Hand geben: so kann Rec. sein Unternehmen nicht tadeln. Denn wenn gleich, wie den Göttern kein lahmes Schaaf, also den Musen keine matten Gedichte geopfert werden müssen; so kann doch die edle Absicht die Gabe gewissermassen heiligen; im andern Fall können die Freunde des Verstorbenen, durch manches poetische Blatt von seiner Hand, vermittelst der Erinnerung an manche rührende Zeit- und Orts-Umstände, denen es gewidmet war, oft noch lange nach seinem Tode, sehr zweckmässig, moralisch erbaut werden. Zur Bestätigung des ausgesprochenen Urtheils lese man folgende Proben. S. 70:

*Die Begeisterung, ein Sonnett.*

Willst du kühn der Erde dich entschwingen,
Willst du gross und frey, ein Göttersohn,
Glück und Wonnen, unsrer Erd' entflohn,
Starken Heldenmuthes voll, erringen:
Willst du Himmelsmelodieen singen,
Hold und süss, wie Engel-Lautenton,
Des Gesanges angenehmen Lohn,
Mira's Herzensadel darzubringen:
O so schöpfe Geistesglut und Kraft,
Junger Sänger! nicht aus Aganippen, —
Nur ein Lächeln ihrer Rosenlippen,
Nur ein Blick aus ihrem Auge schafft
Deinem Fittich Kraft empor zu schweben,
Deinem Liede ewig junges Leben.

Wer die Lieder von Salis Matthisson, Stolberg, (besonders auch Bürgers Sonnett an einen jungen Dichter) kennt, der findet, in allen Phrasen, Gleichnissen und Wendungen dieses Erhardtischen Gedichts, lauter *alte Bekannte*. Das Tischlied S. 55. auf die Freundschaft dürfte eines der gelungenern Stücke seyn. z. B.:

Wahrheit wohnt, und Kraft und Muth
In der Männer Herzen,
Feurig wallt ihr edles Blut
Bey des Dulders Schmerzen.

Sanftmuth ist der Frauen Ruhm,
Gut im stillen handeln,
Frohen Muths im Heiligthum
Frommer Unschuld wandeln.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Almanach des Dames* pour l'an dix, 1801 et 1802. Avec *Figures*. 208 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ein sehr niedliches und gehaltreiches Geschenk für Damen. Was hier aus *ältern* und *neuern französischen Prosaikern* und *Poëten* gesammelt ist, verdient Beyfall. Schon die Namen *C. Arnault*, *Fontanes*, *de Genlis*, *Le Brun*, *Boufflers*, *La Harpe*, *Parny*, *de Nivernois*, u. s. w. verbürgen ihn. — Glücklich ist das treffliche Lied: „*Sagt, wo sind die Veilchen hin?*" von *Vanderbourg* übersetzt. Nur hätte Rec. gewünscht, dass *V.* dem *Refrein* und der *Melodie* treu geblieben wäre. — Nicht ohne Vergnügen las er „*les derniers instans de Werther*" (Werthers letzte Augenblicke) im Gefühle, dass der Ungenannte die Kraft und Herzlichkeit des Originals, trotz aller Anstrengung, nur *nach lallen* konnte. Man vergleiche z. B.

„Ja, Lotte, warum sollte ich es verschweigen? *Eins von uns dreyen muss hinweg*, und *das will ich seyn*. O meine Beste. In diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — *mich! So sey es!*" —

„*Pourquoi te le cacher? le soleil à la fois ne saurait plus long tems nous eclairer tous trois.*"

*Et puisqu'il faut enfin, que l'un de nous périsse,*
*Que cet arret fatal sur moi seul s'accomplisse.*
*Souvent dans ma fureur, sur moi, sur ton époux,*
*Sur toi — j'ai medité de diriger mes coups.*

Rec. wählt zum Ergötzen der Leser vier Epigrammen aus:

1. *Renvoi de Cheveux.*

*Dans mon desespoir amoureux*
*Je pourrais, comme beaucoup d'autres,*
*Pleurer, m'arracher les cheveux,*
*Je ris, et je vous rends les votres.*

2. *Sur un orateur.*

*Facond ferme toujours les yeux,*
*Quand devant le public il glose:*
*Pour moi, je l'aimerais bien mieux,*
*Les yeux ouverts, la bouche close.*

3. *À un Commentateur.*

*Sur les oeuvres d'autrui, trouvant toujours à faire,*
*Humbus les interprête, en explique le sens;*
*On dit même sur ses enfans*
*Qu'il nous prepare un commentaire.*

4. *Sur un moderne Cotin volé.*

*On vient de me voler. — „Que je plains ton malheur!"*
*Tous mes vers manuscrits. — „Que je plains le voleur!"*

Zum Schlusse vier freye Nachahmungen dieser Sinngedichte:

1. Lieb' und Treue logst du mir! —
Jammern könnt' ich vor Verzweiflung, Klare!
Jammern und zerraufen meine Haare.
*Lachend send' ich deine Locke dir.*

2. Du, der so gern von *fremden Werken* sprichst!
Warum gedenkst du deiner Kinder nicht?

3. Mit geschlossnen Augen redest du.
Lieber Augen *auf*, und Lippen *zu*!

4. *Veit.* Ein Schurke stahl mir heut —
*Ich.* Beklagenswerther Veit!
*Veit.* Was ich seit Jahren schrieb.
*Ich.* Beklagenswerther Dieb!

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Braunschweig*, in d. Schulbuchh.: *Handbuch für Unterofficiere der Infanterie, wie auch zur Belehrung der jungen Officiere über die Pflichten, und den Werth ihrer Untergebenen.* Von *Fr. Fleischer*, Herz. Braunschweig. Lieutenant. 1802. 91 S. 8. (6 gr.) Schon vor mehreren Jahren ist eine Anweisung für Cavallerie-Unterofficier in Absicht des Felddienstes erschienen, und ein ähnliches Werkgen für die Unterofficier der Infanterie war in der That Bedürfniss, theils um dem lehrbegierigen Theile derselben zu Hülfe zu kommen, theils auch die praktische Bildung der übrigen zu erleichtern. Der Vf. giebt daher hier in zwey Abschnitten einen Unterricht über die Obliegenheiten des Infanterie Unterofficiers in der Garnison und im Felde, und Rec. muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass kein Gegenstand von Wichtigkeit vergessen ist. In dem Wörterbuche S. 44. vermissen wir jedoch mehrere dem Soldaten unentbehrliche Worte, wie *Attaque, Barraque, Batterie, Bojeaux, Breche, Brigade, Canton, Caponieren, Chasseurs, Depot, Escadron, Faschinen, Flanqueurs, Füsilier, Gage, General-Decharge, Grenade, Guiden, Haubitzen, Honneur, Ingenieur, Intervallen, Kolonne, Linie, Masse, Miliz, Munition, Ordre de bataille, Parade, Parallelen, Petarden, Ponton, Quarré, Ranzion, Redoute, Ricochetschuss, Sauvegarde, Salve, Salutiren, Subordination, Subsidien, Subsistenz, Tiraillion, Tempo, Tourniren, Traversen, Vedetten* u. s. w. die der Unterofficier deshalb wissen muss, weil sie nicht selten bey der Parole vorkommen, und ihm da von dem Adjutanten dictirt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. August 1803.

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Altona, b. Hammerich: *Principles of politeness and of knowing the world — Ein englisches Lesebuch für Schulen und den Selbstunterricht junger Leute beiderley Geschlechts*, mit kurzen Noten, grammatischen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche, bearbeitet von *J. B. Friese*, Subrector an der Schule zu Flensburg. 1802. 339 S. 8. (1 Rthlr.)

Bekanntlich beschäftigte sich der berühmte, zu London 1694 geborne *Philipp Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield*, in und nach seiner politischen Laufbahn, mit der Erziehung seines einzigen Sohns, Philip Stanhope Esq. Diesem gab er theils in Briefen, theils in moralischen Aufsätzen vortreffliche Vorschriften zu seiner Bildung, die noch jetzt als Richtschnur feiner Lebensart in England geschätzt, und zum Jugendunterricht gebraucht werden, besonders nach *J. Trusler's* Auszuge. Diesen liess Hr. F. abdrucken, um junge Deutsche nicht bloss mit der englischen Sprache, sondern auch mit einem klugen Benehmen im Umgange bekannt zu machen. Er setzte unter den Text die unregelmässige Umbiegung der Nenn- und Fürwörter, die Abwandlung irregulärer Zeitwörter, und bisweilen die Ergänzung einer Ellipse. Infofern war die Arbeit glücklich und leicht; aber die grammatischen Anmerkungen, auf welche mit Buchstaben hingewiesen wird, sind gröfstentheils unvollständig. und nicht immer richtig. Z. B. die Anmerkung a lautet: „Nach einem Comparativ und den Wörtern *else*, *other*, *otherwise* und *rather* heisst *als* im Englischen *than*; nach einer Verneinung *but*, z. E. *no one*, *nothing*. Macht man hingegen im Deutschen eine Vergleichung mit *so* und *als*: so wird die Partikel *as* dem Positiv sowohl vor- als nachgesetzt." Hier wird der kritische Leser sagen: *rather* ist ein Comparativ (von *rath*), er brauchte also nicht besonders angeführt zu werden. Nicht nach jeder Verneinung folgt *but als*, sondern nur nach *no*, *kein* vor einem Substantiv, oder dem Stellvertreter *one*, nach *none keiner*, ohne Substantiv, und nach *nothing*; auf *no* mit einem Comparativ, oder mit *other*, folgt *than*. Das doppelte *as* findet nur bey einem Positiv ohne Negation statt; mit Negation verlangt er *so — as*. Da nun der Anfänger solche Ausnahmen und Einschränkungen unmöglich errathen kann: so hätten sie ihrer Wichtigkeit wegen beygebracht werden sollen. — In der Anmerk. b stehet: „Endigt sich der Plural auf ein s: so wird das s des Genitivs nicht hinzugesetzt, sondern durch einen Apostroph angedeutet, z. E. *in boys' clothes*." Hr. F. irrt, wenn er glaubt, dass dieses immer geschieht. Jetzt wird in solchen Fällen der Apostroph gewöhnlich weggelassen. — Die Anmerk. e. lehrt: „Wovon, womit, wozu, wornach (wonach), worin, und ähnliche Fürwörter, sie mögen nun fragen, oder eine Beziehung auf das Vorhergehende haben, werden im Englischen von den Präpositionen, welche im Deutschen daran gehängt werden, getrennt und die Präposition selbst kommt ans Ende. Z. E. „*which many worthy persons are addicted to*". Freylich nimmt sich der Engländer oft in der Sprache des gemeinen Lebens diese Freyheit, aber doch nicht immer. Blair hält in seinen *lectures up. Rhet.* eine solche Versetzung der Klarheit und dem Wohlklange zuwider, und billiget sie nicht in der edeln Schreibart; daher sollte die Regel nicht so kategorisch gefasst seyn. Dasselbe gilt von e 2.; denn wenn der Lernende sich herausnehmen wollte, das relative Fürwort so oft zu vernachlässigen als hier gelehrt wird: so würde er sich von dem edeln Stil nur zu weit entfernen. Lowth sagt mit Recht: *the omission of the relative seems to be too much indulged in the familiar style; it is ungraceful in the solemn; and, of whatever kind the style be, it is apt to be attended with obscurity and ambiguity.* — Rec. übergeht, des engen Raums wegen, das Unvollständige und Unphilosophische der Noten g und i. — In m heisst es: „Nach *avoid*, *attempt*, *forbear*, *help*, *worth* steht das Participium." Nicht bloss nach diesen kann das Particip stehen, sondern überhaupt nach manchen Zeitwörtern, welche den Accusativ erfordern, als *to design*, *to permit*, *to prevent*, *to propose* etc. auch nach *worthy* und andern sogenannten relativen Adjectiven, bey welchen der Verhältnissbegriff durch eine Präposition ausgedruckt wird. Wir sagen, *kann* das Particip stehen, weil man auch den Infinitiv nach *attempt*, *forbear* etc. nicht selten findet. So lieset man z. B. im *Vicar of Wakefield*: *the actors behind the scene attempted to encourage him*, und ebendaselbst: *I have secret reasons which I forbear to mention.* Auch hier müsste also die Regel mit mehr Sprachkunde abgefasst worden seyn. — Die Anmerk. n ist ebenfalls unrichtig. „Mehrere einsylbige Zeitwörter, oder vielmehr solche, welche ein Geben, Mittheilen, Schenken, oder dergleichen dem Sinne nach, in sich fassen, stehen im Englischen mit dem Dativ, ohne das Zeichen desselben *to*. Doch ist dabey zu merken, dass dann der Dativ vor dem Accusativ stehen muss; stehet der Accusativ voran, so folgt der Dativ mit *to*." Nicht allein einsylbige, sondern auch mehrsylbige Zeitwörter

ter haben den Dativ ohne *to*, 1) wenn sich der Accusativ in dem Zusammenhange nicht denken läfst, und folglich keine Zweydeutigkeit entstehn kann; als: *he tells me. permits his nephew to enjoy the rest. thanks his deliverer, is able to answer you etc.* 2) Wenn der Accusativ folgt, als: *he gave me the book.* Der Dativ hat aber *to* bey sich, 1) wenn er aus dem Zusammenhange nicht klar genug erhellen möchte, als: *he writes to me proposes to me. observes to me, directs to me etc.* denn *he writes me, proposes me, observes me, directs me* geben einen andern Sinn. 2) Wenn der Accusativ vorhergeht, als: *he gives the book to me*, in welchem Falle aber der Dativ starken Nachdruck bekommt und dem französischen *à moi* entspricht. Nur nach *it* kann der Dativ ohne *to* folgen. 3) Wenn *to* nicht das Zeichen des deutschen Dativs ist, sondern als Präposition *zu* bedeutet, als: *to contribute to —, to remove to—, to speak to —, to say to—, to keep to etc.* So hätte Hr. F. räsonniren müssen, um etwas haltbares vorzubringen. — In der Anmerk. o, wo von dem Stande des Adjectivs hinter dem Substantiv die Rede ist, heifst es, wie in allen gewöhnlichen Grammatiken: „Besonders thun diefs die Adjectiven, die sich auf *al, ent, ary, ble* und *ive* endigen. Nur selten *thun* sie es, weit weniger in neuern Schriften als in ältern, weil man jetzt diesen Gallicismus zu vermeiden sucht; f. Wagner's engl. Sprachl. 121. — Die Anmerk. u enthält auch eine falsche Regel: „Wenn der Infinitiv mit *to* auf das Hülfsverbum *I am* folgt: so zeigt dieses eine Nothwendigkeit an." Nicht eine Nothwendigkeit, sondern das Bevorstehn einer Handlung, sie werde veranlafst durch äufsere Umstände, oder durch eigenen Entschlufs; denn es ist ja ein grofser Unterschied zwischen *to must* und *to be to.* Dafs letzteres oft durch *sollen* oder *müssen* übersetzt wird, giebt ihm noch gar nicht den Begriff der Nothwendigkeit, welchen *to must* mit sich führt. — Unwahr ist endlich die Anmerk. v: „Die Endigungen der 2, und 3 Person *st* und *s* werden nach den Conjunctionen *if, lest, that, though, unless* u. f. w. weggelassen." Die Conjunctionen, auf welche der Conjunctiv, nie der Indicativ folgt, sind *that, damit, lest, damit nicht,* und *if but, wenn* oder *falls nur;* alle übrigen, *if, wenn, that, dafs, though, obgleich, unless, wo nicht* u. f. w. erfordern den Indicativ, wenn die Handlung gewifs und unbezweifelt seyn soll, aber den Conjunctiv im entgegengesetzten Falle. Goldsmith schreibt daher in seinem Vicar: *If the governour invites the enemy — though I am since informed;* Lowth in seiner *Introd. to engl. Grammar*: *It has been very rightly observed, that the verb had, in the common phrase, I had rather, is not properly used etc.* So sind fast alle diesem sonst so brauchbaren Lesebuche angehängten Anmerkungen unvollständig und unrichtig.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *A new English Grammar*, containing the nine parts of speech, with a compleat vocabulary, dialogues, anecdotes, letters moral and mercantile, by *John Brown*, teacher of the english language at Göttingen. 1802. 227 S. 8.

Der Vortrag ist französisch; aber das Ganze durch Druckfehler so entstellt, dafs der Sprachkundige das Buch schon in dieser Rücksicht bald aus der Hand legen wird. Er findet überdem nichts weiter als eine Compilation aus Königs englischem Wegweiser und andern ältern Grammatiken der Art; keinen Funken von Harris, Monboddos, Lowth Sprachphilosophie, keine Aehnlichkeit mit der Behandlung eines Albrecht oder Wagner. Die Anweifung zur Aussprache ist dürftig und fehlerhaft. Rec. will nur einige Belege hersetzen, aus welchen man das Uebrige leicht zu beurtheilen im Stande wird. S. 3. heifst es: *A retient le son de l'a françois au commencement des mots de plus d'une syllabe, quelle que soit la consonne qui le suit, comme dans* a l l, a p p l y, a d v i s e, a s s u m e: *cette règle est générale.* Der Engländer spricht *all* wie *ahl* aus, hingegen das a der drey folgenden Wörter mit einem kurzen *ä*, folglich gar nicht wie das französische a. — S. 4: *A la fin des mots terminés en d, l, r, s et t, l'e est féminin et muet, exemp.* h u n d r e d, p a r c e l, f a t h e r, p l a c e s. Nicht nur in der Dichtkunst, sondern bey guten Rednern ist das e dieser Wörter nie stumm. Hr. B. hätte sich davon überzeugen können, wenn er Walker's, oder Sheridan's Wörterbuch zu Rathe gezogen hätte. In *hundred* und *father* gleicht es einem *ö*, in *parcel* und *places* einem Laute zwischen e und i. Eben so wenig unbedingt wahr ist, wenn der Vf. S. 5 von dem e am Ende sagt: *Cette règle est surtout (générale) pour les participes des verbes terminés en e d.* Geht ein d oder t vor ed her: so ist e laut, wie in *divided, imitated* u. f. w. Daher hält Brown's Regel gar nicht Stich. — S. 5 steht ferner: *Dans les mots qui commencent par em et en, l'e se prononce i: exemp.* e m p l o y m e n t, e n q u i r y. Auch dieses ist falsch; denn Walker, welcher die meiste Autorität unter den englischen Orthoepisten hat, sagt ausdrücklich unter *embalm*: *The affinity between the long e and the short i, when immediately followed by the accent, has been observed under the word* D e s p a t c h. *But this affinity is no where more remarkable than in those words where the e is followed by m or n. This has induced Mr. Sheridan to spell* e m b r a c e, e n d o w *etc.* i m b r a c e, i n d o w *etc. and this spelling may, perhaps, sufficiently convey the cursory or colloquial pronunciation; but my observation greatly fails me if correct public speaking does not preserve the e in its true sound when followed by m or n. The difference is delicate, but, in my opinion real.* Die erste Sylbe von *employment* lautet also besser *em* als *im*; aber *enquiry* schreibt Walker *inquiry*, weil es von *inquirere* herkommt, und folglich zu Anfang *in* lautet. Hr. B. musste es also nicht mit *employment* in eine Classe setzen. — Noch steht S. 5 *L'i suivi de la consonne r dans une même syllabe, prend le son de l'ô bref.* S i r, t h i r d, *se prononcent* s o r, t h o r d. Diese Aussprache ist sehr grell; weit eher würde der Franzose die wahre treffen, wenn man ihn lehrte, das i in solcher Stellung wie *eu* oder *oeu* auszusprechen. — Nicht weniger falsch

falsch ist S. 6: *Dans nature et les semblables, le son de l'u est si foible et si doux qu'il approche de l'e: de sorte que ce mot se prononce naiter.* Walker spricht *nehtchur*, und seine Gründe sind in seinen *Principles of english pronunciation* nachzulesen. — S. 8. soll *Doe* wie *dou* lauten. Jeder Engländer spricht *doh.* — Nach S. 12 hat *hoof* im Plural *hooves.* Kennt der Vf. die Regel nicht, dass die, welche sich auf *oof, ff* und *rf* endigen (*staff, staves* ausgenommen) ohne weitere Veränderung ein blosses *s* annehmen? — S. 12: *Les noms qui se terminent en y, changent cette voyelle en ies au pluriel.* Dabey wird aber nicht angemerkt, dass das y sich nicht verwandelt, wenn ein andrer Vokal unmittelbar vorhergeht. — Den Ablativ bezeichnet er durch *from*, da doch *of* den deutschen, lateinischen und französischen Ablativ in vielen Fällen auch ausdrückt. — Das beziehende Fürwort *who* declinirt er im Dativ *to who* oder *whom*, im Accus. *who* oder *whom*, im Ablat. *from who* oder *whom!!!*

Paris u. Strasburg, b. König: *Nouveaux principes de la langue allemande*, par M. *Junker*, cidevant Professeur de Grammaire à l'école royale militaire. Seconde Edition, revue, corrigée et simplifiée. 1802. 452 S. 8. (1 Rthlr.)

Die in dieser neuen Ausgabe gemachten Veränderungen und Verbesserungen sind so beträchtlich, dass sie als ein ganz neues Werk angesehn werden könnte. Freylich ist in dem Plane selbst keine wesentliche Aenderung vorgenommen; allein man hat gesucht, in die Grundsätze mehr Einfachheit und Bestimmtheit zu bringen, übersehene Fehler zu tilgen, mehrere Stellen zu berichtigen, veraltete Redensarten zu entfernen, mit einem Worte, alle die deutschen Phrasen und Wendungen zu reinigen, welche dem guten Geschmack und der edeln Schreibart heutiges Tages zuwider sind. Manchen Franzosen dürfte indess diese Sprachlehre vielleicht noch zu weitläuftig scheinen: bedenkt man aber, dass man, um die zahlreichen Schwierigkeiten der deutschen Sprache zu überwinden, eines Führers bedarf, der auch in die einzelnen Theile des grossen Gebäudes eindringt, so wird dieser Vorwurf wegfallen. Der Zweck des Buchs war nämlich, es nicht allein Anfängern nützlich zu machen, sondern auch solchen, welche diese Sprache, die jetzt in mehr als einer Hinsicht dem Ausländer, und zunächst dem Franzosen, wichtig geworden ist, vollkommen kennen zu lernen verlangen. Auch hat man, der Vorrede zufolge, auf Lehrer Rücksicht genommen, um ihnen einen Leitfaden für ihren Unterricht in die Hand zu geben. Um diesen Endzweck zu erreichen, musste man Regeln und Bemerkungen beybringen; doch hat man gesorgt, dass dadurch keine zu starke Weitläuftigkeit entstand. *Si l'on trouve encore de l'embarras*, heisst es weiter, *ce ne sera pas la faute du livre; ce seroit celle du maître qui, confondant la marche qu'on est forcé de suivre en composant une Grammaire, avec la méthode de la faire étudier aux jeunes gens, se mêlerait d'enseigner, ayant de posséder le système des règles dans toute son étendue; qui voudrait obliger ses élèves d'étudier de suite ce qui ne doit leur être proposé que par parties détachées; qui leur ferait apprendre par coeur, ce qu'il ne faut que consulter. Mais serait-il juste en ce cas, d'imputer à l'instrument les effets de la maladresse de celui qui le manie?*

Uebrigens zeichnet sich dieses Werk auch von Seiten eines saubern und correcten Drucks vortheilhaft aus.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Auswahl der besten classischen Schriften der berühmtesten englischen Schriftsteller;* von *J. H. Emmert*, Prof. zu Tübingen. *Erstes* Stück, enthaltend *Letters written between Yorick and Eliza.* 1802. 159 S. 8. (12 gr.)

Die Werke von Sterne verdienen in mannichfaltiger Rücksicht gelesen zu werden, wegen der correcten Sprache, der feinen Gefühle und der originellen Darstellung der Gegenstände. In gegenwärtiger Ausgabe findet man die Briefe, welche er an Mr. Elisabeth Draper schrieb, mit den Antworten dieser gebornen Ostindierinn vereint. Hr. *Emmert* hat ein erklärendes Wortregister hinzugefügt, um Liebhabern und Anfängern der englischen Sprache das Verstehen dieser schönen Briefe zu erleichtern. Aus dem Vorberichte können sie lernen, warum Eliza nach England kam, wie sie mit Sterne bekannt wurde, welche die Personen sind, deren Namen in den Briefen vorkommen, und andere Umstände, die eine Erklärung bedürfen. Uebrigens ist auch für guten Druck gesorgt, und nur wenige Fehler der Presse sind stehn geblieben.

Petersburg, gedruckt b. der kais. Akademie der Wissenschaften: *Englisches Lesebuch für Anfänger*, nebst einem deutsch-russischen Wörterbuche zum Gebrauch der kais. Commerzschule zu St. Petersburg. Mit Genehmigung der Censur. 1801. 119 S. 8. (10 gr.)

Dieses Lesebuch bestehet 1) aus einzelnen leichten vermischten Sätzen; 2) aus Phrasen, worin die mit Cursivschrift gedruckten Wörter wegen ihrer Orthographie, oder wegen ihrer Aussprache, oder in Hinsicht auf ihre Bedeutung von andern ähnlichen Termen abweichen; 3) aus Erzählungen; 4) aus Fabeln; 5) aus moralischen Gedanken und Lebensregeln; 6) aus einer russisch-deutschen Erklärung der in diesem Buche vorkommenden englischen Wörter. Im Ganzen genommen ist es für Anfänger nicht unbrauchbar, weil die Gegenstände und die Schreibart sich ihnen durch Fasslichkeit und Simplicität empfehlen. Doch erscheinen in den beiden ersten Abschnitten, in welchen kein englischer Genius athmet, verschiedene Sprachfehler, von welchen Rec. nur folgende anführen will. S. 5 stehet: *The earth turns itself round the sun. Itself* ist unrichtig, indem *sich drehen* durch *to turn* ausgedruckt wird. S. 6: *In the year 1492 Christo-*

ftopher Colomb discovered Amerika, which thro' a posteriour mariner Amerik Vefpuzzi it kept the name Amerika. Man fchreibt America; überdem ift it wegen des vorhergehenden which überflüffig und fprachwidrig. — Auf derfelben Seite: The cultivation of mankind depends partly on the clime, partly on his nourishment and his manner of living. Statt his follte their ftehen, da mankind ein Collectivum ift. — S. 7 kommt vor vegetible, für vegetable. — S. 8; Gun powder is made from nitre u. f. w. Es müfste of nitre gefetzt feyn. — Eben fo S. 9 wo es heifst Elephants teeth, when manufactured, is called ivory, follte are für is ftehen, weil der Plural teeth vorhergeht. — Dort fteht auch furrs, welches nur furs gefchrieben wird. — S. 12: I fee already the fea from far. Der Engländer fagt nicht from far, aber wohl from afar oder far off, at a diftance.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Auswahl Aefopifcher Fabeln für die Jugend.* Mit illuminirten Kupfern. 1802. 67 S. 12. (1 Rthl. 8 gr.)

Mit dem franzöfifchen Titel:

*Fables choifies d'Efope* à l'ufage des Enfans. Avec planches enluminées.

Die franzöfifche Ueberfetzung fteht dem deutfchen Text gegenüber, und die Auswahl fowohl als die Sprache ift beffer als bey der *Auswahl franz. Aefopifcher Fabeln*, die zu Nürnberg bey Grattenauer 1800 erfchienen ift. Auch zeichnen fich das Aeufsere, der gefällige Einband, Druck, Papier und die wirklich niedlichen Kupfer aus, deren jede Fabel eines zur Begleitung hat.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, über die Sonn- Feft- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *Johann Wilhelm Rau.* Sechfter Band. Erftes Stück. 1803. 122 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 267.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Weimar*, im Verl. d. Land. Induft. Compt.: *Anweifung zum Modelliren aus Papier*, oder aus demfelben allerley Gegenftände im Kleinen nachzuahmen. Ein nützlicher Zeitvertreib für Kinder, von *Heinrich Rockftroh.* Mit einer Vorrede vom Hn. Legat. Rath *Bertuch* begleitet. Mit Kpf. 1802. X u. 32 S. 8. (1 Rthlr.) So klein diefe Schrift ift: fo reichhaltig ift fie in Hinficht ihres Inhalts und ihrer pädagogifchen Tendenz. Der Vf. hat das Ganze fehr natürlich unter *drey* Hauptabtheilungen gebracht. I. Ertheilt er *einige vorläufige Erfoderniffe und Vorfchriften.* II. die *Vorübungen* und III. befchäftigt er fich *mit der Art und Weife die Modelle felbft zu verfertigen.* In einem *Anhange* werden *die Netze zu den geometrifchen Körpern* mitgetheilt. Die engen Gränzen einer Recenfion geftatten uns nicht, mit Beyfpielen aus diefem Büchelchen, das fich durch mufterhafte Kürze unbefchadet der Deutlichkeit fehr empfiehlt, die meifterhafte Kunft der Verfinnlichungsgabe durch Figuren und Netze darzuthun, um zu beweifen, dafs diefes kleine Werkchen, wie Hr. B. in feiner beherzigungswerthen Vorrede mit Recht behauptet, in Hinficht eines wefentlichen und bisher fowohl im häuslichen als öffentlichen Unterrichte ganz vernachläffigten Gegenftandes unferer Belehrungsmethode von allen praktifchen Pädagogen ftudiert werden follte. Rec. hat fich von Amtswegen etwas mit der *Peftalozzifchen* Anfchauungsmethode bekannt gemacht, vermöge welcher diefer originelle Mann feine Zöglinge durch Zeichnen und richtiges Kopiren, fodann durch fchnelles, freyes Entwerfen finnlicher Gegenftände zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit bringen läfst, welche in jeder Hinficht für diefe Menfchen künftig von den beften Folgen feyn mufs. Allein er giebt dennoch unbedingt der *Rockftroh'fchen* Methode den Vorzug, weil hier der *ganze* Gegenftand *frey* nach feinen wahren Verhältniffen und Formen der Seele des jungen Menfchen durch den Totaleindruck natürlicher, *folglich* auch angenehmer erfcheinen mufs. Hier werden weit mehr Kräfte z. B. Erfindungskraft, Nachdenken, Gewandheit etc. auf einmal geweckt und geübt, und durch diefe Uebung zum unverlierbaren Eigenthume des kleinen Menfchen *gemacht.* Durch diefe *körperliche* Nachbildung werden endlich *auch* das Ebenmaafs, das Schönheitsgefühl und die edle mechanifche Fertigkeit und *vielfeitige* Beobachtung weit fchneller entwickelt und geftärkt. Allerdings follte in *allen* Schulen mit *allen* Kindern ohne Ausnahme diefer anfchauliche Unterricht, anftatt des trockenen intellectuellen Unterrichts in überfinnlichen Gegenftänden — den lieben Religionskatechismus hiervon nicht ausgenommen — als Vorübungen angefangen werden. Denn felbft die Spiele der Kinder find ja die erften Verfuche der jungen menfchlichen Kräfte für ihre künftigen Verhältniffe. Und es ift und bleibt ewige Wahrheit, keine anderen Kenntniffe find fo nothwendig für die Jugend, werden fo willig felbft mit Aufopferung der ihr fonft fo angenehmen thierifchen Gefühle, von ihr aufgefaffet, als diejenigen, welche durch Anfchauung und noch beffer durch thätige Mitwirkung fie fich zu verfinnlichen, ihnen ertheilet werden. Wieviel würde das praktifche Gefchäftsleben und *felbft* die Moralität des Menfchen künftig gewinnen, wenn durch folche Rokftroh'fchen und ähnliche vortreffliche Vorübungen die körperlichen und geiftigen Kräfte der Jugend geübet würden, anftatt, dafs man gewöhnlich durch Ueberfinnliches, was fie noch nicht oder nie verftehen, ihren Verftand verkrüppelt, und ihnen auf diefe Weife recht gefliffentlich Arbeitsfcheu, grobe Sinnlichkeit und Hang zu gefährlichen Bildern der Phantafie einzuimpfen befliffen fcheint.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 6. August 1803.*

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Observationes criticae in Athenaeum; scripsit Raphael Fiorillo.* Pars prima. 1803. IV u. 120 S. gr. 8.

Zu einer günstigeren Zeit konnte der Vf. seinen kritischen Scharfsinn an dem Athenäus nicht üben, als jetzt, wo die Ausgabe des verdienstvollen Schweighäuser uns zu einem neuen und glücklicheren Studium dieses so lange vernachlässigten Schriftstellers einladet. Hr. *Fiorillo* hat sich, wie man schon aus seiner ersten Probeschrift erwarten konnte, auf eine kritische Behandlung mehrerer, vom Athenäus aufbewahrter Dichterfragmente eingeschränkt; und mit Vergnügen sehen wir jetzt die reiferen Früchte einer geübten Divinationsgabe und eines durch aufmerksame Dichterlectüre gebildeten Geschmacks, welche jener Versuch über Herodes Attikus nur erst ankündigte. Wer kritische Schriften dieser Art überhaupt nur als allenfalls verzeihliche Spielereyen des Witzes, oder als üppige Erzeugnisse einer arbeitscheuen Musse betrachtet, der wird freylich auch diesen durch zufällige Ideencombinationen an einander gereiheten Bemerkungen wenig Geschmack abgewinnen, und manche verunglückte Verbesserungsvorschläge, je weniger er die Schwierigkeit der emendirenden Kritik bey Fragmenten aus eigener Erfahrung kennt, desto tadelnswürdiger finden. Auch wir gestehen, eine ziemliche Anzahl solcher misslungenen Versuche in dieser Schrift gefunden zu haben; auch uns stieg oft der Wunsch auf, dass der gelehrte Vf. selbst manche Emendationen durch eine beygefügte Uebersetzung erläutert, und dadurch dem Dunkel, welches zuweilen über sie nicht minder, als über die Vulgata verbreitet scheint, zur Befriedigung der Leser entrückt haben möchte. Allein diese vorübergehende Unzufriedenheit ward bey uns weit überwogen von dem bleibenden Genusse, den so viele herrliche Ueberreste der ältesten lyrischen und dramatischen Poesie in dieser glücklichen Instauration darbieten. Denn bald hat der Vf. einzelne Stellen, besonders der Lyriker, welche unbeachtet sich in der Prosa compilirender Sammler verloren, von Neuem zu rhythmischen Reihen geordnet; bald sinnreiche Zusammenfügungen gewagt, um die einzeln verstreuten Bruchstücke zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen; überall aber erfüllen die ehrwürdigen Trümmer, welche aus dem Schutt hervorgezogen, sich dem Auge des Forschers nunmehr in lauterer Gestalt darbieten, den Geist mit Bewunderung und Sehnsucht.

Diese Empfindungen weckt, um wenigstens Ein längeres unter den von Hn. *Fiorillo* hergestelleten Fragmenten hier vollständig anzuführen, der hohe Begeisterung athmende Gesang des *Ibykus* auf Amors Allgewalt, welchen Hr. F. aus zwey verdorbenen Bruchstücken (b. Athen. XIII. p. 601 B. und Schol. Platon. p. 40 ed. Ruhnken.) folgendermassen zu einem Ganzen verbunden hat (S. 65):

Ἦρι μὲν αἵτε Κυδώνιαι
Μηλίδες ἀρδόμεναι ῥοαῖς
Ἐκ ποταμῶν, ἵνα παρθένων
Κῆπος ἀκήρατος, αἵ τ' οἰνανθίδες
Αὐξόμεναι σκιεροῖσιν ὑπ' ἔρνεσιν
Οἰναρέοις θαλέθουσιν· ἐμοὶ δ' Ἔρως
Οὐδεμίαν κατάκοιτος ὥραν.
Ὥστε ὑπὸ στεροπᾶς φλέγων
Θρηΐκιος Βορέας ἀΐσσων
Παρὰ Κύπριδος, ἀζαλέαις
Μανίαισιν Ἔρως ἐμ' ἐθάμ-
βησε κραταιὸς παιδόθεν φυ-
λάσσων ἡμετέρας φρένας. —
Αὖτ' ἐμὲ, κυανέοισιν ὑπὸ βλεφάροις τακερῇ
Ὄμμασι δερκόμενος, κηλήμασι παντοδαποῖς
Ἐς ἀπείριτα δίκτυα Κύπρι-
δος βάλλει. Ἦ μὰν τρομέω νιν ἐπερχόμενον,
Ὥστε φερέζυγος ἵππος ἀεθλοφόρος ποτὶ γή-
ρᾳ ἀέκων σὺν ὀχεῦσι θοοῖς ἐς ἅμιλλαν ἔβα.

Wir müssen die Vergleichung der Vulgata den Lesern überlassen, und zweifeln nicht, dass die Verbesserungen des scharfsinnigen Vfs. in diesem Fragment ihnen genügen werden. Nicht minder vielleicht die Conjectur, womit er S. 70 einem Bruchstücke des Chiers *Likymnios* b. Athen. XIII. p. 564 zu Hülfe kommt. Der Schlafgott, den Anblick des schönen Endymion zu geniessen, zaubert ihn bey offenen Augen in Schlummer:

Ὕπνος δὲ, χαίρων ὀμμάτων αὐγαῖς, ἐκοίμιζεν κόρον.

Dass die nach αὐγαῖς eingeschalteten Worte: ἀναπεπταμένοις ὄσσοις, nichts als prosaische Erklärung des Dichterausdrucks sind; hat Hr. *F.* glücklich bemerkt. Seine Verbesserung aber ist in der Schrift selbst durch unrichtige Interpunction verdunkelt. Dasselbe gilt von der gleich folgenden sapphischen Strophe (S. 71), welche die Wolfische Sammlung (S. 88) in unrhythmische Reihen abgesetzt hat, Hr. *Fiorillo* hingegen wahrscheinlich so gelesen haben will:

Κεῖνον ὦ χρυσόθρονε Μοῦσ', ἔνισπες
Ὕμνον, ἐκ τᾶς καλλιγύναικος ἐσθλᾶς
Τήιος χώρας ὃν ἄειδε τερπνῶς
Πρέσβυς ἄγλαος.

Das Fragment, wenigstens im Geist der Sappho gedichtet, war nach Athenäus Bericht (XIII. p. 599) eine Schmeicheley auf Anakreon, und wird dort dem Hermesianax zugeeignet. Rec. stöfst noch bey dem letzten Vers an, und möchte, bis die Länge der mittleren Silbe des ἄγλαος durch andere Beyspiele bewährt ist, ἀγαυός zu lesen vorschlagen. — Eine ähnliche Einschaltung des compilirenden Vfs., wie in Likymnios Fragment, glaubte Hr. F. in den merkwürdigen, auch von neueren Gelehrten (Vgl. *Wieland's Attisches Museum* I. S. 351. A. L. Z. 1798. S. 742) behandelten Versen des *Telestes* von Selinus (Athen. XIV. p. 616. F.) gefunden zu haben, wo wir ihm nicht beystimmen können. Die Worte des Athenäus lauten: ἀλλ' ὅγε Σελινούντιος Τελεστὴς τῷ Μελανιππίδῃ ἀντικορυσσόμενος ἐν Ἀργοῖ ἔφη, (ὁ δὲ λόγος ἐστὶ περὶ τῆς Ἀθηνᾶς,) ὃν σοφὸν σοφὰν λαβοῦσαν οὐκ ἐπέλπομαι, νόῳ δρυμοῖς ὀρείοις ὄργανον δῖαν Ἀθανᾶν δυσόφθαλμον αἶσχος ἐκφοβηθεῖσαν, αὖθις ἐκ χερῶν βαλεῖν νυμφαγενεῖ χειροκτύπῳ φηρὶ Μαρσύα κλέος. Die hier im Druck ausgezeichneten Worte will Hr. F. (p. 47) tilgen, indem er das Bruchstück so verbessert:

Λαβοῦσαν ὃν σοφὸν σοφὰν
Οὐκ ἐπέλπομαι νόῳ,
Δρυμοῖς ὀρείοις ὄργανον
Αὖθις ἐκ χερῶν βαλεῖν,
Νυμφαγενεῖ χειροκτύπῳ
Φηρὶ Μαρσύᾳ κλέος.

Allein abgesehen davon, dass jene Worte schon an sich nichts weniger als ein Emblem des Schriftstellers verrathen, welcher solche Einschaltungen nicht in so gewählten und dichterischen Ausdrücken zu machen pflegt: so wird, nach ihrer Entfernung, auch der Sinn und Zusammenhang zerstört. Rec. ordnet überhaupt das Metrum dieses ganzen Fragments anders als Hr. F., und glaubt, dass der ausgehobene Anfang mit geringer Abänderung der Vulgata so zu verbessern sey:

Ἔμψοφον σοφὰν λαβοῦσαν,
Οὐκ ἐπέλπομαι νόῳ,
Δρυμοῖς ὀρείοις ὄργανον
Δίαν Ἀθανᾶν,
Δυσόφθαλμον αἶσχος ἐκφοβηθεῖσαν,
Αὖτις ἐκ χερῶν λαβεῖν,
Νυμφαγενεῖ χειροκτύπῳ
Φηρὶ Μαρσύᾳ κλέος.

Die Flöte, welche hier ἔμψοφον ὄργανον heisst, nannte *Melanippides* in seinem Marsyas (Athen. XV. p. 616. F.), worin er das Flötenspiel sein durchzog und worauf Telestes in den angeführten Versen widerlegend Rücksicht nahm, τὰ Ἀθηναῖα ὄργανα; was Hr. F. p. 48 sinnreich zwar, aber ohne Noth, in τὸν μὲν Ἀθαναί' Ἐργάνα umwandelt, und an Ἐργάνη, den bekannten Beynamen der Athene (Aeschyl. Pers. 461) erinnert. — Ein anderes Bruchstück des *Telestes* (Athen. XIV. p. 617. B), das ebenfalls die Erfindung der Flöte zum Inhalt hat, versucht Hr. F. p. 43 so herzustellen:

Ἢ Φρύγα καλλιπνόων αὐλῶν ἱερῶν βασιλῆα,
Αὐλὸν ὃς ἥρμοσε πρῶτος,
Δώριδος ἀντίπαλον Μούσης νομοαίολον ὀμφὰν
Πνεύματος εὔπτερον αὔραν
Ἀμφιπλέκων καλάμοις.

Hr. F. scheint — denn eine Erklärung des Sinnes fehlt auch hier — an den Midas zu denken, dem man die Erfindung der phrygischen Schalmey zuschrieb. Allein αὐλὸν nach dem vorhergehenden αὐλῶν kann schwerlich Statt haben. Wir lesen mit Hn. Huschke (*Epistol. crit.* p. 47) Αὔδον ὃς ἥρμοσε πρῶτος — ὀμφαν, und verstehen den Phrygier Olympus, dem Plutarchus u. a. die Erfindung der *lydischen Doppelflöte* (καλλιπνόων αὐλῶν) beylegen. Wie verschieden überhaupt die alten Sagen über die Erfindung der Flöte waren, lehrt *Böttiger's* schätzbare Abhandlung in *Wieland's Attisch. Museum* I, 2. S. 292 ff. — Ein herrliches Fragment des berühmten Lyrikers *Alkman* wird von Hn. F. p. 26 aus den Excerpten eines Grammatikers (Apollon. Lexic. Hom. p. 405 ed. Toll.) ins Leben zurück gerufen:

Εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες,
πρώονές τε καὶ χαράδραι,
Φῦλά τε ἑρπετά θ', ὅσσα τρέφει μέλαινα γαῖα,
θῆρές τ' ὀρεσσίκοιτοι,
Κνώδαλά θ', ὅσσ' ἐν βένθεσι πορφυρῆς θαλάσσης
εὕδουσι καὶ οἰωνῶν
Φῦλα τανυπτερύγων, ἅμα καὶ γένος μελισσῶν.

Die Stelle wird zur Erläuterung des Virgilischen *Nox erat et placidum* u. s. w. (Aen. IV, 522 ff.) ein künftiger Herausgeber nicht wieder übersehen. — Bey zwey andern Bruchstücken, welche Athenäus (X. p. 416 D. XI. p. 499 A.) von demselben Lyriker aufbewahrt hat, hegen wir gegen Hn. *Fiorillo's* Verbesserungsvorschläge (S. 24. 25) noch Zweifel. Die Verbesserung des ersten, von den vier Jahreszeiten:

Ὥρας δ' ἐσῆκε τρεῖς· θέρος καὶ χεῖμα,
Καὶ τρίταν ὀπώραν·
Καὶ τέταρτον τ' ἦρ, ὅκα θάλλει μέν,
Ἐσθίειν δ' ἄδαν οὐκ ἔστιν,

führt unseres Bedünkens auf einen allzu frostigen, des Lyrikers unwürdigen Sinn, welchen Hr. F. mit Uebergehung des ἄδαν so ausdrückt: *et tertiam (quartam) tempestatem, ver, ubi quidem omnia florent, epulari vero non licet.* Das zweyte Fragment ordnet er folgendermassen:

Πολλάκι δ' ἐν κορυφαῖς ὀρέων, ὅκα θεοῖς (st. θεοῖς) ἅδη
πολύφαμος ἑορτά,

Χρυ-

> Χρύσεον ἄγγος ἔχουσα, μέγαν σκύφον, οἷά τε ποιμένες ἄν-
> δρες ἔχουσι,
> Χερσὶ λεόντειον γάλα τυρὸν ἐστύρησας μέγαν ἀργυφεόν τε.

Wie Hr. *F.* das θεοὺς ἄδη faßte, wissen wir nicht. Sollte er an ἀνδάνειν, und an die Brunkische Bemerkung über die Construction dieses Wortes (ad Theognid. v. 26) gedacht haben; so müssen wir ihn an Porsons (ad Eurip. Orest. v. 1623) Gegenbemerkung erinnern. In den Sinn der folgenden Verse that zwar Hr. *F.*, durch passende Vergleichung einer Parallelstelle b. Aristides (T. II. p. 29), einen sehr hellen und glücklichen Blick. Aber so gern wir im Allgemeinen anerkennen, dass von einer Bacchantin die Rede sey: so vermögen wir doch nicht zu errathen, wie Hr. *F.* die Worte fügen, und welchen Sinn er ihnen entlocken mag. Unwahrscheinlich dünkt es uns auch, dass θεῖσα, was bey Athenäus offenbar in dem verschriebenen ἐπαλαθεῖσα steckt, und ἄτρυφον nach μέγαν, wofür ἄτροφον zu lesen ist, wiederum als Glosseme herausgeworfen werden sollen. Wir vermuthen eine Lücke im dritten Vers, und setzen das Uebrige in folgende Reihen:

> Χερσὶ λεόντειον γάλα θεῖσα — — —
> Τυρὸν ἐστύρησας μέγαν, ἄτροφον ἀργύφεόν τε.

Ἄτροφος erklärt Hesychius durch τυρὸς ὁ πησσόμενος ὑπὸ Λακώνων. — Zu den lyrischen Stücken, welchen Hr. *F.* seine Sorgfalt gewidmet hat, gehören besonders auch einige *Skolien* (p. 114—120), in deren rhythmischer Abtheilung und Verbesserung er von den neuesten Bearbeitern dieser lieblichen Ueberreste griechischer Fröhlichkeit sehr namhaft abweicht. Vorzüglich gehet aus seiner Behandlung des Silbenmasses hervor, dass ein Unterschied sey, wenn man denselben Vers als einen logaödischen –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑ –́ ⏑, oder als einen choriambischen mit einer iambischen Katalexis –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ nimmt, und dass die Vernachlässigung dieses Unterschiedes Irrthümer erzeuge. Schade, dass die Bezeichnung des Metrum (S. 120), nach welchem die Verse des einen Skoliums abzutheilen sind, durch Irrungen im Druck entstellt worden! Das hier nicht abgedruckte Metrum der übrigen Skolien, worein besonders das vielgesungene auf Harmodius und Aristogiton abgetheilt werden muss, ist nach des Vfs. Meynung folgendes:

```
. . . . | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑/–
. . . . | –́ ⏑ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑/–
  ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ || –́ ⏑ ⏑/–
      –́ ⏑ ⏑ — | ⏑ –́ ⏑/–
        ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑/–
```

Auch einige Bruchstücke *elegischer* Gedichte bieten dem kritischen Scharfsinn unsers Vfs. Stoff zu Verbesserungen dar. Wir heben zur Probe nur zwey aus. Eines von *Philetas* (Athen. XV. p. 678. A.), welches der neue Sammler dieser Fragmente, Hr. Kayser, neben den angeführten Worten des Grammatikers (p. 78) nicht einmal ausgezeichnet hat. Hr. *F.* verbessert (S. 103):

> Ἕστηκ', ἀμφὶ κόμαις εὐώδεσιν, ἀγχόθι πατρός,
> Καλὸν ἰακχαῖοι θηκαμένη στέφανον.

Die gewöhnliche Lesart ist εὐώδεος. Das zweyte Bruchstück von *Xenophanes* aus Kolophon (Athen. XI. p. 462. D.), das Hr. *F.* (p. 102), zum Theil mit Beybehaltung der casaubonischen Emendationen, also herstellt:

> Οὐχ ὕβρεις πίνειν δ' ὁπόσον κεν ἔχων ἀφίκοιο
> Οἴκαδ' ἄνευ προπόλου μὴ πάνυ γηραλέος.
> Ἀνδρῶν δ' αἰνεῖν τοῦτον, ὃς ἐσθλὰ πιὼν ἀναφαίνει,
> Ὡς ἡ μνημοσύνη καὶ τόνος ἀμφ' ἀρετῆς.
> Οὔ τι μάχας διέπειν Τιτήνων, οὐδὲ Γιγάντων,
> Οὐδέ τε Κενταύρων ἢ στάσιας προτέρων·
> Φεύγειν δὲ φλεδόνας, τοῖς οὐδὲν χρηστὸν ἔνεστι,
> Θεῶν δὲ προμηθείην αἰὲν ἔχειν ἀγαθήν.

Nicht alles jedoch scheint in diesen Versen berichtiget. Gleich im ersten Vers setzen wir statt ἔχων, was hier zwecklos scheint, ἑλὼν (sc. ποτόν, was aus πίνειν eruirt werden muss). V. 3 hat Hr. *F.* αἰνεῖν mit Recht gegen Casaubonus Veränderung in ὑμνεῖν geschützt. Aber beym folgenden Vers, wo er καὶ τὸν ὃς in τόνος umwandelt, vermissen wir für den Ausdruck τόνος ἀμφ' ἀρετῆς ein bestätigendes Beyspiel. Wir lesen daher: Ὡς ἡ μνημοσύνη καὶ νόος ἀμφ' ἀρετῆς. V. 6 kann, wegen des eingeschobenen ἢ das Wort προτέρων, das man doch auf Κενταύρων beziehen müsste (vgl. Theocrit. XV, 141) schwerlich das ächte seyn. Vielleicht: Οὐδέ τε Κενταύρων ἢ στάσιας Λαπιθῶν. Die Verbesserung des vorletzten Verses, wo Casaubonus statt des corrupten + φενδονας lesen wollte: Οὐδ' ἄλλας φλεδόνας, ist sinnreicher und wahrscheinlicher. Aber im letzten werden den φλέδονες sehr unerwarteter Weise die *Götter* entgegen gestellt. Und was ist προμήθεια ἀγαθή? Wir glauben, Xenophanes schrieb: Τῶν δὲ προμηθείην αἰὲν ἔχειν ἀγαθῶν.

Die Fragmente der *Icenischen* Dichter, welche Hr. *Fiorillo* in dieser Schrift ebenfalls behandelt hat, foderten, wenn der Raum es verstattete, noch eine besondere Betrachtung. Wir würden, bey manchen zweifelhaften oder unrichtigen Conjecturen, auch hier auf mehrere scharfsinnige treffen, z. B. S. 109 in einem Bruchstücke aus den Tympanisten, einem satyrischen Drama des *Autokrates*:

> Οἷα παίζουσιν φίλαι
> Παρθένοι Λυδῶν κόραι
> Κοῦφα πηδῶσαι πόδας,

statt des aus dem Endwort des vorigen Verses entstandenen κόμας; und nicht selten würden wir Gelegenheit finden, die Durchführung und Anwendung seiner Sprachbemerkungen, z. B. S. 81 dass, wie schon Porson lehrte, die Attiker πῶμα und ἔκπωμα, nie πόμα und ἔκπομα setzten, mit unserem Beyfall zu begleiten. Hauptsächlich zog uns die Sammlung und Aufhellung mehrerer Bruchstücke aus *Timokles* Komödien (p. 5. 6. 94) und aus *Sophron's* berühmteren Mimen (p. 13. 42. 47. 50 — 55) an. Mit Nutzen könnte

könnte die Behandlung der ersten mit dem Auffatz eines andern Gelehrten (in den Commentar. Societ. philol. Lipf. I. p. 251) verglichen werden, der Manches glücklicher verbesserte, bey Anderen vielleicht den Witz des Komikers übersah; wie z. B. in dem Fragment b. Athen. VIII. p. 342, das sich, wie Hr. *Fiorillo* p. 5 richtig gefasst hat, auf den Redner Hyperides bezieht, und seine Liebhaberey für Dintenfische lächerlich macht. Was endlich die Erläuterung der sophronischen Ueberreste anlangt, so würde diese durch Vergleichung der bekannten Diatribe von Valckenaer (ad Theocrit. Adoniazuf. p. 202 ff.) noch interessanter erscheinen. Allein wir müssen unsere Anzeige, die ohnehin die Gränzen beynahe überschritten hat, hier abbrechen, und fügen blofs den Wunsch bey, dafs die Fortsetzung dieser schätzenswerthen Schrift nicht lange fäumen, und dafs der Vf. künftig auch einen bey diesen Dichterfragmenten sehr nöthigen *Index Verborum* beyfügen möge.

## KINDERSCHRIFTEN.

Straubing, b. Reitmayr: *Leichtfafslicher Sittenunterricht* für die liebe Jugend, zum Gebrauche in den Schulen. Von *F. X. Müller*, Repetitor an der kurfürstl. Militärakademie in München. *Erstes Bändchen.* 1801. 104 S. 8.

und:

*Leichtfafslicher, mehr ausführlicher Sittenunterricht,* verbunden mit einem kurzen *Religionsunterrichte* für höhere Classen in den Schulen, von *F. X. Müller*, Repetitor der prakt. Philos. d. Moral, der latein. Sprache etc. *Zweytes Bändchen.* 1802. 163 S. 8. (14 gr.)

Der in beiden Bändchen ertheilte Moral- und Religionsunterricht ist durchaus praktisch, d. h. Alles wird auf Gutseyn und Guthandeln zurückgeführt. Die moralischen Grundsätze, nach welchen Hr. *M.* seinen Unterricht ertheilt, sind dieselben, welche in des sel. Mutschelle's christkathol. Glaubens- und Sittenunterricht, welchen sich der Vf. zum Muster nahm, herrschen. In dem zweyten Theile ist zwar auf die Lehrmeynungen der römisch-katholischen Kirche Rücksicht genommen worden. Aber der Vf. weifs Hauptsachen von Nebensachen wohl zu unterscheiden, und immer die praktische Seite herauszuheben. In Absicht auf Popularität verdient Hr. *M.* auch angehenden protestantischen Lehrern als Muster der Nachbildung empfohlen zu werden. Die einzelnen Materien, die hier vorkommen, konnten vielleicht in mehrere Abschnitte vertheilt werden, damit nicht in manchen Rubriken zu viel zusammengedrängt werden durfte, wie im zweyten Abschnitte des ersten Theils: Was das Gute sey, das man thun, was das Böse sey, das man meiden soll, — was Gott sey, dafs es nach dem Tode ein andres künftig-ewiges Leben gebe.

Braunschweig, b. Culemann: *Nützliches und angenehmes Lesebuch für die mittlere und wifsbegierige Jugend;* besonders beym Privatunterrichte zu gebrauchen. Von *M. C. Köhnke.* 1802. VI u. 362 S. 8.

Moralische Erzählungen, Beschreibungen einiger Naturmerkwürdigkeiten, geographische Notizen und Unterredungen über allerley Gegenstände der Natur und Kunst etc. machen den Inhalt dieses Lesebuchs aus. Einige der hier von Hn. *K.*, Privatlehrer in Hamburg, mitgetheilten Auffätze sind wirklich belehrend und interessant, wie S. 69 der Auffatz, welcher überschrieben ist: *Man lernt nicht leicht zu viel*, und S. 174 *die braven Alten*, eine Nachbildung einer Erzählung aus Stark's häuslichen Gemälden und mehrere andre. Es laufen aber auch Auffätze mitunter, welche ohne sonderlichen Gehalt sind, wie S. 15: Der Dank mit dem blofsen Munde ist noch kein Dank. In diesem Auffatze ist, wie an einigen andern Orten, der Vortrag noch zu steif und gezwungen. Unter den Lesebüchern vom zweyten Range behauptet indessen auch das vorliegende seine Stelle.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Linke: *Schule des ersten Denkens und Wissens.* Als Grundlage des Unterrichts in den nothwendigsten Kenntnissen fürs bürgerliche Leben. 1802. 87 S. 8. (3 gr.) Wer im *neunzehnten* Jahrhunderte, nach so vielen vortrefflichen Vorarbeiten sachkundiger Pädagogen unter die Rubrik des *Ersten* Denkens und Wissens, also *in einer Fibel*, neben Buchstaben und Lefeübungen, noch christliche Glaubens- und Pflichtenlehre, Religionsgeschichte, Naturbeschreibung, Geschichten für das reifere Alter, Zifferkunde und wieder eine Anzahl Gebete nebst einer Vaterunserparaphrase, ohne alle psychologische Auswahl und Plan, unter dem kahlen Vorwande: *„dafs der gemeine Mann schwer daran ginge, seinen Kindern nützliche Unterrichtsbücher anzuschaffen“*; ungescheut mit einem so blendenden Aushängeschilde zu Tage fördern kann: für den hat die humanste Kritik weiter Nichts, als — die wohlmeynendste Erinnerung: gehe für diefsmal hin; nur — fündige fort nicht mehr!!

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 8. August 1803.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn: *Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weisse und einige andere Freunde.* 1803. *Erster Theil.* XIV u. 464 S. *Zweyter Theil.* 398 S. kl. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Ein schönes Denkmal, nicht bloss der Freundschaft, welche zwey der edelsten und geschätztesten Männer unserer Nation eine lange Reihe von Jahren hindurch aufs innigste verband, sondern auch der Garvischen Denk- und Empfindungsart, die sich darin klar und hell bis auf die kleinsten Züge abspiegelt. In beiderley Hinsicht verdient der ehrwürdige Veteran unserer deutschen Literatur den aufrichtigsten Dank, dass er die mannichfachen und ausgezeichneten Verdienste, welche er sich beynah ein halbes Säculum hindurch um dieselbe erwarb, durch die Bekanntmachung dieser Briefe so namhaft erhöhet hat. Ein herzliches, warmes Gefühl, mit edler Einfachheit vorgetragen, spricht uns in dem vorangesetzten Gedichte an, womit *Weisse* den beiden Herausgebern, Hn. *Manso* und *Schneider* zu Breslau, diese Briefe übersandte, „*das lieblichste von allen Weihgeschenken, das er dem* „*Freunde bringen konnte,*" und vielleicht auch — möchten wir hinzufügen — das lehrreichste für die Mitwelt, das interessanteste für die Nachkommenschaft. Denn lehrreich würden diese Briefe schon als freye und zufällige Ergiessungen eines freundschaftlichen Herzens gegen einen gleichgesinnten Freund seyn müssen, da sie einen in literarischer und kosmopolitischer Hinsicht so merkwürdigen Zeitraum von sechs und zwanzig Jahren (1772 — 1798) umfassen, wenn auch nicht ihr Verfasser selbst ihnen ein höheres Interesse beygelegt, und schon beym Abfassen derselben sich eine künftige Bekanntmachung als möglich, ja wahrscheinlich und erwünscht, gedacht hätte. „Meine Briefe, pflegte *Garve* zu sagen, enthalten vielleicht mehr gute Gedanken, als meine Bücher." Und in der That — wie auch die Herausgeber in der Vorrede bemerken — wird niemand diese Sammlung aus der Hand legen, ohne die Bemerkung zu machen, dass Garve, als Gelehrter, mit seinen Mitbürgern fast in gar keiner Verbindung lebte, sondern grösstentheils auf den Briefwechsel mit einigen geistreichen Männern des Auslandes, und auf den Genuss, den ihm von Zeit zu Zeit eine Reise nach Berlin, Leipzig und Altenburg gewährte, beschränkt war. Auch hat er, was ihm Breslau in literarischer Hinsicht galt, an mehreren Orten dieser Briefe, und besonders im vier und sechzigsten, zwar schonend, wie er immer pflegte, aber so bestimmt angedeutet, dass es schon daraus begreiflich wird, wie ein so kränklicher Mann, als Garve, oft die schönsten und heitersten Stunden seines Lebens der brieflichen Unterhaltung widmen, und seine besten Gedanken für sie aufsparen konnte. Diese Unterhaltung war für ihn Bedürfniss, und gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen.

Wir können demnach diese Briefsammlung gewissermassen als ein fortlaufendes literarisches Tagebuch betrachten, worin Garve seinem treuen Weisse von dem Hauptsächlichsten, was er las, dachte oder schrieb, gewissenhafte Rechenschaft ablegte. Er brauchte seine Briefe, wie Lucilius seine Verse, zu einer *tabula votiva*, wo er das Gute und Böse, das ihm widerfuhr, besonders was in seinen Lectüren ihm gefiel oder missfiel, unpartheyisch aufzeichnete. Weisse selbst pflegte diese Briefe als eine solche anzusehen; und diese Ansicht gewährt ihnen unstreitig auch bey denjenigen, welche mit beiden Männern in keiner engeren Verbindung standen, das höchste Interesse. Wie freymüthig und treffend urtheilt nicht Garve bald über einzelne Gelehrte, bald über Schriften, welche entweder schon Aufsehen erregten, oder die ihm für die Zukunft viel zu versprechen schienen! — Wir heben nur Einiges zur Probe aus, mit kurzer Andeutung des Uebrigen. „Ich begreife jetzt, schreibt Garve im J. 1773 (I. S. 24), warum viele deutsche Bücher den Gelehrten gefallen, und von der anderen Welt weder gelesen, noch geachtet werden. Wer z. E. in aller Welt, als ein Gelehrter von Profession, kann an dem *Etwas zur deutschen Art und Kunst* Geschmack finden? Schon die Sprache ist allen Anderen unerträglich; das soll Original; das soll Natur seyn: aber es ist der ärgste, abscheulichste Zwang; und von allen Nachahmungen die sclavischeste. Denn wer anders, als ein Sclav, kann sich so winden und drehen, wenn er spricht; bald in Räthseln sprechen, bald in dem stolzen Tone des Gebieters, dem man dient. Was ist denn das ewige Declamiren gegen die Franzosen? Ist es nicht etwas bloss modisches? was ist dann das Geschwätz von Originalität? Ein Mensch, der seinen Empfindungen folgt, und die Dinge ansieht, wie sie ihm selbst sich zeigen, redet ganz anders." Noch deutlicher erhellet, was Garve meynte, aus einer anderen Stelle (S. 51): „Nennen Sie es, wie Sie wollen, ich liebe am meisten das edle ernsthafte, was — gar keine Nebenabsicht durch den Stil erreichen will, als bloss die Absicht, das Ding klar zu sagen, das man gedacht hat. So, sehe ich, schrieben Cicero und Xenophon, und so schrieben alle die Leu-

Leute, deren Bücher die Welt wirklich erleuchtet haben." — Sehr wahr, und entsprechend der literarisch - philosophischen Bildung, welche sich Garve durch sorgfältiges Studium der besten Schriften und ein eben so fleissiges Selbstdenken erworben hatte, sind die Urtheile, die er über *Sulzer's Theorie der schönen Wissenschaften* (I. S. 99), über *Adelung's Wörterbuch* (S. 52), über *Herder's Ideen zu einer Geschichte der Menschheit* (S. 180) fällt. Sie enthalten fruchtbaren Stoff zu ganzen und ausführlichen Recensionen dieser Werke, zu welchen Weisse, als damaliger Redacteur der *Bibliothek der schönen Wissenschaften*, seinen Freund oftmals ermunterte. Allein Garve lehnte dergleichen Anträge gewöhnlich ab, bald aus Scheu einer zu lang anhaltenden und zerstreuenden Arbeit, bald aus einer ihm natürlichen Schüchternheit, welche sein kränklicher Zustand vermehrt hatte. „Mein Freund Weisse, (schreibt er einmal I. S. 102) denkt nicht, was das Kritisiren für eine undankbare Arbeit ist. Soll die Kritik gut seyn: so ist sie bald so schwer, als ein Buch selbst, und noch schwerer, weil man seinen Gedanken nicht freyen Lauf lassen darf, sondern sie immer in den Leisten des Autors zwängen muss. Ueber die Materie selbst sagt man doch nichts recht gründliches, weil man immer nur seine Anmerkungen als Verbesserungen, einschalten soll. Und am Ende wird die beste Recension viel flüchtiger gelesen, als jedes andere gute Buch, und fast niemals mehr, als einmal. Was also brauchbares darin steht, ist für den Leser und für den Autor oft auf gleiche Art verloren. — Ist endlich doch ein jedes gutes Urtheil über ein Buch immer zugleich ein Tadel, und thut Tadel wehe: so ist sicher der Kritikus dem Schriftsteller immer ein wenig verhasst; und so ist die Belohnung der ganzen Arbeit endlich, dass die Einen den Recensenten vergessen, und die Anderen hassen. Ich concipire meine Gedanken flüchtig; aber wenn ich für das Publicum dieselben ausarbeiten will: so gerathe ich gleich in eine Art von Bangigkeit und Misstrauen, die grosse Langsamkeit hervorbringen; und so ist endlich Zeit und Arbeit des Werkes nicht werth, das dadurch zu Stande kommt." — Ob nun gleich Garve aus diesen Gründen sehr selten zur Abfassung einer Recension von seinem Freunde zu bewegen war — die ihm oft angetragene von *Sulzer's Wörterbuch* verfertigte nachher D. *Platner*, und Garve selbst schrieb späterhin erst für die *Bibliothek der schönen Wissenschaften* eine Beurtheilung der *Heydenreichischen Aesthetik*, die er gleichwohl nachher, als sie gedruckt ihm vorgelegt ward, geschrieben zu haben fast bereuete (II. S. 16): — so bewirkten doch Weissens häufige Auffoderungen wenigstens das Gute, dass Garve immer bereitwilliger ward, ihm seine Gedanken über die eben gelesenen Bücher, bald mehr, bald weniger im Zusammenhange und mit Ausführlichkeit, mitzutheilen. Der Charakter des Lesenden, wie wir ihn aus seinen eigenen Schriften kennen, ist überall sichtbar. „*Klopstock* (schreibt er einmal im J. 1774), der König unserer Literatur, der uns nicht bloss beherrschen, sondern gar unseren Staat erst bilden will, — was sollte ich wohl von dem sagen? Ich möchte der auch nicht seyn; aber noch weniger sein Unterthan. Seine Gesetze verstehe ich nicht, und ihre Absichten noch weniger. Ich werde das Buch (*Republik der Gelehrten*) nicht lesen; denn ich lese so entsetzlich langsam, dass ich es mir zur Sünde rechnete, so lange Zeit, als ich brauchte, darauf zu wenden. Ich will etwas haben, was mich erbaut, mich aufklärt, oder mich besser macht. Und das thut das Buch nirgends, ich mag es aufschlagen, wo ich will. Es ist Gutes darin; aber das ist bloss im Kleinen: es betrifft Bemerkungen über die Poesie, und ich mache ja keine Verse; und es spottet über die Kritiker, und ich bin kein Kritiker mehr. Das Grosse, das allgemein Nützliche, was ich in einem Buche suche, das von einem grossen Genie herkommt, das finde ich nicht." — „In *Engels Philosophen für die Welt* (schreibt Garve ein andermal I. S. 70.), ist mehr als Ein gutes Stück; aber das letzte zeichnet sich vorzüglich durch *eine vortrefflich ausgearbeitete, und doch ungezwungene und verständliche Schreibart* aus. Ich *glaube nicht, dass* man über philosophische Materien besser schreiben kann. Auch die Gesinnungen, die in diesem Stücke und in anderen herrschen, und die ihm wirklich von Herzen gehen, erwerben ihm die Hochachtung des Lesers. — Ich finde in den beiden allegorischen Stücken, den *Göttinnen* und der *Höhle von Antiparos*, Auswüchse der Einbildungskraft, unbedeutende Parthieen des Gemäldes, die sehr mühsam ausgeführt sind. Aber der Vortrag und der Stil macht auch das Unbedeutende nicht unangenehm; und bey der ersten Allegorie ist die Anwendung sehr passend und interessant; bey der zweyten weniger, aber dafür ist der Endzweck desto besser." — Ausführlich und mit eindringender Gründlichkeit erklärt sich Garve über *Lavater's Physiognomik* (I. S. 82 ff.), über die *Weissische* Tragödie, *Calas* (S. 28), die ihm sein Freund im J. 1773, noch vor dem Abdruck, mitgetheilt hatte, über die *Leiden des jungen Werther* (I. S. 86), wo wir den scharfsichtigen Psychologen zugleich und den reizbaren Menschen wahrnehmen. Durch Freymüthigkeit und psychologische Wahrheit empfiehlt sich ferner im zweyten Theile dieser Briefe seine Kritik über *Wieland's Peregrinus Proteus*, über einige Aufsätze in den *Horen*, „in welchen gute, aber nicht tiefsinnige Ideen in einem tiefsinnigen Gewande vorgetragen wurden," über *Archenholz England und Italien* (I. S. 229), über *Heydenreich's Spinoza* (I. S. 371) und über andere Schriften. „*Heyne's* Wissenschaft (heisst es I. S. 105) würde mir besser zu Statten kommen, wenn er ein ganzes grosses Buch schriebe, *wo Anfang und Ende wäre*. Sein Virgil setzt mich in Bewunderung seines Fleisses und seiner Gelehrsamkeit. Aber die Untersuchungen und ihre Schwierigkeit scheinen mir oft in keinem Verhältnisse mit dem Nutzen zu stehen, wenigstens nicht mit dem, welchen der Untersucher selbst davon hat. Auch ist mir die beständige Vergleichung Virgil's mit Homer, besonders in Dingen, wo die Aehnlichkeit aus der ähnlichen Natur der beschriebenen Sachen entstehen musste, zu minutieux." — Mit

*Plat-*

*Platner's neuen Aphorismen* war Garve bald zufrieden, bald unzufrieden (II. S. 344). „Kants Ideen scheint Platner mir zuweilen nicht richtig gefasst zu haben, und so auch aus Citaten der alten Griechen viel mehr zu folgern, als ich darin, so weit ich sie kenne, gefunden habe. Weit lieber höre ich ihn auf seine eigene Hand philosophiren. In dem Unterschiede, den Platner zwischen dem Geiste und dem Buchstaben der Kantischen Philosophie macht, liegt etwas wahres. Jenen würde ich vornehmlich darein setzen: das Unsichtbare und durch keine sinnliche Erfahrung Auszumachende entweder ganz bey Seite zu setzen, oder, wenn wir eine Entscheidung darüber zur Praxis durchaus nicht entbehren können, es so anzunehmen, wie es mit den moralischen Principien am übereinstimmendsten, und der Ausübung der Tugend am günstigsten ist: mit einem Worte, die Metaphysik auf die Moral zu bauen. In der Art und Weise, wie dieses geschieht, können Abwechselungen und Verschiedenheiten Statt finden, und auf diesen verschiedenen Wegen kann man auch auf verschiedene Zwischensätze gerathen, bey denen doch aber die Tendenz des Ganzen immer dieselbe bleibt."

Schon diese ausgehobenen Stellen, welche von der unpartheyischsten Betrachtung und Beurtheilung zeugen, offenbaren die so selten vereinigten Eigenschaften des wahrheitsliebenden und billig denkenden Psychologen, welcher — wie der um Garve's Charakteristik verdiente Hr. *Schelle* treffend von ihm sagt — „seinen Sinn für alles Menschliche geweckt hatte, und ihn mit allem nährte, was ihn erweitern und stärken konnte; der jede neue Erscheinung in der gelehrten, wie in der politischen Welt, welche des Guten etwas zu enthalten oder auch nur zu versprechen schien, seiner Aufmerksamkeit gleich werth hielt, sie mochte einen vergötterten oder verschrieenen, berühmten oder namenlosen, Urheber haben; der mit Kenntniss des menschlichen Geistes, Liebe für die Geschichte, mit seinem ausgebreiteten Studium der Neueren, in allen Zweigen allgemein wissenswürdiger Gegenstände, eine nicht minder aus den Quellen geschöpfte Kenntniss der Alten, der mit dem bey ihm vorwaltenden psychologischen Talente und Scharfsinn des reflectirenden und gesellschaftlichen Denkers, Einbildungskraft und Gefühl in dem Masse, dass er auch des Genusses von den Schöpfungen der Einbildungskraft und des Geschmackes fähig war, mit einander verband; und dessen äussere Lage ihn, bey eigener Kenntniss der Welt, von Beschränkungen seiner Menschheit frey erhielt, so dass er als Patriot noch immer Weltbürger blieb."

Jedoch wie diese Briefe überhaupt auch manche Eigenheit und Einseitigkeit Garve's, als Gelehrten, verrathen: so zeigen sie ihn, besonders in späteren Jahren, für Werke der Einbildungskraft und des Gefühls, weit weniger als für Producte des Denkens empfänglich. „Ich weiss nicht (schreibt der aufrichtige Mann selbst II. S. 40), ob das herannahende Alter Schuld ist, oder ob mein Blick, durch die Menge unangenehmer Empfindungen in meinem Leben getrübt worden ist, allein die wenigsten der Bücher, die zur Ergötzung des Geistes hauptsächlich bestimmt sind, thun mir in dem Grad Genüge, als ich sehe, dass sie anderen, z. B. Manso'n, thun. Selbst *Thümmels Reise*, ob ich gleich vieles darin schön finde, hat doch die enthusiastische Bewunderung bey mir nicht erwecken können, welche Andere dafür bezeuget haben. So ist mirs auch bey *Wieland's Proteus* gegangen. In jener habe ich die Leichtigkeit vermisst, welche Producte der Art haben sollen; in diesem vermisse ich Wahrscheinlichkeit in den Begebenheiten." — Von einseitiger oder vielmehr ganz unrichtiger Ansicht zeugt auch Garve's Urtheil über die *Wolfischen Prolegomenen zu Homer*. „Es ist wahr (sagt er II. S. 214), Wolf hat in seinen Beweis viel mehr Erudition gebracht; aber die Sache selbst war doch nicht unerhört. — Und am Ende worauf läuft es hinaus? Uns den Homer weniger werth zu machen. Man fahre nur noch lange fort zu beweisen, dass sein Werk, welches bisher die Kunstrichter wegen seines vortrefflichen Plans und der durchgängigen Einheit geschätzt haben, nichts anders, als ein von vielen Händen zusammengeflickter Cento, ist; man mache nur noch mehr die Authentie einzelner Stellen und ganzer Bücher verdächtig, und ich werde nicht viel mehr nach dem ganzen Homer fragen, und also auch die kritische und gelehrte Bearbeitung desselben nicht mehr für etwas grosses halten: denn als Dichter, zu meinem Vergnügen, würde ich ihn ohnediess nicht mehr lesen; aber als ein glaubwürdiges Document der ältesten Zeit ist er mir wichtig. Fällt seine Glaubwürdigkeit als Sittenmalers hinweg, so schwindet sein vornehmstes Verdienst. So scheint auch hier die Arbeit der grössten Gelehrten nur aufs Zerstören, nur auf das Vernichten der vermeyntlichen Kenntnisse der Vorfahren zu gehen." — Weil Garve fast Alles, was er las, lediglich für das Interesse des Verstandes berechnete: so fiel auch sein Urtheil über *Zimmermanns* berühmtes Werk *über die Einsamkeit* allzu hart, und fast schneidend aus (I. S. 190. 224). — Seine eigene Individualität liess der kalte, bedachtsame, oft schüchterne Garve zu vorlaut ins Spiel treten, wenn er über *Lessing's* Feuergeist und lebhafte, aber mit der reinsten Gesinnung verbundene Energie, nicht immer rein und lauter genug (I. 115) richtete. Auch die Urtheile über *Bonnet* (I, 62), *Mirabeau* (I, 245) und andere werden nur von dem Garvischen Standpunkt aus betrachtet, nicht als unbedingt wahr angenommen werden müssen.

Sonst, wenn Garve über einzelne Männer urtheilt, zumal über solche, deren persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte, zieht das Wahre und Treffende seines mit ruhiger Unbefangenheit und in gemessenen Ausdrücken dargelegten Urtheils den Leser an. Zweyfaches Interesse hatten mehrere Urtheile dieser Art für Rec., der die Richtigkeit derselben aus eigener längerer Bekanntschaft mit den geschilderten Männern zu schätzen vermochte. So über *Zollikofer*

fer (I. S. 303): „Sein Aeufseres war zuweilen etwas kälter, als ich es wünschte; aber von Zeit zu Zeit kamen Blicke von tiefer und inniger Empfindung zum Vorschein, die einem die vollkommenste Zuversicht auf seine Freundschaft einflöfsten. Es war wirklich in ihm ein unter der Asche glimmendes, und nicht wenig heftiges Feuer. Diefs hat auch zuletzt seinen Körper verzehrt. Er klagte mir schon vor einem Jahre, dafs das Rührende seiner eigenen Vorstellungen, besonders auf der Kanzel, ihn in eine so heftige Bewegung brächte, die er nicht zu überwinden wüfste, und dafs der Streit damit ihn äufserst entkräftete. Wer hätte diefs von einem so ruhigen, und selbst etwas kalten Manne erwartet? Aber so lange sein Körper stark war, unterdrückte oder verbarg er seine Empfindlichkeit. — Nachdem sein Nervengebäude schwächer wurde, und er diese Herrschaft über seine Gefühle, die er in einem hohen Grade befafs, um etwas verlor: kamen diese zum Vorschein, und man sah bey gewissen Gelegenheiten den äufserst empfindsamen, und der stärksten Rührungen fähigen Mann." — Von *Reiz* (I. S. 12. 389. 412): „Es ist wirklich Gold bey dem Manne, in einem irdenen Gefäfse. Ich habe wenig Menschen gekannt, die von allen bösartigen Leidenschaften so gänzlich frey waren; wenige, die in dem Dienste anderer Menschen sich selbst so gänzlich vergessen konnten. Hätte er seine Jugend weniger kümmerlich zugebracht; wären seine Verdienste frühzeitiger erkannt und ermuntert worden: so würde sein Geist vielleicht diejenige Lebhaftigkeit erhalten haben, die ihm fehlte, um beträchtliche Werke im Fache der Literatur zu Stande zu bringen. Aber als ich ihn kennen lernte — wurde sein natürlicher Forschungsgeist, sein Hang zur genauesten Ausarbeitung jeder Sache, bey Correcturen und Registermachen wahrhaft verschwendet und gemifsbraucht. Ich glaube, ich darf mich des kleinen Verdienstes um ihn rühmen, dafs ich ihn auf Sachkenntnisse mehr zurück brachte, dafs ich ihm mehr Selbstvertrauen und einige Sorglosigkeit in Nebensachen einflöfste. Wenigstens sah er ein, dafs diese letztere nöthig wäre, um Hauptsachen zu Stande zu bringen. Aber die Gewohnheit war einmal schon befestiget. — Ewig Schade ist es, dafs die wirklich seltene Vereinigung von philosophischem Geiste mit tiefen Sprachkenntnissen, die *Reiz* hatte, fürs grofse Publicum nicht noch mehr hat genutzt werden sollen. Für seine Freunde und für seine Schüler hat er indefs viel genutzt. *Den Genius der lateinischen Sprache habe ich durch ihn in der That zuerst recht kennen lernen. Und überhaupt bin ich, durch den Umgang mit ihm, mehr auf die Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der Sprachen, in so fern sie verschiedene Schattirungen der Nationalbegriffe voraussetzen, aufmerksam geworden, wodurch meine Philosophie selbst viel gewonnen hat.*" u. s. w. — Selbst über seinen Freund *Weifse* urtheilt Garve in mehreren Stellen dieser Briefe (I, 18. 47) mit Aufrichtigkeit und strenger Wahrheitsliebe.

*(Der Beschlufs folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Religionsbüchlein für Volksschulen* in Städten und auf dem Lande, auf allerhöchsten Befehl ausgefertigt von *F. G. N. Müller*, erstem Prediger zu Obisfelde. 1802. 47 S. 8. (3 gr.)

2) *Goslar*, b. Kircher: *Die Lehre Jesu.* Ein Leitfaden für Confirmanden auf dem Lande. 1802. 62 S. 8. (6 gr.)

Beide Lehrbücher haben nicht nur die aphoristische Form mit einander gemein, sondern sie sind auch fast nach einem und ebendemselben Plane gearbeitet. Nach einer vorausgeschickten kurzen Einleitung von dem Menschen und einigen historischen Vorkenntnissen über Religion überhaupt und die christliche insbesondere, macht in beiden die Glaubenslehre den Anfang und die Sittenlehre den Beschlufs. In Nr. 1. wird meistentheils den aus der Kirchensprache beybehaltenen Ausdrücken eine kurze Erläuterung beygefügt, die von ziemlich hellen Religionsansichten zeigt. Nur haben wir nicht überall bey Stellung der einzelnen Sätze die natürliche Ordnung und logische Bestimmtheit der Begriffe gefunden, die wir wünschten. So wird S. 36. die Pflicht der Gerechtigkeit gegen Andere durch folgende Sätze erläutert: das Gefundene wiedergeben; wahrhaftig seyn; gern bezahlen was wir schuldig sind. Wie unnatürlich stehet aber nicht in dieser Verbindung der zweyte Satz? S. 43. wo von Pflichten des Mannes gegen die Frau die Rede ist, werden diese Pflichten so angegeben: er mufs ihr Schutz und Ehre geben; mufs sie mit Weisheit, Güte und Ernst leiten; die weiblichen Schwachheiten mit Mäfsigung tragen; die häusliche Glückseligkeit und Zufriedenheit fördern (diese letzte, mehrere andere in sich fassende, Pflicht stehet in diesem speciellen Pflichtenverzeichnisse *hier* durchaus nicht an ihrem rechten Orte); die weiblichen Dienste dankbar belohnen (was soll das heifsen?). Auch mufs man blofs errathen, was der Vf. meynt, wenn er S. 44. sagt: das Weib soll die männlichen Berufsgeschäfte sorgfältig zu *betreiben* suchen.

Nr. 2. scheint gröfstentheils nach dem Ideengange, welcher in *Rosenmüller's* christlichen Lehrbuche genommen ist, gearbeitet zu seyn. Die Eigenschaften Gottes sind nicht gut geordnet; die Gerechtigkeit wird S. 15. eher erwähnt, als die Heiligkeit, da doch jene nur eine Aeufserung dieser Eigenschaft ist. Verstand scheint S. 6. dem Vf. eine höhere Aeufserung der Denkkraft, als die Vernunft zu seyn. Von dem Verhalten des Menschen in Ansehung der Thiere ist nichts erwähnt. In dem Unterrichte der Landjugend ist diefs aber ein wichtiges Kapitel, so wie das: von dem Verhalten in Ansehung der leblosen Schöpfung, welches auch in Nr. 1. mit Stillschweigen übergangen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 9. August 1803.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Korn: *Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weisse und einige andere Freunde* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wir haben bis jetzt die Garvischen Briefe bloss aus dem Gesichtspunkt eines *allgemein literarischen* Interesse, und ihren Verfasser bloss als *Gelehrten* betrachtet. Viele Aeusserungen über seine Art zu studieren, viele Selbstbekenntnisse über seine literarischen Vorzüge und Mängel, viele Nachrichten über die Entstehungsart mancher seiner Schriften, gehören ebenfalls noch in diese Rubrik. So klagt G. oftmals, dass er im Studium mehr Lüsternheit als Kraft äussere (I. S. 30); dass er sich auf Wenig einschränken müsse; dass er Zeit, Ort und Namen zu bald vergesse, indess ihm bloss Reflexionen blieben (I. S. 20): doch wusste er den eigentlichen Gelehrten von dem bloss mechanischen Literator sehr richtig zu unterscheiden. „Ich ärgere mich manchmal (schreibt er S. 33), dass ich in der Bücherkenntniss so wenig gethan habe. Aber dann denke ich wieder: die Form und Organisation des Kopfes, die nöthig ist, viel *Büchertitel* und ihre Preise zu behalten, ist eine ganz verschiedene von derjenigen, die zu der rechten Lesung, zum Gebrauch und zur *Beurtheilung* der Bücher erfodert wird. Und soll ich dann also wählen: so will ich lieber viele Bücher gar nicht kennen, und einige wenige recht nutzen." — Mit sokratischer Ironie spricht er (I. S. 373) über die Metaphysik der neuesten Zeiten, „welche so hoch gestiegen, dass sein schwaches Auge diese Höhen nicht erreichen, und sein Fuss nicht hinan klimmen könne: denn wo seine Führer die herrlichsten Aussichten versprächen, sähe er nichts als Nebel." — Ueber Garve's Verdienst um die neue Ausgabe des *Homer* (zu welcher Er die Breslauer Codd. verschaffte), über seine mit Zollikofer zugleich besorgte Uebersetzung des *Payley*, über seine *Schrift über Zollikofer* u. a. finden sich I. S. 234. 232. 330 ff. mehrere auch für den blossen Literator interessante Nachrichten.

Einen neuen und eigenthümlichen Werth gewinnen aber diese Briefe, wiefern sie uns Garven, als *Menschen*, unverschleyert darstellen, und uns über den *ihm eigenthümlichen* Charakter und seine *individuelle* Bildung und Denkweise neuen Aufschluss gewähren. Und in Wahrheit, sie sind das treueste Gemälde seiner Freuden und seiner Leiden, seiner erfüllten und seiner betrogenen Hoffnungen, seiner ganzen Gesinnungs- und Handlungsart. Ueberall werden die, welche Garven kannten, den furchtsamen und unentschlossenen Mann hier wahrnehmen, aber gewiss auch die Entschuldigung, die ihm seine Lage darbietet, nicht übersehen; es wird ihnen einleuchten, dass Garve mehr Werth und Gewicht, als vielleicht einem Weisen ziemt, auf den Umgang mit der Welt und das Urtheil der Gesellschaft legte, aber es wird ihnen auch nicht entgehen, dass es ihm, in Hinsicht dieses Punktes, keinesweges an der nöthigen Selbstkenntniss fehlte, und die Gesellschaft ihn kaum strenger beurtheilen konnte, als er sich selbst; sie werden wünschen, dass der Kranke sie weniger mit seinen Klagen behelliget hätte, aber gewiss auch mit Achtung für den Leidenden erfüllt werden, der, von so mannichfaltigen Uebeln gedrückt, nie aufhörte, sich über sie zu erheben (vgl. I. S. 46 u. a.) und an seiner Bildung fortzuarbeiten; sie werden mit einem Worte, oft den mit Schwächen behafteten, aber immer liebenswürdigen Mann, den billigen Richter Anderer, den herzlichen Freund, den redlichen Bürger und den Gelehrten, dessen Kenntnisse nicht bloss den Verstand erfüllt hatten, sondern in sein Herz und in sein Leben eingedrungen waren, in ihm erkennen. Insofern vertreten diese Briefe die Stelle einer Biographie; ja sie leisten gewissermassen mehr, als die beste Biographie leisten kann; weil diese sich immer mehr innerhalb der Gränzen allgemeiner Ansichten halten müsste.

Der Raum erlaubt uns nicht, auch Stellen von dieser Art in einem leichter übersehbaren Zusammenhange auszuzeichnen; es mögen daher nur drey abgerissene, aber vorzüglich sprechende, diese Anzeige endigen. Sehr charakterisirend ist das Urtheil über die Frau *von der Recke* (I. S. 423): „sie spricht gut, aber sie versteht nicht zuzuhören." Bekanntlich besass Garve die Kunst zu sprechen weit besser, als die Kunst zuzuhören. — „Ich für meinen Theil (schreibt er I. S. 42) wollte mit einer geringen Kunst vorlieb nehmen, wenn ich nur recht viel Liebe, recht viel innere Activität hätte, Anderen zu dienen. Aber das eigene Leiden concentrirt den Menschen so in sich selbst, dass seine Theilnehmung an andern schwächer wird. — Meine gegenwärtige Tugend, und meine jetzige Glückseligkeit besteht darin, mir den tugendhaften und glückseligen Mann vorzustellen. Ich gerathe alsdann in die Empfindung Pygmalions vor seiner Bildsäule: ich wünsche sie beseelt zu sehen, oder sie selbst zu beseelen; aber dazu muss ich wohl erst das jetzige schon verstümmelte Gehäuse ablegen." —

I. S. 73: „Zwar selbst gefalle ich mir ganz wohl, und wohl zu gut: aber was ich schreibe oder sage, missfällt mir oft; weil ich glaube; ich könne es noch besser machen, und die Meynung, die andere dadurch von mir bekommen würden, sey noch unter der Wahrheit. Das ist auch Eitelkeit."

Angehängt sind einige gleich lesenswerthe Briefe an Hn. *v. Thümmel* (welche, nebst einer Antwort darauf, über mehrere Stellen der *Reise nach dem mittäglichen Frankreich* Urtheile enthalten und interessante Aufschlüsse geben), an Hn. *Manso* (über verschiedene Gegenstände, auf die G. theils durch seine Reise nach Deutschland, theils durch Lectüre, besonders auch des Xenophon geführt wurde), und an Hn. v. *Paczensky*, Garve's ältesten Freund in Breslau (sämmtlich über seine Uebersetzung des Cicero, merkwürdig wegen der unbefangenen Urtheile die G. über Original und Copie fällt).

Kaum wird es nöthig seyn, nach dieser Analyse des Buches, dankbar zu bekennen, dass uns die Lesung desselben mannichfaltigen Genuss und reiche Belehrung gewährt hat. Blieb uns dabey ein Wunsch übrig: so war es dieser einzige, dass wir mit den Garvischen Briefen zugleich die Antwortschreiben seiner Freunde, besonders des vortrefflichen *Weisse* erhalten haben möchten.

Halle, im Verlage d. Waisenhaus Buchh.: *Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Dritter* Theil: Kleinere griechische Erzählungen, von *K. F. Becker.* 1803. VI u. 366 S. 8. (mit 1 saubern Titelkupfer.)

Eine lehrreiche Unterhaltung wird auch dieser Theil jungen Lesern gewähren, und er verdient, nicht minder als seine Vorgänger (s. A. L. Z. 1802. Nr. 320), auch den Jugendlehrern von Seiten seiner historisch-propädeutischen Brauchbarkeit empfohlen zu werden. Der Vf. hat darin die bekannten Geschichten von Troja's Zerstörung, von dem Argonautenzuge, von Prometheus, Ariadne, Medeens Rache am Pelias, von Kastor und Pollux, Orpheus, Atalante, Jo, Herkules, Orestes, Iphigenia, Oedipus, den Sieben vor Theben und von Theseus erzählt, und dadurch dem Liebhaber Gelegenheit verschafft, sich auf eine angenehme Art mit dem griechischen Alterthume vertraut zu machen. Dass hier nicht an eine scharfe Sichtung dieser einzelnen Mythen, nicht an Absonderung ihrer wesentlichen Bestandtheile von spätern Ausschmückungen zu denken sey, versteht sich von selbst: der Vf., dem es nur um Vollständigkeit der Erzählung zu thun war, hat sich aber auch glücklicher Weise vor Deutungen der Fabeln gehütet, wodurch man nur allzuleicht, von dem Geiste des Alterthums abgeleitet, in leere Träumereyen verfällt. „Du kannst Recht haben, antwortet einmal (S. 211) der Lehrer dem jungen Anton, der das Volksmährchen vom geraubten Ganymed zu deuten versucht; „Du kannst Recht haben, „aber auch Unrecht. Und damit begnüge dich! „Wer kann von Dingen, die schon im grauen Alter„thum für Mährchen galten, jetzt noch die wahren „Veranlassungen ausmitteln?" — Diese richtige Ansicht ist in dem Buche die herrschende.

Diess waren die guten Seiten des Buches: wir dürfen aber auch nicht, was wir für Fehler halten, verschweigen. Dahin rechnen wir vor allen Dingen den eiteln Versuch, Gegenstände, welche nur für Gelehrte gehören, der Fassungskraft der Kinder anzupassen, oder solche, zu deren Erforschung und Erkenntniss tief liegende Gründe nöthig sind, mit oberflächlicher Leichtigkeit abzufertigen. Der Vf. selbst bekennt in der Vorrede, dass ihm die Einleitung, worin die neuesten Untersuchungen über Homer, die Geschichte der nachfolgenden Epopöen und ein Urtheil über Virgil's Aeneis zusammengefasst werden, manches Ungehörige zu enthalten scheine; uns hat diese Einleitung gar nicht befriediget. Wie abgerissen, unvollständig und seicht ist hier Alles behandelt! Der kleine Anton erfährt, wie nach der neuesten Vorstellung die homerischen Gedichte entstanden *seyn sollen*, und ihn befremdet es, dass *die Alten davon* nichts geahndet haben. „Diese Kunde, versetzt der Lehrer, „wie Homer seine Gedichte gearbeitet, hat„te sich schnell verloren, und denkt nur! erst ein „Gelehrter aus unserer Zeit, der berühmte Professor „Wolf in Halle, hat sie, durch viele äusserst scharf„sinnige, historische Combinationen wieder aufge„funden" u. s. w. Besser, unseres Bedünkens, von der Sache gar nichts wissen, als so etwas auf eine solche Art erlernen! — Ueber Virgil's Aeneis wird sehr hart, wir dürfen sagen unwürdig, geurtheilt. Der Lehrer, welcher dieses Gedicht *mit strengerer Prüfung, ganz vollständig im Zusammenhange* gelesen zu haben versichert, erzählt seinen Kleinen, dass ihm *Zeit und Weile dabey lang geworden* (S. 2), dass man diese *poetische Quälerey nicht ohne Unwillen* lesen könne (S. 13); und natürlich rufen nun die Kinder auf die Frage, ob sie noch die Abentheuer des Aeneas einzeln und im Zusammenhange zu hören begehren (S. 14), herzhaft ein lautes und einstimmiges Nein aus. Besser, unseres Bedünkens, auch hier, seine Meynung für sich behalten, als unerfahrenen Lesern ein falsches Vorurtheil gegen die Alten beybringen, und unterrichtete Beurtheiler durch ein flaches und unreifes Raisonnement, dem man mit unverdienter Weitläuftigkeit begegnen müsste, in die Nothwendigkeit setzen zu — schweigen. — Der Vortrag des Vfs. ist zwar leicht und fliessend; aber er könnte oft weniger nachlässig, rascher fortschreitend, und in einzelnen Ausdrücken edler und gewählter seyn. „Homer (heisst es S. 3) zog mit seiner Harfe „herum, und bot seinen Gesang an, wo man ihn ver„langte. Gewiss wird ihm dafür *mancher fette „Schweinsrücken in die Hand gedrückt* worden seyn. „Bey dieser Art, seine Gesänge anzubringen, könnt „ihr wohl denken, dass er gar nicht den Gedanken „*gehabt haben* kann, ein langes Heldengedicht in 24 „Büchern zusammen zu setzen, so wie wir die Ilias „und Odyssee jetzt *haben*. Wie *hätte* er's auch, des „Gedächtnisses zu geschweigen, *in der Lunge aushal*„*ten*

„ten können? Er hätte ja den ganzen Tag darin zu „singen *gehabt*.“ — Nicht unedel, aber eben so nachlässig, lautet gleich in der Vorrede eine Stelle (S. V): „Dass man diesen Gesichtspunkt, den ich doch, „besonders in der Einleitung, so deutlich bezeichnet „*hatte*, übersehen *hat*, *hat* mich wirklich ein wenig „geschmerzt.“ — Der raschere und angenehmere Fortgang der Erzählung wird oftmals gehemmt durch allzukindisches Dazwischenreden, wodurch die jungen Zöglinge ihren Lehrer unterbrechen. Denn Interlocutionen von der Art, wie S. 226: „*Na*, nun „kommt die letzte Arbeit des Herkules, rief Wil„helm.“ oder S. 289: *I nun*, Herkules wird ja doch — „*Ach der Tausend*, nein! das Geld war damals noch „nicht erfunden,“ oder S. 194: „*Sapperlot*“ das ist viel, rief Julius. Aber es ist doch *kurios*, dass u. s. w., solche Dazwischenreden und ähnliche, die hin und wieder vorkommen, dienen keineswegs zur Belebung der Erzählung; vielmehr erniedrigen sie dieselbe zu einem kindischen Tone, den man auch in belehrenden Unterhaltungen mit Kindern, der Deutlichkeit unbeschadet, vermeiden kann, und erinnern unangenehm an die ehemals beliebte Raffische Manier. — Moralische Urtheile und Reflexionen sind auch in diesem Bande grossentheils auf eine natürliche und ungezwungene Art aus der Erzählungen hergeleitet. Nur hie und da glaubten wir Einseitigkeit des Urtheils oder Uebertreibung wahrzunehmen. So, um nur Eines anzuführen, bey der Anekdote von dem französischen General Türenne. Dieser sah einstmals in seinem Nachtjäckchen zum Flurfenster hinaus, und erhielt von seinem lustigen Bedienten einen derben Schlag auf den Hinteren. Der erschrockene Bediente entschuldigte sich mit der Versicherung, er habe seinem Kamerad den Spass zugedacht, und unglücklicher Weise seinen Herrn verkannt. „Wenn auch, wenn auch! versetzte Türenne mit verbissenen Schmerze, du hattest doch so arg nicht schlagen sollen!“ Ich muss gestehen, fügt der Vf. hinzu, dass mir dieser Zug von Klarheit und Schnelligkeit von jeher so *bewundernswürdig* geschienen hat, dass ich den Türenne schon *deshalb* für einen *wahrhaft grossen* Mann erklären würde, auch wenn ich weiter nichts als diese Anekdote von ihm wüsste.

Hr. *Becker* besitzt zu gute Talente, ein vorzüglicher Schriftsteller für die Jugend zu werden, als dass er sich dieser Fehler nicht sehr leicht entwöhnen, und alsdann recht viel Brauchbares in seinem Fache liefern sollte.

Berlin, b. Himburg: *Welmor, oder Geschichte des unglücklichen Wahnsinnigen*, genannt der *Salzburger*, erzählt durch *Edmund v. S.*, *Welmors Freund und Mitverhafteten*. 1801. 196 S. 8. (18 gr.)

Im Jahrgang 1800 der National-Zeitung der Deutschen S. 736 hat Hr. Pfarrer *Pahl* zu Neubronn das Publicum mit einem *Wahnsinnigen*, der im nördlichen Schwaben vulgo der *Salzburger* heisst, und unter die psychologischen Phänomene der seltensten Art gehört, bekannt gemacht. Diess war der Grundstoff zur vorliegenden Geschichte. Rec. stimmt mit Hn. *Pahls* Vermuthung im Reichsanzeiger Nr. 10. überein, dass *Welmor*, so dreist auch in seiner Geschichte das Gegentheil behauptet wird, bloss ein Geschöpf der Phantasie, dessen Bestandtheile aus obigen Zeitungsartikel gesammelt, und solche mit Beymischung eigenen Stoffes zu einem *nicht* uninteressanten Ganzen verarbeitet seyen. Wohl sind alle Begebenheiten in *Welmor* nicht so ungewöhnlich, dass sie nicht buchstablich wahr seyn könnten; aber die Erzählung endet gerade mit dem Zeitpunkte, wo des unglücklichen Verfolgten Wahnsinn begann, und jeder gefühlvolle Leser das *Nähere* sehnlich wünscht. Um diesem Vorwurfe zu begegnen, stellt er sich als Welmors *Mitverhafteten* dar. — Der Ton geht zuweilen in poetische Prose, ins Declamatorische, ins Exaltirte über. Ausdrücke, wie „*herziges Band, städti*„*sche Gewühle, Famens bunte Verkündigungen, reissen*„*de Körperkräfte* etc. gefallen nicht. Wie sonderbar klingts S. 48: „Wer bereits das Gefühl *der Freude* erfuhr, *die* einen Lieblingsgedanken schon *halb aufgab*, und dann ihn doch mit eins erfüllt werden sieht, hat einen Begriff u. s. w. Gab denn Freude den Gedanken auf? — „*Welmor* mit „*Albinen* ein *Paar!* Für dieses empörende Gefühl hät„te mir, in diesen Zeiten, *selbst* die *Harmonie* der „*Sphären keine Besänftigung gebracht*.“ Dergleichen Ueberspannungen scheint der Vf. zu lieben. In *Gleichnissen* ist er mit unter sehr glücklich. — Auf die menschenfreundliche Anfrage in der obenbemerkten Nummer des Reichsanzeigers ist er Antwort schuldig.

Berlin, b. Schöne: *Taschenbuch vermischten Stoffes über verschiedene interessante Gegenstände, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung*. Von *J. E. L. Paulmann*. Mit des Verfassers Bildniss. 1802. 170 S. 8. (20 gr.)

„Wäre das *Gute* nur *neu*, wäre das *Neue* nur *gut!*“ Zuerst bringt Hr. *Paulmann* aus Horazischen Liedern „*lyrische Idyllen, Schäferoden*“ eifrig zusammen. Dann folgen sogenannte „*Gedichte*“ — Z. B. aus einem „*Rheintrinkliede*.“

Herzenerfreuer, Patriarch! Heil dir auf *Ararat*
Aus deiner Arche stieg'st schach matt,
Gabst *Noah* uns der Reben satt;
Und Leben, Freud' an Sorgen statt.
*Alle*. Reiner Freude Götterfunken
Danken *Wir Dir* Wonnetrunken.

Die dritte Abtheilung führt den Titel *Charaktere*, nach dem Englischen, nach la Bruyere, und, „*originell*.“ Von letzterem nur zwey Stellen: „Weil eben „sein Geburtstag ist, *zähmt* er (Harpax) *sich* ein ein„ziges gekochtes Ey, und ein Glas von seinem „Apfelwein etc. — Aus der *abergläubischen Frau:* „Der liebe Gott ist bey mir. Wenn so mein seliger „Mann — drey Viertel — still! Es ist der Wind. Es „muss

„mufs eine Katze seyn. Das sind gewifs Mäuse. Wie „picket die Uhr! *Die fürchtet sich nicht;* ich möchte „sie weghängen. Ich kann es nicht vertragen. Wie „erschrack ich! Es ist mein Stuhl u. s. w. bis zum Gähnen. — Zuletzt werden *vermischte Auffätze* preisgegeben. I. Was ist Luxus? II. Von der Kultur der Leibeskräfte, und ihrer *unausweichlich-bleibenden Nothwendigkeit.* III. Wie sind wir vom Geiste des Alterthums unterrichtet worden etc. IV. Ueber *Liturgie*, wo wir z. E. lesen; „Ich weifs *alte* „*Kirchengesänge*, die ich mit ihren Melodien lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des *Pindars* und „des *Horaz.* Vielleicht trägt die Geringschätzung eines Liedes oft nicht wenig dazu bey, für eine göttliche Religion zu dichten: so wie unstreitig die vielen schlechten Lieder dieser Gattung etc." — Arbeite sich durch, wen es lüstet! — Zum Schlufs noch ein *Quatrain*, was Hr. Paulmann schrieb, „als *Commodore Peyne* aus England mit seiner *Escadre* nach „dem *Texel* segelte, um die Princessin von *Brunswik* „abzuholen." (S. 35.)

Des *Weltalls Insul* heifset mir ein *Meerschiff* auszurüsten,
Aus *Guelphen-Landes erster Stadt* hin nach *Albions* Küsten;
Vom *Texel* bald *Walliserin* im Seegelschiff zu bringen.
Heil! *diamantne Guelphen-Braut!* Heil! Wird dein *König* singen.

Köthen, b. Aue: *Kohlköpfe.* Eine Lectüre für Aristokraten und ihre Freunde. 1801. 115 S. 8. (8 gr.)

Der vom Verleger ausgesonnene Titel soll „*imponiren.*" Alle, welche den barocken Schild „zu bekritteln sich einfallen lassen" nennt er in einer künftigen „*Antirecension gradezu Hohlköpfe.*" Unter den aus Luthers Tischreden, Apophthegmen der Alten, Weidner, Moser etc. zusammengerafften Anekdoten (113 an der Zahl) könnte Manches den Stolzen und Herrschsüchtigen zur Lehr' und Warnung dienen; aber längst war alles aus bessern Sammlungen zur Genüge bekannt. Auf den unschweren Abdruck ist nicht einmal der gebührende Fleifs verwandt. Wie läse man sonst zweymal *Footi* statt *Foote*, und *Benseinde* statt *Benserade?* Die Nachentschuldigung bessert nichts. Die Vorrede und den Epilog müssen sogar *Hohlköpfe* witzlos und abgeschmackt finden. Dafs *Käftner* zu Prinzen, die ihn am freyen Gebrauche des Tubus hinderten, gesagt haben *soll:* „Ich weifs „es, dafs Ew. Hoheiten *durchlauchtig* sind, aber „*durchsichtig* sind sie nicht", war dem Rec. neu.

## KINDERSCHRIFTEN.

Salzburg, in d. Mayr. Buchh.: *Christliche Sittenlehre für Kinder*, ehe sie aus der *Schule* austreten. Von M. *Rumpler*, Canonicus des Maria — Schnee — Stiftes und Consistorial-Accessisten in Salzburg. 1802. 114 S. 8. (4 gr.)

Hr. R., ein aufgeklärter Religionslehrer der römisch-katholischen Kirche, von welchem wir schon einige Schriften in der A. L. Z. angezeigt haben, trägt hier eine Tugendlehre nach rein-moralischen Grundsätzen vor, deren einzelne Theile durch natürliche Uebergänge sehr gut an einander gekettet sind. Nur die Belehrung über das, was uns die Sittenlehre in Ansehung unsrer Reden vorschreibt, scheint in der Rubrik: von den Pflichten gegen unsern Leib, nicht an ihrem rechten Platze zu stehen. Die Sprache ist meistentheils fafslich; einige unedle Ausdrücke und Provincialismen abgerechnet, wie S. 31 u. 42 auf etwas *verfessen* seyn; S. 34 ein *Mensch verweist* sich oft nicht mehr, anstatt: er ist sich seiner nicht mehr völlig bewufst; S. 35 *verschmäherisch* und *fürübelhaberisch.*

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Erlangen*, b. Schubart: *Beyträge zu den Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung der Schulen und ihres Unterrichts. Sechstes Stück.* Verfafst von *Joh. Friedr. Degen.* 1802. 23 S. 8. In diesem Stücke theilt uns Hr. D. eine wohl ausgearbeitete Rede mit, welche er bey der Vorstellung eines neuen Lehrers in Neustadt hielt. Ihr Gegenstand ist: *die Würde des Lehrers*, welche nach dem Vf., auf Talent, höherer Bildung, rastloser Fortsetzung seiner Bildung, seinem Geschäft und auf den wichtigen Folgen desselben beruht. Der Ideengang ist natürlich; der Vortrag lebhaft und nicht selten blühend. Wir wünschten, dafs diese Rede insbesondre von denjenigen gelesen würde, die noch von dem Geschäfte der Erziehung und des Jugendunterrichts einen so kleinlichen Begriff haben, dafs sie sich selbst, ungeachtet sie die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtskunst weder theoretisch noch praktisch studirt haben, ja vielleicht selbst noch eines Erziehers bedürfen, für weise genug halten, um Erziehungs- und Unterrichtsplane machen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. August 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Köhler: *Repertorium für die Literatur der Bibel, der Religionsphilosophie, Kirchen- und Dogmengeschichte.* Herausgegeben von *Karl Christ. Ludw. Schmidt*, gräflich Leiningen-Westerburg. Pfarrer und Consistorialis. *I. Stück.* 1803. VIII u. 250 S. 8.

Im I. Aufsatz dieser Sammlung will der Herausgeber „die schwere Schriftstelle Gal. 3, 20 neu erklären." Die Erklärung möchte leicht die unwahrscheinlichste unter den vielen seyn, welche von dieser Stelle bekannt worden sind. Paulus gehe von dem Gedanken aus: Ein für gültig erklärtes Testament wird nicht wieder aufgehoben oder ihm späterhin etwas beygefügt, wodurch es aufgehoben würde. [Wie unrichtig wäre dieser Vordersatz! So lang es Testamente giebt, gab es auch Fälle, dass man einige wieder aufhob, andere durch Codicille und spätere Verfügungen modificirte.] Jehova habe ein solches Testament gemacht. [Wie kann man immer noch dem Apostel die unpassende Metapher unterschieben, als ob er Jehovahs ברית, διαθηκη, *Disposition*, für Abraham, für das hebräische Volk etc. gerade mit einem Testament verglichen habe. Gott, den Ewiglebenden, sollte man sich als einen Testator gedacht haben?] Diess Testament wolle, dass nicht allen Nachkommen Abrahams, wohl aber Einem, dem Messias Jesus und dessen Nachkommenschaft, den Christen, das Erbtheil, nämlich Gottes Wohlgefallen und die daraus fliessenden Segnungen, zufallen sollen. Diese Güter erlange man also nicht durch Beobachtung des mosaischen Gesetzes. Denn — dieses Hinzugekommene sey nicht von dem Testator, dem Jehova, selbst, sondern eine blosse [?] Veranstaltung der Engel, indem Moses dabey als Vermittler gebraucht worden sey. „Ist aber wohl der Vermittler, Moses, der Vermittler eines und desselben sc. Gottes? Jehova aber ist einer und derselbe." Nach diesem allem soll der V. 20 den Sinn haben: Zwischen Jehova, dem Testator, und ebendemselben als Erfüller des Testaments für Abraham und seine Nachkommen sind, weil er ebenderselbe ist, keine Mittelspersonen nöthig. Käme am Ende nichts als diess heraus: so hätte, dünkt uns, Paulus mit der überflüssigsten Bemerkung geschlossen, welche je gemacht werden könnte. Auch würde jeder Jude oder Judenchrist natürlich geantwortet haben: Waren die Engel, war Moses bey der Gesetzgebung Mittelspersonen: so waren sie dieses nicht als Vermittler zwischen Gott und Gott, sondern zwischen Gott und Abrahams Einer Nachkommenschaft, den Juden! Der Vf. selbst ist übrigens noch unschlüssig, ob nicht eine andere Erklärung Statt finde, deren Schluss seyn sollte: „War ein Vermittler zwischen Jehova und den Israeliten nöthig, als er ihnen die mosaischen Gesetze durch Engel promulgiren liess: so können diese Gesetze die im Testamente verheissenen Güter und selbst die Israeliten die rechten Erben nicht gewesen seyn. Denn sonst wäre kein Vermittler nöthig gewesen." Wie aber sollte diese Folgerung passen? Sollte diess das Tadelswürdige am mos. Gesetz seyn, dass es durch einen oder mehrere Vermittler kam? Kam doch die neue Theokratie auch durch einen Mittler, Jesus! Endlich will uns der Vf. auch noch die Wahl lassen, zu ἑνος nicht θεου, sondern etwa πραγματος zu subintelligiren. Wer noch selbst hin und her schwankt, wie kann ein solcher eine schwere Schriftstelle erklärt zu haben sich bereden, und eine Erklärung dieser Art sogar als Probe an die Spitze einer Sammlung für Exegese etc. setzen! Dergleichen Erklärungsversuche, wie man sie in jeder Stunde zu Dutzenden haben und verwerfen kann, ins Publicum hinauszuwerfen, kann keinen andern Erfolg haben, als jedem Wissbegierigen Ekel gegen die Schrifterklärungskunst aufzudrängen. II. *Stellen aus dem Ezurvedam verglichen mit Stellen aus dem alten und neuen Testamente.* Vom Herausgeber. Der Vf. verweist auf Spuren, dass Juden und Christen längst nach Indien gekommen seyen. Auch Hamilton in *New Account of the East Indies* T. I. p. 321 sq. erzählt, dass Juden in Malabar sich für Nachkommen der Manassiten angeben, welche Salmanasser aus ihrem Vaterlande weggeführt habe. Daher nun, meynt Hr. *Schm.*, sey in dem hier excerpirten Commentar über den Vedam so vieles dem Judenthum und Christenthum ähnliche. Chrixnou sey Jesus Christus u. dgl. Auch Rec. hält die Indische Mythologie bey weitem nicht für so rein originell, als man sie gewöhnlich dafür gelten lässt. Aber alle von dem Vf. hier ausgehobene Stellen stehen mit Schriftstellen des hebräischen und christlichen Alterthums in einer so entfernten, zufälligen Aehnlichkeit, dass sie uns auf diesen Gedanken nicht geleitet haben würden, so wie sie nicht einmal ihn zu bestätigen hinreichen. III. *Exegetisch-kritische und historische Untersuchungen über die drey ersten Evangelien unsers Kanons, nach der Zeitfolge harmonisch geordnet. Mit Rücksicht auf Hn. Prof. Paulus Commentar, die Stolzischen Erläuterungen und die exegetischen Beyträge, welche hier die versprochene Revision finden.* Von Herausgeber. Viele Worte (S. 48 bis 200), äusserst wenig Inhalt.

Auf mehr als 150 Seiten ist mehr nicht als Matth. 1. und Luc. 1. bis 2, 39 behandelt. Schon der absprechende, grelle Ton des Vfs. ist widerlich. S. 48: „Markus und Lukas, *sog man*, schrieben unter Leitung des Petrus und Paulus." S. 67: „*Sicher* ging Luk. 1, 5 — 2, 52 „dieses wunderbare Gemisch von „Abentheuerlichkeiten, aus dem Schoſse der ränke- „vollen, katholischen Kirche hervor, um dadurch „Juden- und Heydenchristen in Eintracht zu verbin- „den. [Wäre denn dieser Zweck ein so bösartiger gewesen?] „Doch . . sie sind und bleiben Legenden „und Mährchen, sie mögen sich herschreiben, von „wem sie wollen." Und woher wäre dieses so sicher? 1) Weil Marcion jene Erzählungen nicht hatte! [M. nahm sie nicht in den Evangelien*auszug* auf, den er für Nichtjüdische Christen machte; folglich las er sie nicht bey Lukas! Ist diess eine Folgerung?] Marcion hatte einen ächteren Lukas, als wir! Denn in seinem Lukas soll Jesus gesagt haben: ουκ ἠλθον πληρωσαι νομον ἀλλα καταλυσαι. [Ein Ausspruch, welcher dem ganzen Betragen Jesu zuwider ist, sollte der ächte gewesen seyn!] 2) Luk. 4, 16—30 ist jenen eingerückten Kapiteln entgegen. [Weil die Nazarethaner V. 20 Jesus Josephs Sohn nennen und Lukas nichts dagegen in Parenthesi anmerkt: so soll er nicht schon im Eingang seines Evangeliums das Nöthige dagegen aufgenommen haben! Dieser Schluss könnte vielmehr umgekehrt werden. Noch mehr stünde nach der Schluſsart des Vfs. schon Luk. 2, 30. 51 mit dem Vorhergegangenen im Widerspruch. Und diese Erzählung wäre doch selbst ein Theil jener „Legende"!] 3) Nach Apg. 1, 1 habe Lukas in seinem Evangelium geredet περι παντων . . ὡν ἠρξατο Ιησους ποιεῖν κ. διδασκειν. Folglich nicht von Jesu Geburt. [Hätte man diess so strenge zu nehmen, so müsste auch noch Luk. 3, 1—20 unächt seyn.] 4) Nach Luk. 1, 1—4 habe der Evangelist schreiben wollen von Begebenheiten, welche *jetzt nicht mehr* von den Christen bezweifelt würden. [Wollte man auch diese willkürliche Erklärung des Ausdrucks πεπληροφορημενων zulassen, so sagt Lukas keineswegs, dass Er selbst, sondern dass andere von solchen Begebenheiten Erzählungen in Ordnung gebracht haben.] 5) Auch dem Paulus sollen jene Kapitel entgegen seyn, welcher Röm. 1, 3 Jesus *auf menschliche Weise geboren seyn* lasse. Niemand aber wird in Stellen bey Paulus finden, dass er Jesu Geburt als auf gewöhnlich menschliche Weise vorbereitet voraussetzte. Und diess sind nun die Hauptgründe, auf welche der Vf. sein kritisches „sicher" baut. Hierauf mag passen, was er S. 57 nach seiner leichten Manier bey einer andern eben so ungründlich behandelten Untersuchung sich selbst — gewiss aber nicht seinen Lesern — zum Troste sagt: „Es kann seyn, dass ich mich hier manchmal indessen, jeder [?] hat seine Gründe, und ich die meinigen." S. 72 meynt der Vf. noch bhundert solcher Gründe" anführen zu könme Zweifel hat er die gründlichsten voran- Beklagenswerth, wer auch die übrigen lesen da unter allen S. 71 nachgetragenen kein einziger neu ist. Eben so desultorisch sind die einzelnen Anmerkungen. Luk. 1, 3 soll καθεξης durchaus bedeuten: nach der Zeitordnung. Statt irgend eines Beweises soll es genug seyn, dass der Vf. diess behauptet. Zu V. 17 heisst es: „Griesbach hat προελευσεται in den Text aufgenommen und *sicher* ist προσελ. besser." Gr. hat προελ. nicht erst aufgenommen. Es ist der gewöhnliche Text. προσελ. soll besser seyn, weil es von Malach. 3, 1 abweiche und doch schreibt Hr. *Schm.* gleich nachher: der Vf. scheint nach der LXX allegirt zu haben. Diess aber schreibt er, gerade wo Lukas von den LXX sehr abweicht. Bey Luk. I. behauptet Hr. *S.* mehrmals, der Erdichter habe als solcher manche Umstände gerne im Dunkeln gelassen. Wie würde er sich alsdann doch 2, 2 auf ein chronologisches Datum berufen haben, dessen Unrichtigkeit (wenn sie so evident wäre, als es Hn. *S.* scheint) so viele gewusst hätten. „Sehr *fein*, *sagt S.* 135, wurde der Census als die Ursache *ihrer* (*der Maria*) Reise nach Bethlehem gewählt. *Denn daraus* ergab es sich, dass *Maria* aus der *Familie Davids* abstammte und dass diese noch eine παρθενος war." Wäre diess die Absicht des Erdichters gewesen, so müsste er sich selbst sehr vergessen haben. Denn V. 5 erinnert er, dass Maria nicht παρθενος, sondern μεμνηστευμενη τῳ Ιωσηφ γυνη und zwar εγκυος war. Wollte der Erdichter sie deswegen hinreisen lassen, um sie als Besitzerin eines eigenen Vermögens und als älternlose Erbin eines besondern Familienguts anzugeben, warum enthält seine Erzählung hievon nicht eine Spur? Warum beschreibt er sie als eine schwangere und doch von Joseph als angetraut hingeführte, wirklich also als eine von Joseph schon ins Haus genommene Frau, die folglich dafür auch unter den Leuten galt? Wozu nun der Census, wenn er Fiction war? Nach Bethlehem, wenn es nur darum zu thun gewesen wäre, Jesus für einen dort Gebornen auszugeben, hätte der präsumtive Erdichter *die Mutter* Jesu leichter ohne einen Census kommen lassen können; zunächst von Elisabeth her! S. 142 nennt die zwey ersten Kapitel eine Ausgabe *in usum Delphini* von dem *Evangelium Infantiae*. Welche nichtssagende Witzeley. Luk. 2, 11 soll κυριος (ohne Artikel) Jehova seyn. „Nach der Aussage des Engels wurde also in dieser Nacht *der Jehova selbst geboren*." Und diess soll irgend ein jüdischchristlicher Legendenmacher in den ersten zwey oder drey Jahrhunderten bey der Geburt des Messias gedacht haben? Ueberall verräth der Vf. das sonderbarste Bestreben, auf irgend eine Art von andern Erklärungen sich zu entfernen, wäre es auch nach Voraussetzungen, die dem Zeitalter durchaus nicht angemessen sind. So hier mit dem, was Er gleich darauf (wie witzig!) „den kleinen Jehova" nennt. Dagegen zankt er sich mehrere Seiten lang, ob die φατνη eine Höhle, oder etwas in einer Höhle, gewesen sey. Um aus der φατνη etwas Auszeichnendes zu machen, „muss" im V. 12 τῃ vor φατνῃ genuin seyn, wenn gleich die bedeutendsten Mss. nach der Reihe dagegen sind. S. 161 weisst, dass „Jesus ohne Zweifel zu Nazareth geboren war. Luk. 2,

2, 33 soll der Anachronismus, folglich die spätere Erdichtung, dadurch deutlich seyn, dass Simeon vom Messias als Licht der Völker redet. Ist etwa Jes. 2, 1—4. 60, 3 auch Anachronismus? Luk. 2, 34. 35 wird, äusserst künstlich, als eine hebräische Urschrift erklärt, welche der griechische Uebersetzer zum Theil misverstanden habe. Der griechische Text: ἰδου, οὑτος κειται εἰς πτωσιν και αναςασιν πολλων ἐν τῳ Ἰσραηλ και εἰς σημειον ἀντιλεγομενον και σου δε αὐτης την ψυχην διελευσεται ῥομφαια ὅπως ἀν ἀποκαλυφθωσιν πολλων καρδιων διαλογισμοι, soll in der Urschrift ungefähr dieser gewesen seyn:

הנה זה שמה
למכשלה ולמצרות
רבים בישראל
ולצור מכשול
[ואת נפשך יעבור צור כשיל] V. 35.
להגלות מחשבות
מלבות רבים:

Weil einiges Witzige, das in dergleichen Muthmassungen liegt, leicht geneigt macht, sie für wahr gelten zu lassen, worauf sie bald als entschiedene Beweise von einem hebr. oder aramäischen Original angeführt zu werden pflegen: so ist eine kurze genauere Prüfung dieses Probeversuchs nicht überflüssig. Das Witzige ist, dass an den ähnlichklingenden Worten מצרות, צור מכשל, und צור כשיל die Entstehung des ganzen Ausspruchs hange. Statt צור מכשל habe der griech. Uebersetzer צין מ׳ zu lesen gemeynt, und dieses Wort nach Ezech. 39, 15 (2 BKön. 23, 17. Jerem. 31, 21) durch: *Zeichen*, übersetzt. כשיל bedeute nach Ps. 74, 6 *eine Axt* und צור etwas schneidendes. 2 BMos. 4, 25. Ps. 89, 44. צור חרבו. Sobald man näher tritt, verschwindet dieser Schein. Wie seltsam hätte sich Simeon ausgedrückt, wenn die Zeile, auf deren Entdeckung sich der Vf. am meisten zu gut thut, aus seinem Munde gekommen wäre: „Und durch deine Seele wird gehen die Schärfe einer *Axt?*" Man müsste dem griech. Uebersetzer vielen Dank wissen, dass er die hier völlig unpassende πελεκυς in eine ῥομφαια (Schwerdt) verwandelte. Ueberdies ist noch sehr ungewiss, ob überhaupt כשיל *eine Axt zum Fällen der Bäume*, ob diess nur einmal vorkommende Wort nicht vielmehr *ein Fallen* bedeute. Ferner ist nicht צין, sondern ציון *ein Zeichen*. Hätte aber auch der griech. Uebersetzer צור und צין miteinander verwechselt, woher alsdann für מכשול, welches πτωσις, σκανδαλον oder dergl. etwas heissen möchte, die Uebersetzung *αντιλεγομενον*? Noch weniger wäre zu begreifen, wie er bey מצרות an αναςασιν hätte denken oder wie Simeon מצרות zum Gegensatz von מכשול hätte wählen können. Wohl bedeutet צור Fels, auch einen Zufluchtsort, Schutzort. Aber ist hierbey an ein *Aufstehen vom Fall* zu denken? Und, was noch mehr zu bedenken gewesen wäre, würde denn die hebräische Wortform מְצָרוֹת *Wachethürme*, oder מצורות *Befestigungen* (wovon jenes zu נצר, dieses zu צור gehören würde) mit צור *Fels, Schutzort*, einerley seyn? Von *dergleichen* Rückübersetzungen des griech. Matthäus in das vorgebliche aramäische Urevangelium (der Vf. verspricht sie in der Folge häufiger zu geben) ist offenbar wenig Aufklärung des Textes zu erwarten. — Angehängt ist eine sogenannte Miscelle: „die Moralprincipien: Kant und von Schillers Resignation; oder eine Aufgabe, drey im Widerspruche seyn sollende Gegenstände, voller Eintracht, unter einen Hut zu bringen." Unter einen Hut zu bringen! Diesen platten Witz läst sich der Vf. weiterhin noch einmal entfallen. Die Miscelle selbst will als Selbstrecension des Vfs. eine andre kleine Schrift desselben: *Diomedes* oder die *Moralprincipien im Streite*, in Erinnerung bringen und giebt von dem dort gegebenen ein Excerpt. Mit einem Rec. seines Diomedes in der Leipziger L. Z. 1802. St. 14 ist der Vf. sehr unzufrieden, gegen welchen Er sich deswegen, nach S. 205 als *gegen einen witzigen Kopf auf gleiche Weise sehr zusammenzupacken gesucht habe.* Künftige Recensenten des streitbaren Diomedes mögen sich hüten. Der Vf. will sie den Lesern des Repertoriums vorführen, *wenn sie etwa grosse Menschlichkeiten zu Markte bringen sollten.* Werden die Leser des Repertoriums gutmüthig genug seyn, gerne auf einem solchen Markte zu erscheinen?

## OEKONOMIE.

Meissen, b. Erbstein: *Beyträge zur Beförderung des deutschen Weinbaues.* Herausgegeben von der sächsischen Weinbaugesellschaft. *Erstes Heft,* 1802. 107 S. gr. 8. mit Kupfern. (12 gr.)

Im Jahr 1800 bildete sich eine Gesellschaft in Meissen in der gemeinnützigen Absicht, den Weinbau und die Weinpflege zu verbessern, und erhielt 1801 die landesherrliche Bestätigungsurkunde. In diesem Heft macht sie zuerst ihre vorzüglichste Bestimmung, Einrichtung, Mitglieder etc. bekannt. Sodann folgt eine Abhandlung zur Verbesserung des Weinbaues und Veredlung seiner Säfte in Sachsen, von Hn. *Peter Cerutti*, worin in gedrängter Kürze etwas weniges gesagt wird *vom Boden zum Weinbau, vom Verschneiden der Reben, Düngen und einer schädlichen Gewohnheit dabey;* vom *Pressen des Weins und dessen Behandlung während des Brausens; von den Fässern, dem Keller und dessen nöthigen Luft;* vom *Färben des Weins, dessen Versüssung* etc.; *vom Kosten der Weine; Behandlung der Weinflaschen, der Korke, des Lagers* etc. — Ferner Abhandl. von Hn. Schulhalter *Zeidler* in Guben: *Vergleichung der in Guben gewöhnlichen Bauart des Weinstocks mit der des Vfs.* — *Betrachtungen über den jetzigen Weinbau in Sachsen, in Rücksicht auf dessen Nutzen und Schaden,* von *Fleischmann.* Diese Rüge über die verspätete erste Hacke, wodurch der eigennützige Winzer nur die lange Benutzung des Grases und Unkrauts im Weinberg für sein Vieh beabsichtet; über die späte Senke, die beym grünenden Stock schlechterdings nicht taugt; und überhaupt über der Winzer ungetreue und zweckwidrige Behandlung der Weinberge zum Scha

Schaden ihrer Besitzer ist ein Wort zu seiner Zeit geredet, und die Sache sehr gut auseinandergesetzt. — *Abhandlung von der Hefte vor der Blüthe und deren Vortheilen; ingleichen von der zweyten Hacke und Kraute, so wie von dem, in den Weinbergen noch ganz unbekannten Ausbruche.* Von Ebendemf. — *Ueber die Auffetzung des Weinmosts auf seine Hülsen.* Von Ebendemf. — Bewährte Erfahrungen! — *Ueber die nothwendigen und mannichfaltigen Holzbedürfnisse beym Weinbau und der Weinpflege.* Von Ebendemf. — Räth mit Recht den Acacienbau zu Pfählen. — *Entwurf eines Contracts zwischen Herrn und Winzer.* Von Ebendemf. — *Anfrage zur Empfehlung eines Hauptgegenstandes der Weincultur.* Von Ebendemf. — Hauptsächlich die Frage: *Wie ist eine Lese auf die zweckmäfsigste Weise zu veranstalten, dass solche dem Kostenaufwande auf eine angemessene Weise entspricht?* — *Auszüge aus einigen an die Gesellschaft eingegangenen Briefen.* — Die *Kupfer* stellen eine *Traubenmühle* vor, als welche allerdings eine vortreffliche Verbesserung des Weins bewirkt. Eben diese Mühle hat auch schon längst *Christ* empfohlen in seinem Tractat *vom Weinbau* etc. und das Kupfer beygefügt. In der Beschreibung von Tab. III. fehlt, was die Hölzer oder Eisen *uuuu* im Schwungrad Fig. 5 seyn sollen. Der Druckfehleranzeige ist noch zuzusetzen S. 99. Z. 4 statt *Curculio jacchus* l. *Curc. bacchus.* Und in der Mitte dieser Seite statt *Morillon natif* l. *Mor. hatif.*

Leipzig, b. Weigel: *Hand-Lexikon für Küchengartenfreunde — oder Anleitung zur Kenntniss und Cultur aller in einem guten Hauswesen unentbehrlichen Küchengartengewächse*, in alphabetischer Ordnung, von *J. F. A. Volborth*, Prediger zu Nieder-Sachswerfen in der Graffchaft Hohnstein, und der k. Landwirthschaft zu Celle Mitgliede, nebst einen Küchengartenkalender und einem Register aller in diesem Buche vorkommenden Namen der Gartengewächse. 1802. 312 S. 8. (20 gr.)

Der umständliche Titel des Buchs zeigt schon fast zur Genüge, was man darin finde. In der Vorrede sagt der Vf.: er schreibe eigentlich weder für Kunstgärtner, noch für gelehrte Kenner der Wissenschaft, sondern blofs für solche Männer, die sich in den Nebenstunden gerne mit dem Gartenbau beschäftigen wollen, die sich bisweilen auf einem einsamen Dörfchen befinden, wo ihnen die Cultur ihres Gartens angenehm und nützlich ist. Der Vf. ist nicht so eitel, zu behaupten, dafs er alles aus eigenen Kenntnissen geschöpft, sondern zeigt die Gartenschriftsteller an, die er dabey benutzt habe. Man kann dem Buche für seine Bestimmung und Absicht seine Brauchbarkeit auch nach den vielen ähnlichen Schriften über diese Materien nicht absprechen. Die Artikel sind kurz, deutlich, belehrend und brauchbar abgehandelt. — Der *Küchengartenkalender* als Anhang ist, wie billig, ganz kurz und fast nur 10 Seiten. — Das *Register* weiset zurecht, unter was für Namen man die verschiedentlich benannte Gemüfsarten im Buch finde.

* * *

Braunschweig, b. Reichard: *Handbuch der Religion und Moral in Auszügen aus Deutschlands klassischen Schriftstellern* Für Jugendlehrer und gebildete Christen aller Stände. *Zweyter Band*, welcher die noch übrigen Abschnitte der Religionslehre und die allgemeine Tugendlehre enthält. Herausgegeben von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein.* 1803. X u. 390 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. No. 90.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Bremen*, b. Seyffert: *J. C. Velthusens Sprüche und Liederverse*, nach einer natürlichen Stufenfolge geordnet für Kinder von 6—8, 8—10, und 10—12 Jahren. 1803. 94 S. 8. (4 gr.) Unter den, für Kinder von 6—8 Jahren bestimmten, Bibelversen befindet sich auch Matth. 28, 19: *Gehet hin in alle* etc. Marc. 16, 16: *Wer da glaubet* etc. Unter den für 8—10 Jahren: Matth. 18, 10. und Joh. 20, 17: *Ich fahre auf zu* etc. Diefs wird ohne Zweifel schon ein hinlänglicher Beleg zu unserm Urtheile seyn, dafs der sonst achtungswürdige Vf. bey dieser Sammlung nicht die beste Auswahl getroffen habe. Manche bibl. Stelle kömmt auch auf dem kleinen Raume von 7 Blättern zweymal vor, als Röm. 11, 22. (S. 4 und 9.) Rec. hat sich in diesen Blättern schon einigemal darüber geäufsert, wie nach seiner Meynung die Schriftstellen beschaffen seyn müssen, welche man, ohne anstöfsig zu werden, Kindern zum Auswendiglernen vorlegen kann. Von den hier aufgenommenen dürften nur wenige die Probe bestehen. Bey den jetzt vorhandenen vielen guten Liedersammlungen hätte sich mit leichter Mühe eine recht zweckmäfsige Auswahl guter Liederverse für Kinder von 10—12 Jahren treffen lassen. Allein sehr viele von den hier befindlichen machen durch ihre Härten in dem Versbau und der Diction überhaupt, andre durch ihren, dem Geiste eines geläuterten Religionslehre nicht ganz angemessenen, Inhalt einen etwas widrigen Eindruck. Nr. 102:

Drum fall' ich dir mein Gott zu Füssen:
vergieb mir gnädig meine Schuld,
und heile mein *verwund't* Gewissen
mit Trost *an* deiner Vaterhuld etc.

dürfte in einem Liederbuche für ältere Menschen allenfalls noch eher einen Platz haben finden können, als in einer Verssammlung für zehnjährige Kinder.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. August 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dieterich: *Summa Theologiae Christianae.* Scripsit *Chstph. Friedr. Ammon*, Theologus Gottingensis. 1803. XVIII. u. 260 S. ohne die Indices. kl. 8.

Unter den neuen, besseren Compendien der theologischen Dogmatik hat das gegenwärtige vorzüglich viel empfehlendes und anziehendes. Dem Ausdruck des Vfs. ist bey der nöthigen Kürze eine gefällige, leichte Verständlichkeit eigen, die wir nicht mit einem affectirten Bestreben nach lateinischem Purismus vertauscht wünschten, wenn gleich, bey einer gewiss nicht lange ausbleibenden neuen Ausgabe hie und da für einzelne Ausdrücke (z. B. *de theologiae rationalis cum positiva commercio.* p. IV.) noch angemessenere gewählt werden könnten. Der prüfende Leser wird ohnehin, was ihm an einem solchen einzelnen Worte etwa auffiel, schnell vergessen, wenn er in Behandlung der Materie selbst, wie bey dem angeführten Beyspiel in der Erklärung des Verhältnisses der positiven zur rationalen Religionslehre, den Vf. auf dem lichten Wege fortschreiten und die Fusstapfen, welche zum Besseren leiteten, deutlich bezeichnen sieht. Diess geschieht über den jetzt erwähnten Präliminarpunkt der ganzen Theologie mit Recht schon in der Vorrede. Sie unterscheidet das Positive in jedem unter den Menschen vorhandenen Ganzen von Religionskenntnissen eben so sehr vom willkürlich festgesetzten, als von dem allgemeingültigen. Nichts allgemeingültiges verbreitet sich unter den Menschen ohne eine durch das besondere, durch nationale und individuelle Umstände, gesetzte Umgebung oder äussere Form. Die Veranlassungen, durch welche man auf eine Kenntniss aufmerksam und für sie empfänglich wird, besonders der Eindruck, welchen redlich überzeugte Personen lehrend und handelnd dafür machen, und die Vergegenwärtigung des heiligen Wollens überhaupt durch das Wollen der Gottheit, ferner die Darstellung der Kenntniss durch zuvor angenommene, aus der eigenthümlichen Situation bestimmter Menschen entstandene Symbole und Ausdrücke, auch die für Verbreitung und Wirksamkeit der an sich wahren Kenntniss wählbaren Mittel und Anstalten sind nie das allgemeingültige selbst. Sie sind etwas durch das specielle einzelner Menschen und Völker gegebenes, dennoch aber durch die Gottheit gesetzt und gefügt, in so fern und so lange dadurch das allgemeingültige zu einer bestimmten Anwendbarkeit kommt, welche durch die möglichen guten Mittel zu erreichen, gewiss die Absicht des vollkommensten der Geister ist. Auch die Mittel nämlich, mit denen der Wille der Gottheit übereinstimmt, sind göttlich, ungeachtet sie relativ bleiben und nie das Ewige und Allgemeingültige selbst sind, was durch sie unter den Menschen vermittelt werden soll. Nach dieser Einleitung richtet sich die Anlage des ganzen Compendiums in allen einzelnen Artikeln. Bey jedem Dogma hat der Vf. die biblische Belehrung darüber, alsdann die symbolisch kirchliche Ansicht der Lutheraner aus den symbolischen Büchern und denen Theologen, welche dieselbe in ein System zu bringen gesucht haben, endlich die neueren Versuche, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, und die den Fortschritten in allen übrigen Kenntnissen jedesmal parallele Darstellung der Religionseinsichten zu verbreiten, angegeben und mit beurtheilenden Winken begleitet, um eigene Ueberzeugung in den künftigen Religionslehrern zu begründen und sie zugleich zur ächten Lehrersklugheit zu bilden. Diese Hauptpunkte der Behandlung eines jeden Artikels können Lernbegierige durch hinreichendes Privatstudium weiter verfolgen, wenn sie aus den beygesetzten Anmerkungen die Hinweisung auf eine ausgewählte theologische Literatur benutzen. Noch mehr aber werden sie, wie jeder Freund der Theologie, zu diesen Anmerkungen durch viele sinnvolle Stellen aus dem classischen Alterthum und andern geistreichen Schriften hingezogen werden. Diese nebst andern damit verbundenen Winken strahlen oft wie die Lichtpunkte des nächtlichen Himmels hervor, welche zwar das Trübe der Atmosphäre nicht, wie die Sonne selbst, verjagen, doch aber ringsumher beleuchten und sichtbar machen können, so dass diese Schrift auch in ihren kleineren Theilen nach Semlers vielsagendem Ausdruck, eine *fruchtbare* (ein *libellus bonae frugis plenus*) genannt zu werden verdient. Um eine Arbeit von diesem Werth nicht ohne Bemerkungen, welche das einzelne betreffen, zu empfehlen, wollen wir aus den Gedanken, zu welchen uns der erste Artikel: über die Theologie, veranlasste, einiges ausheben. Der Vf. geht, wie uns dünkt, sehr richtig §. 1. von der *Religiosität* aus; doch macht der lateinische Ausdruck *religio* den Unterschied zwischen Religiosität (religiöser Sinn) und Religionskenntniss nicht so auffallend, wie der deutsche. Der Uebergang zu §. 2. aber, dass *die Religiosität ohne Theologie kein Fundament* haben würde, („*omni tamen caritura esset religio fundamento, nisi niteretur Theologia*"), kann wenigstens sehr leicht missverstanden werden. Ist die Religiosität etwas im Wesentlichen des menschlichen Gemüths ge-

gründetes (und diess bejaht gewiss der Vf. mit uns) so ist sie vor dem Wissen darüber und ohne dasselbe. Wohl aber ist dieses Wissen oder die Untersuchung, in wie fern die Religiosität im Wesentlichen des Geistes gegründet sey, nöthig, theils weil es überhaupt Pflicht des Geistes ist, sich selbst kennen zu lernen oder das Selbstbewusstseyn immer zu erweitern, theils weil sich nur durch eine solche Untersuchung das von Zufälligkeiten abhängige und folglich unreine, welches sich der Religiosität in der Wirklichkeit beymischt, von dem ächten und reinen, welches in dem Wesentlichen des menschlichen Geistes gegründet ist, sicher scheiden lässt. Unstreitig aber „*turbatus et* [*quam maxime*] *adulteratus est verus et genuinus vocis* (θεολογια) *significatus ex eo inde tempore, quo* θεολογυ *nomine is demum insigniebatur, qui divinam Jesu Chr. naturam docte contra adversarios vindicare noverat.* p. 5. — Das Ziel der Religiosität ist ein wahres Reich Gottes. Die Note zu §. 3. bemerkt, dass Jesus unter dem Ausdruck Reich Gottes sich nicht eine äussere Staatsveränderung [nach den Worten: *non externam eamque Messianam* ist ohne Zweifel zu denken *reipublicae conversionem*] sondern eine Umänderung der Gemüther gedacht habe. So denkt es sich auch Rec., doch mit der historischen Gewissheit, dass Jesus durch jene Verbesserung der Gesinnung und Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes nicht bloss die ewige („*sempiterna felicitate potituri*") sondern auch die schon im irdischen Zustand anfangende Glückseligkeit der Menschen zu stiften beabsichtigte, nur in einer vom gewöhnlichen Plane der Menschen abweichenden umgekehrten Ordnung, so nämlich, dass durch das Innere sich das Aeussere im engeren und weiteren Umfang, in Haus und Staat, verbessern sollte. Sehr zweckmässig macht der Vf. bey §. 5. darauf aufmerksam, dass theologische *Dogmen* nicht blosse *Lehrmeynungen* seyen; eine Uebersetzung, welche selbst Theologen gerne zugaben, so lange man noch aus der theologischen Dogmatik so viele „*opiniones et commenta*" wegzuschaffen hatte. Soll aber denn doch theologische Dogmatik genau bestimmt werden: so reicht es nicht hin, sie als eine Theorie zu definiren, da auch die christliche Pflichtenlehre theoretisch ist. Das unterscheidende Merkmal der Dogmatik als eines Theils der gesammten Religionstheorie scheint uns dieses zu seyn, dass ihr Gegenstand das ist, was in religiöser Rücksicht theils von der Gottheit, theils von und für den Menschen nicht bloss als Idee, sondern *als wirklich* zu denken sey, theoretisch (oder: zur Befriedigung des Nachdenkens) zu bestimmen. Mit unpartheyischer Freymüthigkeit fodert S. 11. zum gründlichen Studium der natürlichen oder rationalen Theologie auf, verbindet, wie Antonin (*ad se ips. L. XII. c.* 31.) το επεσθαι τω λογω και τω θεω, und erinnert, dass schon vor Jesus diess als der vollkommenere Zustand der Menschen angegeben sey, (Jerem. 31, 33. Joel 3, 1. ff. Weish. 7, 27. ff.) wenn sie alle nicht bloss von an-
Begeisterten belehrt, sondern selbst über das Nö-
der Religiosität einsichtig genug werden wür-
Doch scheint uns diese Erwartung der hebräischen Propheten nicht davon abzuhängen, dass auch Juden Begriffe von göttlichen Emanationen angenommen haben. Die angeführte Stelle Jerem. 23, 24. wenigstens scheint uns von solchen Begriffen nichts zu enthalten. Gott, sagt sie, erfülle Himmel und Erde; aber sie leitet von diesem Erfüllen nicht etwa Kenntnisse der *Menschen*, Begeisterung u. dgl. ab, sondern dieses, dass *Gott* (der allgegenwärtige) wohl auch wissen müsse, wer die falschen Propheten seyen. §. 11. macht zweyerley Erinnerungen gegen die Behauptung bloss mittelbarer göttlicher Offenbarungen in Religionssachen. Eine göttliche Belehrung durch Mittelursachen finde bey aller menschlichen Erkenntniss statt, und verdiene also nicht den Namen Revelation. Auch spreche Jesus mit der zuversichtlichsten Beharrlichkeit Joh. 5, 23. 30. 7, 16. 12, 44. von seiner Sendung als göttlich. Soviel wir einsehen, wurde die eigentlich aufzulösende Frage: hat irgend ein Mensch von der Gottheit *auf eine irrthumsfreye Art* Religionseinsichten erhalten und sie verbreitet? durch *die alte Unterscheidung* zwischen mittelbarer und unmittelbarer Religionsoffenbarung niemals um einen bedeutenden Schritt weiter gebracht; sie wird dadurch nicht einmal genau bestimmt. Mittel (Erscheinungen, himmlische Stimmen, Träume etc.) wurden auch bey der sogenannten unmittelbaren Offenbarung immer vorausgesetzt. Diese Betrachtung war vermuthlich ein Hauptgrund, weswegen der Vf. schon in einigen kleinern Aufsätzen den Gedanken vortrug und möglichst auszubilden suchte, dass die ächte Religionsoffenbarung als ein directer Einfluss des höchsten Geistes auf den menschlichen, als eine *völlig unmittelbare Mittheilung von Geist an Geist* zu denken seyn möchte. Gegen diese Hypothese aber scheinen alle die Gründe zu gelten, vermöge welcher man *ideas innatas* aufzugeben genöthigt war. Nur die Fähigkeit zur Erkenntniss und zum Denken ist zum voraus im *Geiste*, nicht aber der Begriff, der Schluss, das Gedachte. Will also ein Geist dem andern seine Erkenntniss mittheilen: so kann diess nur dadurch geschehen, dass er jene Fähigkeit in dem andern nach einer gewissen Richtung thätig zu seyn veranlasst. Das Product ist alsdann nie bloss das Mitgetheilte, sondern immer zugleich Wirkung jener individuellen Denk- und Erkenntnissfähigkeit. Und selbst die Veranlassung zur Wirksamkeit dieser Fähigkeit kann nicht ein unmittelbares Uebergehen des einen Geistes in den andern seyn. Man mag die unmittelbare Mittheilung von Geist an Geist mit einem Annähern, Berühren, Durchdrängen, Einfliessen etc. vergleichen. Man bleibt dadurch bey blossen Metaphern, welche die Art der Mittheilung nicht bestimmen, und leicht in Katachresen übergehen könnten; der Sinn muss also am Ende dieser seyn: der eine Geist veranlasse, dass der andere das denke, was jener denkt oder einsieht. Soll nun dieses Veranlassen durchaus nicht ein mittelbares (irgend ein symbolisches Erwecken der dem andern Geiste eigenen Erkenntnisskraft) vielmehr ein auf unbegreifliche Art empfundenes seyn, wie könnte ein solcher Geist, sobald er zweifelnd untersucht oder solche

che Unterfucher befriedigen will, fich und andere fichern, dafs das, was er anderswoher empfunden und erhalten zu haben annimmt, nicht dennoch eine Wirkung feines Selbft fey, nur eine folche, deren Hervorbringung ihm nicht ausdrücklich im Bewufstfeyn unterfcheidbar wurde? Wie dunkel ift die Wirkfamkeit der Geifteskräfte, oft plötzlich fich an etwas zu erinnern, worauf man zuvor fich lange umfonft befonnen hatte; oft im Augenblick eine Möglichkeit einzufehen, wo zuvor alles dunkel fchien; oft, wo man lange Schlufsketten umfonft verknüpft hatte, fchnell die wahre Verbindung zu denken? Und diefe Wirkungen des Geiftes find es gerade, welche die Volksfprache nach einer unausgebildeten Pfychologie einen plötzlichen Auffchlufs, ein fchnell aufgegangenes Licht (φωτισμος, φανερωσις, αποκαλυψις) nennt, eine andere Terminologie aber durch Exaltation des Geiftes u. dgl. befchreibt. Wie würden fie fich je mit Sicherheit von jenem an fich unbefchreiblichen directen Berühren oder Durchdringen der Geifter unterfcheiden laffen? Was dann aber die von Jefus angeführten Stellen betrifft: fo fcheint uns befonders Joh. 5, 19. recht deutlich zu fagen, dafs Jefus nicht auf dergleichen höchft unfichere, jedem Phantafiefpiel leicht ausgefetzte unmittelbare Mittheilungen des höchften Geiftes, fondern darauf baute, dafs er auf das achte, was Gott thue, um handelnd ihm ähnlich zu feyn, dafs er alfo in feinem Kreis, an jedem Tage, auch dem Sabbat, für das Gute wirke, weil er einfehe, dafs auch die Gottheit an keinem Tage vom Wirken für das Gute ausruhe, oder gleichfam einen Stillftand mache. Jefus wird uns alfo ein hohes Beyfpiel, Gottes Willen und Wirken nur aus dem, was man fehen und einfehen kann, nicht aus unbegreiflichen und deswegen niemals ficher zu beurtheilenden Gefühlen abzuleiten. Dennoch machte es für die Menfchen immer einen grofsen Unterfchied, ob fie die fogenannten natürlichen Kenntniffe und Einfichten durch gewöhnliche Mittel und durch Thätigkeiten erhielten, deren Anftrengung ihnen in ihrem Selbftbewufstfeyn bekannt war, oder ob fie auf Einfichten von dem Unfichtbaren entweder durch ungewöhnliche äufsere Veranlaffungen oder durch folche feltenere, plötzliche Aufregungen des Gemüths geleitet waren, bey denen man fich der Selbftthätigkeit nicht bewufst ift, und welche daher in der Form von fremden Eingebungen, oder wie wenn eine fremde Hand einen Schleyer weggezogen, und der Finger Gottes darauf hingedeutet hätte, erfcheinen. Hängt denn gleich jede folche Revelation von Mittelurfachen ab: fo hatten die beften Menfchen doch Grund genug, fie mit jenen aus ihrer befondern Entftehungsart entfpringenden Benennungen zu bezeichnen, und zugleich als etwas ungewöhnliches mit verftärkter Feyerlichkeit zu behandeln. Uebrigens fcheint es dem Rec., wenn er anders den Vf. über das, was §. 12. über die *revelatio fpiritualis* in der Note zur Erläuterung angiebt, nicht mifsverfteht, dafs diefe Art von Revelation mit dem, was wir bisher zu entwickeln fuchten, in der That coincidire. Der Vf. erinnert aufser einigen Phrafen der ftoifchen Begeifterung (z. B. εκαςῳ νυς θεος και εκειθεν ερρυηκε *Antonin.* 12, 15. *Cic. Legg.* 1, 22.) an den Dichter und Sänger in der Odyffee (B. 22. Vs. 347.) welcher ausruft:

> Sieh, ich lernte von felbft und ein Gott hat mancherley Lieder
> Mir in die Seele gepflanzt — —

Unterfchied nicht diefer Begeifterte das, was er, als von felbft erlernt, als Product feiner Anftrengung kannte, von andern Gefängen, welche für ihn wie Eingebung gewefen waren, weil er fich dabey der Bemühung, der Autodidaxie, nicht bewufst wurde? Nur diefs bleibt uns dunkel, wie denn die Stimmen vom Himmel wenigftens einiges wirklich gefagt haben möchten, („*voces coeleftes pauca, eaque tonitruum fragori involuta, Joh.* 12, 29. *elocutas effe*"). Sie fagten doch wohl nichts, als was der deutende Menfch hineinlegte? — Zu der nur allzu richtigen Bemerkung §. 13. dafs viele Weiffagungen erft durch Allegorien (Parallelismen etc.) gewiffen Erfolgen angepafst worden feyen, giebt die Note einen fehr treffenden Beleg, dafs nämlich Cyrill von Jerufalem fogar feine eigene Schickfale als etwas von den Propheten vorher verkündigtes anfah. *Sozomen. Hift. eccl.* 4, 5. Eben fo paffend find §. 15. die Belege von dem unter den Kirchenvätern lang fortdauernden Glauben an eine ununterbrochene Reihe chriftlicher Wunder; nach Irenäus 3, 57. *Auguftin de Civit. Dei* 22, 8. Um nicht bey diefer inhaltsreichen Schrift allzu lange zu verweilen, bemerken wir nur noch zu §. 22. „*Deum cogitari quidem et credi, fed non cognofci poffe, docuit Kantius*" die fchöne Parallele von Spinoza. Ep. LX. p. 659. der neuen Ausgabe: *Ad quaeftionem, an de Deo tam claram, quam de triangulo, habeam ideam, refpondeo affirmando. Si me vero interroges, utrum tam claram quam de triangulo, habeam imaginem, refpondebo negando. Deum enim non imaginari, fed quidem intelligere poffumus. Non dico, me Deum omnino cognofcere; fed me ejus quaedam attributa, non autem omnia neque maximam intelligere partem; et certum eft, plurimorum ignorantiam, quorundam ex iis notitiam habere, non impedire.* Wie leicht hätte durch diefe Unterfcheidungen zwifchen *Vorftellen* und *Denken*, zwifchen *Erkennen* (durch Erfahrung und Begriffe) und *Anerkennen* (durch Vernunftideen und Schlüffe) manches fchiefe Urtheil neuerer Zeit über Ausfprüche der kritifchen und idealiftifchen Philofophen von der Gottheit vermieden und verhütet werden können!

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: בראשית, *liber Genefeos hebraice, in ufum fcholarum ex recenfione Johannis Simonis hiftor. facr. et antiq. Prof. editus. Nova, prioribusque longe correctior editio.* 1802. 128 S. 8. (8 gr.)

Und was ift dann hier *in ufum fcholarum* gefchehen? Blofs der Text ift abgedruckt, fo dafs der Schüler, mit dem die Genefis gelefen wird, nicht die ganze fchwe-

schwere hebräische Bibel zur Schule mitzubringen nöthig hat. Dieser *usus* ist dann freylich gering genug. Durch eine Chrestomathie des A. T., welche aus dem für das jugendliche Alter interessantesten historischen und poetischen Stücken zusammengesetzt, und in welcher eine Stufenfolge von dem Leichteren zu dem Schwereren beobachtet, auch bey den grammatisch schwierigsten Stellen eine Nachweisung der Regeln aus einer unserer vorzüglichsten Grammatiken hinzugefügt war, hätte ungleich mehr geleistet werden können und sollen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Moralische Maximen*, erläutert in auserlesenen Erzählungen und leichtfasslichen Gesprächen (durch auserlesene etc.). Ein Lesebuch für alle (?) Stände und vorzüglich für die Jugend von *Joh. Siegm. Gottlieb Haubold*, d. W. W. Dr, d. f. K. Mag. u. evangel. luth. Prediger (wo ?). 1802. XVI. u. 224 S. 8. (12 gr.)

Schon der auf dem Titel stehende Beysatz: *für alle Stände und vorzüglich für die Jugend* erweckt gegen diese Schrift ein ungünstiges Vorurtheil. Nach der Vorrede gieng die Hauptabsicht des Vfs. dahin, unerfahrene Seelen zu belehren und zu warnen, sie für alles Schöne, Grosse und Erhabene einzunehmen und ihr sittliches Gefühl zu wecken. Eine Nebenabsicht war, dem erfahrnen und cultivirten Publicum ein lehrreiches und unterhaltendes *Lesebuch* zur angenehmen *Lectüre* und als Leitfaden für die Jugend in die Hände zu geben. Schon aus diesen ziemlich verworrenen Angaben des Zwecks sieht man, dass der Vf. selbst nicht recht gewusst habe, was er eigentlich wolle. Er schrieb 24 willkürlich gewählte moralische Sentenzen, wie sie ihm einfielen, nieder, und begleitete jede derselben mit einer Erzählung, die ihr zur Erläuterung dienen soll. Was nun zuerst die sogenannten Sentenzen anlangt: so sind sie durchgängig viel zu lang und zu matt, als dass sie den Namen der Sentenzen, welcher nur gedankenreichen, kurzen Sätzen gebührt, verdienen könnten. Allen fehlt die Einheit, die man mit Recht in jeder Sentenz erwartet. Gleich die erste ist 23 Zeilen lang; in den meisten ist das Raisonnement wirklich saft- und kraftlos, und manche, wie S. 76. sind eher geeignet, den religiösen Sinn zu ersticken, als ihn zu beleben. Einige sind so ausgedrückt, dass sie gar keinen verständlichen Sinn geben, wie S. 69. der Anfang: *Suche Freude und Leid weislich mit einander zu verbinden* etc. Welch eine närrische Zumuthung? Stehet denn diess in des Menschen Gewalt? und welcher Vernünftige wird, wenn es auf ihn selbst ankommt, Leiden mit seinen Freuden zu verbinden suchen? Die Erzählungen sind von ungleichem Gehalte. Manche scheinen sich mehr auf einen, in der langen Sentenz eingeflochtenen Nebengedanken, als auf den Hauptgedanken zu beziehen. Ausser mehrern bekannten, welche Rec. schon in *Moritz's* Lesebuche und in andern Büchern gelesen hat, haben ihm nur einige, wie die zur 11 und 13 Maxime lehrreich und unterhaltend zugleich geschienen. Der Ton in den Erzählungen ist, wie in den Maximen, an mehrern Orten weitschweifig, oft auf eine eben nicht geschmackvolle *Weise geblümelt*, wie S. 80.: die muthwillige *Glücksgöttin* suchte Gelegenheit, ihr Müthchen an ihm zu kühlen, (und durch solche Aeusserungen soll der Glaube an eine Vorsehung belebt werden!) Noch geschmackloser ist S. 70. die poetische Beschreibung des Morgens, in welcher die Stunden auf *Gottes* Wink die mit Ambrosia *gemästeten* Rosse herbeyführen. Die Bäuerin in der zweyten Erzählung spricht viel zu gelehrt. An Sprachfehlern mangelt es auch nicht, wie S. 17. *glimmte*, st. *klimmte* (den Fels empor) S. 81. Füchse *für* die Kutsche gespannt, S. 149. *für* Gefahr sichern. Auf der letzten Seite stehen die Worte: Ende *dieses* Bandes. Wenn der folgende nicht besser ausfällt, als der vor uns liegende: so mag doch ja dieser das Ende der ganzen Arbeit bleiben!

* * *

GOTHA, in d. Ettingerschen Buchh.: *Der Essigmann mit seinem Schiebekarren.* Ein Drama von drey Akten aus dem Französischen des Hn. *Mercier*. Für das Herzogl. Gothaische Hoftheater übersetzt von *C. G. v. H.* Neue Auflage. 1803. 112 S. 8. (10 gr.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, b. Schneider: *Neues Stick- und Zeichnungs-Buch*, verschiedene neue Desseins enthaltend. Mit 24 illum. Kupferstichen. kl. quer 4. (1 Rthlr. 8 gr.) Dieses Stick- und Zeichenbuch unterscheidet sich von vielen andern dadurch vortheilhaft, dass in demselben keine Muster vorkommen, welche vom gesunden Geschmack, der Anmuth mit Zweckmässigkeit verbunden fodert, unbedingt verworfen werden müssten. Das Exemplar, welches Rec. vor sich liegen hat, ist nicht reinlich illuminirt.

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Donnerstags, den 11. August 1803.*

## KIRCHENGESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Ueber den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen*, als Antwort auf einen Brief in den Marburg. theologischen Nachrichten St. XVI. d. J. 1803. XI und 226 S. 8.

2) HAMBURG, b. Nestler: *Erläuterungen einiger der neuesten Kirchenangelegenheiten der Reichsstadt Bremen.* Aus den zu Marburg erscheinenden theol. Annalen Nro XVI. 1803. mit Anmerkungen. 1803. 31 S. 8.

In dem Hauptschlufs der aufserordentlichen Reichsdeputation über die grofse Entschädigungsangelegenheit Deutschlands (vom 23 Febr. 1803) findet sich §. 27. in Absicht auf die neu garantirte Reichsstadt Bremen folgende Festsetzung: *Le territoire de Bremen comprend* le bourg de Veggesak etc. *avec tous les droits, bâtimens, proprietés et revenues quelconques dependans du Duché et Grandchapitre* (Domkapitel) *de Bremen et en général de l'Electeur de Brunswic-Lunebourg dans la dite ville et territoire* ... mit welcher fogleich für den gegenwärtigen aus §. 63 die Claufel zu verbinden ist, dafs jeder Religion (Kirchenparthie) der Befitz und ungeftörte Genufs ihres eigenthümlichen Kirchenguts und Schulfonds, nach der Vorfchrift des Weftphälifchen Friedens (!) ungeftört verbleibe. Der Grundfatz, aus welchem diefe Feftfetzung, dafs alles, was fonft innerhalb Bremen zum Herzogthum, dem Domcapitel Bremen und dadurch nächft zuvor zu Kurbraunfchweig gehort hatte, nunmehr frey reichsftädtifch bremifch werden und feyn follte, war bekanntlich nicht eine Entfchädigung der Reichsftadt (welche nichts am Gebiet verlor) fondern die durch Abfchneidung alles fremden Einfluffes innerhalb ihres Gebiets zu fichernde frey-reichsftädtifche Unabhängigkeit. Daher ift auch mit fehr richtiger Genauigkeit der Ausdruck gewählt: dafs das Gebiet von Bremen (künftig) *umfaffe* etc. und nicht gefagt: dafs die Reichsftadt Bremen *entfchädigt* werde durch jene einft kurbraunfchweigifche Rechte und Befitzthümer, oder fie *zur Difpofition* erhalte; wie diefe letztern Formeln bey Lübeck, Frankfurt, Hamburg in gedachtem 27 §. gebraucht find. Indefs haben doch die Befitzungen der lutherifchen Domkirche zu Bremen, deren Landesherr und Patron bis dahin der Herzog von Bremen (oder Kurbraunfchweig) fo gewefen ift, dafs vornehmlich die Prediger und Officialen diefer Kirche, ihrer gelehrten und niedern Schulen etc. durch die Regierung von Stade gefetzt und die dazu vorhandenen Fonds unter landesherrlicher Auffícht durch Männer von der nämlichen Gemeine verwaltet, erhalten und im Nothfall vermehrt und unterftützt wurden, Anlafs zu Uneinigkeiten über die Fragen gegeben: ob von nun an über diefe Befitzungen der Domkirche und der lutherifchen Domgemeine der Regierung der Reichsftadt Bremen die Difpofition zuftehe? oder ob die Difpofition (Verwaltung und Anwendung) der kirchlichen und ad pias caufas gehörigen Befitzungen wie vorher, gewiffen Repräfentanten der Domgemeine, zuftändig bliebe, wohl aber die bis dahin von der Regierung zu Stade geführte rechtliche Oberauffícht darüber, dafs die Difpofition treu und der Stiftung gemäfs gefchehe, nun auf die Regierung der Reichsftadt felbft übergegangen fey? Durch diefe Fragen aber wurden denn zugleich andere Verhältniffe der Lutheraner oder der Domgemeine zu Bremen gegen die dortige im Alleinbefitz der Regierungsftellen ftehenden Reformirten zur Sprache gebracht, infofern die Lutheraner, welche mehr als die Hälfte der Bremifchen Bürgerfchaft ausmachen, aus Rückfichten auf ihre verfchiedene Confeffion fich für zurückgefetzt und in gewiffen Punkten mit dem verhafstem Uebel, welches man gewöhnlich Religionsdruck nennt, belaftet anfehen. Die (anonymen) *Erläuterungen* etc. wollen diefs, fo viel möglich, leugnen und dagegen die Fonds der lutherifchen Domgemeine gerne als etwas unter die Difpofition der blofs aus Reformirten beftehenden bremifchen Stadtobrigkeit gefallenes darftellen. Dadurch ift der würdige Domprediger *J. Fr. Nicolai*, veranlafst worden, den *Zuftand der lutherifchen Domgemeine zu Bremen* nach feiner genaueren Kenntnifs in einem fehr gemäfsigten, doch feinen Ueberzeugungen nichts vergebenden Tone zu befchreiben. Mit feinem der Vorrede unterzeichneten Namen übernimmt der mit Energie befcheidene Mann die Gewährleiftung für das Hiftorifche feiner localen Angaben. Mit muftermäfsiger Schärfe der Urtheilskraft und des Ausdrucks aber prüft er Schritt für Schritt die entgegenftehenden Behauptungen des anonymen Erläuterers. So gewifs diefer Gang feiner Schrift für den Localeindruck der paffendfte feyn mufste; fo entfteht doch, infofern die Schrift vor das gröfsere Publicum kommt, durch jenen Localzweck die Unbequemlichkeit, dafs die Hauptpunkte der entftandenen Uneinigkeiten erft aus dem Ganzen zufammengeftellt werden müffen. Dennoch wufste der Vf. felbft das Ungeordnete des Erläuterers fo zu faffen und zu ordnen, dafs der Aufmerkfame allmählich jeden einzelnen Punkt genau kennen lernt, immer

mer tiefer in die bedeutendern Punkte der Streitigkeit hineingeleitet wird, neben der Widerlegung der Einwendungen die Begründung der Rechte, für welche der Vf. schreibt, dargelegt erhält, und trotz der Mannichfaltigkeit der Gegenstände den Ueberblick des Ganzen nicht verlieren kann. Einige geschichtliche Punkte sind mit einer so sorgfältigen Erforschung verjährter Ursachen und Wirkungen entwickelt, dass selbst den Liebhabern der speciellen Geschichte des deutschen Reichs diese Schrift willkommen seyn muss.

Ueberhaupt wäre freylich sehr zu wünschen, wahrhaft aufgeklärte Menschen möchten überall so sehr das Uebergewicht haben, dass ein Unterschied in kirchlichen Einsichten und Meynungen in dem übrigen rechtlichen und pflichtmäsigen Betragen gegeneinander nicht den geringsten Unterschied bewirken könnte, dass also z B. die Kirchenfonds einer lutherischen Gemeine von einem reformirten Administrator und Collator, und umgekehrt, eben so gewiss blos nach dem besondern Zweck ihrer von und für Lutheraner oder Reformirte geschehenen Stiftung verwendet würden, als wenn sie in den Händen eines Mannes von der nämlichen Confession wären. Allein, ungeachtet aller möglichen Achtung für einzelne Personen lässt sich nun einmal diese Resignation eigenthümlicher Ansichten und Zwecke psychologisch bey den allermeisten nicht voraussetzen. Noch weniger wird sie rechtlich präsumirt. Ueberall vielmehr nehmen die Rechte den Menschen nicht als den, welcher er seyn sollte, sondern so, wie er oft zu seyn pflegt und immer wenigstens seyn kann. Die Voraussetzung, dass derjenige, welcher an den besondern Zwecken eines Stiftungsfonds nach seiner sonstigen Ueberzeugung einen vollen Antheil nehmen kann, der angemessenere Verwalter desselben sey, kann daher nach den Rechten nie als ein beleidigendes Mistrauen gegen einen andern ausgelegt werden, welcher über jene besondre Zwecke zu einer entgegengesetzten Ueberzeugung sich bekennt. Vielmehr kann der Verschiedendenkende sich nur dadurch ein vollkommen gegründetes Zutrauen erwerben, wenn er von freyen Stücken alles, was sich auf dergleichen besondre Zwecke bezieht, an solche Personen verweist, von denen aus ihrer vollen Uebereinstimmung mit denselben alle mögliche Sorgfalt dafür sich präsumiren lässt, zugleich aber seine Oberaufsicht, wenn ihm eine solche zukommt, nur auf Abhaltung dessen erstreckt, was auf jeden Fall als illegal und pflichtwidrig unterbleiben soll. Nach diesen auf Menschenkenntnis gebauten Grundsätzen wurde für die verschiedenen in Deutschland zu gleichen Rechten zugelassenen Kirchenpartheyen schon im Westphälischen Frieden Art. VII. §. 1. (ohne gegen die Landesherrschaften einen ungeziemenden Mangel an Zutrauen zugeben zu wollen) die heilsame Vorsicht ausdrücklich getroffen und festgesetzt, dass „bey eintretender Veränderung (in der Landesherrschaft) den Gemeinen (von einer andern Kirche) es frey stehen solle, tüchtige Lehrer an Kirchen und Schulen selbst zu präsentiren, oder wenn sie das Präsentationsrecht nicht haben, zu denominiren, und sie von dem öffentlichen Consistorium und Ministerium des Orts, wenn dasselbe von Einer Confession mit dem Präsentirenden oder Ernennenden ist, oder, wenn ein solches an dem Orte nicht ist, an demjenigen, welchen die Gemeinen selbst wählen, examiniren und ordiniren, und hernach von dem Fürsten oder Herrn unverweigerlich bestätigen zu lassen." Eben dadurch sind auch die von den Gemeinen zu Ausübung eines solchen auf wahrer Billigkeit und Ordnungsliebe gegründeten Rechts nothwendig zu treffenden Anstalten gerechtfertigt, und es wird zum Beyspiel die eigenthümliche Erhaltung und Verwaltung des bey dergleichen Wahlen unentbehrlich vorausgesetzten Fonds für Besoldungen und übrige Sustentation eben so gewiss eine nothwendige rechtliche Folgerung, als die Festsetzung der bestmöglichsten Form für die Wahlpräsentationen oder Denominationen durch sachverständige Repräsentanten *der wählenden Gemeinen*, welche die Beurth*eilung über die* gesammte Tüchtigkeit der Subjekte *sich vernünftiger* Weise nicht anmasen.

Vornehmlich auf diese an sich gültige und durch den Westphälischen Friedensschluss ausdrücklich für gültig erklärte Staatsverfassungsmaximen baut Hr. N. die Gerathsame der bremischen Domgemeine, welche nach der Uebergabe von Kurbraunschweig an die Reichsstadt Bremen für die unmittelbare Administration ihres Kirchenfonds und dessen stiftungsmäsige Verwendung ein Collegium von Repräsentanten aus ihrer eigenen Mitte, als Kirchencollegium, unbeschadet der landesherrlichen Oberaufsicht, zu erhalten sucht, hierdurch aber manchen ihrer reformirten Mitbürger etwas der Verfassung von Bremen widerstreitendes zu begehren schien. Zu der allgemeinen klaren und billigen Befugniss, eine dieser lutherischen Kirche selbst zugethane Vorsteherschaft dieser Art eben so für sich erhalten zu wollen, wie andere reformirten Kirche zu Bremen ihre eigenen Kirchencollegien haben, kommen gerade bey der lutherischen Domgemeine dieser freyen Reichsstadt aus ihrer ältern und neuern Geschichte Beweggründe hinzu, welche dem Unpartheyischen nicht anders, als auffallend erscheinen können. Zu Anfang der lutherischen Reformation, auch noch bey dem Passauer Vertrage von 1552 und bey dem Religionsfrieden von 1555 war diese Confession (38 Jahre über) zu Bremen die alleinige, und der lutherische Gottesdienst auch in dem dortigen Dom eingeführt. Nach dieser Zeit wurde die reformirte das Bekenntnis der Mächtigern, ungeachtet noch jetzt die Anzahl der Reformirten in der Stadt wenigstens um ein Achttheil kleiner ist, als die der Lutheraner. Zwischen 1561 und 1638 wurde sogar der Dom geschlossen, die vielen Lutheraner in der Stadt behielten keine einzige Kirche, musten in den reformirten Kirchen taufen und trauen lassen, und wenn sie nach ihrer Confession Predigten hören und das Abendmahl feyern wollten, in entlegene Kirchen auswärtiger Ortschaften Reisen machen. Endlich drang der lutherische Erzbischof, Friedrich (als König von Dä-

Dänemark seit 1648 Friedrich der III.) 1638 durch, dass die Domkirche, als seine Kathedralkirche, aufs neue mit lutherischen Predigern besetzt und für alle Lutheraner in Bremen frey geöffnet wurde. Der (reformirte) Magistrat verbot damals diesen, als seinen Bürgern, bey allen möglichen Strafen, sich nicht „in dem Thumb, bey den dort *verübten* Predigten finden zu lassen," stellte dagegen eine Wache (nachher die Schandwache genannt) aus, und liess (S. 167) die, welche dennoch den Gottesdienst im Dom besuchen wollten, in und durch den Kreuzgang auf erzbischöflichen Grund und Boden bis in die Kirche mit Picken verfolgen. Der Erzbischof brachte die Sache dennoch 1639 zu dem sogenannten Stader Vergleich, so, dass (S. 161) „der vor dem Religionsfrieden in der Thumb„kirche vorgenommenen (lutherischen) Reformation „und der mehr den hundertjährigen Suspension der „alten (d. h. der katholischen) Ceremonien nicht dero„girt und es dabey (vielmehr) unverrückt gelassen „werden solle." Besonders aber wurde in Absicht auf die Mittel ihrer Erhaltung ausgemacht, dass „der „Stadtkirchen, Schulen und Allmosenhäuser Gefälle, „Steuern und Einkünfte sowohl, als *auch dasjenige, „was der Thumkirche an freywilligen collectis ellemosy„nis und andern milden Gaben zugewendet werden „möchte, deroselben „verbleiben"* solle. Durch diese Vorsichtsmassregel, sagt S. 160 mit Grund, sicherte Erzbischof Friedrich, der den hiesigen Lutheranern ihren freyen Gottesdienst festgestellt hatte, auch ihren *Kirchenfond im Dom* auf immer! Alles, was bereits unter ihm als besonderes Kirchengut und Einnahme des Doms angesehen war; alles, was das Domcapitel von 1639 bis 1650 zu diesen Kirchengütern aus eigenen Mitteln oder aus andern Registern hinzufügte; alles, was die schwedischen Bevollmächtigten besonders 1651 und 1654 der Structurcasse beylegten, ist als Kircheneigenthum des Doms auf immer anzusehen, *wie* alle Steuern, Gefälle und Einkünfte der (reformirten) Stadtkirchen! und diess alles muss nun auch, bey Uebertragung der Landeshoheit über den Dom von einer lutherischen (der kurbraunschweigischen) Obrigkeit an eine reformirte (den reichsstädtischen Magistrat) nicht von dieser, für welche die Verwaltung unsers Kirchenfonds unschicklich wäre, sondern von einem lutherischen Kirchencollegio (einer aus der theilnehmenden Gemeinde selbst hervorgehenden Vorsteherschaft und Diakonie) eben so gut, wie das Einkommen der Kirchspiele in der Altstadt von ihren Bauherrn und Diakonen, verwaltet werden."

*(Der Beschluss folgt.)*

## KINDERSCHRIFTEN.

BERLIN: *Goldne Lehren und Erzählungen für Kinder,* die gut, artig, klug, liebenswürdig und gesund seyn wollen. Eine kurze Anleitung, wie schon in den ersten Jahren Ordnungsliebe, richtiges reines Gefühl, Sinn für häusliche Freuden, ferner die Tugend des Wohlwollens, der Reinlichkeit und der Höflichkeit gegründet und die Kleinen hiezu gewöhnt werden können. (Ohne Jahrz.) 183 S. 8. (16 gr.)

Aus diesem Buche, welches Erzählungen, Lebensregeln und Kindergebete enthält, soll man lernen, wie man schon bey Kindern in ihrem zweyten und dritten Lebensjahre für die Gewöhnung ihres Herzens zum Guten viel thun könne. Dass man schon in diesem Lebensalter, ja noch früher, Vieles für die künftige Herzensbildung der Kinder thun könne und solle, daran zweifeln wir ganz und gar nicht. Aber Erzählungen, Lebensregeln und Gebete, die man ihnen mündlich bekannt macht, oder ihnen, wie man aus mehrern Stellen dieses Buchs fast schliessen muss, gar zum eignen Lesen, (welches sie ohne Zweifel schon im Mutterleibe gelernt haben müssen) vorgelegt, können unmöglich das rechte Mittel seyn, dessen man sich zur Erreichung jenes guten Zwecks zu bedienen haben. Wir wollen indessen diese goldne Lehren so ansehen, als wären sie für Kinder eines höhern Alters geschrieben, und nach diesem Massstabe würdigen. Und da müssen wir dem Vf. das Zeugniss geben, dass der erste Aufsatz: *kleine Weihnachtserzählung* ein nicht übel gerathener Versuch ist, Kindern im Gewande der Erzählung auf eine für sie anziehende Art manche nützliche Belehrung besonders zur Weckung und Bildung des Geschmacks, *gelegentlich,* wie es bey dem ersten Unterricht geschehen muss, mitzutheilen. Der Kinderton ist so gut getroffen, dass Rec. diesen Aufsatz mit Vergnügen gelesen hat. Auch die Weihnachtsgeschenke, welche der Vf. an die Kleinen, von welchen er seinen Kindern erzählt, austheilen lässt, sind zum Theil gut gewählt; nur S. 17 der auf dem Baumkuchen stehende Engel mit Flügeln, der eine Trompete vor dem Mund hält und S. 24 der schöne grosse Garten, welcher das Paradiess vorstellen soll, in welchem Adam und Eva lebten, gehören nicht hieher. Zwar hat der Vf. bey der Anführung des letzt genannten Weihnachtsgeschenks zur Absicht, auf die Geschmacklosigkeit des Künstlers aufmerksam zu machen, welcher militärische Schildwachen ins Paradies setzt. Allein das Verstehen dieses Unterrichts setzt Vorkenntnisse voraus, die man bey vernünftig erzogenen Kindern im frühen Alter, unmöglich voraussetzen darf. Auch der poetische Neujahrwunsch S. 21 ist mehr geeignet, den natürlichen Schönheitssinn der Kinder zu zerknicken, als ihn zu wecken. Die Lebensregeln sind, ob sie gleich in einem leichten Kindertone vorgetragen sind, für das erste Alter zu trocken, gehören also nicht hieher. Die Erzählungen, welche den auf dem Titel angegebenen Zweck haben, sind darum fehlerhaft, weil die zum Wohlverhalten angeführten Beweggründe von dem gröbsten Eigennutze hergenommen und auf eine ungebührliche Weise gehäuft sind. Rec. ist keinesweges der Meynung, dass man die ersten moralischen Belehrungen nach dem reinen Moralsysteme vortragen soll; aber, wenn S. 104 ein artiges Kind von

von *Allen Allen* beschenkt, wenn ein kleiner Lügner durch die Drohung zweyer in das Haus seines Vaters geschickter Gerichtsdiener, die ihn mit grofsen Ruthen schlagen sollen, zum Geständnisse gebracht werden mufs: so ist diese Darstellung zu unnatürlich. Mit solchen und ähnlichen gehäuften Motiven wird jede empfohlene Pflicht unterstützt. Von S. 109—182 findet man poetische und prosaische Gebete, die, wenn auch nicht schon jedes Gebet in dem Munde eines kleinen Kindes etwas ganz widernatürliches wäre, ihrem Inhalte und ihrer Form nach, im höchsten Grade widernatürlich und läppisch sind. In *der* Form, wie dieses Buch jetzt vor uns liegt, kann es also keinen andern Nutzen haben, als angehenden Lehrern einige Fingerzeige zu geben, in welchem Tone man kleinen Kindern vorerzählen müsse. Aber durch gänzliche Umarbeitung der Erzählungen, mit Weglassung der Gebete und Lebensregeln, liefse sich vielleicht noch etwas aus diesem Buche machen; und eben darum haben wir uns bey der Beurtheilung desselben etwas länger verweilt.

Halle, b. Dreyssig: *Der Schreibmeister*, von *J. G. Meyer*. 1802. 20 S. 4. (12 gr.)

Schreiber, Kupferstecher und Drucker scheinen gewetteifert zu haben, einer dem andern in der Sudeley den Rang abzulaufen. Ueberall stöfst man auf verzerrte und verkrüpelte Buchstaben, die auch das Auge des Nichtkenners der kalligraphischen Kunst beleidigen. Nur, um vor dem Ankauf dieses Klecksmeisters zu warnen, nehmen wir in diesen Blättern Notiz davon.

* * *

Cassel, in d. Griesbach. Hofbuchh.: *Leichenpredigten, gröfstentheils bey besondern Veranlassungen* gehalten von *Herrmann Friedrich Rehm*. Zweyte Sammlung. 1802. 266 S. 8. Dritte Sammlung. 1803. 246 S. 8. (Jedes 18 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. No. 137.)

Leipzig, b. Steinacker: *Patriotischer Vorschlag, wie der Handel Sachsens und Oesterreichs zum Vortheile beider Staaten in höhern Flor als jemals gebracht werden könnte.* Von Gottlob Heinrich Heinse. Zweyte unveränderte Ausgabe. 1803. 90 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. No. 203.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Bremen*, b. Wilmans: *Einige Bemerkungen über die Nervenfieber*, besonders von dem dabey nöthigen Verhalten für Unkundige, von *Georg Bicker*. 1802. 82 S. 8. (8 gr.) Schon der Titel zeigt an, dafs man in dieser kleinen Schrift keine gelehrten Untersuchungen zu erwarten habe, so willkommen sie auch seyn möchten, da die Gattung von Fiebern, über welche der Vf. seine Bemerkungen mittheilt, leider itzt aller Orten herrschend ist. Mit Recht sagt der Vf., dafs die Aerzte mit Fragen über die Ursachen und eigenthümlichen Zufälle, so wie über die erfoderliche unbekannte Kurmethode der Nervenfieber und Nervenkrankheiten überhaupt bestürmt werden. Der Vf. nimmt bey der Erklärung der Frequenz der Nervenkrankheiten besonders die Stollischen Constitutionen zu Hülfe. Seit ungefähr sechs Jahren hat der herrschende Krankheitszustand den edelsten Theil unsrer Organisation, das Nervensystem befallen. Die erste und vornehmste Ursache der herrschenden Nervenfieber ist Einwirkung der athmosphärischen Luft. Allgemein sind die Klagen über den schnellen Wechsel der (an sich schon sonderbaren) Witterung. Dann gehört hieher der Inbegriff des Elendes und Unglückes, welchen wir erlebt haben, der Krieg mit seinen Folgen, der grofse Luxus daneben, die veränderte Lebensordnung, Diät, Bekleidung (ein Hauptpunkt!) Vergnügungen, moralische Kultur, die Verwandlung des Tages in Nacht und umgekehrt, der Misbrauch heisser Getränke. (Dafs hiemit nicht Alles genugthuend erklärt und erschöpft ist, wird der Vf. sich selbst bescheiden. Rec. glaubt unter andern, dafs man einen grofsen Theil dieser itzt herrschenden asthenischen Constitution auf die fehlerhafte, schwächende, oder wie man glaubte, abhärtende Erziehung schieben müsse, welche vor 10, 15 Jahren viel zu warm empfohlen und unvorsichtig angewendet wurde, und von welcher wir itzt die Folgen zu büfsen haben. Auch mag sich ein gewisser Ansteckungszunder mit einmischen etc.) Der jetzt herrschende Krankheitscharakter erlaubt die sonst gewöhnliche Selbsthülfe durchaus nicht, nichts schwächendes, ausleerendes. Der Kranke mufs die strengste Ruhe der Seele und des Körpers beobachten. Mit vollem Rechte eifert der Vf. bey dieser Gelegenheit gegen die vielen Krankenbesuche. Je mehr Besuchende der Kranke hat, desto mehr Konsulenten und Beurtheiler hat der Arzt. Unbedingt mufs allein dem Arzte Folge geleistet werden. Vorbauungsmittel gegen Nervenkrankheiten sind blofs in den Mitteln zur Erhaltung der Gesundheit, zweckmäfsig angewendet, zu suchen, täglicher Genufs der freyen Luft, Mäfsigkeit bey jedem Genusse, Reinlichkeit und Bäder sind die hauptsächlichsten Stücke. Wir müssen der Wahrheit gemäfs bekennen, dafs der Vf. in dieser kurzen und populären Belehrung über eine der gefährlichsten Classen von Krankheiten keins der hauptsächlichsten Momente vergessen habe, welche dem nicht medicinischen Leser nöthig sind, um einigermafsen ein Urtheil über die Freguenz und Behandlung derselben fällen zu können. Für Aerzte ist das Schriftchen zu flach, für diese bestimmt es aber der Vf. selbst nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 12. August 1803.*

## *KIRCHENGESCHICHTE.*

Oldenburg, b. Stalling: *Ueber den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen*, etc.

2) Hamburg, b. Nestler: *Erläuterungen einiger der neusten Kirchenangelegenheiten der Reichsstadt Bremen* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Der Vf. führt hierauf die Geschichte der erwähnten Angelegenheit durch mehrere spätere Vergleiche herab, und enthüllt besonders mit genauer Kenntniss in Beziehung auf den im Theatrum europ. T. VII nicht authentisch richtig angeführten zweyten Stader Vergleich (von 1654) eine damals zu grossem Nachtheil der Lutheraner ausgeführte Schlauheit; welche dem damaligen Stadtsyndicus, Joh. Wachmann, wohl als Negotiateur, nicht aber als Menschen und Christen zur Ehre gereichen mag. „Was damals, vermöge der mündlichen Unterhandlungen, abgestellt werden sollte, die Ausschliessung der Lutheraner nicht nur von Raths- und Bürgermeisterstellen, sondern auch von dem Amte der Fischer, Fleischer, Weisbecker, Tonnenmacher und Baumseidenmacher, dauert (nach S. 185) in Bremen bis 1802 leider, noch immer fort," wobey wir freylich besorgen, dass einst ein Sebaldus Nothanker der andere auf seinen Streifzügen gegen dergleichen Reste der Stauzinse und Domine's, bey Bremen mit seinem Satyr Halt zu machen grosse Ursache finden möchte. Nach S. 11 geht diese Zurücksetzung der lutherischen Bürgerklasse zu Bremen, welche um ungefähr 4000 zahlreicher ist als die reformirte, und durchaus nicht durch irgend ein vertragsmässiges Resigniren ihrer gleichen Bürgerrechte, eine solche Disparität zu ertragen sich verbunden hat, so weit, dass „unter 56 ansehnlichen „Deputationen, welche im „Staatscalender" von Bre„men aufgeführt sind, nur ein Viertheil derselben, „und zwar die magersten und beschwerlichsten, von „ihnen und Reformirten zugleich besetzt ist, drey „Viertheile, und zumal die fettesten und weniger „mühsamen Pfründen, den letztern ausschliessend zu „Theile geworden sind." Unter diesen Umständen wird es dem Unpartheyischen gar nicht unbegreiflich, dass die bremische Domgemeine, seitdem der Dom durch den die Entschädigungen bestimmenden Reichsdeputations - Hauptschluss ein Theil des reichsstädtisch bremischen Gebiets geworden ist, eine von ihr selbst aus ihrer Mitte gewählte Administration für ihren Kirchenfond vom dortigen Magistrat so anerkannt wünscht, wie der westphälische Friede und der Reichsdeputationsschluss selbst ihr Recht dazu ausgesprochen haben. Schon 1651 und 1654 hat Schweden, als damaliger Herzog von Bremen, diesen Kirchenfond des Doms so vermehrt, dass seine Revenüen 1661 schon 11,000 Rthlr. betrugen. Kurbraunschweig hat unter Georg II. 17.000 Rthlr zu demselben geschenkt, und Georg der III. ihm den Platz, worauf das neue Waisenhaus steht, mit allem Zubehör 1783 verwilligt. Er bringt (S. 203) jetzt, im Durchschnitt von zehn Jahren berechnet, jährlich 11.884 Rthlr. auf. Und von dieser Summe ist nicht nur die Erhaltung der zu Bremen einzigen lutherischen Kirche und ihrer Prediger, also der religiöse Versammlungspunkt von 18000 bürgerlichen Einwohnern, sondern auch eine in grossem Credit stehende gelehrte Domschule, ein Waisenhaus, in welchem seit einem Jahrhundert 2000 Waisen erzogen wurden, ein Freytischstipendium, mehrere Wittwenhäuser und Armenwohnungen etc. abhängig. Der blosse Ueberblick des Umfangs dieser Appertinentien der Domgemeine zeigt zugleich das Erdichtete in einem Sophisma der „Erläuterungen", nach welchem die Dom- (oder Kathedral-) Kirche eine blosse *Hofkirche* des Erzbischoffs gewesen seyn solle, welcher den lutherischen Einwohnern Bremens die Mitbesuchung des dortigen Gottesdienstes habe gestatten wollen. Soviel ergiebt sich allerdings geschichtlich, dass die lutherischen Einwohner Bremens in die Domkirche nicht in dem Sinne eingepfarrt sind oder wurden, nach welchem dieser Ausdruck einen gewissen — auf die leidigen Stolgebühren hindeutenden — Zwang in sich schliesst. Allein eben hierdurch wird der Ursprung und die Erhaltung dieser christlichfreyen Anstalt nur um so zweckmässiger und schätzbarer. Es erhellt nämlich eben so unläugbar aus ihrer Geschichte; dass der Dom nebst seinen Stiftungen vom Erzbischoff Friedrich und alsdann von allen bisher ihn besitzenden Reichsfürsten aus eigenem guten Willen für diese grosse Anzahl von Lutheranern geöffnet, durch Verträge gesichert, wohlthätig erhalten und mit diesen liberalen Gesinnungen endlich, nach der Clausel des Reichsschlusses: „*uti possidetis*", der gesammten Reichsstadt Bremen, nicht aber bloss dem jetzt dort regierenden Theil der reformirten Bürgerschaft, übergeben worden sey. In diesem Sinn war der Dom zu Bremen durch den westphälischen Frieden, mit ausdrücklicher Sicherung der gemeinschaftlich erworbenen und durch langjährigen Gebrauch behaupteten Güter etc. an Schweden, und von diesem Staate

Staate nicht anders durch den Stockholmer Frieden von 1719 an Kurbraunschweig gekommen, wo der Vf. mit gerührter Dankbarkeit erkennt, wie milde die ganze Anstalt von der Regierung zu Stade aus behandelt und namentlich die aus den Dompredigern und den Diakonen (d. h. freywillig dienenden, angesehenen Gemeindemitgliedern) bestehende Gesellschaft von Berathern und Besorgern der Gemeindangelegenheiten als „Vorsteher der Domgemeine zu Bremen" (S. 134) behandelt und anerkannt wurde, wie das letztere auch (S. 128) aus einem bremischen Senatsbeschluss von 1758 angeführt ist. Natürlich ging bey dieser Gemeine vermöge ihrer eigenthümlichen, nicht auf gebotener, sondern freyer Theilnahme und Thätigkeit beruhenden Consistenz, ein solches Vorsteheramt nicht von Bestallungen, sondern von gegenseitiger Willigkeit und Anerkennung aus; so wie nach eben diesem Sinne neuerlichst die Diakonen (S. 152) ausdrücklich erklärt haben, ihre Administrationsrechnung vor dem Kirchencollegio, zu welchem auch zwey Herrn des Raths erbeten waren, gerne ablegen zu wollen und sogar ihre Rechnungsbücher, wie bisher, nie einem Mitgliede der Gemeine, das sie zur Durchsicht verlange, zu verwehren. Als Factum findet dagegen Rec. S. 120, dass an dem nämlichen Tage, an welchem die Domprediger, nach der Uebergabe des Doms von Kurbraunschweig an die Reichsstadt Bremen, zu Bürgern dieser Stadt aufgenommen worden waren, sie zugleich von der bisher geführten Inspection des Waisenhauses entsetzt worden sind; von einer Stiftungsanstalt, welche blos durch die Thätigkeit ihrer Vorgänger aus milden Beyträgen von Schweden, Kurbraunschweig und der Domgemeine selbst nicht als Theil des Staatsguts, sondern als Privatbesitz einer kirchlichen Gemeine, errichtet und mit vorwurfloser Treue erhalten, inzwischen aber ihnen eben deswegen nie besonders übertragen, sondern von der kurbraunschweigischen Regierungsbehörde als eine freywillig zu tragende und gleichsam selbst erschaffene Incumbenz überlassen worden war! Rec. nimmt sich nie heraus, über Verfügungen einer Obrigkeit, wenn er sie nicht genau kennt, zu urtheilen. Soviel aber dürfte man wohl für eben so billig als klug halten, dass bey einer so zarten Sache, wie Kirchenstreitigkeiten sind, besonders wenn zu dem geistlichen Interesse auch noch das irdische einer ansehnlichen Kirchenfondsverwaltung hinzu zu kommen scheint, in Beziehung auf einen so zahlreichen und ansehnlichen Theil einer freyreichsstädtischen Bürgerschaft alles mögliche geschehen möchte, was bey demselben diejenigen Zeiten in Vergessenheit bringen könnte, in denen der reformirte Rath von Bremen in seine Instructionen vor dem Stader Vertrage von 1654 gegen die mitprotestantischen Lutheraner die bedenkliche Sentenz (S. 188) gesetzt hatte: „Wer eine andere Religion zulässt, der zweifelt an der Seinigen!" Welche bedenkliche Folgen könnte der Gang der Zeiten über kurz oder lang herbeyführen, wenn die 18000 Lutheraner zu Bremen, auch jetzt noch, da kein fremder Erzbischoff mehr oder Regent weiter auf sie Einfluss hat, in eine Stimmung versetzt würden, nach welcher der alte Verdacht, dass sie nicht so ganz allein an die Stadt, sondern auch an Auswärtige [d. h. an die Stifter und Erhalter ihrer kirchlichen Religionsübung und ihrer eigenthümlichen Schul- und Armenanstalten] Anhänglichkeit haben, in einer andern Gestalt wieder entstehen könnte oder müsste. Das bekannte Sprüchwort sagt: dass kleine Staaten nur durch innere Eintracht wachsen oder sich wenigstens erhalten! Und bey dieser Betrachtung möchte denn wohl das, was die Erläuterungen ausrufen: *Videant Consules, ne quid detrimenti res publica capiat*, anwendbar seyn, wenn die Möglichkeit, dass, wer zu lange allein herrschen wollte, am Ende vielleicht gar nicht mehr herrsche, durch ein sorgsam gepflegtes Zutrauen in denen, die sich für zurückgesetzt halten konnten, sicher entfernt werden solle. Denn einer lang gefühlten Ungleichheit Schmerzen und geheime Wunden können nur durch die Klugheit derjenigen Aerzte, welche zugleich die Macht besitzen, ganz geheilt werden. Und ist nicht gerade das, was hier Billigkeit und Klugheit äusserst zu empfehlen scheinen, schon längst durch eines der entscheidendsten rechtlichen Orakel der bremischen Staatsverfassung auch als dortiges specielles Recht ausgesprochen? Der erste Stader Vertrag (S. 46) sagt: „Bürgermeister, Rath und Gemeinde der Stadt Bremen wollen und sollen das Thumbcapitel, und ihre [der Stadt] der lutherischen Religion zugethane Bürger, Einwohner und andere sich zu Bremen aufhaltende in dem freyen Exercitium der vor Chur- und Fürsten Anno 1530 übergebenen *Augustanae Confessionis et lutheranae religionis* und Gebrauch der hochheil. Sacramente und andern lutherischen Ceremonien in dem Thumb und auf begebende Nothfälle in den Häusern gänzlich unturbirt und *unbedrängt* lassen, und denselben daran einige Verhindernis *nimmermehr* zufügen, noch dieselbe wegen des *exercitii lutherani im geringsten prägraviren.*" Ein wahrhaft unbedrängter, nicht durch Stolgebühren, Unannehmlichkeiten und Ausschliessungen *vor* den Anhängern der andern Confession belasteter Zustand des reformirten und des lutherischen Theils der an Rechten gleichen Bürgerschaft von Bremen wird allein die dauerhafte Basis der Erhaltung von Freyheit und Wohlstand für diese ganze respectable Stadt werden, so gewiss im Gegentheil immer Zwietracht ein Feuer ist, das, wie Salomo sagt, die Thore einer Stadt verzehrt!

## OEKONOMIE.

Ulm, in Commiss. d. Stettin. Buchh.: *Reichsstadt-Ulmische Forstordnung.* 1802. Ohne Register und Inhalt 101 S. Fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter allen Forstordnungen, die wenigstens Rec. bis jetzt zu Gesichte gekommen sind, ist diese die vollständigste und zweckmässigste, und sie gründet sich auf solche bewährte forstwissenschaftliche Principien,

pien, dafs man sie, nach dem Locale modificirt, in den meisten deutschen Ländern wird anwenden können. Die Ulmischen Forste, die nach der nur beyläufigen Erwähnung des Nadelholzes, wenig oder gar kein Holz dieser Art aufzuweisen zu haben scheinen, stehen unter einem Oberforstamte und mehrern Forstämtern, denen Jäger und Holzwärter untergeordnet sind, wovon jene die Jagd, Holzcultur u. dgl. zu besorgen, diese aber vorzüglich die Aufsicht über die Waldungen, beym Holzmachen, Abfahren des Holzes etc. zu führen haben. Für beide sind die nöthigen Instructionen beygefügt. Uebrigens sind die sämmtlichen Bestände nach preufsischer Art und nach der leichtesten und übersichtlichsten Methode in Schläge eingetheilt; die Bestände der *ersten Classe* oder des Hochwaldes in 80, der *zweyten* in 40, der *dritten* in 28, und der *vierten* in 18 Schläge. Bey jeder Abtheilung sind Reserveschläge vorhanden, die, wenn sie in der Zwischenzeit nicht nöthig sind, von 10 zu 10 Jahren als Magazinholz gefällt werden. Da die Eichen auch hier, wie fast allenthalben, immer seltner werden, so ist festgesetzt, auf jedem Schlag, nur die anbrüchigen zu schlagen, die gesunden aber alle stehen zu lassen, wobey sehr zweckmäfsige Musterungsregeln angegeben werden. In stroharmen Jahren wird zwar unter gehöriger Aufsicht das Laubrechen erlaubt, nie aber das Moosrechen. Pferden und Rindvieh ist die Huth in den Waldungen unter den nöthigen Bedingungen nicht versagt, Schafen und Ziegen wird sie aber nie erlaubt. Die Forstpolizey gründet sich auf sehr einfache Regeln, und die Strafen sind der Sache angemessen. — Es wird nöthig seyn, den Inhalt dieser interessanten Schrift im Allgemeinen etwas näher anzugeben, und dann einige Bemerkungen beyzufügen, die Rec. bey Durchlesung derselben eingefallen sind. Das Ganze zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die *erste* die *Forstwirthschaft* und die *zweyte* die *Forstpolizey* in sich begreift. Beide sind wieder in Kapitel eingetheilt, unter welchen dann mehrere §§ stehen. In der *ersten Abtheilung* wird 1) von der obern und nähern Aufsicht, 2) der Sicherstellung der Gränzen, 3) der Behandlung der Waldungen, 4) der Holzcultur, 5) der Schonung der Waldungen, 6) der ordnungsmäfsigen Führung der Schläge, 7) der Benutzung der verschiedenen Holzgattungen, 8) der Taxirung derselben, 9) den Holzanweisungen und Abgaben, 10) den Forstnebennutzungen und Forstregalien, 11) der Bestimmung des Holzhauerlohns, 12) der Rügung vorkommender Waldfrevel und Abwandlung derselben, 13) der Führung richtiger Tagebücher und Amtsprotocolle, und 14) von dem Forstrechnungswesen und dem sonstigen Benehmen auf der Amtsstube gehandelt. Die *zweyte Abtheilung* begreift 1) die Beobachtung der Waldgränze, 2) die Schonung der Waldungen, 3) die nöthige Ordnung bey Führung der jährlichen Schläge, 4) die Verwendung des Holzes, 5) die Nutzung der Aeckern, des wilden Obstes und der Wachholderbeeren, das Schneckensammlen, die Anlegung der Schneckengärten, die Fassung wilder Bienen, die Ausstockung und die Anlegung der Lehm- Sand- Thon- und Mergelgruben und der Steinbrüche, 6) die Verordnungen wegen Feueranmachung in den Waldungen und Tilgung entstandenen Brandes, und 7) allgemeine Gesetze. Angehängt sind die Instructionen für die Jäger und Holzwärter, und ein vollständiges Register macht den Beschlufs.

Nun noch einige Bemerkungen. S. 7 ist der Abtrieb der Rothbuchenwaldungen auf 70 — 90 Jahre festgesetzt, welches aber bey Laubholz zu wenig scheint, der Boden mag so gut seyn als er will. — Bey Behandlung der vermischten Laubholzarten wird S. 9 vorzüglich auf den bedeuternden Buchenbestand gesehen, und darnach der Turnus auf 30 — 45 Jahr bestimmt. Allein bey Ueberhaltung des Oberholzes, das so nöthig ist, hätten auch bestimmte Regeln festgesetzt werden müssen, da auch Buchenschlagholzwaldungen des Beschattens und Besaamens halber anfänglich eine gröfsere, nachher eine geringere Anzahl Oberholzes bedürfen. Es wird zwar gesagt, dafs eine hinreichende Anzahl Saamenbäume vorzüglich von Birken stehen bleiben sollen, allein diese werden den guten Bestand nicht erhalten, sondern verschlechtern, indem nach und nach ein Birkenwald entstehen wird, der aber dann nicht mehr den Umtrieb von 30 — 45 Jahren leidet, sondern in die vierte Classe der Brennholzwaldungen, die auf 16 — 20 Jahre festgesetzt sind, übergeht, wo Eichen das Oberholz ausmachen. Besser wäre es, wenn man doch eine Umwandlung befürchtet, darauf hinzuarbeiten, einen Ahorn- Ulmen- und Eschen-Schlagholzbestand zu erhalten. — S. 21 wird gesagt, dafs die Pflanzung wegen des grofsen Kostenaufwandes nur bey einzelnen kostbaren Holzarten oder auf grofsen verrasten Waldblöfsen etc. Statt finden könne. Allein wo eine wahrhaft nachhaltige Forstbewirthschaftung eingeführt ist, mufs sie mit der Saamencultur gleichen Schritt halten. Wie selten sind im Allgemeinen und besonders jetzt die Saamenjahre; wodurch also anders als durch Pflanzung kann die gehörige Ordnung erhalten werden? Wo man die nöthigen Handgriffe kennt, ist sie auch so kostbar nicht, als man sonst wohl glaubte, wie man auf dem Ilmenauer und andern Revieren des Thüringer- und auch des Harzwaldes weifs. Es sind auch die grofsen Vorbereitungen nicht nöthig, wie man sie S. 25 findet, und darauf gründet sich denn der gröfsere oder geringere Kostenaufwand. Wo man viel zu pflanzen hat, pflegt man auch diefs Geschäfte nicht blofs im Frühjahre vorzunehmen. Doch kommt hier alles auf die Holzart an, die verpflanzt werden soll, und der Vf. scheint freylich nach S. 27 vorzüglich die Eiche zum Augenmerk genommen zu haben. — Dafs nach S. 41 das Schlagholz ja nicht zur Saftzeit, sondern vom Januar oder höchstens von der Mitte des Februars bis in die Mitte des Aprils gehauen werden soll, dawider wird Hr. *Käpler* mit seinem Safthiebe viel einzuwenden haben. Soviel ist gewifs, dafs die beste Zeit die ist, wenn der Saft eintritt und die Knospen aufschwellen macht; allein wer ist bey grofsen Waldungen und Schlägen, wo die Holzhauer fehlen,

fehlen, im Stande, gerade diesen Punkt zu treffen? — S. 42 hätte noch eine Vorschrift gegeben werden sollen, wie die Klaftern an Bergen, also in schiefer Lage aufzusetzen wären, statt dass S. 50 nur gesagt wird, dass durch die Taxirung der Werth solcher Klaftern bestimmt werden müsse. — Bey den Waldfreveln ist der Fall nicht angegeben, wenn z. B. ein Frevler sich selbst mit Nachahmung des herrschaftlichen Waldhammers Holz anweisst. — Was wohl wenig als Nebennutzung der Forste vorkommen wird, ist die gestattete Anlegung der Schneckengärten. — Diess Wenige ist es, was Rec. bey dieser Schrift zu bemerken für nöthig fand, und er wünscht schliesslich nichts mehr, als dass diese Forstordnung zum Besten der Ulmischen Waldungen genau beobachtet werden möge.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Schulschriften.** *Hamburg*, b. Schniebes: *Oratio de usu librorum sacrorum ad humanitatem et omnem doctrinam liberalem excolendam vario et multiplici.* Professionem Hebraicae ceterarumque Orientalium linguarum in Gymnasio Hamburgensi auspicaturus d. 1: Jan. 1803 recitavit *J. Gurlittus*, Philos. D. et AA. LL. Magister, Director et Professor Johannei. 67 S. 4.

2) *Drey Schulreden* von *J. Gurlitt*, Prof. und Schuldirector zu Hamburg. 1803. 51 S. 4.

Einen liberalen, von herkömmlichen Vorurtheilen befreyten, Hinblick auf die künftige Bestimmung seiner Schüler hat Hr. *G.* wie in mehreren seiner früheren Schulschriften, so in der gegenwärtigen, deren Inhalt dem Antritt einer orientalischen Professur auf einem guten Gymnasium sehr angemessen ist, rühmlich gezeigt. Er geht von den Vorwürfen aus, welche man den heil. Büchern der Christen und der aus ihnen fliessenden Religionslehre unbilliger Weise desswegen machte, weil die Verkehrtheit der Menschen, d. h. die eine jede Religionsanstalt zu ihren eigennützigen Absichten missbrauchende Herrschsucht mancher Staatsmänner und Priester nebst den tausendfachen Leidenschaften der Privatpersonen, auch dieses Gute so oft und so lange zum Bösen gewendet hat und zu wenden noch nicht aufhört. Diesem Missbrauch setzt er den vielfachen guten Gebrauch und Einfluss entgegen, um zum Zweck seiner Professur, zum gründlichen Studium der dem wahren Kenner jener alten Denkmahle unentbehrlichen Vorkenntnisse, den Eifer der Bessern herbey zu locken. Bey dieser Absicht aber begleitet ihn als Folge ächter Kenntniss der Sache die gerechte Schätzung seines Gegenstands, welche ihm eben so wenig ein übertriebenes Lob für den Gebrauch der h. Schriften zu erschleichen, als ein gerechtes zu vergessen erlaubt. Ueberschätzung führt, wie sich diess bey der Theologie und ihren historischen Quellen am meisten gezeigt hat und noch zeigt, keinesweges auf Erhaltung des wahren Werths. Sie wirft vielmehr, sobald die Täuschung von ferne geahnet wird, auf das entgegengesetzte Aeusserste absprechender Geringschätzung. Indem wir wegen Vielseitigkeit des Inhalts diese schätzbare Rede bloss im Allgemeinen charakterisiren, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. durch die untergesetzten Noten überall sein Fortschreiten mit den verwandten Untersuchungen beurkundet, eben dadurch seine Zöglinge auf die brauchbarsten Hülfsbücher aufmerksam macht, aber auch diess, dass er selbst grosse und kleinere neue Versuche nicht ohne Prüfung betrachte, beweist. So wendet er gegen das Kunstwort: semitische Sprachen, mit Recht ein, dass auch Elam (Persien Jes. 21, 2.) nach Genes. 10 semitisch sey, dass also jene Benennung, welche bekanntlich auf die persische Sprache nicht auszudehnen ist, zuviel umfasse und deswegen eine passendere zu wünschen übrig lasse. Aus S. 40 sehen wir, dass Hr. Sextro an einer allgemeinen Geschichte der Moralität arbeite. Wie sehr wäre diese gerade von diesem würdigen Manne zu wünschen! Noch mehr aber möchten wir durch einen Philologen voll philosophischen und religiösen Sinns das ausgeführt sehen, was S. 41 andeutet, nämlich eine auserlesene, klug geordnete Sammlung der sinnreichsten und kräftigsten Aussprüche über das Göttliche und das Sittlichgute aus den begeisterten, nicht bloss für die Schule sprechenden Weisen aller Völker und Zeiten, ein allgemeines Religions- und Sittenbuch aller Nationen. Rec. wagt hinzuzusetzen, dass es nicht nur eine Sammlung von Aussprüchen, sondern vorzüglich auch ein moralischreligiöses Exempelbuch seyn sollte; wir wollen sagen, eine Darstellung guter und verkehrter Religionseinsichten mit ihren Folgen in wirklichen Schicksalen ganzer Nationen und einzelner Völker. Wort und Thatsache muss, wenn die Menschheit eindringlich unterrichtet werden soll, immer verbunden wirken. Der wahre Werth dieses Wunsches würde, so glücklich ist unsre Zeit, jetzt gewiss fast überall freymüthig anerkannt werden. „*Jam enim*, so sagt S. 33 wahr und für den Theologen sehr erfreulich, *rixae et altercationes, quales olim de religione cum magno salutis et tranquillitatis publicae detrimento frequenter agitabantur, ad philosophos, sine ullo reipublicae periculo, transiisse videntur; eos philosophos dico, qui vel ipsi auctores novae philosophiae feruntur aut ferri se cupiunt, vel qui istorum nominibus, scilicet splendidis, discerni amant.* Auch bey diesen Philosophen aber wird jener polemische Geist verschwinden, wenn sie nur erst in ihrem Fache da sind, wo die einsichtsvolleren Theologen in dem ihrigen stehen. Nur so lange nämlich, als man sich selbst der Gültigkeit seiner Ansichten durch Gründe nicht sicher bewusst ist, sucht man durch die Stärke der Lunge, durch einen Dictatorston u. dgl. zu Hülfe zu kommen. — Im *Anhang* giebt der Vf. von seinem für das Schulfach so thätigen Leben Nachrichten, welche die Achtung gegen ihn eben so gewiss vermehren, als seine dankbare Schätzung der nie zu verdunkelnden Verdienste zweyer oft verkannten Männer, des Rector *Fischers* und des Abts *Resewiz*, ihm selbst Ehre macht. Von den Schulreden, welche zum Besten der Bibliothek des Johanneums zu Hamburg verkauft werden, spricht die erste ein gerechtes Wort über *Basedow*, und viel der Beherzigung Werthes über die Frage: Was muss das Publicum (einer Stadt) zur Verbesserung und Aufrechthaltung des öffentlichen Unterrichts und des Erziehungswesens beytragen? Die zweyte handelt von eigenen Schwierigkeiten, welche für den Erzieher theils aus den Fortschritten, theils aus den Fehlern des Zeitalters, theils aus andern Eigenthümlichkeiten desselben entstehen. Die dritte war bey Niederlegung der vorigen Stelle des Vfs. gehalten und enthüllt vornehmlich Herzenszüge desselben. Zu diesen gehört auch die beiden Schriften vorgesetzte aufmunternde Dedication an einige der hoffnungsvollsten unter den Zöglingen des Vfs. Wie belohnend muss eine solche Herablassung denen seyn, welchen sie ein öffentliches Zeugniss ihres errungenen Werthes giebt, wie anlockend denen, welche künftig sich eine solche Auszeichnung zu erwerben hoffen können. Und woran erkennt man den wahren Menschenerzieher sicherer, als an der nie ermüdenden Aufmerksamkeit, jedes gute Mittel zu benutzen, damit er — für das Gute — „Viele gewinne"?

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 13. August 1803.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Merkwürdige Entscheidungen der Londoner und Pariser Prisengerichte über neutrale, in den letzten Jahren dieses Krieges aufgebrachte Schiffe*, u. s. w. 1802. XIV. u. 343 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Zeitgeschichte der jüngst verwichenen 9 Jahre (1793—1802), in welchen der Kampf zur See zwischen England und Frankreich und seinen Bundesgenossen mit ungleicher Stärke und Heftigkeit geführet wurde, ist voll von Verletzungen des europäischen Seevölkerrechts, wovon seit der pragmatischen Einführung desselben keine Beyspiele vorhanden sind. Das vorliegende Buch, das ein Ungenannter zum Besten der Kaufmannschaft seines Vaterlandes (wahrscheinlich ein Hanseate; und vermuthlich ein Hamburger) herausgegeben hat, zeigt in 44 Fällen sehr deutlich, dass die kriegführenden Seemächte, von denen hier die Rede ist, in jenem Zeitraume allzusehr von jenen Grundsätzen abgewichen sind, die seit *Hugo de Groot* bis auf die Handlungs - Tractaten der neuern Zeit, die allgemeine und besondere Norm für Freunde und Feinde und für Neutralen im Seewesen ausgemacht haben. Es war daher nicht möglich, dem unglaublichen Schaden aller neutralen Seefahrenden auszuweichen, den die Unkunde mit den Grundsätzen, welche die Prisengerichte Frankreichs und Englands aufgestellt hatten, so wie die Unbekanntschaft mit der Auslegung der noch dem Scheine nach bestehenden Seegesetze, den Neutralen sowohl, als den schwächern Seemächten herbeyführten. Denn die irrige Meynung, die Engländer würden es wenigstens den Neutralen erlauben, an Ort und Stelle über die wirkliche Fortdauer einer Blokade Erkundigung einziehen zu dürfen, hat der ganzen europäischen Kauffahrt, wie die Unbekanntschaft mit den Systemen der den Haupt - Seekrieg führenden Mächte, in Ansehung des Küsten- und Kolonialhandels, den grössten Schaden zugefügt, der sich auf mehrere Millionen beläuft. Um nun in ähnlichen Fällen in Zukunft gegen Gefahren der Art gesichert zu seyn; (leider haben sie sich seit dem 16. May 1803 wieder von Neuem ereignet, und der Schauplatz der Verwüstung des Seehandels scheint ungleich fürchterlicher zu werden, als in allen bisherigen Seekriegen) hat der Vf. einen ansehnlichen Theil merkwürdiger Prisenurtheile aus *Robinson's Reports of Cases argued and determined in the high Court of Admiralitу* — und dem *Moniteur* entlehnt, und meistens eine kurze Einleitung von der Veranlassung der Prisen und der Reclamationen, dem Urtheile vorangeschickt. Zu bedauern ist aber, dass der Herausgeber keine andern, als nur von solchen französischen Prisen - Entscheidungen Nachricht gegeben, die in dem *Moniteur universel*, aus nicht immer ganz zuverlässiger Quelle der wahren Lage des Facti, bisweilen mitgetheilt wurden. Hätte der sorgfältige Sammler dieser Gegenstände, die *Betrachtungen über das gerichtliche Verfahren bey Prisen*, in *Labarthe's Annales maritimes et coloniales*, p. 247—258, und die daselbst p. 259—266. eingerückten gesetzlichen Vorschriften über die, französischer Seits seit dem 1. Februar 1793 bis 1798 gemachten Prisen, gelesen, auch die Menge der von Franzosen während diesen Jahren genommenen Prisen a. a. O. p. 290—415. damit verglichen: so hätte er, mit Rücksicht auf einige Urtheilsprüche der französischen Prisengerichte, die später erschienen, durch den Druck zwar nicht zum Drittel bekannt wurden, durch Correspondenz aber zu haben waren, diese Sammlung ungemein bereichern, und die Motive des darin entstellten allgemeinen und besondern See - Völkerrechts der Welt vorlegen können. Da das nun nicht geschehen ist: so wollen wir das, was der Herausgeber geliefert, in der Art, wie er die Entscheidungen mittheilt, nach seiner dabey beobachteten Ordnung, in allgemeiner Hinsicht unsern Lesern bekannt machen, und dabey die Art der Eintheilung der Prisenurtheile, wie sie hier vorkommt, mit einigen Bemerkungen vortragen.

Der Herausgeber liefert zuförderst einige Entscheidungen in Betreff von Blokadenfällen, worauf solche folgen, welche von Bestimmung der Contrebandewaaren abhängen. Die Fälle von angeblich neutralisirtem Eigenthume, wo alsdann die Schiffe condemnirt wurden, wenn sie in dem Handel der Kriegführenden continuirten, sind häufig und vielseitig, und werden von solchen begleitet, die Condemnationen von einer angeblich unbefugten Auctorität betreffen. Besonders merkwürdig und gewiss nicht billig sind die Entscheidungen beider kriegführenden Partheyen, in Ansehung von Recapturen, — in Betreff des, von Neutralen betriebenen feindlichen Küsten - Handels, — oder von Gütern, welche in Transito von einem Neutralen gekauft waren, und endlich den Handel der Neutralen nach feindlichen Kolonien beabsichtigen. Das sind die Gegenstände, welche die 44 Sentenzen betreffen; wir wollen jetzt in der Kürze einige Motive ausheben, nach welchen in diesem oder jenem Falle, die Condemnationen geschahen. Nach den ältern französischen Prisen - Gesetzen dürfen Kriegsschiffe

schiffe und Kaper dieser Nation nur die Contrebande-Artikel allein, wenn solche unter ¾ der Ladung betreffen, confisciren; machen sie aber mehr wie ¾ aus: so ist Schiff und Ladung eine gute Prise. Mit diesem Grundsatze stimmt aber keinesweges die Entscheidung S. 97. ff. über das Schiff *la Statira*, Kapit. *John Slaward* überein; und unter der mannigfaltigen Aenderung neuer französischer Rechtsformeln, ist diese Entscheidung, die unter der Consular-Regierung erst zu Stande kam, und die ganz von dem Terrorism abweicht, womit das vormalige gehässige Directorium das Völkerrecht gewaltthätig brandmarkte, eine der gründlichsten, die auf rechtliches und publicistisches Gutachten während des letzten unglücklichen Seekriegs, von den Prisengerichten höchster Instanz beider Kriegführenden Seevölker ertheilt worden ist. Rec. merkt diesen Fall um so lieber an, da er ganz von dem Verfahren abweicht, womit zur Zeit der französischen Directorial-Regierung, die Prisenurtheile gestempelt wurden. Wir haben einen Fall vor uns, dass ein holländisches Schiff, im August 1798 — die gefährlichste Zeit während des ganzen Seekriegs — unter den Kanonen von Bourdeaux, bloss darum, weil der Capitän des Kauffahrers, für seine Person und in seinem eigenen Coffre, ein paar Pistolen aus englischer Fabrik, und ein englisches Feuerschloss hatte, von einem französischen Kaper genommen, und gegen alle Reclamation und den vollgültigsten Prisen-Process, der immer zu seinen Gunsten hätte ausfallen müssen, von dem Cassations-Tribunal dennoch condemnirt und für eine gute Prise erklärt wurde. Ein solcher Kaper hätte als ein Seeräuber bestraft werden sollen, da er wider alle Tractaten und das bestimmteste Seevölkerrecht, (s. *von Martens Recueil etc.* Vol. I—VI. und dessen *Essai sur les armateurs; Chap. II. §.* 18. vergl. *Dumont Corps univers. diplomat. du Droit des gens*; 8 *Vol.* nebst dem *Supplem.* dazu *Vol. I—V.* u. a. m.) den Kauffahrer einer freundschaftlichen Macht, innerhalb der Gränze eines Seegebietes genommen hatte, womit alle Tractaten streiten. S. 263—304. kömmt ein ganz anderer Fall vor, der eine Recaptur betrifft. Das Schiff *Santa Crux*, Kapitain *Picoa*, war für portugiesische Rechnung ausgefahren, von einem Franzosen genommen, und von einem englischen Kreutzer, nachdem es einen Monat lang im Besitz des Feindes gewesen, wieder genommen worden, wobey die Franzosen die Papiere des Kauffahrers über den Besitz des Schiffes und dessen Ladung, wo nicht zerstöret, doch gänzlich bey Seite geschafft hatten. Das ganze Urtheil der englischen Admiralität vom 7. December 1798 schränkt sich in der Hauptsache darauf ein: das Gesetz Englands in Hinsicht der Recaptur des Eigenthums seiner Alirten, ist das Gesetz der Reciprocität. England entscheidet daher nach der Regel desjenigen Landes, in welchem der Reclamant zu Hause gehört. Diese Reclamanten waren Engländer. Das ist aber nach des Rec. Einsicht Unrecht. Denn obgleich in den Handelsverträgen zwischen Grossbritanien und Portugal von 1641 und 1703 (s. *Chalmers, Tom. II. p.* 303. etc.) in Absicht der Reprisen nichts festgesetzt worden: so kann doch aus dem Allianz-Tractat von 1654 und 1703. (s. *Dumont, Tom. VI. P. II. p.* 82; und *Tom. VIII. P. I. p.* 127.) zumal aus dem 4ten Artikel des letztern, die Zurückgabe der Reprisen, am deutlichsten aber aus dem, zwischen beiden Staaten unterm 6ten Sept. 1793 geschlossenen Bündnisse, Art. 6. (s. *v. Martens Recueil etc. Tom. V. p.* 210 *seq.*) hergeleitet werden; — Bewegungsgründe, die in dieser ganzen ausführlichen Verhandlung zum allgemeinen Erstaunen sachkundiger Leser, nicht vorkommen. Die neue dänische Verordnung im Betreff der Seefahrenden d. d. Kopenhagen vom 4ten May 1803 wird dergleichen Fälle verhüten.

Hildburghausen, b. d. Wittwe Hanisch: *C. Beyeri*, praetoris Schleusing. *Supplementa ad J. E. J. Mülleri promtuarium juris novum* ex legibus et optimorum Ictorum tam veterum quam recentiorum scriptis ordine alphabet. congesta *in usum* possessorum primitivae editionis. *Vol. III.* 1802. von S. 4055 bis 4797. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Einrichtung dieses Theils ist, dieselbe wie bey den vorigen, nur dass hier die Aufsätze meist grösser sind, und weniger Zusätze die Literatur betreffend hier vorkommen. Dieser Theil geht von dem Artikel: *nasciturі* bis zu *quorum bonorum interdictum*. Gute und unbedeutende Aufsätze wechseln auch hier mit einander ab. Doch sind der guten mehrere. Dahin rechnet Rec. die Rubriken: *nunciatio novi operis, nuptiarum secundarum poenae, operae, opifices, parochiales aedes, pecunia lustrica, pignoratio, portio statutaria, possessor b. f., possessorium summarium, praedium equestre et rusticum, praescriptio*, mit den dazu gehörigen Artikeln, *praesumtio, precarium, probatio, processus accusatorius, provocatio ex L. diffamari, proxeneta, quarta Falcidia et Trebellianica, querela inofficiosi testamenti.* — Als Beyspiele unbedeutender Artikel mögen dienen: *non usus, novatio, nuptiae, obligatio, observantia, palinodia, partus, pauliana actio, perduellio, permutatio, persona, poena, praescriptis verbis actio, praesentia processus* nebst verschiedenen andern.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. j.: *Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. *Achter, neunter* und *zehnter Theil.* 1802. Jeder von 320 S. 8. (3 Rthlr.)

Der mittelmässige Compilationsgeist, welcher in den vorigen Theilen herrscht, macht auch diese drey Theile ihren Vorgängern gleich. Vorliegende Bände umfassen die Buchstaben G. bis M. von *Geleit* bis *Mord*. Sehr wenige Materien sind befriedigend bearbeitet. Zu diesen sind die Rubriken: *Gesetz, Gewohnheit, Lehn* mit den verwandten Artikeln, unter denen man aber die Lehnshoheit vermisst, und *Mitgabe*, (*dos*) zu zählen. Weniger belehrend, aber doch noch besser als die übrigen, sind bearbeitet die Artikel: *Gemeinde, Gesellschaftsvertrag, Geständniss, Gewährleistung, Gewor-*

*worfen Gut*, *Handwerk*, *Jagd*, *Injurie*, *Kauf*, *Klage*, *Legitimation*, *Litiscontestation*, *Litispendenz*, *Lungenprobe*, *Mandat*, *Mandatsprocess*, *Messen*, *Miethvertrag*. Alle übrige sind mit unverkennbarer Flüchtigkeit bearbeitet. Dahin sind nebst mehrern andern zu rechnen die Rubriken: *Geleit*, *Gemeinschaft*, *Gerichtbarkeit*, *Gerichtsstand*, *Giftmischung*, *Gotteslästerung*, *Gränzen*, *Halsgerichtsordnung*. *Handschrift*, *Hochverrath*, *Inquisition*, *Juden*, *Kaiser*, *Kriegsschäden*, *Kuppeley*, *Läsion*, *Landsherr*, *Landshoheit*, *Majestätsverbrechen*, *Menschenraub*. Ueberhaupt verliert der Vf. den Zweck, für praktische Rechtsgelehrte zu arbeiten, immer mehr aus den Augen. Was bekümmert sich der Praktiker um die vielen hier vorkommenden theoretischen Divisionen und Distinctionen, die er in jedem Compendium findet? Er braucht Entwickelung schwieriger Controversen und verwickelter Rechtsfragen, wie auch Darstellung höherer Grundsätze und Gesichtspunkte, um Rechtsfälle danach zu beurtheilen und zu bearbeiten. In dieser Rücksicht gewährt aber diess Werk, wie es bis jetzt ist, wenige Befriedigung.

## PÄDAGOGIK.

Quedlinburg, b. Ernst: *Vermischte Auffätze zum Dictiren beym deutschen Sprachunterrichte* mit allen hierzu nöthigen Sprachregeln begleitet. Für Bürger- und Landschulen, von *Wilh. Jul. Wiedemann*, Conrect. zu Neuhaldensleben. *Zweytes*, mit einem Wörterverzeichnisse versehenes, *Bändchen*. 1802. X. S. u. 15 Bog. 8. (12 gr.)

Wir haben schon in den *Ergänz. Bl.* I. Nr. 140. ein Buch unter diesem Titel angezeigt. Zu diesem ist das gegenwärtige ein Nachtrag. Hr. *W.* macht hier auf einige, oft übersehene Unterschiede mancher Wörter, wie: *nutzen* und *nützen*, und auf andere, die Richtigkeit und Reinheit der deutschen Sprache und Schreibart betreffende Gegenstände aufmerksam, welche in der ersten Schrift, (die damals noch nicht als erstes Bändchen angekündigt ward,) übergangen worden waren. Auch der hier ertheilte Sprach- und Schreibunterricht wird an vorausgeschickte Auffätze angekettet, welche, mit Rücksicht auf unsern, in jener Anzeige geäusserten, Wunsch, so gewählet sind, dass dadurch, neben der Unterhaltung, auch zugleich für nützliche Belehrung gesorgt wird. Sie sind naturhistorischen, geschichtlichen und geographischen Inhalts. Die meisten der von Hn. *W.* beygebrachten Sprachbemerkungen beweisen, dass er über seinen Gegenstand nachgedacht habe. In allen Behauptungen können wir ihm aber nicht beystimmen, wenn er z. B. S. 22. verlangt, dass man *mehre*, und nicht *mehrere* schreiben soll, weil *mehr* schon der Compar. von viel sey. *Mehre* klingt nicht nur hart, sondern es ist auch kein Grund einzusehen, warum *mehr* nicht eben sowohl ein Positivus seyn könne, wie jedes andere Verhältniss Eigenschaftswort. Auch scheint es uns der richtigen Aussprache zu folge natürlicher *möchte*, als mit Hn. *W. mögte* zu schreiben. Eher wollen wir ihm beytreten, wenn er S. 75. verlangt, das Zeitwort: *Lehren* immer mit dem Dat. perf. zu verbinden. Ein zweyter Abschnitt dieses Bandes enthält auf 111 S. Erklärungen fremder Wörter, welche vorzüglich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen. Wegbleiben konnten vielleicht die selten vorkommenden Wörter: Kladde, Trapezium, Utensilien, Vaudeville, venal etc., und an deren statt die üblichern: Consequent, Categorie, Corpus delicti, negativ, Surrogat etc. aufgenommen werden. Hn. *W's.* Erklärungen sind zum Theil blosse Wortübersetzungen nach Campe, welche oft einer eben so langen Erläuterung bedürfen, als das ausländische Wort, wenn sie verstanden werden sollen, zum Theil sind sie zu allgemein und einseitig, wie S. 11. *Anekdote*, eine geheime Geschichte, eine bis dahin unbekannte historische Merkwürdigkeit; S. 51. *intellectuel* mit Verstand begabt, verstandvoll. — S. 46. *Heterodoxie*, Abweichung von der richtigen (warum nicht lieber von der kirchlichen?) Glaubenslehre. Indessen wird sich, aller dieser Mängel ungeachtet, mancher aus diesem Verzeichnisse Raths erholen können.

Schnepfenthal, in Verlage d. Buchh. d. Erziehungsanstalt: *Der Papparbeiter* oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet von *Bernhard Heinrich Blasche*, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. *Erster*, *zweyter*, *dritter Theil*. *Zweyte* mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Ausgabe. Mit Kupfern. 1801. XVI. 258, 30, u. 68 S. u. 10 S. Reg. 8.

Hr. B. bestimmt dieses brauchbare pädagogische Werk überhaupt für alle Freunde gehaltvoller mechanischer Beschäftigungen, und für solche, die sich Geschmack daran erwerben wollen, vorzüglich aber für die Erzieher der Jugend. Er will den Sinn für solche zweckmässige Beschäftigungen zu einer für die Jugend in ihren Nebenstunden anziehenden Erholung machen, dadurch den jetzt so sehr einreissenden Hang derselben zu Zerstreuungen, die ihr gefährlich werden können, unvermerkt in einen nützlichen Thätigkeitstrieb verwandeln, und den so heilsamen Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit in gehörigen Maasse veranlassen.

In dem *ersten* Theile giebt der Vf. einige *Vortheile beym Gebrauche der nöthigsten Instrumente* deutlich und praktisch an; macht sodann mit den *Regeln* und *Kunstgriffen zu den Papparbeiten nach ihren Hauptformen*, mit der Verfertigung cylindrischer und eckiger Sachen, mit dem Ueberziehen derselben und dessen Zwecke bekannt, und beschäftigt sich sodann mit der Darstellung einiger geometrischer Körper, deren Anwendung bey diesen und andern mechanischen Arbeiten unentbehrlich ist. Im *zweyten* Theile lehrt er *die feinern Papparbeiten*, und zeigt, wie man ihrer rauhen und mehr und minder unebenen Fläche durch die Kunst

Kunst zu lackiren und zu vergolden mehr Vollkommenheit, Schönheit und zugleich mehr Festigkeit geben könne. In *einem Anhange* zeigt er die Anwendung dieser Arbeiten auf verschiedene Künste z. B. auf Anlegung verschiedener Naturaliensammlungen, auf Experimentalphysik, Mechanik und Technologie, auf viele andere brauchbare Gegenstände des gemeinen Lebens, selbst auf Frauenzimmerarbeiten, auf die angenehmste und belehrendste Weise, und handelt endlich im *dritten* Theile *von der fabrikmässigen Verfertigung der Papparbeiten*, einigen allgemeinen Hülfsmitteln, Vorrichtungen und beschleunigenden Werkzeugen und Maschinen dazu: wobey er zugleich in der Einleitung über die *Schnellthätigkeit*, ihre Entwickelung und ihren vielfachen wichtigen Einfluss auf die gesammten Geistes- und Körperkräfte, so wie auf alle künftige Berufsgeschäfte des Lebens mit wahrhaft praktisch pädagogischer Einsicht einen lesenswürdigen Unterricht ertheilt.

Rec. muss sich hier begnügen, auf dieses wichtige Buch durch diese Darstellung seines vielseitigen Inhaltes nur aufmerksam gemacht zu haben, und empfiehlt es recht angelegentlich mit Ueberzeugung allen praktischen Erziehern, deren Wunsch es ist, ihren Zöglingen eine so nützliche Gewandheit des Geistes und Körpers auf die sicherste Weise zu verschaffen.

Erlangen, in d. Bibelanst.: *Gespräche von Gott und Jesu.* Eine Anleitung, Kinder über die allgemeinen Grundwahrheiten der christlichen Religion frühzeitig nachdenken zu lehren. Von D. *Georg Friedrich Seiler.* 1801. X. u. 196 S. 8. (6 gr.)

Nach der Absicht des würdigen Vfs. sollen diese Gespräche noch vor Erlernung des Katechismussystems zu einer der ersten Unterweisungen in den Wahrheiten der Vernunftreligion und der Lehre Jesu dienen, und die Jugend nicht nur unvermerkt zum Denken gewöhnen, sondern ihr auch zu einer, dem frühen Alter angemessenen Vorstellung von Jesus behülflich seyn. Der Vf. lässt daher eine fromme Wittwe ihre Kinder in 50 freyen, zwar nicht nach den strengen Regeln der katechetischen Kunst, aber doch zweckmässig abgefassten Unterredungen, über die menschliche Seele, das Weltgebäude, über Ursache und Wirkung, über Gott, seine Eigenschaften, seine Verhältnisse zur Welt, und über Lehre, Charakter und Schicksale Jesus belehren. Manches, was der Vf. besonders in den letzten Gesprächen von den Schicksalen Jesus erwähnt, würden wir bey dem ersten Unterricht wenigstens mit Stillschweigen übergangen haben. Indessen gereicht es doch dem Vf. immer zur grossen Ehre, dass er von den allmälig in Gang gebrachten Verbesserungen des Lehrbegriffs nach einer ausdrücklichen Foderung in der Vorrede S. IV. nicht nur bey dem Jugendunterrichte Gebrauch gemacht wissen will, sondern dass er auch in dieser Schrift wirklich an mehreren Orten davon Gebrauch gemacht hat. Angehende Jugendlehrer werden daher aus dieser Anleitung, religiöse Begriffe zu entwickeln und praktische Religion zu begründen, manches Gute lernen können.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Praktische Anweisung zum Gebrauch der Lieder für Volksschulen in Schulen und Erziehungsanstalten.* Von dem Herausgeber. 1803. 222 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. (Hr. Superint. *Hoppenstädt*) will in dieser Schrift eine praktische Anweisung ertheilen, wie Lehrer seine Volkslieder, welche er vor einiger Zeit herausgab, in Schulen auf eine geschickte Weise mit dem Landeskatechismus, Geographie und Naturgeschichte etc. vereinen, und durch diese Liederverse jene gefassten Lehren und Grundsätze dem Gedächtnisse desto fester einprägen sollen. Allein durch diese *neun Unterhaltungen* hat er gezeigt, wie gewöhnliche Schullehrer, welche das rechte Katechisiren mit den Kindern geschickt einzuleiten, weder verstehen *noch aus* guten Anleitungen erlernen wollen, in ihren Schulen gewöhnlich zu lehren pflegen. Der Vf. muss schlechterdings sich mit den vortrefflichen Vorarbeiten dieser Art nicht bekannt gemacht haben; denn sonst würde er als Ephorus der Schulen es nicht gewagt haben, so etwas triviales unter dem Titel *praktische* Anleitung drucken zu lassen. Durch eine so zweckwidrige auf allen Seiten gegen die bekanntesten Regeln der Katechetik verstossende Behandlung würden selbst seine trefflichen Volkslieder verlieren.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Halle*, b. Kümmel: M. *Tullii Ciceronis de Officiis librorum trium descriptionem* ad faciliorem eorum intelligentiam in *brevi conspectu* posuit *Rudolph Gotthold Rath*, Doctor Philos. et Conrector Gymnasii Halensis. 1803. 26 Blät. 4. Zur leichteren Uebersicht eines wohlgeordneten Werkes, zumal eines didaktischen, dient allerdings eine bis ins Innere dringende Zergliederung der ursprünglichen Anlage. Hr. *R.* hat eine solche Zergliederung in diesen Tabellen mit Fleiss und Genauigkeit ausgeführt, und dadurch nicht bloss dem jetzigen Leser den Gebrauch der Ciceron. Schrift, sondern auch einem künftigen Herausgeber das Geschäft von dieser Seite erleichtert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. August 1803.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geistesverirrungen oder Manie*, von *Ph. Pinel*, Prof. der Medicinalschule von Paris, oberstem Arzte des National Hospitals für Frauenzimmer (der ehemaligen Salpetrière) und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit Figuren, welche die Formen des Schedels und Abbildungen der Wahnsinnigen darstellen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von *Mich. Wagner*, Doct. der Arzneyk. u. correspondirendem Mitgliede der mineral. Gesellschaft zu Jena. 1801. L u. 458 S. 8. (2 Rthlr.)

Nachdem der Vf. in der *Einleitung* den ältern und neuern Aerzten und Philosophen, welche über diesen Gegenstand schrieben, besonders einem *Crichton*, Gerechtigkeit erwiesen hat, giebt er seine Methode an, Wahnsinnige genau zu studieren, um dadurch die medicinische Lehre über Geistesverirrungen mit allen durch eine Art von Empirismus erworbenen Kenntnissen zu bereichern, oder vielmehr, um die erstern zu ergänzen und den andern, nämlich den Empirism auf allgemeine Grundsätze, die ihm noch mangeln, zurückzuführen. Eine isolirte Kranken-Anstalt (im *Bicetre*) erleichterte ihm die weitern Untersuchungen über die Wirkungen der Arzneymittel und über den mächtigen Einfluss des äusserlichen Verhaltens oder der Lebensordnung bey Wahnsinnigen. Uebrigens unterschreibt Rec. ganz das gefällte Urtheil des Uebersetzers über vorliegendes Werk: dass nämlich darin keineswegs ein systematischer Geist und Ideen Gang herrsche, und dass sich der Vf. oft wiederhole, die verschiedenen Formen des Wahnsinns aber mit vieler Deutlichkeit und gleichsam nach der Natur zeichne, und seinem Beobachtungsgeist selbst der kleinste Umstand nicht entgehe. Vorzüglich verdienen seine Bemerkungen in Ansehung der moralischen Behandlung der Wahnsinnigen, ihrer Abtheilung und Absonderung nach den verschiedenen Arten der Krankheit alle Aufmerksamkeit. — Die Therapie selbst sey etwas schwankend, und gehe von keinem festen and bestimmten Princip aus; daher nimmt der Vf. oft seine Zuflucht zu der sogenannten Wart-Methode. Die Anwendung der gegen den Wahnsinn angepriesenen Mittel ist beynahe durchgehends empirisch. Doch läst sich zur Entschuldigung desselben allenfalls beybringen, dass er unmöglich etwas systematisches über diesen noch tief verhüllten Gegenstand in so wenigen (sieben) Jahren liefern konnte, da ihm obendrein die meisten Wahnsinnigen vom Hotel-Dieu, jetzt Hospice d'Humanité, zugeschickt wurden, wenn die daselbst unternommene Schlendrians-Kur, Aderlassen, Ausleerungen, Bäder, die Douche u. s. w. an ihnen fruchtlos angewandt worden war.

Da die intermittirende oder periodische Manie die gewöhnlichste ist, und die Verirrung des Verstandes, welche ihre Anfälle charakterisiren, jenen der anhaltenden Manie entsprechen und uns davon eine richtige Idee geben: so folgt natürlich, dass mit jenen der Anfang gemacht und im *ersten Abschnitt* über diese Anfälle neue Untersuchungen angestellt werden. — Man nimmt wahr, dass sich die Anfälle des Wahnsinns im Frühjahr erneuern, mit grösserer oder minderer Heftigkeit in die heisse Jahreszeit sich verlängern und grösstentheils gegen das Ende des Herbstes abnehmen. Doch giebt es Fälle, wo die Paroxysmen gegen den Winter heftiger werden; vom Einfluss der Jahreszeiten hängen also die Anfälle nicht ab. Der ursprüngliche Sitz der Manie sey, wie bey der Melancholie und Hypochondrie, in der Magengegend zu suchen, von wo aus sich die Anfälle gleichsam strahlenförmig verbreiten. — Nicht die im Gehirn eingedruckten Bilder, nicht ungleicher Antrieb des Bluts nach den Kopf, nicht unregelmässige Bewegung der Lebensgeister etc. sondern die *Nervenerregung* (dringen wir mit diesem Wort nun tiefer in das Wesen dieser Krankheit ein?) zeichnet sich nicht nur in Ansehung des Physischen durch ein Uebermaass von Muskelkraft und eine anhaltende Unruhe des Wahnsinnigen aus, sondern auch in Ansehung des Moralischen durch ein inniges Gefühl der Uebermacht seiner Kräfte und durch hohe Ueberzeugung, dass nichts seinem höchsten Willen widerstehen könne. — Nicht alle Wahnsinnige ertragen Hunger und Kälte. — Der periodische Wahnsinn heile nach wiederholten Anfällen von selbst, ohne Gebrauch eines Arzneymittels; es sey höchst schwer, alle Umstände zum Wohl des Wahnsinnigen in und ausser Spitälern zweckmässig mitwirken zu lassen. Im *zweyten Abschnitt* handelt der Vf. die moralische Behandlung der Wahnsinnigen ab. Nicht immer Sanftmuth und gütige Behandlung, sondern oft auch Ernst und Strenge — doch ohne Schläge — wodurch der Wahnsinnige überzeugt wird, dass er nicht Herr werde, bringen manchen zurück. Hierbey rügt der Vf. mit einem etwas hämischen Ton die Behandlungsart der Narren in England und besonders die des D. *Willis*. Sie schrecken und bedrohen dürfe man; nie aber solle man sich Gewaltthätigkeiten



ten

ten gegen sie erlauben; (Er belegt die glückliche Wirkung eines Schreckenapparats und die muthige und Ehrfurchtgebietende Entschlossenheit mancher Wärter gegen ihre Wahnsinnige mit Beyspielen); auch leiste da, wo weder Gelindigkeit noch eine imposante Zurüstung und Zurechtweisung fruchtet, eine gut ersonnene List oft eine unverhoffte Kur. Die Imagination scheint unter allen Seelenkräften am häufigsten grossen Verletzungen bey Wahnsinnigen unterworfen zu seyn. — Manie aus übertriebener Frömmigkeit sey am schwersten zu heilen. — Mit Unwillen las Rec., dass die Revolutions-Wuth sich sogar bey den Administratoren der Civil-Hospitäler dadurch äusserte, dass sie alle Gegenstände des äussern Gottesdienstes selbst im *Bicetre* vernichteten. Unser Vf. entschuldiget diesen übertriebenen Eifer damit, dass ein Melancholiker oder Wahnsinniger aus Andacht nicht geheilet werden könne, wenn Sinnen-Eindrücke — Religionsgegenstände, ohne Unterlass die Gegenstände seiner Narrheit zurückrufen. (Als ob im Bicetre nur ausschliessend Fanatiker und nicht Narren aller Art zusammen eingesperrt wären!) Dafür aber las er mit theilnehmender Freude, dass die dermalige Behandlung der dortigen Wahnsinnigen weit menschlicher unter *Pinels* Leitung sey, als sie ehedem war, da Rec. kurz vor der Revolution die Kammern oder besser Ställe dieser Unglücklichen besuchte, wodurch endlich einmal die höchstwidrige Rückerinnerung dieser schauderhaften Scenen in ein froheres Gefühl umgestimmt wurde. — Im *dritten Abschnitt* werden anatomische Untersuchungen über die Fehler der Conformation der Hirnschale etc. bey den Wahnsinnigen gemacht, wozu die vier Kupfertafeln gehören, deren Rec. aber bey seinem Exemplar nur zwey vorfand. — Es existiren Wahnsinnige mit und ohne fehlerhafte physische Bildung oder Conformation des Gehirns oder Hirnschädels. In einem Alter von 15 bis 30, 40 Jahren befanden sich die meisten Wahnsinnigen, wenigere zwischen 50 und 60, und gar keiner mehr, der über 70 Jahre hinaus oder unter der Pubertät war. — (Dasselbe äussert *Haslam* jüngst in seinen *Beobachtungen* über *den Wahnsinn* am Bethlem-Hospital zu London.) Im *vierten Abschnitt* werden die verschiednen Abartungen dieser Krankheit eingetheilt in *Melancholie* oder ausschliesend auf einen Gegenstand gerichtetes Delirium; und in Ausbrüche von *Manie ohne und mit Delirium*; sie äussern sich beide durch eine vermehrte Nervenerregung und werden, weil selten ein örtlicher Fehler zum Grunde liegt, durch zweckmässiges, physisches und moralisches Verhalten oft gründlich geheilt. Ferner in *Blödsinn*, *Idiotism* oder Unterdrückung der Verstandes- und Willens-Fähigkeiten: Alle diese verschiednen Gattungen werden einzeln beschrieben und mit Beyspielen erläutert: Idiotism werde mitunter durch Uebergang in Wahnsinn geheilt. Die Fallsucht sey zuweilen mit dem furiosen Delirium, zuweilen mit dem Idiotism verbunden. Am [illegible] dieses Abschnitts werden die Hauptzüge des [illegible] und moralischen Charakters der Schweizer- [illegible] ngegeben. Der *fünfte Abschnitt* handelt die innre Polizey und Aufsicht ab, die in jedem Irrenhause einzuführen wäre. Vor Allem sey eine methodische Eintheilung und Absonderung der verschiedenen Arten der Verrückten in den Irrenhäusern zu machen. Demnach sollten die Melancholischen angenehm und heiter; die Rasenden finster und stille; die periodischen Narren ausser den Anfällen bey den Reconvalescenten wohnen. Man behandle keinen Wahnsinnigen mit körperlicher Strafe, sondern gütlich. Die Aufseher haben sich daher das Zutrauen dieser Kranken und bey ihnen Ehrfurcht und Gehorsam zu erwerben. Seitdem man selbst Rasende bloss mit dem Zwangswestchen und Camisol im Bicetre bey Tag herumgehen lässt, werden die Nächte von ihnen meistens still, und ruhig hingebracht, indess sie sonst, als sie Tag und Nacht angekettet waren, auch Tag und Nacht lärmten. Nur im Zustand der äussersten Raserey sind enge Einschliessungen, finstrer, einsamer Aufenthalt, sparsamere Nahrung etc. als vorüber gehende Bestrafung der Tollen anzusehen. *Eine kraftvolle Bändigung und ein gewisser Zustand von Abhängigkeit und Zwang, in den man sie versetzt, beschleunigen ihre Heilung.* Auf diese Weise soll ein gewisser Monarch von seinem Wahnsinn gründlich und geschwind geheilt worden seyn. Man studiere mit aller Aufmerksamkeit den Charakter der Wahnsinnigen, um sie allmählig zur Vernunft zurückzuführen. Beyspiele davon. Abwechselnde Leibesübungen und mühsame Arbeiten seyen Reconvalescenten sehr zuträglich, weil dadurch ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand fixirt werde. — Die mit der Fallsucht behafteten müssen in einer besondern Abtheilung des Irrenhauses eingeschlossen seyn. — Von der Polizey und täglichen Ordnung des Dienstes in diesen Spitälern, die Speisevertheilung und Zubereitung derselben. — Besuche von Anverwandten sollen selten; von Neugierigen gar nie angenommen werden. — Zu *Saragossa* in Spanien beschäftige man die Narren mit Feldbau und andern Arbeiten mit bestem Erfolg für ihre schnelle Wiedergenesung. — Im *sechsten Abschnitt* wird die gewöhnliche Heil-Methode der Wahnsinnigen durchgegangen: sie sey bey Melancholischen meistens schwer; doch half einmal bey einem vorher mit Flechten beschwerten ein Haarseil im Nacken schnell; im Ganzen aber wirken moralische Zurechtweisungen, Schrecken, heftige Gemüths-Affecte am besten. — In der Raserey seyen Opium, Kampfer, Sturzbäder, Blasenpflaster, die Moxa und starkes Aderlassen anzuwenden. (Durch diese im hohen Grad incitirende, und im hohen Grad schwächende Mittel in derselben Krankheit kann die Heilung nur zuweilen gelingen und die Medicin mit Recht *ars divinatoria* genannt werden.) Aus der beygefügten Tafel der Aufgenommenen ergiebt sich, dass die Wenigsten durch Arzneymittel, die Meisten aber durch ein anpassendes physisch-moralisches Regimen, durch zweckmässige Beschäftigungen etc. geheilt wurden. Die periodischen Maniaci mit einem Delirium sind am öftersten, die übrigen vier Gattungen der Manie aber am seltensten geheilt worden. Als Muster einer zweckmä-

mäſsigen Tafel zur Kenntniſs des zu beobachtenden Ganges in einem Irrenhauſe wird die von *Charenton* der Medicinal-Schule zu Paris überreichte angeführt, in welcher, wie zu Bicetre, die Narren in fünf Claſsen eingetheilt werden. — Die Prognoſe ſey bey dieſer Krankheit ſchwer mit Gewiſsheit zu ſtellen. — Bey der Entlaſſung des Reconvaleſcenten ſey alle Vorſicht zu empfehlen. — Die Anmerkungen und Zuſätze des Ueberſetzers von S. 324 bis 445 und vorzüglich ſeine *Abhandlung über den Wahnſinn*, nach der Erregungstheorie vorgetragen, ſind ſehr intereſſant, belehrend und leſen ſich angenehm. Eine kurze Nachricht von dem von Kaiſer Joſeph erbauten Irrenhauſe in Wien, von der Anſtalt für Wahnſinnige von D. *Willis*, von der ganz neu errichteten für dieſe Unglücklichen ohnweit York, welcher D. *Fowler* vorſteht, beſchlieſsen das Ganze.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Heilungsmethode nach Grundſätzen der Erfahrung*, von *C. A. Struve*, ausübendem Arzte zu Görlitz und verſchied. gel. Geſellſchaften Mitglied. 1802. XII u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein *Compte rendu* von zehn Jahren, welchen der Vf. nicht nur ſeinen Mitbürgern, ſondern auch dem ärztlichen Publikum ablegt, um nach Thatſachen urtheilen zu können, wie Hr. S. am Krankenbette handle, und ſeinen Pflichten als Heilkünſtler obliege. Auch hofft er, jungen Aerzten durch dieſe Arbeit nützlich zu ſeyn. — Der *erſte Abſchnitt* enthält Beyträge zur medicinischen Topographie der Stadt Görlitz, deren Lage, Bevölkerung, Mortalität, Epidemieen u. ſ. w. Im *zweyten* ſpricht der Vf. von dem Gang ſeiner medicinischen Praxis und dem Beſtreben einer nützlichen Thätigkeit mit einigem Aufwand von Redſeligkeit, wie Rec. dünkt, z. B. S. 41: „Einen nicht unbeträchtlichen Theil meiner Zeit erfüllt die Correſpondenz mit entfernten Kranken in und auſser Deutſchland; ihre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit entſchädigt mich gegen manche unverdiente Kränkungen einer mühevollen Stadt-Praxis. Im Jahre werden jetzt von mir gegen 8000 Recepte verſchrieben, die Apotheker-Rechnung beträgt insgemein gegen 400 Thaler.“ (Achttauſend Recepte um vierhundert Thaler kann doch wohl keine *Apotheker-Rechnung* genannt werden!) „Dieſs alles zum Beweiſe, daſs meine Praxis nicht ſo eingeſchränkt iſt, wie man vielleicht glauben dürfte u. ſ. w.“ Wer wird auch ſo was glauben können! Ein Arzt, der täglich 20 Recepte verſchreibt — macht jährlich nur 7300 Stücke — muſs gewiſs vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht beſchäftiget ſeyn; nur iſt dabey unbegreiflich, wie ein ſolcher raſtloſer Mann noch Zeit und Luſt hat, ein ſo fertiger Schriftſteller, wie Hr. S. iſt, zu ſeyn, welcher gewiſs ſchon ſein übercompletes Contingent zur Recrutirung der medicinischen Literatur geſtellt hat, das er am Schluſs dieſes Abſchnitts die Revüe paſſiren läſst. — Im *dritten Abſchnitt* werden die vom Vf. 1790 behandelten Krankheiten durchgegangen, welche gröſstentheils gichtartig oder rheumatiſch, kurz ſtheniſcher? Natur waren. — Der *vierte Abſchnitt* enthält diejenigen Krankheiten, welche ihm 1791 am häufigſten in ſeinem Wirkungskreiſe vorkamen. Die wichtigſten Fälle theilt er auch hier mit. Z. B. *Ein Typhus*: „Ich fand den kleinen Kranken von 6 Jahren in der gröſsten Bösartigkeit der Krankheit: ſchwacher, ausſetzender, kaum fühlbarer Puls, kurzer Athem, trockne, geſpannte Haut, Hippokratiſches Geſicht, hartnäckig verſtopfter Leib, Verhaltung des Harns, zitternde Zunge. Der Leib war tympaniſch aufgetrieben; von Zeit zu Zeit erfolgte ein Zucken der Hände und Füſse, der Kranke lag in einem Stupor. Alles ſchien verloren zu ſeyn. Ich lieſs den Leib mit warmen Wein, worin die Hälfte Kampferſpiritus gethan wurde, waſchen und gab *Extract. Cort. Chin.* ʒj *Aqu. Cinamom. vin.* ℥j *Liq. an. min. H.* ℈ſ *Syr. Cort. Aurant.* ʒß. Alle halbe, dann alle Stunden einen groſsen Kaffeelöffel. Damit wurde die Nacht durch fortgefahren, auch das Waſchen geſchah faſt ununterbrochen. Gegen Mitternacht entſtand ein Poltern im Leibe und gegen Morgen mehrere ſtinkende Stuhlausleerungen, worauf der Leib ſich ſenkte und weicher wurde, das Kind wieder zu eſſen verlangte, die Augen aufſchlug und ſich völlig erholte. Die China wurde dann nur alle zwey, dann alle drey Stunden gegeben und nach vier Tagen war der Kranke völlig hergeſtellt.“ Das kann man wohl *cito, tuto et jucunde* heilen nennen! Der Vf. diſtinguirt zwiſchen *Atonie* und *verminderter Reizbarkeit*, giebt im erſten Fall China, im zweyten Opium, Kampfer etc. und rettete durch dieſe Diſtinction manchen hoffnungsloſen Kranken. — Auf eben dieſe Weiſe werden im *fünften* bis zum *eilften Abſchnitt* die vorzüglichſten herrſchenden Unpäſslichkeiten einzeln mit Krankengeſchichten und Recepten begleitet, durchgegangen, welche dem Vf. von 1792 bis 1799 hauptſächlich vorkamen. Merkwürdig iſt dabey, daſs das Meiſte in der Sprache der *Erregungs-Theorie* — im *Geiſt* freylich nicht — vorgetragen wird, welche damals — in den erſten Jahren des verfloſſenen Decennii — noch ganz und gar nicht gewöhnlich war. Im Anhang von S. 349 bis 398 werden über *Wechſelfieber*, *Epilepſie*, *Dentition* und über den *Biſs toller Hunde* Bemerkungen mitgetheilt. Angehängt ſind 180 Recepte, deren Miſchung den kritiſchen Probierſtein nicht alle aushalten, z. B. N. 123. Rec. *Opii gr. j Mercur. dulc. gr. ij Solv. in Aqu. Foenicul.* ℥ij *adm. Tinct. antim. H.* ʒij *Rob. Juniper* ℥ß *M.* N. 125. *Rec. Extract. Chin.* ʒj *Sulphur. Aur. Antimon. gr. viij Solv. cum Aq. Foenicul* ℥iſ *adm. Spirit. Minder.* ℥j *Laud. liq. Syd.* ℈ij *M.* Des Vfs. gewöhnliche Krazſalbe iſt: *Rec. Axung. porcin.* ℔iij *Fl. Sulphur* ℥ix *Sal. Amoniac.* ℥iij. Gewiſs eine reichliche Portion für einen ganzen Saal Krätziger, beſonders wenn ſie, wie der Vf. ſelbſt ſagt, noch wirkſamer durch den Zuſatz des *Merc. praecip. alb.* ʒß zu einer Unze dieſer Salbe gemacht wird. Rec. heilte ſehr oft mit einer Drachme *Mercur. praec. alb.* zu einer

ner Unze Schweinfest diese häfsliche Krankheit immer zuverläfsig.

Ob angehende Aerzte — geübtere gewifs nicht — aus dieser Schrift viel Vortheil schöpfen werden, will Rec. nicht entscheiden, er vereiniget aber seine Bitte mit der eines andern Rec., der *Struv. Schrift: System der medicin. Electricitäts-Lehre* in dieser Zeit. 1808. N. 4. „in seinen künftigen Schreibereyen das wahre „Bedürfnifs der Wiffenfchaft und des Publicums mehr „vor Augen zu haben."

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Jena, im Verl. d. Crökerschen Buchh.: *Mittheilungen eines Traurenden an feines Gleichen* und alle, die es werden könnten, in einigen Predigten. Von M. *Karl Gottfried Bauer*, Pfarrer zu Frohburg. 1803. XXXII. u. 297 S. 8.

Den Vf. traf das harte Schickfal, binnen zwölf Tagen zwey hoffnungsvolle Kinder durch das Scharlachfieber zu verlieren. Die, von der Zeit hergenommenen, Troftgründe, über welche in der Vorr. S. XV. ff. fehr gute pfychologifche Bemerkungen gemacht werden, genügten ihm nicht; er fuchte daber eine beffere Art der Heilung, welche er in den Grundfätzen der Sittlichkeit und den darauf gebauten Wahrheiten der Religion fand. Die hier gelieferten vierzehn Vorträge ftehen in näherer und entfernterer Beziehung auf den Gemüthszuftand des leidenden Vfs., und er hofft durch Mittheilung derfelben, Andern, welche fich in einer ähnlichen Lage befinden, nützlich zu werden. So viel auch fchon zur Beruhigung für Leidende von Leidenden felbft gefchrieben worden ift: fo find doch, nach des Rec. Meynung, in den meiften folcher Schriften nicht felten auch folche Troftgründe aufgenommen, welche dem Denker entweder ganz und gar nicht den gefuchten Troft gewähren, oder doch fehr bald ihre beruhigende Kraft wieder verlieren. In andern Schriften, die den Zweck haben, Leidende zu tröften, wird, weil fich ihre Vf. nicht in einer ähnlichen Lage befanden, oft zu kalt philofophirt; die darin vorgebrachten Troftgründe können daher, weil fie nicht aus dem Herzen kamen, auch fchwerlich wieder zu Herzen gehen. Keiner von diefen Vorwürfen trifft den würdigen Vf. der hier mitgetheilten Religionsvorträge. Rec. hat fie alle mit vieler Theilnahme und nicht ohne Geiftes - und Herzensgenufs gelefen, und glaubt fie gebildeten Lefern als eine, mit wahrem philofophifchen Geifte und praktifch - religiöfem Sinne verfafste Troft- und Erbauungsfchrift empfehlen zu dürfen. Insbefondre mufs die erfte diefer Predigten: *von der Standhaftigkeit, wenn uns unfre Geliebten durch den Tod entriffen werden*, welche Hr. B. wenige Tage nach dem Tode feines älteften hoffnungsvollen 13jährigen Sohnes hielt, tiefen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben; denn es herrfcht in derfelben ganz die Sprache des noch blutenden und tiefgebeugten, aber durch die Kraft der Sittlichkeit und Religion fich allmählich wieder erhebenden Herzens. Nicht weniger eindringlich find die Predigten Nr. 3. 4. 7 und 8. Die beiden erften enthalten eine *Anweifung den Glauben an unfre Unfterblichkeit in uns zu begründen und zu beleben — und — wozu wir diefen Glauben benutzen follen.* In den zwey letzten werden die *Leiden als Prüfungen betrachtet* und *Folgerungen daraus* hergeleitet. Auch die übrigen zeichnen fich durch Gedankenfülle, durch Klarheit und Beftimmtheit der Begriffe vortheilhaft aus. Alle athmen fie den praktifchen Sinn, welcher als Refultat aus der übereinftimmenden Wirkung der Vernunft, des Gewiffens und Herzens, alfo aus dem ganzen Menfchen hervorgeht, und der nach unfrer Meynung eigentlich den Namen eines praktifchen Sinnes verdient, welchen fich der blofs auf Gefühlen beruhende Myfticismus, der — als die Frucht einer fich felbft nicht verftehenden neuen Weisheit — in unfern Tagen wieder zahlreiche Anhänger zu bekommen *fcheint*, fälfchlich anmafst. Ueberhaupt aber verfteht der Vf. die Kunft, an einige allgemein bekannte Ausdrücke aus der Religionsfprache des Volks, reine und würdige Begriffe anzuketten. Nur die Perioden des *Vfs.* find oftmals zu verworren und fchwerfällig; auch das öfter gebrauchte, nur den Curial-Stil zierende: *dergeftalt*; S. 171 *leichtlich* und S. 173 *darftellig machen*, hätten wir weggewünfcht. Sonft ift die Sprache edel und geiftvoll und auf Lefer und Zuhörer berechnet, bey welchen fchon ein gewiffer Grad von Bildung vorausgefetzt werden kann.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag*, in Commiff. d. Herrlifch. Buchh.: *Anfangsgründe der Zeichenkunft.* Von *S. Le Clerc.* 1801. 46 Blätter in 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Alles blofse Umriffe, aufser dem Titelblatt, welches mit Schatten ausgeführt ift. Augen, Nafen, Ohren, kurz alle einzelnen Theile der menfchlichen Geftalt find auf 36 Blättern dargeftellt; die 10 übrigen Blätter enthalten ganze Figuren von verfchiedenem Alter und Gefchlecht. Alles ift zwar reinlich gearbeitet, empfiehlt fich aber nicht, wie von einem Lehrbuch zum Unterricht für Anfänger erfoderlich wäre, durch Richtigkeit und gute Formen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. August 1803.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Lippisches Dispensatorium.* Aus der lateinischen Urschrift verdeutscht, verbessert und vermehrt von dem Herausgeber, *Johann Christian Friedrich Scherf,* Dr., fürstl. Lippischem Hofrath etc. *Erster Theil.* 1799. XII u. 450 S. *Zweyter Theil.* 1801. 502 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Werth des lateinischen Dispensatoriums des Vfs. ist anerkannt, (A. L. Z. 1793. Nr. 175. 1795. Nr. 232.) Bey der Beurtheilung dieser Uebersetzung haben wir unser Augenmerk hauptsächlich auf dasjenige zu richten, wodurch sich dieselbe, und zwar dem Titel zufolge, zu ihrem Vortheile, von dem Originale unterscheiden soll. Es ist wirklich eine *vermehrte* und *verbesserte* Ausgabe. Die Ordnung der Materien ist in beiden Theilen die nämliche, wie in der Urschrift. Was also in der Uebersetzung geändert ist, besteht entweder in ganz neuen, den alten Abtheilungen eingeschalteten Artikeln, oder in Zusätzen zu den alten Artikeln, oder in Weglassungen. Den Weglassungen ganzer Artikel sieht man es wohl an, dass der Vf. bey Abfassung der Uebersetzung den Arzneyvorrath mit scharfsichtigem Auge sichtete. Dass er aber im zweyten Theile den zehnten Abschnitt des Originals, der von der Bereitung der Morsellen und Küchelchen, und den eilften, der von der Bereitung der Unguente handelt, in der Uebersetzung ganz weggelassen hat, können wir nicht als eine Verbesserung ansehen. Manche Artikel sind bloss versetzt. So ist *Chocolata medica* aus dem ersten Abschnitt der lateinischen Ausgabe in den dritten der deutschen, und *Gelatina lichenis island.* aus dem dritten Abschnitt des Originals in den zweyten der Uebersetzung verwiesen. Da es zu weitläuftig seyn würde, die *Vermehrungen* und *Verbesserungen* alle namhaft zu machen: so schränkt sich Rec. auf einen Theil derselben ein. Er wählt dazu den *zweyten Theil* des Werkes. Die *Vermehrungen*, welche die *Einleitung* zu diesem Theile erhielt, bestehen in Folgendem. Zu *Abschn.* I. *Nr. II.* ist der *Aussüssungsstoff* gekommen. Bey der Beschreibung der pharmaceutischen Geräthschaften hat Hr. *S.* das *Hahnemannische Apothekerlexicon*, welches er auch mehrmals anführt, fleissig benutzt. *Nr. IV.* ist neu: *irdene Retorten* (von Wedgwood), und *eiserne gegossene Retorten. Nr. VI.* mit 7 Artikeln (S. 31—35); *Abschn.* 6. (Bereitung der Pillen) mit einem Artikel vermehrt; *Abschn.* 7. (Bereitung der Pulver) sehr umgearbeitet und vermehrt; *Abschn.* 8. mit einem Artikel vermehrt.

Der 1. *Abschn.* der Pharmakologie selbst (*Medicamina praeparata et composita, vel minus usualia, vel opinioni vulgari indulta*) ist mit folgenden Artikeln vermehrt: *Acidum phosphori;* (Bereitung des *Acidum tart. crystallis.* genauer beschrieben) *Aethiops martialis; Alcohol aceti;* (weggelassen: *Aqua destillata flor. acaciae*, und *Aq. destill. herb. atriplicis foetidae*) *Aq. destill. herb. cochleariae; Aq. destill. stipitum dulcamar.; Aq. destill. seminis petroselini; Aq. destill. rutae;* (Bereitung des *Arcanum duplicat.* genauer beschrieben; Angabe der pharmaceutischen Operationen, wo man den vitriolisirten Weinstein als Nebenproduct erhält. Weggelassen: *Balsamus saponis*, statt dessen im 3. *Abschn. Balsamus saponis camphoratus;* ingleichen *Bolus rubra praeparata*) *Calx antimonii cum sulphure; Calx antimon. grisea; Calx concharum; Calx salita;* (weggelassen: *Confectio semin. cinae*, und *Conserva flor. rosar.*) *Conserva flor. sabinae; Crocus martis adstringens; Cuprum ammoniacale;* (bey *Empl. alb.* Kennzeichen der Aechtheit beygefügt. Bereitung des *Empl. diach. simpl.* zweckmäfsig dahin abgeändert, dafs nicht *Empl. emolliens*, welches in der Uebersetzung weggelassen ist, sondern Rübsamenöl dazu genommen wird. Das *Empl. galban. crocat.* und das *Empl. ischiadic.* scheinen mit Recht weggelassen, da, den Safran und das Bleyoxyd abgerechnet, das *Empl. diach. comp.*, das die wirksameren Bestandtheile betrifft, aus den nämlichen Ingredienzien besteht. Das weggelassene *Empl. resolv.* kann füglich durch das beybehaltene *Empl. saponat.* ersetzt werden); *Extr. ligni campescani;* (Bereitung des *Extr. Chelidon. maj.* genauer beschrieben) *Extr. cort. chinae frigide paratum; Extr. herb. gratiolae;* (Warum das *Extr. pulsat. nigric.* weggelassen ist, wissen wir nicht) *Extr. nucis vomicae; Extr. scillae; Extr. folior. taxi;* (Eine schöne Verbesserung ist es, dafs das Chamillenextract nicht aus dem Ueberreste des destillirten Baldrians, sondern wie das *Extr. cort. chinae frigide parat.* bereitet werden soll) *Liquamen martis; Liquor terrae foliat. tart. purus;* (weggelassen: *Massa pilular. resolventium Mercurius cinereus;* (weggelassen: *Sacharum rosar.*) *Oleum chamomill. aether, fabar. St. Ignatii infusum, baccar. juniperi aeth., folior. sabinae aeth.;* (weggelass.: *Oxymel colchici, Pulvis simplex baccar. lauri, Pulv. simpl. flammulae Jovis, Pulv. simpl. fructuum aurantiorum immaturor.*) *Pulv. simpl. glandum quercuum praeparatar; Pulv. simpl. gummi galban.;* (weggelassen: *Pulv. herb. lini cathart.*) *Pulv. simpl. opii; Pulv. simpl. rad. ari; Pulv. simpl. rad. colchici etc.*

Der Kürze wegen lassen wir es aus dem ersten Abschnitt an diesen Beyspielen bewenden, übergehen den zweyten ganz, und heben aus dem dritten die *Vermehrungen* vollständig aus. Sie bestehen in *Ammonium sulphuratum; Aqua aëris fixi; Aq. alcalina aërata; Aq.* oder *Balsamum embryonum; Balsamus saponis camphoratus; Calx zinci praecipitata;* (bessere Bereitungsart, als die im Originale Th. 2. Abschn. 3. unter *Zincum praecipitatum* angegebene) *Cereoli mitigantes* oder *saturnini;* (weggelassen: *Crystalli argenti*) *Electuarium theriaca* oder *Theriaca Andromachi* (besteht, ausser Honig, Mohnsaft und spanischem Weine, aus Gartenangelica- und runder Osterluzeywurzel, aus Waldbaldrian, Meerzwiebel, Zittwerwurzel, Zimmetkelchen, kleinen Cardamomen, Myrrhe, Gewürznelken, Safran und Eisenvitriol, Alles gepulvert. (Weggelassen: *Elixir pectorale Wedel.*); *Emplastr. Belladonnae; Empl. nigr. sulphurat.;* (weggelassen: *Essent. alexipharm. Stahlii*) *Lapides cancror. citrati; Liquor tart. solubil.;* (weggelassen: *Massa pilular. Rufi*) *Mars solub.; Mercurius acetatus; Mercur. phosphoratus;* (weggelassen: *Mercur. praecipitat. fuscus*) *Mixtura tonico-nervina Stahlii; Naphtha vitrioli phosphorata;* (weggelassen: *Naphtha nitri*) *Nitrum cubicum; Oleum galbani aether.; Ol. nucum moschatar. infus.; Pulvis mundificans; Pulv. pueror. selectivus Kleinii;* (weggelassen: *Saccharum mercurii*) *Sal absinthii citratum; Sal oxygenatus* oder *Kali oxygenatum; Sal alcali vegetabile crystallisatum* oder *aëratum; Sapo acidus;* (weggelassen: *Sapo camphoratus*) *Sapo mercurialis;* (weggelassen: *Spiritus bezoardicus Bussii*) *Spir. tartari empyreumaticus;* (weggelass. *Theriaca offic.;* warum, wissen wir nicht) *Tinctura antipyretica Cluttoni;* (weggelass. *Tinct. Guaiaci simpl.*) *Tinct. myrrhae phosphorata; Tinct. oculorum populi; Turpethum minerale;* und *Unguentum oxygenatum.*

Von neueren, beyfallswerthen Mitteln oder verbesserten Bereitungsarten ist so wenig übergangen, dass wir nur folgende vermissen: 1) *Pulvis simpl. stipitum dulcamarae.* 2) *Liquor stypticus Looff.* Ein schätzbares Eisenmittel, dessen Wirksamkeit bey übermässigen Blutflüssen Rec. aus Erfahrung kennt, und welches er, die *Pharmacop. Amstelod. nov. ai.* 1792 ausgenommen, noch in keinem Apothekerbuche gefunden hat. Seine Bereitungsart ist in dieser Pharm. so angegeben: „*Materia post sublimationem florum salis ammoniaci martialium* (aus gleichen Theilen Blutstein und *Spir. salis marin.*, und 16 Theilen Salmiak) „*in fundo retortae residua, fusca, subaustera, non abluta, aëri humido exposita deliquescat in liquorem aurantii coloris, spissum, adstringentem.*" 3) An *Tincturen: Tinct. opii Eccardi*, oder eine andere *Tinct. opii vinosa; Tinct. stramonii; T. arnicae; T. quassiae*, und *T. augusturae.* 4) *Emplastrum* und *Unguentum digitalis purpur.* — Uebrigens müssen wir bedauern, dass bey einem *solchen* Werke nicht mehr Rücksicht auf festeres Papier, und auf besseren und richtigeren Druck genommen wurde. Unter den Druckfehlern (deren keine angezeigt sind,) fielen dem Rec. unter andern folgende in die Augen: Klutton, Kullen, statt *Clutton*, *Cullen;* im Register, bey Chinaextract, Gavaysches, st. *Garayesches; absynthii* oft st. *absinthii.*

Erfurt, in d. Hennigs. Buchh.: Dr. *J. B. Trommsdorffs*, Professors der Chemie und Pharmacie, und Apothekers zu Erfurt, *neues praktisches Arzneybuch für Aerzte, Wundärzte und Apotheker;* aus dem Französischen des Bürgers Dr. *J. B. van Mons;* mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. 1801. 266 S. 8. (1 Rthlr.)

Die *Pharmacopée manuelle* des Hn. *van Mons*, die uns hier Hr. *Trommsdorff* in einem deutschen, und in Hinsicht der Stellung der Materien sowohl, als auch in manchem andern Betrachte veränderten, Gewande liefert, war dieser Verpflanzung in ein Land, das schon selbst so viele, und zum Theil vortreffliche Werke dieser Art besitzt, nicht werth. In der That finden wir auch nicht einen Grund (denn den der *Seltenheit*, oder, wie es wohl eigentlich S. 91 und 222 heissen sollte, [da schlechte Bücher und elende oder ellenlange Recepte in Deutschland eben nicht so selten sind,] der *Sonderbarkeit*, womit Hr. Tr. die Aufnahme einiger abgeschmackten Formeln entschuldigt, kann Niemand für gültig anerkennen), der den Entschluss des Herausgebers, sie zu übersetzen, rechtfertigte. Denn wenn wir auch nicht in Abrede seyn wollen, dass an einigen Orten in derselben Vorschriften (die aber doch grösstentheils aus andern bekannten Werken entlehnt sind,) vorkommen, die Beyfall verdienen: so findet man doch anderntheils sehr entbehrliche Recepte, z. B. zu dem *Oleum de tribus*, [diese Benennung wird bey den Lesern das *Triapharmacon*, das *Tetrapharmacon*, das *Dodecapharmacon* u. s. w. ins Gedächtniss zurückrufen,] zum Narcissenextracte und zu andern Narcissenarzneyen, zum zusammengesetzten Zaunrübenwasser, zu den *Tabulis contra aciem*, zum *Pulvis cariocostiano*, zum Sennesblätter- Meerzwiebel- und Koloquinthenextracte, zu den gesegneten Pillen, zu den Pillen wider den Tripper, und zu vielen andern Pillen, Pulvern, Wässern, Syrupen, Lattwergen, Salben, Tinkturen u. s. w. und andere Bereitungsarten, die, wie auch der Herausgeber selbst an vielen Orten (z. B. S. 11, 13, 21, 25, 28, 41, 56, 61, 62, 72, 76, 194 u. s. w.) offenherzig gesteht, sehr fehlerhaft und unzweckmässig sind. Zwar hat Hr. *van Mons*, so wie Hr. *Trommsdorff* (welcher letztere das Verzeichniss der rohen Heilmittel und mehrere zusammengesetzte Arzneyen, die nicht in ein solches Werk gehören, oder die nur noch dem Aberglauben heilig sind, weggelassen und dagegen viele Zusätze beygefügt hat,) sehr oft (z. B. S. 5, 6, 15, 21, 26, 51, 70, 80. 81, 86, 87, 88, 97, 144, 177 u. s. w.) mehrere Bereitungsarten eines und desselben Mittels angegeben, und so den Lesern, die nämlich hinlängliche Beurtheilungskraft besitzen, die Gelegenheit verschafft, eine Prüfung anzustellen, und dann die bessere Formel zu wählen; allein unter den Recepten, die hier vorkommen,

kommen, vermissen wir leider! nicht selten das Empfehlungswürdigste, (so fehlt z. B. die Bereitungsart des Spiesglasmohrs aus mineralischen Kermes und lebendigem oder auflöslichem Quecksilber, die Sellische Vorschrift zur Verfertigung des Spiesglassalpeters, das Recept zum Thedenschen Wundwasser, *Lowitz's* Methode, die Essigsäure zu concentriren u. s. w.) und finden dagegen Verfahrungsarten, die, wie Hr. *Tr.* selbst (z. B. S. 169, 177 u. s. w.) sagt, theils chemisch unmöglich, theils unreinlich, oder in anderer Rücksicht tadelnswürdig sind. Auch trifft man noch auf andere Fehler von mehrerer oder weniger Bedeutung, z. B. S. 122, wo in einer Formel nicht angegeben ist, wie viel Salpeter, Süssholz und Altheewurzel mit dem Terpenthin und arabischen Gummi vermischt werden soll; S. 123, wo zu den bekannten Hundszungenwurzelpillen Ochsenzungenwurzel zu nehmen vorgeschrieben ist; S. 188, wo in einem Recepte zweymal Lachenknoblauch vorkommt; S. 193, wo zur Scheidung der Säure aus einem Theile Salpeter zwey Theile concentrirter Schwefelsäure anzuwenden, der Rath gegeben wird; S. 205, wo eine Mischung aus Mohnsaft, arabischem Gummi und Wasser unter einem Namen aufgeführt ist, der für eine solche Zusammensetzung nicht passt; S. 225, wo eine aus Fichtenwurzeln verfertigte Arzney Fichtensprossentinktur genennt wird; S. 230, wo eine Vorschrift mitgetheilt ist, durch deren Befolgung man nicht die Tinktur, deren Zubereitung hier der Vf. lehren will, sondern vielmehr ein Extract erhält u. s. w., so wie endlich auch auf unnütze Wiederholungen (man vergleiche z. B. das *Electuarium lenitivum* mit der Tamarindenlattwerge, ferner S. 44, Z. 10 mit S. 45, Z. 4, und S. 47 Anmerk. mit S. 54 u. s. w.)

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Joseph* und *Karl Wenzel*, der A. Doctoren, *über den Cretinismus*. 1802. 246 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Seitdem der österreichische Provinzialarzt, *Wolfg. Höfer*, im Jahr 1675 in seinem *Hercules Alexicacus* zuerst dieser den tiefsten Alpenthälern eigenen Krankheit erwähnte, ist über diesen Gegenstand keine so gründliche, vollständige und in einer bessern Ordnung abgefasste Abhandlung herausgekommen, als die vor uns liegende. Die Vf. derselben kennen das Uebel aus eigener sorgfältiger Beobachtung; sie bereiseten im Jahre 1792 das salzburgische Hochland, und zwar in Gesellschaft des Dr. *Phil. Gottfr. Michaelis*, dessen Beobachtungen über die gleiche Krankheit von *Blumenbach* in seine Bibl. B. III. S. 640 ff. aufgenommen wurden. Auf dieser Reise fanden sie die meisten Cretinen, oder Faxe, wie sie im Salzburgischen heissen, um St. Michael, dann selbst in der Gegend von Salzburg, ferner sehr häufig in dem Thale bey Hallein und in Lüttau, nicht weit von dem Laufe der Salza. So wie die Gebirgsthäler hoher wurden, verminderte sich die Zahl der Cretinen, und nur da wurde sie wieder beträchtlicher, wo die tiefen Thäler sehr wasserreich, und dem auffallendsten Wechsel der Temperatur der Luft ausgesetzt waren. Diese Bemerkung wird durch *Wenzels* und *Autenrieth's* hier eingeschaltete Beobachtung von dem Cretinismus in der Gegend von Tübingen etwas eingeschränkt, da Tübingen in einem offenen und freyen Thale liegt.

Die Vf. fangen sehr schicklich mit der Beschreibung der Verunstaltung der Schädelknochen an, worin sie im Ganzen mit *Malacarne* und *Ackermann* überein stimmen. Die merkwürdigste Verunstaltung findet nämlich im Hinterhaupte Statt; das Grundbein nämlich liegt so hoch, dass eine sehr stark abhangende Fläche bis zum Hahnenkamm herabsteigt. Dem Hinterhauptbein fehlt überhaupt die Wölbung, welche zur Aufnahme des kleinen Gehirns bestimmt ist. Das grosse Hinterhauptloch steht fast senkrecht; die gerissenen Löcher (*foramina lacera*) sind zu sehr verengt und liegen viel zu weit nach vorn; zusammengedrückt oder ganz verwischt sind die Oeffnungen vor und hinter den Gelenkknöpfen des Hinterhauptbeins (*foramina condyloidea antica* und *postica*). Die Vf. fanden noch eine beträchtliche Schiefe des Schadels, und eine mehrere Verengerung aller Oeffnungen desselben auf der linken Seite, wo auch die Pyramide des Schlafbeins mehr in die Hirnhöhle ein[illegible] war. Sehr interessant sind auch *Autenrieth's* Be[illegible] über diese Missgestaltungen. Er fand, dass d[illegible]e-re Fläche des Hinterhauptbeins weit schroffer und rauher war als gewöhnlich, weil die Nackenmuskeln sich mehr unter rechten Winkeln anlegen. Auch fand er, dass der vordere Rand des grossen Loches in der Mitte mit einem grossen runden Knopfe versehen war, und er vermuthet nicht mit Unrecht, dass dieser widernatürliche Hügel mit der Spitze des über den ersten Halswirbel hervorragenden Zahns des zweyten Halswirbels articulirte. Die Vf. bemerkten überdiess unregelmässige, hässliche, oft doppelte Zähne, und die obere Reihe meistentheils vor der untern hervorstehend. Die Formen des Antlitzes schildern die Vf. sehr genau nach ihren verschiedenen Ueberhängen und den vollendeten Arten der Verunstaltung. Merkwürdig ist, dass die Ohren der Cretinen grossentheils sehr gut ausgebildet und von beträchtlicher Grösse sind, ungeachtet ihnen das Gehör durchaus fehlt. Dass sie kein Zungenbändchen haben, bestätigen die Vf. gleichfalls, und setzen noch hinzu, dass man statt desselben ein fleischichtes Kränzchen, so breit wie die Zunge, unter derselben bemerkt. Michaelis leitete den Mangel des Zungenbändchens von der üblen Gewohnheit her, bey der geringsten Schwierigkeit, die das Kind beym Saugen erleidet, gleich nach der Geburt die Zunge zu lösen. Die Vf. lassen es dahin gestellt, ob auch jenes fleischichte Kränzchen eine Folge jener Operation sey.

Ueber den Kropf, mit dem die Cretins oft auf die Welt kommen, machen die Vf. einige sehr gute Bemerkungen. Sie unterscheiden die Geschwulst der Schilddrüse selbst von der Geschwulst des Zellgewebes, welche letztere sie eigentlich Kropf genannt wissen wollen. Die Geschwulst der Schilddrüse setzt allemal

lemal eine aneurysmatische und varicöse Erweiterung der Gefäße derselben voraus; sie ist oft erblich, und hängt gar nicht mit den Scrofeln zusammen. Den Kropf selbst unterscheiden die Vf. in den harten und weichen; der letztere beengt den Blutumlauf nicht so sehr als der erstere. Oft ist auch die Geschwulst der Schilddrüse mit dem Kropfe verbunden, geht in ihn über und wird durch ihn erleichtert. Mit dem Cretinismus verbindet sich zwar auch der Kropf, aber auf mehr zufällige Art. Die Vf. untersuchen die Ursachen dieser Halszufälle, und zeigen, dass weder das Schneewasser, noch die Nahrungsmittel, sondern mehr mechanische Veranlassungen, besonders das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, welches bey Gebirgsbewohnern so gewöhnlich ist, dazu Gelegenheit geben.

Brüche sind bey Cretinen sehr häufig; die Haut äusserst schlaff und welk. Bisweilen sind sie stärker behaart; oft aber fehlen ihnen auch die Haare an den gewöhnlichen Stellen des Körpers. Treffend schildern die Vf. den Seelenzustand eines Cretinen. Das Athmen ist meistens erschwert, und zwar wegen der starken Kröpfe oder anderer Fehler der Schilddrüse. Die Sprache fehlt fast immer; nur zwey dieser Subjecte fand man, die deutlich sprachen. Wenig Appetit, träger Stuhlgang und wunderbar häufiges Harnen zeichnet sie ebenfalls aus.

Die Vf. erklären ferner aus den Veränderungen, die der Schädel erleidet, auf sehr betriedigende Art, alle Fehler und Verletzungen der Verrichtungen, und besonders widerlegen sie *Foderé's* Meynung, der alle diese Verunstaltungen des Schädels für zufällig hielt. Sie kommen dann auf die Veranlassungen dieser Verunstaltung, und widerlegen zuförderst Ackermanns Meynung, der den höchsten Grad der Rhachitis für die Quelle dieser Fehler hielt. Diese Widerlegung ist ihnen dergestalt gelungen, dass man sie als musterhaft ansehn muss. In der klimatischen Lage aber, *das* geben die Vf. zu, ist der Cretinismus offenbar gegründet, da, nach Foderé's Bemerkung, im Walliser Lande die Cretinen sich vermindert haben, seitdem die Sümpfe ausgetrocknet und die Wälder gelichtet sind. Aber die Vf. sagen auch, dass das Uebel angeboren ist, und durch die von Foderé vorgeschlagenen Aenderungen der Wohnungen, der Lebensart und des physischen Klima's der Thalbewohner der Alpenländer vermindert werden kann.

Frankfurt a. M., in d. Jäger. Buchh.: *Bewährte sichere Heilmethode des männlichen und Frauenzimmer-Trippers*, der damit verbundenen Zufälle und daraus entstehenden Folgen der Hodengeschwulst, unangenehmen Empfindung beym Urinlassen, Nachtripper, weissen Fluss, und männlichen Unvermögen. Mit den nöthigen Recepten für angehende Aerzte, Wundärzte und Layen in der Arzneywissenschaft, von Dr. *Joh. Valent. Müller — Zweyte* gänzlich umgearbeitete Auflage. 1802. 147 S. 8. (12 gr.)

Eine überflüssige Scharteke, ohne Eigenthümlichkeit, schlecht und ohne Ordnung geschrieben, die noch dazu schädlich werden kann, weil sie für Layen bestimmt ist. In der Geschichte des ersten Erscheinens der Lustseuche, die eigentlich gar nicht hieher gehörte, folgt der Vf. Girtanner und Astruc. Falsch ist es, dass erst 1550 sich der Tripper als *Zufall zur* Lustseuche gesellt habe; *Benedetti* bemerkte *ihn schon* vor 1520. Der Vf. spricht hierauf mit *ekelhafter Umständlichkeit* von der Verhütung der *Ansteckung*, berührt die sämmtlichen, ältern und neuern *Methoden*, das Quecksilber anzuwenden, sucht die Wirkungsart des Quecksilbers zu erklären, springt auf einmal ab, und kommt auf die verlarvten venerischen Zufälle. Dann wird der Tripper selbst mangelhaft beschrieben, die Meynung derer widerlegt, welche den Ausfluss für Saamen oder Eiter hielten; es wird kühnlich behauptet, dass Tripper und Schanker wesentlich verschieden seyn, und jener *niemals* in die allgemeine Lustseuche übergehe. Es werden die unverdächtigen Arten des Trippers angegeben. Die Heilmethode wird nach Indicationen bestimmt, die sich theils auf die eindringende, theils auf die erregende Wirkung des Giftes beziehen. Auffallend ist es, gegen die krampfhaften Spannungen der Ruthe den innern Gebrauch des Extracts von Krähenaugen empfohlen zu finden. Die Geschwulst der Vorsteherdrüse, als Folge des Trippers, wird pathologisch und praktisch gut abgehandelt. Gegen den weiblichen Tripper empfiehlt er sogar Sublimat, obgleich sehr verdünnt, ein Gran in sieben Unzen Decoct, mit Myrrhentinctur einzuspritzen. Dann kommt er auf einmal wieder zu der Hodengeschwulst, als Folge des Trippers, auf die Harnverhaltung, auf den Nachtripper und das männliche Unvermögen. Von der Augenentzündung, die nach dem vorgeblich gestopften Tripper folgt, kein Wort. Den Schluss macht ein unnützer Auszug aus *Dubreuil's* Schrift über den Tripper.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Grieshammer: *Lezioni e dialoghi familiari ad uso de' principianti della lingua italiana.* 1802. 60 S. 8. (6 gr.) Für diejenigen, welche die italiänische Sprache zu lernen anfangen, sind diese Lesestücke geeignet. Sie enthalten leichte moralische Sätze, Sprüchwörter, Gespräche und Schilderungen, wodurch der Anfänger wenigstens einen Vorrath von Ausdrücken für das gemeine Leben sich erwirbt, und sich zum Verstehen höherer Prose, eines *Soave*, *Gozzi*, *Boccaccio* etc. vorbereiten kann. Dass keine deutsche Uebersetzung zur Seite steht, wird dem Lernenden zum Vortheil gereichen; er wird dem Lehrer mit mehr Aufmerksamkeit zuhören, sich die Bedeutung der Wörter und Redensarten besser merken, und sich eher mit einem Wörterbuch bekannt machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. August 1803.

## PÄDAGOGIK.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die Freuden der Kinderzucht.* Eine aus eigener Erfahrung und ganz nach der Natur des jungen Kindes abgefasste praktische Erziehungsschrift für edeldenkende Aeltern und besonders für junge Schullehrer auf dem Lande. Von *Heinrich Hauer*, Schullehrer zu Suderode-Friedrichsdorf im Fürstenth. Halberstadt. *Zweyte verbesserte Auflage.* 1801. XVI. u. 91 S. *Zweyter praktischer Theil*, (erste Ausg.) XVI. und 120 S. *Dritter Theil* 1802. XVI. u. 128 S. *Vierter Theil.* 154 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die zwey letzten Theile auch unter dem Titel:

*Meine Lustreisen und Spatziergänge mit Kindern in einige Gegenden des Niederharzes. Erstes* und *zweytes Heft.* etc.

Als der Vf., welcher, nach Vorr. Th. I. S. IV., vor seiner Beförderung zum Schulamte, mechanische Arbeiten trieb, eine Schullehrerstelle erhalten hatte, erwachte in ihm der Gedanke: *warum* doch so viele Menschen den herrlichen Endzweck Gottes nicht erreichten, und: *was die Ursache davon sey* (als wenn diess zwey verschiedene Fragen wären!). Er fand diese in dem verkehrten Jugendunterricht, und durch Aufmerksamkeit auf die Jugend, glaubt er, sey es ihm gelungen, die Methode zu finden, wodurch — die Schule für ihn ein Paradies geworden ist. Dieser Fund ist immer schon aller Ehren werth; obgleich dadurch der Endzweck Gottes an *allen* Menschen noch nicht erreicht ist. Diese Methode nun legt Hr. *H.* jedem Menschen- und Kinderfreunde vor Augen. Der erste Theil seiner Schrift bestehet aus 10 Briefen an einen Freund. Diesen belehret der Vf. über die Art und Weise, wie ein Lehrer zur fleissigen Ausübung seiner Pflichten gelangt (diess hätte richtiger so ausgedrückt werden sollen: durch welche Gedanken kann sich ein Lehrer zur treuen Erfüllung seiner Pflichten ermuntern?); ferner, wie er die Liebe und das Zutrauen der Aeltern und Kinder erwerben, wie er bey diesen den Grund zu einem sittsamen Betragen legen, ihnen Achtung gegen ihren Körper, ihre Mitgeschöpfe, und die Thiere einflössen, wie er sie auf die Naturkräfte — auf ihren Geist — auf Gottes Daseyn aufmerksam machen, und gegen alle diese Gegenstände Liebe und Achtung etc. einflössen könne. Alles, was Hr. *H.* darüber sagt, war zwar längst vor ihm bekannt. Es gereicht ihm aber zur Ehre, dass er die hier empfohlene Verfahrungsart durch eignes Nachdenken fand, und die gutgemeynte Mittheilung seiner Rathschläge, die er in einem wirklich recht herzlichen Tone vorträgt, kann angehenden Lehrern nützlich werden. Gegen manche Verfahrungsart dürfte sich wohl eins oder das andere erinnern lassen; z. B. dagegen, dass Hr. *H.* S. 23. den Kleinen in der Schule erlaubt, ausser der Buchstabirzeit ihre Plätze zu wechseln und vorzunehmen, was ihnen beliebt. Rec. weiss sehr wohl, dass es mehr als Tyranney seyn würde, wenn man von kleinen Geschöpfen fodern wollte, dass sie mehrere Stunden nach einander ohne alle Bewegung stillsitzen sollten. Allein er kann nur nicht einsehen, wie es möglich ist, die grössern Kinder zweckmässig zu beschäftigen, während die kleinern Freyheit haben, vorzunehmen, was ihnen beliebt. Diese Collision kann daher schlechterdings nicht anders verhütet werden, als 1) dadurch, dass die Kinder nicht zu früh in die Schule geschickt werden. (Schon der alte *Amos Comenius* sah hierin weiter, als manche neuere Erziehungsreformatoren, wie der Titel seines *Mutterbuchs*, welches er vor beynah 200 Jahren schrieb, hinlänglich beweiset. Da die Erinnerung an dieses vergessene Buch in unsern Tagen, wo längst da gewesene Dinge oft für nagelneu ausposaunt werden, auch noch in mancher andern Rücksicht lehrreich werden kann: so wird der vollständige Titel desselben hier nicht am unrechten Orte stehen: *Schola materni gremii, oder Mutterschule*, d. i. *ein richtiger augenscheinlicher Bericht, wie fromme Aeltern theils selbst, theils durch ihre Ammen, Kinderwärterin und andere Mitgehülfen ihr allertheuerstes Kleinod, die Kinder in den ersten sechs Jahren, ehe sie den Präceptoren übergeben werden können, recht vernünftig — auferziehen und üben sollen*, deutsch gedruckt zu Polnisch Lissa, 1633 wieder aufgelegt zu Leipzig, bey Grosse.) 2) Wenn aber auch das Schulgehen mit dem siebenten Jahre anfängt: so darf in dem ersten Halbenjahre die Anzahl der täglichen Schulstunden sich immer nicht über 2—4, in abgesetzten Zeittheilen, erstrecken. Und endlich 3) müssen die verschiedenen Classen von einander getrennt seyn. Sonst muss man entweder die Kleinen widernatürlich behandeln, oder man muss sie, wie Hr. *H.* in der Schule spielen lassen, welches aber für den Lehrer und für die grössern Schüler nicht anders als störend seyn muss.

Im *zweyten* Theil liefert der Vf. die Unterredungen, in welchen er seine Schüler über die im ersten Theile angegebenen Gegenstände, als von der Achtung gegen den Körper etc., zu belehren pflegt. Der Ton in denselben ist herzlich, und das Materiale der-

derselben nicht ganz übel gewählt. Aber die ächte katechetische, d. h. die ablockende und entwickelnde Methode, wie sie z. B. in *Pöhlmann's*, *Dolzens* u. a. Anleitungen angetroffen wird, muss Hr. *H.* fleissiger studiren, wenn er sich andern zum Führer in der Unterrichtskunst anbieten will. Fast alle seine Fragen sind entweder Disjunctiv- oder Affirmativ- und Negativfragen. Wo ja eine andere mitunterläuft, da setzt der Vf. bey den Schülern das Verstehen eines Begriffs voraus, der ihnen erst hätte erläutert werden sollen; wie S. 53.: Welches ist nun die Ursach? S. 68. Der viel Einsichten hat, wird der nun eine Sache richtig oder falsch beurtheilen, unterscheiden und vergleichen? S. 81. was für Endzwecke hatte nun wohl Gott mit den vernünftigen Geschöpfen? Vor allen diesen Fragen hätten mehrere Vorbereitungsfragen vorausgehen sollen, die das Kind in den Stand setzten, die Begriffe: *Ursache, Urtheilen und Endzweck* zu verstehen. Es kommen auch zuweilen Aeusserungen vor, aus welchen man siehet, dass des Vfs. Begriffe selbst noch einer Berichtigung bedürfen, als S. 97. *Habt* ihr und *Gott* Ehre oder Schande davon (wenn ihr schandbare Worte aussprecht)? Wer fühlt nicht, dass es unschicklich sey, zu behaupten, Gott habe von pflichtwidrigen Handlungen der Menschen Schande. Alle Bibelsprüche, die nach unserer Meynung für diesen ersten Unterricht noch zu früh kommen, werden als Aussprüche Gottes angeführt; als S. 98.: Darum sagt auch der liebe Gott: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wenn nun die Kinder in der Folge erfahren, dass David diese Worte gesagt habe, kommen sie da nicht, bey solchen vorausgegangen Anführungen, in Gefahr, zu glauben, David und der liebe Gott sey eine und eben dieselbe Person? Indessen ist doch das Verfahren des Vfs., bey allen seinen Mängeln, immer noch geistbildender und für die Kinder unterhaltender, als diejenige Manier, nach welcher den Kindern Alles, was sie wissen sollen, von dem Lehrer vorgesagt wird, und wobey die Kinder nur, gleich Staaren und Papageyen, das Vorgeplapperte nachsagen müssen.

Auf dem ersten Titel des *dritten* und *vierten* Theils stehet noch der Beysatz: *ein nützliches Handbuch für junge Schullehrer und denkende Aeltern und* (ein) *belehrendes Lesebuch für Kinder*. Allein nur selten lässt sich ein Buch so einrichten, dass es zugleich Hülfsbuch für Lehrer und Lesebuch für Schüler seyn kann. Diese Einrichtung, wenn sie überhaupt möglich ist, erfodert einen Mann, der mehr Vorkenntnisse besitzt, als sie Hr. *H.*, bey allem seinen lobenswerthen Fleisse und guten Willen, zu haben scheint; und es sollte uns leid thun, wenn wir glauben müssten, dass Hr. *H.* durch die gute Aufnahme, welche der erste Theil seines Buchs gefunden hat, zu einem gewissen Autorstolze verleitet worden wäre. In der Vorrede zum dritten Theile zankt er etwas heftig und in Ausdrücken, die oft gar keinen Sinn haben, mit einem *ideotischen* (?) Manne, *der*, als Hr. *H. die Schwangerschaft dieser Lustreisen ankündigte*, (was soll das heissen?) das Kind in der Geburt zu ersticken (ersticken zu müssen) glaubte. Doch wir müssen den Lesern sagen, was sie hier finden. Hr. *H.* beschreibt die Reise, die er mit seinen Zöglingen nach dem Wasserfall, der Teufelsmauer, der Rosstrappe und Teufelsmühle unternahm, in Briefen an einen Freund, welchen er am Schlusse des letzten Briefs (Th. IV. S. 154.) sehr naiv bittet, bis zur nächsten Messe oben auf der Teufelsmühle auszuharren. Das Publicum würde nichts verlieren, wenn es dem Vf. gefällig wäre, seinen dorthin gezauberten Freund, nie durch eine Fortsetzung dieser gehaltlosen Briefe zu erlösen. Die Unterredungen, mit welchen ein jeder Brief schliesst, haben alle die oben gerügten Fehler. Seine Reisebeschreibungen haben bey weitem nicht das Interesse, welches die Reisen der Salzmann'schen Zöglinge gewähren. Der Vf. verliert überall die Hauptsache aus dem Auge, und zieht Nebendinge herbey, die man hier nicht sucht. Sogar seine, an sich vielleicht sehr gegründeten, Klagen über schlechte Besoldung *der Schullehrer* finden hier am Schlusse des dritten *und zu Anfange* des vierten Theils einen Platz. Wenn er das Entstehen der Felsen und Berge (Th. III. S. 46.) durch einen *Eyerfladenkuchen* (!) begreiflich zu machen sucht: so ist diess, aufs gelindeste zu urtheilen, — abgeschmackt. Längst widerlegt ist auch das Vorgeben, dass Berthold Schwarz der Erfinder des Pulvers sey, welches Hr. *H.* noch S. 26. behauptet. Die hie und da eingewebten poetischen Schilderungen und Beschreibungen sind verzerrt, voll Unsinn und ganz verunglückt. Z. B. Th. III. S. 44. Die Ruhe, welche wir auf dem Felsen genossen, fieng an zu verursachen, dass die Harmonie zwischen ihrem (der Kinder) Magen und dem mitgenommenen Frühstück in der Tasche *so stark* wurde, dass sie sich entschliessen mussten, dieselben zu vereinigen!! Th. IV. S. 129. *Ohr, Gesicht* und *Nase* hatten sich schon an dem grossen festlichen Tage der Natur gesättigt. Nach solchen Proben des Vortrags, wird man es uns wohl erlassen, die Sprachfehler: Th. I. S. 16. nachahmen *thut* der Landmann, S. 48. ohne *nicht* in Gefahr zu stehen Th. III. S. 35. für Schaden warnen, S. 88. *für* Fäulniss bewahren. Th. IV. S. 20. wie nennet ihr solche Freude über andern *ihren* (andrer) Schaden? das veraltete: *anjetzt* etc. besonders anzuführen. Die beiden letzten Theile dieses Buchs waren des Drucks ganz unwürdig.

**Fürth**, im Büreau f. Lit.: *Meine Schreibelectionen oder praktische Anweisung für Schullehrer, welche den ersten Unterricht im Schönschreiben zugleich als Verstandesübung benutzen wollen*, von D. J. P. *Pöhlmann*. 1803. XVI. u. 152 S. 8. Nebst 2 Kupfertafeln.

Der Vf., welcher bey diesem, wie gewöhnlich bey allem übrigen Unterrichte in den Elementarschulen, den elendesten Schlendrian herrschen sah, hatte schon längst darauf gesonnen, wie er den Uebungen im Schönschreiben mehr *Mannigfaltigkeit*, und dadurch mehr *Interesse* für die Kinder geben, sie zugleich als *Verstan-*

Handesübungen benutzen, und den durch sie zu erreichenden Zweck *sicherer* und *geschwinder* erreichen könne. Er entwarf deswegen dieses *Schreibmethodenbuch*, welches sich auf viele praktische Versuche gründet. Es enthält *zwey Cursus: die Vorübungen*, und die *eigentliche Anleitung zur Bildung der Buchstaben und Wörter*. Die erstern bestimmt er für Kinder von 5—7 Jahren, und zeigt zugleich als praktischer Veteran mit den trifftigsten Gründen, dass *vor* dem siebenten Jahre der eigentliche kalligraphische Unterricht nicht beginnen dürfe. Durch jene sucht er auf eine vortreffliche Manier, jede Figur nach allen ihren einzelnen Theilen, mit allen Verhältnissen, die diese zu einander haben müssen, lebhaft vor das Auge der Kinder zu bringen, und so das Augenmaass der Kleinen fest zu bilden, weit sicherer und zweckmässiger, als *Pestalozzi's Formenlehre* je leisten kann und wird. Dadurch bringt unser Vf. aber auch den Kindern unvermerkt die mannigfaltigsten Begriffe und Vorkenntnisse bey, welche dem künftigen Unterrichte in der bürgerlichen Mathematik, Physik und Technologie trefflich zu statten kommen müssen, und zwar mit einer so guten Versinnlichungsgabe, welche die Aufmerksamkeit spannet, die Erfindungskraft ausserordentlich anreget, ihre Urtheilskraft schärfet, und so im jungen Geiste Leben, Selbst- und Schnellthätigkeit stark aber doch regelmässig anreget, ihrer Hand aber schon eine gewisse Gewandtheit und Festigkeit mittheilet. Hier kann kein blinder Mechanismus, der gewiss bey vielen neuen Methoden herrscht, statt finden. Die erste Kupfertafel stellt die elementarischen Vorübungen, Linien, Winkel, Quadrate, Rechtecke etc. die andere die genetische Urform nur der deutschen Schriftzüge — warum nicht auch der lateinischen? — auf genau ausgemessenen Linien, — damit immer einerley Maasstab vorhanden sey — dargestellt. Der Vf. erbietet sich auch menschenfreundlich, armen Lehrern, welche sich keine solche Kupfertafel stechen lassen können, solche genau linirte Quartblätter das 100 à 5 Kr. abzulassen. Rec. welcher mehrere Jahre in einer grossen Schulanstalt das Unvollkommene und Zweckwidrige in der gewöhnlichen Schreibmethode beobachtet und drückend gefühlt hat, freuet sich im voraus, dass durch diese Methode, wenn sie gangbar wird, der ganze Schulunterricht mit vorzüglicher Zeitersparniss ausserordentlich gewinnen werde.

Hamburg, b. Bechmann u. Gundermann: *Katechisationen über mein Handbuch für Religionslehrer in Volksschulen*, von *J. C. Möller*, Lehrer am Waisenhause in Altona. *Zweytes Heft*. 1803. VIII. u. 149 S. 8. (12 gr.)

In verschiedener Rücksicht zeichnet sich diese Fortsetzung der *Möllerschen* Katechesationen vor dem ersten Hefte, von welchem wir schon im vorigen Jahre Nr. 280. dieser Zeitung eine beurtheilende Anzeige gegeben haben, zu ihrem Vortheile aus. Der Vf. hat nicht nur den Fehler der zu weit hergeholten und ausgesponnenen Entwickelung, sondern auch die sogenannten Sprünge, oder den in Katechisationen häufig vorkommenden Fehler, nach welchem die Erläuterung eines neuen Satzes in *einer* Materie mit einer Frage eröffnet wird, deren Inhalt mit der vorhergegangenen in gar keiner Verbindung stehet, mit vieler Sorgfalt zu vermeiden gesucht. Auch ist der grösste Theil seiner Fragen mit Bestimmtheit abgefasst. Hr. *M.* nimmt bey Behandlung der Religionslehre zwar auf die bekanntesten *kirchlichen* Lehrsätze und Bestimmungen Rücksicht: aber er verweilt doch nicht zu lange dabey, und sucht sie den bessern Grundsätzen der Schriftauslegung gemäss zu erklären. Die Erläuterung des Lehrsatzes vom Vater, Sohn und Geist S. 90. ist in diesem Betracht nicht ganz misslungen. Ausser dieser Lehre beschäftigt sich dieses Heft noch mit einigen Eigenschaften Gottes, mit seinem Schöpfer-Verhältnisse, mit welchem zugleich die Lehre von den Engeln und dem Sündenfalle verbunden wird. Wenn der Vf. S. 13. bey Gelegenheit der Stelle: *Du kennest meine Gedanken* etc. die Frage aufwirft: *wo sind ferne Gedanken noch nicht?* und darauf die Antwort: *in unserer Seele* niederschreibt: so scheint er uns nicht den rechten Weg zur Erklärung dieser Schriftstelle eingeschlagen zu haben, weil ja nicht die Gedanken von aussen in uns kommen, sondern sich immer *in* dem Gemüthe und *aus* dem Gemüthe selbst entwickeln.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, in Südpr. b. Korn d. ält.: *Anweisung zum Katechisiren*, besonders nach dem kleinen Auszuge aus der heiligen Schrift, welcher zum Gebrauch für die evangelischen Schulen in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz, worinnen sowohl Anleitung zum Katechisiren überhaupt, als auch besonders zur nützlichen und leichten Behandlung dieses Lehrbuchs gegeben wird. 1802. XXXII u. 278 S. 8. (16 gr.)

Nach dem ganz verworrenen und bey aller seiner Weitläuftigkeit doch mangelhaften Titel und nach der eben so unzusammenhängend abgefassten Vorrede zu urtheilen, hätten wir in dieser Anweisung das nicht gesucht, was sie wirklich enthält. Die Regeln, welche der Vf. angehenden Katecheten giebt, sind meistentheils richtig. Nur die katechetischen Beyspiele, die er zur Erläuterung der aufgestellten Regeln beybringt, dürften schwerlich vor dem Richterstuhle der katechetischen Kunst bestehen können; denn seine Fragen sind meistentheils, wie der Titel und die Vorrede, zu nachlässig hingeworfen, nicht selten ganz unbestimmt und zu häufig blosse Affirmativ- und Negativfragen. Auch sonst läuft noch manche Uebereilung mit unter, wie S. 28. die Aeusserung: David sahe die Israeliten zum *Tempel* wallen, und wünschte auch wieder zum Tempel zu gehen. Ohne Zweifel weiss der Vf., dass erst der Nachfolger Davids den Tempel erbaut habe. Aber in der Zerstreuung, in welcher er einzelne Stücke dieses Buchs niederschrieb, begieng er diese und ähnliche Fehler, die allerdings bey einem Schriftsteller dieser Art eine Rüge verdienen.

Land-

Landschulmeister, welche vom Katechisiren gar nichts verstehen, und welchen es an den, zum Verstehen der Lehrbücher eines *Daub* und *Gräfe* nöthigen, Vorkenntnissen fehlt, werden ungeachtet der gerügten Mängel, viel Gutes aus dieser Anweisung lernen können.

* * *

LEIPZIG, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung dieselben, dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäss, zu gebrauchen.* Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. 7ter Band. 4tes Heft. 1803. 8 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 1.)

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Homilien über merkwürdige Erzählungen aus der Geschichte Jesu von Karl Gottlieb Fischer.* Neue unveränderte aber wohlfeilere Ausgabe. 1803. 1. Th. 364 S. 2. Th. 387 S. 3. Th. 379 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätt. 1. Jahrg. Nr. 32.)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Leipzig, b.* Seeger: *Das Pferd für Knaben.* Ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch, herausgegeben von *Seyffert von Tennecker.* Erstes Heft. Mit einem illuminirten und drey schwarzen Kupfern. 1802. 24 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) Der Vf. hatte diess Bilderbuch Anfangs nur für einige seiner jungen Freunde und Verwandte bestimmt, wurde aber durch den Verleger veranlasst, es dem öffentlichen Druck zu übergeben. Er wird nach und nach in einzelnen Heften die Naturgeschichte der Pferde, die Vorsichtigkeitsregeln in dem Umgange mit denselben, in so fern sie für Knaben anwendbar und nöthig sind, den Nutzen, den diese Thiere dem Menschen leisten, vollständig und genau abhandeln. Um den letztern Zweck desto besser zu erreichen, haben sich einige Gelehrte mit dem Vf. verbunden, welche die mancherley Geschäfte, wobey Pferde gebraucht werden, z. B. das Post- Maschinen- Fabrik- und Bergwerkswesen beschreiben und erklären wollen. Einer seiner militärischen Freunde hat ihm ebenfalls Beyträge versprochen, welche sich über militärische Gegenstände, worauf der Dienst der Pferde Beziehung hat, verbreiten sollen.

Man sieht hieraus, dass des Vfs. Plan von sehr grosser Ausdehnung ist, und dass wir eine lange Reihe von Heften zu erwarten haben, wofern derselbe ganz ausgeführt wird. Wenn nur nicht Jemand den Einfall bekommt, Nachahmungen zu liefern und die Geschichte der übrigen Hausthiere nach einem ähnlichen Plane zu bearbeiten!

Das vorliegende erste Heft enthält fünf Unterredungen über vier Kupfertafeln. Die erste und zweyte haben die Titelvignette — einen schön gefleckten Hengst, der in den Stall zurückgeführt wird — zum Gegenstande, und handelt von der Naturgeschichte des Pferdes *im Allgemeinen.* Wenn der Vf. dem Pferde den grössten Anspruch auf Schönheit, Güte, Dauer etc. zugesteht; so weiss man nicht recht, was er mit dem Ausdruck *Güte* sagen will. Vermuthlich soll es Gutmüthigkeit — das Gegentheil von Falschheit und Tücke — anzeigen. Allein diese Eigenschaft möchte wohl mehr eine Folge der Erziehung und Behandlung des Thieres, als in der Natur desselben gegründet seyn. Bekanntlich sind beissige und tückische Pferde keine Seltenheit; auch könnte man Güte — wenn es schicklich wäre, diesen Ausdruck von einem Thiere zu gebrauchen, — wohl eher dem Hunde, als Hausthier betrachtet, im Allgemeinen zuschreiben, als dem Pferde. Ueberhaupt hat den Vf. die Vorliebe für sein Lieblingsthier zu manchen Uebertreibungen verleitet. Von der Nahrung des Pferdes sagt er: Gras und Körner aller Art, auch *Reiss* und *Mandeln* sind seine *gewöhnlichste* und *einzige* Nahrung. Dass vielleicht in den Ländern, wo Reiss das vornehmste Product des Ackerbaues ist, Pferde damit gefüttert werden, kann seyn; ob es aber die gewöhnlichste und einzige Nahrung desselben sey, muss Rec. stark bezweifeln. Noch weniger ist ihm ein *Land bekannt,* wo die Mandeln in solchem Ueberfluss gewonnen werden, dass man sie nicht besser, als zum Pferdefutter benutzen kann. In einigen Gegenden Spaniens giebt man den Pferden die Frucht des sogenannten Johannisbrodbaums (*Ceratonia siliqua*), und im Vaterlande der Palmen werden Kameele und andere Lastthiere mit Datteln gefüttert; aber von Mandeln als einem *gewöhnlichen* Pferdefutter hat Rec. nie gehört. — Viel zu unbestimmt wird gesagt: „In Asien soll man die Pferde mit gedörrten Fischen füttern." Nicht in dem ganzen grossen Erdtheile geschieht diess, sondern wenn es je aus Noth geschieht, so kann es nur in den nördlichsten Küstenländern und auf einigen in dem kalten Erdstriche gelegenen Inseln seyn, wiewohl man da wenig oder gar keine Pferde zu halten pflegt. Gleich darauf heisst es: „Fleisch frisst das Pferd nie (als ob gedörrte Fische nicht Fleisch wären!); Eyer ist das Einzige, was ich sie aus dem Thierreiche habe fressen sehen." Rec. kann aber versichern, dass er ein Pferd kennt, welches Speck und sogar Mäuse gern und mit einer Art von Lüsternheit verzehrt. Ob diess Idiosynkrasie des Thieres ist, oder frühe Gewöhnung, hat er nicht erfahren können.

Die zweyte Kupfertafel stellt ein *wildes* und die dritte ein *zahmes Gestüte* vor, worüber sich der Vf. mit seinen Zöglingen unterhält. Die Definition von einem zahmen Gestüte, dass es eine *künstliche Paarung* der Pferde sey, scheint dem Rec. nicht richtig zu seyn. Künstliche Paarung der Thiere nennt man, wenn *zwey verschiedene Gattungen* zusammengebracht und durch besondere Anstalten (z. B. gänzliche Absonderung von dem Männchen und Weibchen ihrer eignen Gattung) gereizt und veranlasst werden, sich zu paaren, wie diess mit dem Pferde und Esel geschieht. Die Behauptung (S. 21.), dass die Pferde nicht da sind, um uns zu dienen, sondern um für sich glücklich zu seyn, ist nur halbwahr. Es muss heissen: sie sind nicht *bloss* dazu da etc.

Auf der vierten Tafel ist eine Herde polnischer Pferde abgebildet, die in wilden Gestüten erzogen sind, und dann eingefangen und fortgetrieben werden. Die Kupfer sind alle ungemein sauber. Gegen die Zeichnung liesse sich eins und das andere erinnern, z. B. auf der dritten Tafel hat das Pferd, welches neben dem Manne steht, ein Auge, das dem menschlichen ähnlicher ist, als dem Pferde-Auge.

Die Sprache des Vfs. ist öfters incorrect, z. B. „da es nun so viele Liebhaber zu diesen Thieren und zu diesen Wissenschaften giebt." „Grünes oder gedörretes Gras, von welchem es einen grossen *Theil von Kräutern* sehr gern frisst" etc.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Mittwochs, den 17. August 1803.*

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Historische Darstellung der Hamburgischen Anstalt zur Unterstützung der Dürftigen, Verhütung des Verarmens und Abstellung der Betteley.* So wie solche auf ausdrücklichen allerhöchsten Befehl Sr. Kais. Königl. Apostol. Majestät herausgegeben worden ist. 1802. VIII und 261 S. 8. mit 1 Kpf. (12 gr.)

Die Armenanstalten zu Hamburg, haben sich einen so guten Ruf erworben, dass man jetzt an mehrern Orten sie nachzuahmen und eben die Grundsätze, nach welchen man bey der Einrichtung jener zu Werke gegangen ist, zu befolgen angefangen hat. Diess that man auch zu Wien. Man setzte eine eigene Commission nieder, die unter dem Beystande des dahin eingeladenen Hn. Etatsrath *Voght*, dem Hamburg vornehmlich diese musterhaften Einrichtungen verdankt, die dasigen Anstalten nach den gedachten Grundsätzen reformiren und dadurch zu grösserer Vollkommenheit bringen sollte. Mit diesen Grundsätzen soll die gegenwärtige *Darstellung*, welche von dem K. K. Hoffecretär Hn. *v. Bianchi* abgefasst und auf Kaiserlichen Befehl gedruckt worden ist, das Publicum bekannt machen, um dieses destomehr für die begonnenen Reformen einzunehmen und zur Unterstützung derselben zu ermuntern. Der vorliegende Abdruck ist für das nördliche Deutschland, und für alle die bestimmt, die sich eine nähere Kenntniss von der Hamburgischen Armenanstalt zu verschaffen wünschen, und hat zugleich das Gute, dass er die in der Urschrift selbst nur zerstreut angegebenen Grundsätze summarisch aufzählt und dadurch den Ueberblick und die Beurtheilung des Ganzen gar sehr erleichtert. Sie concentriren sich in den Ideen und erzielen überall die Wirkung, dass kein arbeitsfähiger Bürger ohne nützliche Beschäftigung, — kein Alter, kein Schwacher, kein Dürftiger ohne hinlängliche Unterstützung, — kein Kranker ohne ärztliche Hülfe, — kein Kind ohne Unterricht und Erziehung, — kein muthwilliger Bettler, ohne sich mit Zwang zur Arbeit angehalten zu sehen, bleiben kann. Diese Ideen suchte man allmählig in Hamburg in Ausführung zu bringen. Man war vor allen Dingen darauf bedacht, durch milde Beyträge das dazu nöthige Geld herbey zu schaffen; mehrere patriotische Bürger verbanden sich mit einander, und gewährten ihren persönlichen Beystand, um die Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger aufs weiseste zu leiten. Vornehmlich richtete man die Sorge dahin, dem dringendsten Uebel ungesäumt abzuhelfen; dann den Zustand der Armen genau zu untersuchen, und in Gemäsheit dessen, Beschäftigung und Unterstützung, und physische und moralische Hülfe, zu vertheilen. Diess war die *erste Periode* der verbesserten Hamburgischen Armenanstalten. Die *zweyte* machte den Zeitraum aus, wo die Vorkehrungen, welche anfangs bloss zur Unterstützung der wirklichen Armen getroffen worden, auch zum Besten der noch nicht verarmten eine verhältnissmäsige Erweiterung erhielten, und wo sich die Direction insonderheit damit beschäftigte, die Ursachen der Verarmung zu ergründen, diese nach Möglichkeit zu heben, und dadurch der künftigen Armuth auf immer zuvorzukommen, wobey die Einführung der Vorschuss-Anstalt sich als eine der preiswürdigsten Vorkehrungen auszeichnete, um den sinkenden Gewerbsmann vom bevorstehenden Untergange zu retten.

Nach diesen *zwey* Perioden — denn die *dritte* der gesellschaftlichen Ersparungsanstalt, mittelst welcher ein Armenfond, durch Arme, für sich selbst gesammlet wird, die man in England unter den Namen *Beneficent Societies* kennt, ist zwar projectirt, gehört aber noch unter die frommen Wünsche — ist auch die vorliegende *Darstellung* abgefasst. Man muss sie selbst lesen, um nicht nur das, was bis 1801 durch die Hamburgischen Anstalten geleistet worden ist, kennen zu lernen, sondern auch, um die Antwort auf die Fragen zu finden: Wie wurde diess nun alles bewirkt? — Was that man, und welche Mittel wendete man zur Erreichung des Zwecks an? — Welchen Erfolg hatten diese Mittel? — Welche Hindernisse traten ein und wirkten ihnen entgegen? — Wie bekämpfte man diese Schwierigkeiten und Hindernisse, und mit welchem Erfolg beseitigte man sie? — Was ist noch zu thun übrig? u. s. w. Ueber alle diese und mehrere Aufgaben wird man hier die zweckmäsigste Belehrung erhalten, wie diess Rec., der selbst nach den zu Hamburg befolgten Grundsätzen, die Armenanstalten seines Orts, es versteht sich unter den durch das Locale und andere Umstände nöthig gemachten Abänderungen, hat einrichten helfen, versichern kann. Hat ihm auch diese Nachbildung nicht immer die erfreulichen Resultate gegeben, die von den Hamburgischen Einrichtungen gerühmt worden: so waren nicht die Grundsätze, die man befolgte, sondern meistens äussere Umstände daran schuld, und insonderheit diess, dass das Zusammenwirken der verschiedenen Behörden, die bey solchen Einrichtungen zu einem Zweck concurriren, oft fehlte; dass eine Art von Eifersucht es hinderte, manche

Schwierigkeiten zu beseitigen; daſs die Leitung der dahin gehörigen Geschäfte in den Händen von Männern sich befand, die zwar alle dazu erfoderlichen Einsichten und den besten Willen hatten, aber mit zu vielen andern Geschäften überhäuft waren, und deswegen das Armenwesen nur als Nebengeschäft betrieben; daſs das Armenpflegeramt oft nothgedrungen Männern übertragen werden muſste, denen es entweder an Beharrlichkeit und Muth zur Ausführung der ihnen gegebenen Instruction, oder auch überhaupt an den dazu nöthigen Talenten fehlte; daſs man sich oft auſser Stand gesetzt sah, der Faulheit der Armen mit Nachdruck vorzubeugen, theils, weil ihnen noch immer das platte Land zur Betteley offen stand, das sie nach Belieben brandschatzten, theils, weil es bis jetzt an einem schicklichen Orte fehlte, wo man diese Unthätigen mit Zwang zur Arbeit hätte anhalten können u. s. w. Doch diese und andere Erscheinungen und Erfahrungen dürfen nicht abschrecken. Weise Beharrlichkeit überwindet alles! Diese werden auch die guten Wiener üben müssen, da, so günstig auch dort vieles den neuen Einrichtungen ist, wie dieſs der Vf. am Schluſs der *Darstellung* rühmt, doch schon manche Schwierigkeit nach einigen Zeitungsnachrichten eingetreten seyn soll, die dem so gut begonnenen Werk leicht nachtheilig werden könnte, wenn ihnen nicht Muth und Festigkeit entgegengesetzt wird.

## GESCHICHTE.

HALLE, b. Schwetschke: *Geschichte des deutschen Reichs unter Otto dem Groſsen*, von *Traugott Gotthilf Voigtel*, Professor der Philosophie auf der Friedrichs Universität zu Halle. 1802. 269 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein sehr brauchbares Buch, das von den historischen Kenntnissen, von der Belesenheit in den Schriftstellern des Mittelalters und oft auch von dem Forschungsgeiste seines Vfs. zeugt. Keine Angabe auch von den Nebenumständen der Kriege, welche Otto geführt hat, bleibt hier unbemerkt, und bey jeder einzelnen wird in den Noten die Quelle nachgewiesen, aus welcher sich die Richtigkeit des Gesagten ergiebt. Auf neuere Schriftsteller wird mit Recht nur dann nähere Rücksicht genommen, wenn es die Behauptung eines Satzes, der mit ihnen im Widerspruche steht, nothwendig erfodert. In diesen Noten werden auch kleine Fehler oder Ungewiſsheiten in Ansehung der genauen Zeitbestimmung, in welcher jedes Treffen, jede Verheyrathung etc. vorfiel, mit Sorgfalt berichtigt, mit unter auch neue Aufklärungen gegeben; Z. B. in Rücksicht der 100 Talente, welche Herzog Eberhard von Franken als Strafe bezahlen muſste, zeigt Hr. *V.* sehr treffend aus dem Sachsenspiegel III, Art. 51, daſs jedes 20 Solidos betragen habe. Also war es das schon in den alten Frankengesetzen vorkommende Pfund Silbers. Gegen Christiani erweist, nach des Rec. Meynung der Vf. aus den gleichzeitigen Schriftstellern überzeugend, daſs Otto's Hauptzug gegen die Dänen innerhalb der Jahre 948 — 955 vorfiel, daſs Otto über die Bisthümer Aarhus etc. als König nach Belieben schaltete, und daſs der Däne Harold sich wirklich unterwerfen und deutsche Hoheit anerkennen muſste, ob es gleich nur bey dem augenblicklichen Versprechen der Unterwerfung ohne weitere Folgen blieb. Aehnliche einzelne Untersuchungen kommen noch hin und wieder vor, und diese machen, nebst der sehr richtig vorgetragenen Geschichtserzählung, das Hauptverdienst des Werks aus. Es hat aber zwey nicht unbedeutende Fehler, daſs der Vf. den Behauptungen seines Lehrers Krause zu unbedingt folgt, und daſs er nicht wirklich, wie der Titel verspricht, eine Geschichte des deutschen Reichs jener Periode geliefert hat, obgleich einzelne Aufschriften der Abschnitte zeigen, daſs er sie liefern wollte; sondern nur hauptsächlich mit den kriegerischen Gegenständen unter der Regierung *Otto's* sich befaſste, den er, seit Krause, nach *Karl dem Groſsen* für den vorzüglichsten Regenten erklärt. Sein Vater Heinrich I. und auch die ersten Könige aus dem spätern fränkischen Stamme, waren ihm gewiſs an Geisteskraft weit überlegen, und Otto hätte ohne die Vorarbeiten seines Vaters wohl nie eine glänzende Rolle gespielt. Auf die Bewegungsgründe seiner Handlungen, auf die Zweckmäſsigkeit der genommenen Maſsregeln, wobey man freylich nur einzelne Winke der gleichzeitigen für das sächsische Haus eingenommenen Schriftsteller benützen muſs, hat Hr. V. sehr selten Rücksicht genommen. Sollte es ihm denn nicht auffallen, daſs alle einzelne Mitglieder der Familie sich in sehr verschiedenen Zeiten als offenbare Gegner des Königs erklärten? Bey den Brüdern wäre die Sache leicht zu erklären, da sie sich selbst Hoffnung zur Krone gemacht hatten, und Otto den ältern, dessen Anspruch gewiſs der gegründetste war, in seinen Privatverhältnissen drückend behandelte; welches freylich Hr. V. nicht zugiebt, sondern glaubt, Otto habe recht gehandelt, da er ihm seine mütterliche Erbschaft etc. entzog. Aber muſs es denn nicht auch ihm auffallen, daſs alle Schwäger und Schwiegersöhne, selbst Otto's eigner Sohn und schon erklärter Nachfolger, sich gegen ihn empörten? daſs andere Männer von groſsen Ansehen, welchen die für den König schreibenden Schriftsteller das Lob der völligen Unbescholtenheit geben, mit den Anverwandten bey jeder Gelegenheit gemeinschaftliche Sache machen? Solche Thatsachen setzen groſse Fehler in dem Charakter und in der Handlungsweise des Regenten voraus, und Hr. V. hätte wenigstens nicht umgehen sollen, auf sie und andere ähnliche, welche sich hier nicht einzeln aufzählen lassen, Rücksicht zu nehmen. Er wendet nach *Krause* sein Hauptaugenmerk auſser den politischen Angelegenheiten hauptsächlich auf die Sätze: daſs die Staatsverfassung schon damals eine eingeschränkte Wahlmonarchie, und daſs die Herzoge Landesregenten waren. Will Hr. V. unter der Wählbarkeit des Königs verstehen, daſs ihn

die

die versammelte Nation erst als König auf einer feyerlichen Versammlung erkennen musste: so wird ihm niemand, der deutsche Geschichte studiert hat, die Sache streitig machen. Die alten Franken Könige, selbst Karl der Grosse, wurden auf die nämliche Art erwählt, und die Nation konnte auch einen untüchtigen Regenten verwerfen; aber von der herrschenden Familie gieng sie nie, gieng auch um diese Zeit und später noch nicht ab. Diess ist nun aber Hn. V's. Meynung nicht; er behauptet, S. 209, die Nation konnte nach Belieben bey der königlichen Familie bleiben oder nicht. Als Beleg hält er sich an die Wahlgeschichte Otto des Grossen, wo zwar Witichind sagt, Heinrich I. habe den Otto'n bestimmt: *designavit — et Francorum imperio praefecit.* Weil aber der unbekannte Vf. von dem Leben der Mathildis versichert, der König habe die Vornehmsten des Reichs berufen, damit sie mit einander eins werden könnten, *quem suorum filiorum regale solium possidere eligerent:* so hält er sich, zum Erweis der einmal angenommenen Hypothese, an die Worte des letztern, ohne zu ahnden, dass selbst diese gegen ihn sprechen; denn indem er den Grossen unter seinen drey Söhnen zu wählen erlaubt, schliesst er ja die Wahl jedes Fremden aus. Aber wäre auch die Stelle für ihn entscheidend günstig: so würde dadurch nicht das Geringste für die Annahme gewonnen; denn die Prinzen machten Anspruch auf die Krone, der Fall war also wirklich da, dass das Volk entscheiden musste. Die Geschichte erklärt sich laut dafür, dass das alte System der Erblichkeit nach der alten Franken Weise bis nach Heinrich IV fortgedauert habe; wie hätte auch sonst Papst Gregor VII. so wiederholt darauf dringen können, dass statt der Erblichkeit laut erklärte freye Wahl eintreten und festes Gesetz werden sollte? Hiedurch läfst sich die Wahrheit folgender und anderer ähnlicher Behauptungen beurtheilen. S. 214. „Hätte Otto nicht nach dem Herkommen regiert: so wäre es ihm gegangen wie mehrern seiner Nachfolger; er wäre förmlich abgesetzt worden, denn das Recht, das die deutschen Grossen in der Folge hatten, hatten sie schon damals." Warum haben sie denn Heinrich III. nicht abgesetzt, von dem der Hr. Vf. wohl schwerlich behaupten wird, dass er nach dem Herkommen regiert habe? und warum läfst denn Hr. V., der so gerne seine Quellen bey geringfügigen Nebenumständen citirt, diese wichtige Behauptung ohne alle weitere Sicherstellung? Wir hätten noch bey andern Stellen die Beweise gewünscht, z. B. S. 233 wo von den Herzogen versichert wird, „Krieg und Bündnisse konnten sie führen und schliessen, ohne beym König anzufragen." Richtig ist die Angabe des Vfs. S. 260, dass die Leben *Beneficia* waren, die der König nach Belieben einziehen konnte; aber sehr unrichtig die Beyfügung, dass die Herzogthümer nach der damaligen Lehensverfassung nichts als *Beneficia* waren. Diess wurden sie erst viel später; unter den Ottonen waren sie, so wie die Grafenstellen noch anvertraute Aemter, welche mit den Beneficien, die ein Herzog ebenfalls, wie jeder andere Mann haben konnte, in keinem Zusammenhange standen. Schon ein auf der nämlichen Seite zu andern Endzwecke aus dem Regino angeführtes Citat hätte ihn das Gegentheil lehren sollen: *Udo comes permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturarum habuit, quasi hereditatem inter filios divisit.* — Uebrigens hat, wie schon oben erinnert wurde, Hr. V. zwar der Staatsgeschichte des Otto nach Krause's Methode eine Anzahl einzelner Rubriken über die einzelnen Theile des deutschen Reichs, über Kaiser, Herzog, Freye und Unfreye, über die Geistlichen und Juden etc. angefügt, und aus *Anton* mehrere sehr gute Notizen über den Anbau des Landes ausgehoben; demungeachtet aber den begierigen Leser ganz ohne Unterricht über so manche Gegenstände gelassen, über die man gerne den Untersuchungen eines denkenden Mannes folgt, wenn man auch gleich nicht überall volle Aufklärung zu erhalten hoffen darf. So finden wir hier nichts über den Vorwurf, welcher der übermäfsigen Freygebigkeit Otto's gegen die Geistlichen gemacht worden ist; nichts über die innere Verkettung und die Lage des Volks unter dieser Regierung; nichts über den seit der Verbindung mit Italien immer mehr aufkeimenden Handel, und über die Städte, welche nun schon bedeutender zu werden anfiengen und in besondern Verhältnissen zu den übrigen Theilen der Nation stehen mussten. Es fehlt hiezu nicht ganz an schon bekannten Hinweisungen, welche Hr. V. aus seinem wirklich gründlichen und ausgebreiteten Studium in den Geschichtschreibern des Mittelalters gewiss hätte vermehren können, wenn er seinen Wirkungskreis bey der Lektüre weniger hätte beschränken wollen. Man weiss ja mehrere Diplome von Otto I. auf, in welchen schon von königlichen Städten, mit Auszeichnung von denen, welche unter herzoglicher oder bischöflicher Gerichtsbarkeit standen, die Rede ist. — Siegfrieden wird wohl Hr. V. bey näherer Ueberlegung aus der Reihe der sächsischen Herzoge wieder zurück nehmen.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Quatuor Monumenta aenea e terra in Suecia eruta,* tabulis aeneis et brevi commentatione illustrata ab *J. Hallenberg.* Accessere nonnulla de Litteratura cufica. 1802. 71 S. gr. 4. m. 4 Kpf. und einigen abgebildeten cufischen Münzen.

Der schwedische Reichshistoriograph Hr. *Hallenberg* zeigt sich hier in einem neuen Fache als Antiquar. Diese auf königliche Kosten prächtig gedruckte, und dem Könige zugeeignete Schrift, ist eigentlich eines doppelten Inhalts. Der erste und gröfste Theil betrifft einige 1800 auf einem Landgut, zwey Meilen von Stockholm oben in der Erde unter einem grossen Stein, auf der Spitze eines Hügels gefundene alte eherne, hier in ihrer natürlichen Gröfse in Kupfer gestochene Monumente, die alle mit dem alten edlen Rost überzogen sind, und welche nicht nur von dem Vf. genau beschrieben, sondern auch mit vieler antiquarischen Gelehrsamkeit erläutert werden. Es sind folgende. 1) Ein

Ein ehernes spiralförmiges Armband. Dass die Perser beiderley Geschlechts dergleichen goldene Armbänder getragen haben, bezeugen *Herodot*, *Ammian*, *Plinius*, *Dio Chrysostomus* u. a. m. *Livius* und *Valerius Maximus* melden eben diess von den Römern, und auch bey den Galliern waren sie gebräuchlich. In Schweden hat man mehrere solche gewundene Armbänder, und noch vor einigen Jahren eins in Dalecarlien gefunden. Das hier beschriebene hatte von den andern dabey befindlichen Monumenten, einen besondern Glanz, vermuthlich weil es, ehe es mit dem grünem Rost überzogen worden, vorzüglich polirt gewesen. Zwey und drey sind sogenannte Thränengefässe oder Thränenbecher mit einem spitzigen Deckel, einem Henkel und keilförmigen Boden versehen. *Oberlin* hat in seinem *Museo Schöpflini* einige dergleichen Instrumente beschrieben, worunter eins den hier befindlichen vollkommen ähnlich ist; er irrt aber, wenn er sie für Beile oder schneidende Werkzeuge erklärt. Hn. H. beschreibt diese Gefäse sehr genau nach ihrem äusserlichen Ansehen, die verschiedenen Stücke, woraus sie bestehen, ihre Weite, und wie viel sie etwa Wasser am Gewicht fassen können, nämlich 6 bis 8 Drachmen über eine Unze. Auch findet er Anzeigen zu glauben, dass jenes Armband um solche herumgeschlungen sey. Und nun zeigt er, dass es wirklich *Urnulae* oder *phialae lacrymales* gewesen, dergleichen man oft in alten Grabmälern gefunden, die mit Thränen gefüllt zugleich mit der Asche der Verstorbenen in das Grab gelegt worden. (Rec. kommt es glaublicher vor, dass diese Gefäse wohlriechende Flüssigkeiten enthalten, in die zur Bezeigung ihres Schmerzes die Nachgebliebenen nur einige Thränen fallen lassen.) Die Alten pflegten überhaupt mehrere Arten von Gefäsen den Todten mit ins Grab zu geben; auch pflegte man ausgesetzten, und der Barmherzigkeit anderer überlassenen Kindern solche beyzulegen, woran sie, wenn sie nicht umkamen, hernach erkannt werden konnten, daher solche Gefäse *γνωρισματα* hiessen. Aber auch die Trankopfer-Gefäse, deren man sich beym Gottesdienst der *Vesta* bediente, hatten eine solche Gestalt. Der Opfernde musste sie in der Hand halten, und konnte sie wegen des spitzigen Bodens nicht niedersetzen, ohne die darin befindliche Libation zu verschütten. Ein solches Gefäss hiess *futile* und ward besonders aus Corinthischem Erz gemacht. Vermuthlich sind dergleichen Gefäse durch fremde Schiffer, die in den Samothracischen Gottesdienst eingeweiht waren, und die Schutzgötter der Seefahrenden, die Dioscuren, Cabiren, Castor und Pollux verehrten, nach Schweden gekommen. Der Vf. schaltet hier (S. 36—56) eine sehr gelehrte Digression über die Cabiren und die Herleitung dieses Worts ein, und hält den Namen für einen Geschlechtsnamen, von der Cabira einer Tochter des Proteus hergenommen. Auch das 4te hier abgezeichnete Instrument, das einem sichelförmigen Scheermesser gleicht, hat nach dem Vf. einen gleichen fremden Ursprung. Die in den samothracischen Geheimnissen eingeweiheten Schiffer mussten sich vermöge eines Gelübdes, wenn sie in Gefahr kamen, Schiffbruch zu leiden, ihre Haare abschneiden, um solche den Meergöttern zu opfern, und diess musste mit einem dergleichen ehernen Scheermesser geschehen. Da die samothracischen Gebräuche nicht nur aus Phönicien nach Aegypten, Griechenland und zu den Römern, sondern auch zu den Germanen und nach Brittanien gekommen sind, wo nach Tacitus Zeugniss, gleichfalls Castor und Pollux verehrt worden, und da zwischen den brittischen Inseln und Schweden eine starke Seefarth statt gefunden: so vermuthet der Vf., dass dadurch auch diess Messer nach Schweden gekommen sey. Vermuthlich waren alle vier Stücke in einer Kiste verwahrt, die aber durch die Zeit verzehrt worden. Das hier beschriebene Messer ist aus Erz und Zinn vermischt, gearbeitet, denn die Alten wussten, nach Plinius Zeugniss, durch dergleichen Vermischung dem Erz grössere Härte zu geben.

Der *zweyte* Theil dieser Schrift hat einige altarabische Münzen, die der Vf. neulich erhalten hat, zum Gegenstande. Er gab schon 1800 eine *Collectio nummorum cuficorum aere expressorum, addita eorum interpretatione, subjunctoque alphabeto cufico*, Stockholm, auf 72 S. 8. mit 10 Kpft. heraus, worin er sich als Kenner cufischer Münzen zeigte, und sie sehr glücklich erklärte. Hier findet man nun gleichsam eine Nachlese dazu. Die auf dem Titelblatt abgezeichnete eherne cufische Münze zeigt, so sehr auch sonst die Muhamedaner die Bilder hassen, einen mit einer Binde, oder einem Diadem umgebenen Kopf, dergleichen man doch mehrere findet. Die Umschrift ist nicht ganz zu lesen, heisst aber vermuthlich so viel als: *benedicat Deus.* Sie ist zu Ehren des Chalifen Almonstadi zu Aleppo geschlagen. Von Hn. Prof. *Porthan* werden dem Vf. neulich ein paar in Finnland gefundene Samanidische Münzen, nebst einigen Stücken zerbrochener Münzen zugesandt. Die S. 56. davon abgebildete silberne Münze, so wie eine neulich zu Hamra, einem Gute, nicht weit von Stockholm im Garten aufgegrabene, und dem Vf. von Hn. Admiral v. Francken verehrte ist beschrieben. Endlich ist auch am Ende des Buchs eine seltene eherne Münze in Kupfer gestochen. Sie hat die Inschrift: *Muhamed legatus Dei*, und auf der andern Seite: *Deus unus, Deus aeternus;* am Rande *(non est Deus) nisi unicus, nec est socius illi;* und ist wohl unter den Ommadischen Chalifen geprägt. Zuletzt ist noch ein lateinischer Brief des Hn. Hofrath *Tychsen* in Rostock an den Vf. bey Gelegenheit der ersten zugesandten, oben angeführten *Collectionis nummorum Cuficorum* abgedruckt.

In dem königlichen Münzcabinet zu Stockholm sind viele cufische Münzen, die es sehr verdienten auf gleiche Art behandelt zu werden.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 18. August 1803.*

## *OEKONOMIE.*

WEIMAR, b. Gädicke: *Vollständiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse.* Von *Fr. G. Dietrich*, F. Sächs. Weim. Hofgärtner, verschiedener Societäten Mitgliede. Mit einer Vorrede von Hn. Prof. *Kurt Sprengel* in Halle. 1802. *Erster Band, Abelmoschus* bis *Asplenium.* 824 S. *Zweyter Band, Assonia* bis *Chamaesyce.* 794 S. gr. 8. (à 3 Rthlr.)

Der fleisige und rühmlichst bekannte Vf. hat sich hier einem wichtigen Werk unterzogen, von dem schon die erste Probe zeiget, dass er demselben gewachsen sey. *Miller's* allgemeines Gärtner-Lexicon war bisher das Hauptbuch des Gärtners und Gartenfreundes, so wie des Forstmanns. Allein der Zuwachs der Botanik, und die Veränderungen in ihrem System, wie der grosse Unterschied des englischen Klima gegen das unserige, machte ein für unser Zeitalter und für das deutsche Klima berechnetes Handbuch nothwendig. Eine Haupterfodernifs bey diesem Unternehmen war ein Mann von Erfahrung, der wenigstens die meisten Gewächse selbst erzogen und gepflegt hatte. Dieses glückliche Zusammentreffen findet schon ein flüchtiger Blick auf dieses Werk, da der Vf. bey den einjährigen Pflanzen die Samenlappen bey ihrem ersten Hervorkeimen, deren Bildung von den folgenden Blättern oft so sehr abweichen, genau beschrieben hat, so wie er bey den im Freyen ausdauernden Bäumen und Sträuchern die Kennzeichen, durch welche sie auch im Winter zu unterscheiden sind, ihre Knospenbildung, die Narben der abgefallenen Blattstiele und andere sich auszeichnende Merkmale des Stammes richtig angegeben hat, wodurch das Buch selbst vor dem seines Vorgängers, des verdienstvollen Engländers *Miller*, einen wesentlichen Vorzug bekommt, wenigstens für uns Deutsche brauchbarer wird.

In der Nomenklatur ist der Vf. der neuen Ausgabe von *Willdenow's Species Plantarum* gefolgt, hat aber die nöthigen Synonymen beygefügt, so wie auch die englischen Namen der Pflanzen, da sie häufig aus England verschrieben werden; und die botanische Terminologie hat er in alphabetischer Ordnung mit den Pflanzen nach *Willdenow*, *Hayne* und *Naumburg* folgen lassen. Auch muss es manchen Gartenfreunden sehr angenehm seyn, dass er bey vielen Pflanzen die deutschen und englischen Gärten angegeben, in welchen der Liebhaber, dem die Garten-Verzeichnisse nicht immer zu Gesichte kommen, sie jetzt findet. — Die Gewächse sind übrigens in Absicht auf ihre Dauer nach der gewöhnlichen Art bezeichnet. — Jedem Band will er ein deutsches Inhaltsregister beyfügen, das freylich zur Auffindung der Pflanzen nach ihren Trivialnamen, da sie in der alphabetischen Ordnung nach ihren lateinischen systematischen Namen aufgeführet sind, unumgänglich nöthig ist. Am Ende des Werks soll ein Generalregister folgen.

Dem *Lexicon* geht eine nöthige *Einleitung* voraus, worin der Vf. einige vorläufige Anweisungen giebt, (— ausführlichere will er in einem besondern zu diesem Werke gehörenden Bande mittheilen —) wie man die Gewächshäuser, Pflanzenbehälter u. dgl. anlegen müsse, um die in diesem Werke vorkommenden Gewächse zweckmässig zu erziehen, und dieselben in einem gesunden Zustande zu erhalten. Er macht zwey Abtheilungen. Die *erste Abtheilung* beschreibt *die Gewächshäuser und Behälter, in welchen die ausländischen Gewächse gezogen und überwintert werden können.* A. *Treibhaus*, wovon er die in England gebräuchlichen, als die besten, zum Muster vorstellt. Doch tadelt er die schräge Abdachung der Fenster, und ziehet die senkrechtstehenden vor, weil sich dabey nicht so viele Dünste an den Kronen der Bäume sammeln, die ihnen schädlich, ja verderblich sind. — B. *Glas- oder Gewächshaus*, darin man die Gewächse, die im Sommer im Freyen stehen, überwintert: — C. *Ein im Freyen angelegter Pflanzenbehälter, in welchen die weniger zärtlichen Gewächse überwintert werden können.* — D. *Beschreibung eines Behälters für Zwiebel- und Knollengewächse*, (von Blumen,) *welche in unserem Klima die strengen Winter nicht im freyen Lande aushalten.* E. *Vorläufige Anweisung, ein Mistbeet anzulegen, und zwar für solche Gartenfreunde, die noch keine gärtnerische Kenntnisse besitzen.* F. *Anlage eines Laubbeetes im Freyen, in welchem zärtliche Gewächse gezogen werden können.* — *Zweyte Abtheilung. Beschreibung einiger Anlagen für Gewächse, die zwar das ganze Jahr im Freyen leben, aber zu einem guten Wachsthum besondere Standörter erfodern.* Z. B. Alpengewächse, Sumpf- und Wasserpflanzen, Cryptogamische Gewächse u. a. m. — A. *Anlage für Alpengewächse.* B. *Anlage für Sumpf- und Wasserpflanzen.* C. *Ein Sumpfgraben.* — Zum Beschluss der Einleitung giebt der Vf. noch einige Bemerkungen in Betreff der Erdarten und der Vermehrungsmethoden durch Stecklinge.

Was nun die Beschreibungen der Pflanzen und Gewächse selbst betrifft: so sind diese umfassend, doch nicht zu weitläuftig, bündig, und deutlich. Zuerst giebt der Vf. die Kennzeichen der Gattung; meldet hienächst, in welche Classe des Linnéischen Sexualsystems sie gehöre; giebt eine weitere Beschreibung der Pflanze; nennt ihr Vaterland; zeigt an was für Erdreich, was für eine Behandlung sie erfodere; wie ihre Samenblätter, Samenlappen, gestaltet; wo sie zu erhalten sey; was für Schriftsteller von ihr handeln etc. — Bey den zugleich ökonomischen Pflanzen, z. B. *Amygdalus*, *Mandel*, und *Amygdalus persica*, *Pfirsche*, sucht der Vf. wie billig, das gleichsam in *compendio* zu erschöpfen, was in pomologischer Rücksicht der Garten- und zugleich Obstfreund darin zu finden wünscht. Doch war es Rec. nicht angenehm, die verschiedenen, wenigstens die vorzüglichsten Sorten der Obstarten nicht angeführt zu sehen, und die deshalb beygebrachte Entschuldigung hat ihn nicht befriedigt.

In *zweyten* Bande hat der Vf. eine bequeme Abänderung gemacht, die er in den folgenden Bänden weiter beobachten will. Im ersten Bande hatte er die Unterabtheilungen, die Arten verschiedener Gattungen, in wie fern sie sich durch den Wuchs, Bekleidung der Stengel und Zweige sowohl, als durch den Blumenstand und die Bildung der Fructificationen etc. unterscheiden, nach *Linné's* Methode beybehalten. Da es aber mühsam war, überall bey den Gattungen, die viele Arten enthalten, mehrere Seiten oder Bogen zu durchblättern, bis man die beabsichtigte Art aufgefunden: so hat er von *Borago* an den Anfang gemacht, die Namen der Arten eben so, wie die Namen der Gattungen in alphabetischer Ordnung folgen zu lassen.

Die *Vorrede* des berühmten Hn. Prof. *Sprengel* zu Halle passt ganz zu dem schönen Werk unsers Gartenkünstlers. Sie handelt kürzlich und sehr lehrreich den innerlichen Bau der Pflanzen ab, bestreitet die bisher gröstentheils angenommenen fünf Arten Gefäße, zuführende, zurückführende, Luftgefäße, lymphatische Gefäße und Zellgewebe, und giebt das einfache Resultat an, dass das Zellgewebe der ursprüngliche Bau aller Gewächse und jedes ihrer zusammengesetzten Theile sey: dass aber ausserdem, so bald die Pflanze anfängt zu keimen und zu treiben, sich schraubenförmige Springfedern bilden, die vermöge ihrer gewundenen Fasern schon viel Federkraft und überdiess noch einen hohen Grad von Erregbarkeit besitzen, wodurch sie zur Beförderung des Triebes der aufsteigenden Säfte vorzüglich fähig werden. Diese Theorie, zu welcher er durch gute Mikroskope von der keimenden Pflanze an, ja von der Entstehung des Samens selbst, gekommen, führt er sehr lehrreich und beyfallswürdig aus. Er behauptet, dass ein Tropfen Flüssigkeit die Grundlage aller organischen Körper, folglich auch der Gewächse sey. Eine breyartige Flüssigkeit finde man in Samenkörnern, ehe sie befruchtet werden; einen ähnlichen Brey mache die Substanz der Samenlappen aus, ehe sie sich entwickeln. So bald bey jenen die Befruchtung, und bey diesen die Entwickelung durch das Keimen erfolgt, bilden sich in dem scheinbar unorganischen Brey unzusammenhängende Bläschen, die durch eine Art von organischer Krystallisation zu entstehen scheinen. Die Bläschen treten aber bald zusammen; ihre Wände brechen durch; die enthaltenen Säfte schwimmen aus einem Behälter in den andern; und so entstehe das, was wir Zellgewebe nennen. Die Zellen dieses Gewebes sind von der regelmässigsten Form in der grünen Rinde der Bäume und in dem grünen Wesen der Blätter, und stellen öfters regelmässige Sechsecke in Form der Bienenzellen dar. In manchen Theilen, z. B. im Baste, sind sie lang gestreckt, äusserst schmal und kaum als Zellen zu erkennen. Diese machen die zurückführenden Gefässe aus, (wenn sie anders den Namen der Gefässe im eigentlichen Sinn führen können,) besonders in der Rinde und im Baste, wo sie eine gedrängte, gestreckte Bildung haben. Was aber die Schraubengänge betrifft, (wovon in den *zartesten* Anfängen der Triebe des Stammes und *der Wurzeln noch* nichts zu entdecken ist, sondern sich erst weiterhin bilden,) so hätte man bisher lauter verworrene Vorstellungen davon gehabt, und sie *Luftröhren*, (*trachées*) genannt. Sie bestünden aus Kanälen, deren Wände durch schraubenförmig-gewundene äusserst zarte Fasern, fast ohne allen Durchmesser, gebildet werden. Jene Kanäle hätten keine andere Wand, als die diese Windungen der Fasern hervorbringen. Es sey also überall ein Aus- und Einfluss der Feuchtigkeiten durch die Wände dieses Kanals möglich, und nur durch optische Täuschung bey dem Schatten, den die dichtgewundenen Fasern auf den Kanal selbst werfen, hätte man diesen Schraubengängen eine undurchdringliche Wand angedichtet. Diese Schraubengänge führten auch mit Unrecht den Namen der Luftgefässe, da sie vielmehr tropfbare Flüssigkeiten als Luft enthielten. Aber Zersetzungen dieser Flüssigkeiten und neue Verbindungen gehen in diesen Kanälen sowohl, als in dem damit zusammenhängenden Zellgewebe unaufhörlich von statten; wobey sich auch Luftstoffe entwickeln u. s. w.

WEIMAR, b. Gädicke: *Die Gemüse- und Frucht-Speise-Würterin, oder Anweisung alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren, oder Verfaulen zu bewahren.* Von F. G. Dietrich, F. Sächs. Weim. Hofgärtner etc. *Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1802. 161 S. 8. (12 gr.)

Die erste Auflage dieses nützlichen Büchleins hatte 150 S. Der Zuwachs ist S. 83. *Dragun.* S. 17. *Eppig*, (bedeutet hier nicht Epheu, sondern *Sellery*) S. 27. *Erdbirn*; S. 27. *Erdnuss*, *Lathyrus tuberosus* L. S. 104. *Heidekorn*, (Buchweitzen). S. 21. *Kaffeewurzel*, (Scorzoner). S. 24. kommt *Kartoffel* nochmals im Register als *Krumbirn* vor; sie heisst aber überhaupt nie Krumbirn, sondern *Grundbirne* d. i. Erdbirne S. 56. *Zahmer Lauch.* S. 21. *Meerrettig.* S. 157. *Pomeran-*

meranzen. S. 49. Pufsbohne. S. 72. Rapinzchen. S. 98. Saturey. S. 46. Schminkbohne. S. 86. Schwarzer Senf. S. 36. Spinat. S. 22. Steckrübe. S. 72. Wegwart. S. 58. Gelber Weiderich. S. 99. Weinraute. S. 34. Weifskraut. S. 92. Türkischer Weizen. S. 34. Wirsching. S. 137. Zellernufs.

Weimar, b. Gädicke: *Der Wintergärtner, oder Anweisung die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten.* — Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet, von *F. G. Dietrich*, F. Sächs. Weim. Hofgärtner. *Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1802. 260 S. 8. (20 gr.)

Die Vermehrungen und Verbesserungen dieser zweyter Auflage sind unbedeutend, die erstere Auflage hatte 258 S. Im Register finden sich zwar mehrere Namen, als im ersteren, *Cotyledon, Decumaria, Gentiana, Lychnis, Lycium, Melaleuca, Melissa, Morea, Primula, Philadelphus* oder der wilde Jasmin; *Ribes, Rosmarinus, Vitis* etc. Allein sie sind theils in Bemerkungen theils in Beschreibungen mit eben den Worten in der ersten Ausgabe angeführt, und nur im Register vergessen worden. Die einzige Vermehrung, die Rec. auffinden können, ist *Maurandia* S. 120.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Robertsons vollständiges Werk über die Pferdewissenschaft,* durch Anmerkungen aus den berühmtesten Thierärzten berichtigt von *G. P. Mogalla. Dritte Auflage. Erster Band.* 1801. 259 S. m. 1 Kpf. *Zweyter Band.* 1801. 322 S. 8. m. 2 Kpf. (1 Rthlr. 12 gr.)

In einem kurzen Vorbericht sagt der Vf., dafs jetzt auch die sonst entlehnt gewesenen zwey ersten Kapitel aus *Robertsons* Pferdewissenschaft, weggestrichen seyen, und dafs also diese Schrift, aufser dem Titelblatte, mit dem Robertsonschen Werke ganz und gar nichts mehr gemein habe. Diefs ist richtig; wahrscheinlich hat man dem Buche den Titel nur gelassen, weil man dabey auf den Ruf rechnete, den Robertson zu seiner Zeit hatte. Der *erste Band* begreift die inneren Krankheiten, die analogisch gut geordnet sind. Der Vf. hat mit Sachkenntnifs und guter Auswahl die besseren Schriften über Thierarzneykunst benutzt, und an die Stelle der Robertsonschen zweckmäfsigere, vereinfachte, Recepte gesetzt. Wichtiger und belehrender noch ist der *zweyte Band*, der die äufsere Pferdeheilkunde behandelt. Hr. *M.* hat hier vorzüglich seinen berühmten Lehrer *Wollstein* zum Führer genommen; allein manche Gegenstände, die *Wollstein* zwar bündig aber zu kurz abgehandelt hat, sind hier mehr ausgeführt, durch eigene Erfahrungen erweitert und so, besonders dem angehenden Thierarzte, verständlicher und nützlicher gemacht worden. Vorzüglich hat Rec. das gefallen, was über die *Entzündung* und die *Eiterung*; von dem *Brande*, den *Wunden*, ihrer *Eintheilung* und der *Heilung*; so auch über die *Knochenkrankheiten*, gesagt ist. Eben so lehrreich sind die anatomische Erklärung des Pferdefusses nebst dessen öfteren Gebrechen und die Bemerkungen über den guten und den schlechten Beschlag der Pferde. Dafs ein Mann wie Hr. *M.* die Hornkluft und den Hornspalt (S. 249.) für eins genommen hat, da doch in den Benennungen selbst schon die Verschiedenheit der Begriffe liegt, war Rec. befremdend. Hornklüfte sind Höhlungen in die Hornwand, die oft eine schiefe Richtung nehmen. Gewöhnlich sind sie Folgen von bösen Kronentritten, wodurch die Hornwand zu sehr von der Fleischwand getrennt wird; der Hornspalt aber ist ein blofser Rifs, der von der Krone gerade herunter läuft. Mit einer Salbe aus ungesalzenem Schweinefett und Zwiebeln, sagt der Vf. S. 252., könne man zuweilen den einfachen Hornspalt in wenigen Wochen geheilt sehen. So weit ist das Uebel wohl zu verbessern, dafs das Pferd, ohne zu hinken, wieder auf dem hornspaltigem Fufse gehen kann; das Horn aber, das einmal von einander gerissen ist, heilt bekanntlich nicht wieder zusammen, sondern der Huf wächst vom Saume an herunter, und bey jedem Beschlage wird unten etwas von dem Hornspalt weggeschnitten, bis er sich endlich verliert, das aber eine längere Zeit erfodert. Aufser diesen kleinen Erinnerungen ist das Werk, das bey dieser Auflage mit so vielen nützlichen Zusätzen bereichert worden ist, jungen Thierärzten, auf die der Vf. auch vorzüglich Rücksicht genommen hat, sehr zu empfehlen. Von den drey Kupfern dienet das erste blofs zur Benennung der äufseren Theile des Pferdes. Das zweyte ist ein Pferdeskelet, und das dritte stellt den inneren und äufseren Pferdehuf dar.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Der vollkommene und wohl unterrichtete Kutscher, oder: Anweisung wie man Pferde erziehen, ihre Fehler und Gemüthsbeschaffenheit kennen lernen, sie zureiten, einfahren und richtig beurtheilen soll.* Mit einem Unterricht, wie Pferde zu allerley Gebrauch anzuleiten, zu englisiren, zu zäumen, zu verzieren und wie solche bey vorkommenden Krankheiten zu behandeln sind. Ferner was Herrschaften für Pflichten von ihren Kutschern und Stallbedienten zu fodern, und diese wieder gegen ihre Untergebenen zu beobachten haben. Von *F. L. v. H.* der seit 30 Jahren Equipage hielt. Mit Kupfern (ohne Jahrzahl). 195 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser lange Titel giebt den Inhalt des Werkchens hinlänglich an. Ueber die Kunst zu fahren und die Pferde hierzu gehörig abzurichten, ist in unsern sonst so schreibseligen Zeiten, noch wenig gesagt worden; und das, was wir darüber haben, ist wenigstens sehr oberflächlich und unzulänglich. Es würde sich demnach ein Mann von Kenntnissen wirklich verdient machen, wenn er diesen wichtigen Gegenstand behandeln und einen gründlichen Unterricht liefern wollte; denn, wenn man zuweilen eine ganze Familie unbe-

besorgt in einen Wagen steigen sieht, der von rohen Pferden gezogen wird, die weder Gehorsam noch Gefühl im Maule haben: so wird dem Sachverständigen oft dabey nicht wohl zu Muthe, und man muss sich wirklich wundern, dass es, unter solchen Umständen nicht noch häufigere Unglücksfälle giebt. Die vorliegende Schrift entspricht aber auch nicht der geringsten Erwartung. Alles, was über die Erziehung, die Kenntniss und die Krankheiten der Pferde vorkommt, ist aus andern Büchern abgeschrieben und so durch einander geworfen, dass z. B. S. 61. auf den Hornspalt unmittelbar der schwarze Staar und dann wieder die Windgeschwulst, folgen. Vom Fahren selbst ist wenig oder nichts gesagt. Es wird bloss der Geschirre, des Einspannens, und dass zu 2, zu 4, zu 6 und auch wohl zu 8 gefahren wird, erwähnt. Von der geschickten Führung des Kutschers aber, von dem Unterschied des Fahrens auf der Trense oder der Stange, und wie ein Pferd durch das Reiten ausgearbeitet seyn muss, um es mit Sicherheit einzuspannen, wird man hier vergebens etwas suchen. Als Probe, wie gut der Vf. sich auszudrücken versteht, diene S. 173: „der gewöhnliche Schritt eines „Pferdes ist der Trab, wann jemand in der Kutsche „sitzt, der Schritt wenn der Wagen leer gefahren „wird." Das Beste ist wohl, was am Ende mit wenigen Worten über die Pflichten der Stallbedienten gegen ihren Herrn — und dann die Art, wie dieser seine Diener behandeln soll, gesagt wird, und macht der Denkungsart des Vfs. Ehre. Uebrigens aber leisten seine 30jährigen Erfahrungen wenig. Von den beiden Kupfern stellt das erste die äussern Theile des Pferdes, und das zweyte den obern und untern Kiefer vor, um das Alter der Pferde an den Zähnen kennen zu lernen.

Leipzig, b. Sommer: *Handbuch zum Unterrichte für junge Frauenzimmer, welche gute Hausmütter werden wollen* etc. von *Caroline Schmidt. Erster Band.* 1802. 482 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die *Germershausensche* Hausmutter bekam bald nach ihrer Erscheinung fast mit jedem Jahre neue Nachkömmlinge, die ihrem Vorbilde bald mehr bald weniger ähnlich waren. Dieses Handbuch, welches noch daneben den Titel: *neuestes Leipziger Kochbuch* führt, gehört unter diejenigen Werke, die sich der obgedachten Hausmutter am meisten nähern, und diess zwar nicht in Ansehung der Küchenrecepte, sondern hauptsächlich in Hinsicht auf Vorschriften zur guten Führung des weiblichen Hauswesens. Man darf nur die Einleitung lesen: so wird man bald die Quelle finden. Zu loben ist es, dass die angebliche Vfn. dieses Handbuchs auch die Gesindeküche behandelte. Doch ist sie ihrem Urbilde nur in drey Kapiteln gefolgt, und hat von den übrigen bloss hie und da etwas berührt. Freylich ist die Gesindeküche für Lehrer und Lehrerinnen der Haus- und Küchenwissenschaft, wenn jene zumal bey der Landwirthschaft nicht herangewachsen sind, das schwierigste. Uebrigens ist die *Hausmutter in allen ihren Geschäften* noch immer in so vielen guten Häusern in- und ausserhalb Deutschland ein so gelesenes Buch, dass man wünschen muss, der noch lebende Verfasser, ein Veteran in der Landwirthschaftskunde, möchte dasselbe noch mit einem Supplementbande bereichern.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Dessau u. Leipzig, b. Steinacker: *Abbildungen stehender Heere Europens. Erstes* und *zweytes Heft. Kursächsische Armee.* 1803. Jedes Heft 5 Kpft. und eben soviel Bl. Erklärung. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber, welcher mehrere ähnliche Unternehmungen vor sich hatte, zeichnet sich dadurch vortheilhaft aus, dass er nicht, wie gewöhnlich geschieht, bloss einen Officier und einen Gemeinen abgebildet hat, sondern dass er alle verschiedene Gattungen der so mannigfach nüancirten sächsischen Uniformen gut darstellt, obgleich übrigens die Stellung der einzelnen Figuren nicht durchaus tadelfrey ist. Mit dem zweyten Heft ist die sächsische Armee geschlossen; ihr sollen die kaiserliche, dann die preussische, und so die übrigen europäischen Heere folgen.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Das Silberausbringen des kursächsischen Erzgebirges auf die nächst verflossenen 40 Jahre von 1762 bis 1801* nebst einer Tabelle darüber. Zweyte vermehrte Auflage. 1803. 16 S. 8. (3 gr.) Dieser Aufsatz erschien zuerst in den Freyberger gemeinnützigen Nachrichten, und wegen der wichtigen Angaben, die er enthält, giebt ihn die Verlagshandlung jetzt besonders heraus, nachdem die Tabelle durchgehends berichtiget worden ist. Dazu kommt noch ein kleiner Zusatz, der ebenfalls in den Freyberger gemeinnützigen Nachrichten zuerst erschien. — Aus der Tabelle zeigt sich, dass in den letzten 40 Jahren der sächsische Silberbau von 5 zu 5 Jahren regelmässig und auffallend zugenommen hat. In den ersten 5 Jahren dieser Periode wurden 91,970, und in den letzten 277,694 Mark Silber gewonnen. Noch auffallender ist der Unterschied zwischen dem Jahre 1762, welches 14,376, und dem Jahre 1794, welches 59,121 Mark Silber lieferte. Der ganze Ertrag in diesen 40 Jahren ist 22,447,638 Thaler bares Silber, denn es konnte gleich gemünzt werden. — Es wäre zu wünschen, dass man gleiche Tabellen von dem Werthe der übrigen Metalle verfertigte, welcher eben so gross, ja vielleicht noch grösser ist, als der des Silbers. Die sächsischen Bergwerke sind also von keinem unbeträchtlichen Umfange, und haben den Vortheil, dass man bey ihrem Ausbringen nichts, als Landesproducte verarbeitet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 19. August 1803.*

## TECHNOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Beschreibung der Eisenbergwerke und Eisenhütten am Harz*, zum Gebrauch für reisende und zur Durchsicht für nichtreisende Freunde des Berg- und Hüttenwesens. Von *Joh. Georg Stünkel*, Hüttenschreiber. 1803. XVI und 392 S. gr. 8.

Bey dem gänzlichen Mangel an ausführlichen und besonders gründlichen Nachrichten von den Eisenberg- und Hüttenwerken des Harzes, welche, wenn es auch gleich anderswo Eisenhütten giebt, die in mancher Hinsicht als Muster angesehen werden können, doch von sehr grosser Bedeutung sind, ist das vorliegende Werk eine angenehme Erscheinung. Hr. *St.* theilt uns hier eine Menge gründlicher Bemerkungen über den Bergbau und den Betrieb aller auf und um den Harz herumliegenden Eisenwerke mit, so dass seine Schrift hauptsächlich Männern vom Fach, als eine nützliche Lectüre empfohlen zu werden verdient. Die Einleitung (S. 1—59) enthält allgemeine Bemerkungen über das Eisen, dessen Bestandtheile, chemische Verbindungen und Unterschiede, so wie auch über den Zustand des Eisens als Stahl, mit beständiger Rücksicht auf die neuere chemische Theorie. — 1. Abschnitt. *Geschichte des Eisenschmelzens überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf den Harz.* Diese konnte nach dem Plane des Vfs. hier nur sehr kurz ausfallen. (Es wäre wohl der Mühe werth, eine vollständige Geschichte der deutschen Eisenbergwerke und Hüttenanstalten überhaupt zu bearbeiten, zu welchem Zweck sich aber mehrere Gelehrte, die hauptsächlich handschriftliche Nachrichten und Urkunden zu benutzen, Gelegenheit haben, und mit nöthiger Sachkenntniss ausgerüstet sind, vereinigen müssten.) — 2. Abschn. *Von der Communion-Eisenhütte zu Gittelde.* Diese steht unter der Direction des Communionbergamts zu Goslar, und besteht aus einem Hohofen und einem Frischfeuer. Der Eisenstein für diese Hütte wird grösstentheils im Iberge, bey der Bergstadt Grund, gewonnen. Sonst wurde auch zu Gittelde eine Drathhütte auf Drathseileisen betrieben, welche aber seit der Theilung zwischen Hannover und Braunschweig eingestellt, und in diesem Jahre abgebrochen ist. Das für die oberharzischen Bergwerke nöthige Drathseileisen wird jetzt (da diese Bergwerke einseitig Hannöverisch sind) auf der Königshütte producirt. Die hiesigen Eisensteine sind grösstentheils braunsteinhaltiger, und enthalten vielen Schwerspath und hin und wieder einen mit Quarz vermengten Brauneisenstein, Pflinz und braunen, auch schwarzen, Glaskopf. Der Gehalt ist im Ganzen gering, folglich auch das Ausschmelzen im Hohofen, nämlich wöchentlich nur etwa 150 Ctr. Cölln. Gew. Es werden also hier jährlich ungefähr 7000 Ctr. Roheisen producirt, wovon aber das hiesige Frischfeuer nicht mehr als 1800 Ctr. zu Stabeisen verarbeitet. Das übrige Roheisen wird unter beide Herrschaften zu ⅘ und ⅕ vertheilt, und auf andern Hütten veredelt. Das Gitteldsche Stabeisen ist von vorzüglicher Güte, und man hat es hierin noch auf keiner der übrigen Harz Eisenhütten so weit bringen können. Hauptsächlich wird dieses Stabeisen von den Wagenschmieden in Braunschweig sehr gesucht. Nach S. 96 befinden sich auf dieser Hütte zwey Kanonen von *geschmiedetem* Eisen, wovon die eine 19 Fuss lang, hinten 18 und vorn 12 Zoll dick, in der Mündung 4 Zoll weit ist, und also etwa 22 Cubikfuss Metall enthält; die zweyte ist 6½ Fuss lang und in der Seele 1½ Zoll weit. Ein Cubikfuss geschmiedetes Eisen wiegt beyläufig etwa 4½ Ctr. — 3. Abschn. *Von den Kurhannöverschen Eisenhütten.* Zuerst von der Lerbacher Hütte. Die mit dem hiesigen Hohofen verblasenen Eisensteine werden in den nahe umherliegenden Bergen gewonnen, und der Gehalt der verschiedenen Gattungen geht von 18 bis zu 32 Procent. Sie sind theils kalk- und theils kieselartig; Thonerde findet sich zwar hin und wieder, ist aber jederzeit der geringste Bestandtheil. Die Gruben, welche für den Lerbacher Hohofen betrieben werden, liefern jährlich etwa 3200 Fuder (jedes zu ungefähr 24½ Cubikfuss), wovon 500 Fuder nach der Steinrenner Hütte kommen. Das hier producirte Roheisen erhält grösstentheils die, 6 Meilen entfernte, Sollinger Hütte, wo es zu Stabeisen verschmiedet wird. Das Gusswerk der Lerbacher Hütte kömmt in die Niederlage zu Bodenfelde an der Weser, von wo es auf Rechnung der Sollingerhütte debitirt wird. Eine andere Eisenhütte, ½ Stunde Weges von der Bergstadt Altenau, ist erst vor 9 Jahren angelegt, und besteht blos aus einem Hohofen, worin beständig Granulireisen zum Gebrauch der Silberhütten Behuf ihrer Niederschlagsarbeit bey der Verschmelzung des Bleyglanzes oder anderer schweflichten Erze, producirt wird. Die jährliche Consumtion des gekörnten Eisens beläuft sich jetzt auf ungefähr 22000 Ctr., ehemals war sie noch weit beträchtlicher. Zu Altenau werden jährlich an 10560 Ctr. Roheisen geblasen. Weil dieses fast alles an die Silberhütten geliefert, und nichts davon verfrischt wird, so braucht man auch nicht auf die Qualität, sondern nur auf die Quantität desselben zu sehen. Die Eisensteine dieses Gruben-

benreviers sind sehr verschieden; einige sind magnetisch, sehr reichhaltig, an und für sich streng flüssig, kieselartig; einige arme kalkartige kommen auch vor, und werden im Schmelzen als Fluss zugesetzt. Ihr Gehalt ist von 18 bis 50 Proc. Der Vf. beschreibt dieses Eisensteinsrevier ganz umständlich. Die jährliche Eisensteinsförderung ist 3400 Fuder (S. 123). Weil auf dieser Hütte, wie gesagt, bloss gekörntes Eisen geblasen wird, so giebt der Vf. S. 127 ff. eine Beschreibung dieser Manipulation, welche Rec. mit Vergnügen gelesen hat. Das Hohofengebläse besteht aus drey kubischen Kasten, welche durch eine Art einhübiger epicykloidischer Wellfüsse bewegt werden. Nach S. 135 macht man jetzt auf der Altenauer Eisenhütte den Versuch, das Eisen, welches auf den Silberhütten bey der Schmelzarbeit zugesetzt wird, nachher aber in der Schlacke verloren geht, aus diesen bey der Schlicharbeit gefallenen Schlacken wieder zu gewinnen. Solche Schlacken enthalten 22 bis 25 Procent Eisen, und man verschmelzt sie mit Zuschlag von Kalk im Hohofen; man gewinnt auch das Eisen grösstentheils, nur scheint der Kohlenaufwand dabey grösser, als man erwartete. Auch hat man Versuche gemacht, die Schlichschlacken zu rösten, und es scheint, als wenn sich alsdann das Eisen daraus leichter reduciren lasse. Diese Versuche sind noch nicht beendigt. — Die Königshütte liegt nahe bey dem Flecken Lauterberg, und besteht aus zwey Hohöfen, fünf Frischfeuern, zwey Zain- und Platinenhämmern, einem Drathwerke von sieben Werkstellen, einem Roh- und einem Raffinirstahlhammer, einem Zerrennfeuer (worin das Eisen aus den Frischschlacken hergestellt wird) und einer beträchtlichen Giesserey. Ehemals war hier auch ein Blechhammer; an dessen Stelle ist vor drey Jahren das Stahlwerk angelegt. Hier werden sowohl Lauterberger als Andreasberger und Elbingeröder Eisensteine verschmolzen, unter denen sich der sogenannte Knollen von 50 bis 80 Procent Gehalt, unweit der Hütte findet, und unter allen der reichhaltigste ist. Bey dieser Hütte zeigt der Vf. die Mannichfaltigkeit der Eisensteine, und man findet hier über die Gewinnung, das Probiren und Verschmelzen derselben, treffliche Bemerkungen. S. 164 Darstellung des Zerrennfeuerprozesses; statt dessen werden die Frischschlacken jetzt in dem einen Hohofen zu Gute gemacht, und das Eisen daraus reducirt. S. 168 Verzeichniss des auf der Königshütte zum Verkauf gefertigten Gusswerks, woraus sich ergiebt, dass man sich auch auf dem Harz bestrebt, nützliche und geschmackvolle Gusswaaren zu liefern, wobey man vorzüglich die Königl. Preuss. Eisenwerke zu Malapane, Gleiwitz etc. in Oberschlesien zum Muster nimmt. An Stabeisen werden hier nach S. 176 jährlich 11644 Ctr. gemacht, wozu etwa 3493 Karren Fichtenkohlen nöthig sind; im Seileisenfeuer noch 1872 Ctr. bey ungefähr 900 Karren Kohlen, und in der Zainhütte etwa 3300 Ctr. Kraus- Seil- Band- und Gittereisen, zu Platinen und Modelleisen für die Gewehrfabrik zu Herzberg, sowie auch zu einmännischen Bohreisen für die Bergwerke. Auf dem Drathwerke werden jetzt 35 verschiedene Nummern oder Sorten von Drath gezogen. Das Rohstahlfeuer wird von der Eisenhütte zu Gittelde mit dem nöthigen Stabeisen versorgt, weil sowohl das hiesige, als das auf den andern hannöverschen Hütten producirte, hiezu nicht brauchbar ist. — Etwa ½ Meile von St. Andreasberg und 1½ Meilen von der Königshütte liegt die sogenannte Steinrenner Hütte, in einem engen Thale zwischen hohem, düsterm Gebirge. Diese wurde 1788 von dem verstorbenen Berghauptmann von Reden angelegt, um die in dortiger Gegend vorkommenden Eisensteine, welche meistens ziemlich reichhaltig sind, zu verblasen, und so den Transport derselben nach der Königshütte zu ersparen, auch um das in der Nähe befindliche viele Kohlholz besser zu benutzen. Der hiesige Eisenstein ist sehr unrein, durchaus thonartig und für sich ganz unschmelzbar; er muss also mit Zusatz von andern, aus dem Lerbacher und Elbingeröder Grubenrevier, verblasen werden. Geschieht dieses nicht, so wird die Beschickung durch die Menge des nöthigen *Flusses zu* arm, und das Ausbringen des Hohofens *zu geringe*. Zum Fluss bedient man sich eines bituminösen Mergelschiefers vom Butterberge bey Lauterberg, auch des Flussund Kalkspathes. Praktische Bemerkungen über den Gang dieses Hohofens, und ausführliche Beschreibung des wegen der grossen Mannichfaltigkeit der Eisensteine im Andreasberger Grubenrevier, hier sehr nothwendigen Probirens. Dieses geschieht in einem auf der Steinrenner Hütte befindlichen kleinen Windofen, und wird durch den jedesmaligen Hüttenofficianten dirigirt. Die Probirtuten erhält man von Gross-Almerode in Hessen. — S. 220. Die Rothehütte liegt ½ Meile von dem Flecken Elbingerode im Harzgebirge, und enthält drey Hohöfen, vier Frischfeuer, einen Zainhammer, einen Bohr- und Bandeisenhammer und eine beträchtliche Giesserey. Auch hier findet sich der Eisenstein nahe bey der Hütte und um Elbingerode; er bricht theils auf ordentlichen Gängen, theils auf Flötzen und theils auf unbestimmten Lagern. Die meisten dieser Lagerstätte sind sehr ergiebig und mehrere Lachter (oft bis 36) mächtig. Ein Mangel an Eisenstein lässt sich hier wenigstens nur als möglich denken; wahrscheinlich ist er deshalb nicht, weil auf den meisten Gruben über dem Niveau des schwer abzuleitenden Wassers noch unschätzbare Eisensteinsvorräthe existiren, und man die Mächtigkeit derselben noch nicht genau erforscht hat. Der Gehalt der hiesigen Eisensteine geht von 25 bis zu 60 Procent. Es werden jährlich 17665 Fuder davon gefördert, und in den fünf Hohöfen zu Rothehütte und Elend verblasen. 2000 Fuder werden jährlich nach der Steinrenner- und Königshütte geliefert. Sämmtlicher Eisenstein wird auf der Rothenhütte geröstet. Der am 9 Nov. 1800 in ganz Europa bemerkte Orkan hat in der hiesigen Gegend des Harzes sehr gewüthet, und die Nadelwaldungen zum Theil niedergeworfen und zerschmettert. Nach einem ungefähren Ueberschlage hat man gefunden (S. 250), dass im Elbingeroder Forstrevier, welches sich auf 17000 Waldmorgen (jeder zu 160 Quadratruthen Calenb. M.) erstreckt, allein

375000

375000 Malter (à 80 Cubikfuss) Fichtenholz umgeworfen worden, von welcher Holzmasse die sämmtlichen Eisenwerke zu Rothehütte, Mandelholz und Elend, bey dem stärksten Betriebe, sechs Jahre lang mit Kohlen versorgt werden können, ungerechnet was als Feuerholz verbraucht, und als Bauholz und Breter verkauft wird. Einer der dortigen Hohöfen, welcher im Julius 1800 ausgeblasen wurde, hatte 8 Jahre und 36 Wochen ununterbrochen, und ohne einmal kalt zu stehen, Dienste gethan. Die Ursachen, so wie die Gründe, wie ein so langes Schmelzen in einem Hohofen, ohne Reparatur des Gestelles und des Schachtgemäuers möglich ist, werden hier sehr ausführlich und zweckmässig erörtert. Von der Gestellmasse war in diesem Hohofen nicht das Geringste mehr sichtbar; es hatte sich an deren Statt eine ringförmige, etwa 16 Ctr. schwere Masse von Frischeisen gebildet, welche gleich nach dem Ausblasen herausgebrochen wurde. (Rec. sah diese Frischeisenmasse noch neuerlich zur Rothenhütte, wo ihm auch einige abgemeisselte und ausgeschmiedete Stücke davon gezeigt wurden, zum Beweis, dass dieses Eisen vollkommen schweissbar ist). Statt der sogenannten Warmfrischarbeit will man (S. 270) auch hier die Sollinger Frischmethode einführen, und man hat schon deshalb Versuche angestellt. Diese Methode hat nämlich das Eigenthümliche, dass man das Eisen, nachdem es im Frischherde eingeschmolzen worden, nicht zu einem Klumpen zusammenarbeitet, sondern solches so lange bis es gar ist, beständig mit dem Spett durchbricht, und dann die Luppe daraus formirt. Auch weicht die Stellung des Feuers etwas von der gewöhnlichen ab. In einem der Rothehütter Frischfeuer hat man gleich nach dessen Anlage Versuche gemacht, auf Wellonische Art zu frischen, aber der Erfolg hat der Erwartung nicht entsprochen. Mit den drey Hohöfen werden nach S. 273 jährlich ungefähr 38480 Ctr. Roheisen producirt, und von diesen 4000 Ctr. als Gusswerk verkauft; das übrige wird zu Stab- und andern Eisen verarbeitet. Der jährliche Kohlenverbrauch beläuft sich hier auf 19123 Karren. Zum Rösten des Eisensteins gehen noch 1200 Malter Holz auf. — Auf der Mandelhölzer Hütte, welche nur ½ Stunde von der Rothenhütte entfernt ist, befinden sich zwey Frisch- und ein Schwarzblechhammer, unter welchem letztern jährlich etwa 2000 Ctr. Stabeisen zu Blech verarbeitet werden. Das zu Blech bestimmte Stabeisen muss mit besonderm Fleise gefrischt und ausgeschmiedet werden, welche Methode hier umständlich beschrieben wird. Das Wärmen oder Glühen des Eisens und Blechs geschieht jetzt in einem Reverberirofen mit Flammenfeuer, welches erst vor einigen Jahren nach dem Muster des auf der Königl. Preuss. Eisenhütte zu Thale befindlichen Glühofens, angelegt worden. Die Quantität des erzeugten Blechs, seitdem der Glühofen eingeführt ist, beträgt jährlich *circa* 1600 Ctr., wovon etwa ⅘ an die Salzwerke im In- und Auslande, zu Siedepfannen, verkauft, manches von den in der Nähe wohnenden Eimermachern etc. verbraucht wird. Nach S. 291 will man jetzt auch zu Mandelholz ein Weissblechwerk nach englischer Art, mit Walzen, anlegen. — Zu Elend, ½ Stunde von Mandelholz und eine Stunde von der Rothenhütte, liegen zwey Hohöfen und ein Frischfeuer. Der erste Hohofen ist voriges Jahr, zur Consumtion der Kohlen aus dem Windverfall, wieder angelassen; wechselsweise wird Granulir- und Roheisen geblasen. Weil das hiesige Roheisen grell, folglich ziemlich hart ist, so werden daraus allerhand Sachen zum Betrieb der Berg- und Hüttenwerke, als Pocheisen, Pochsollen etc. und vorzüglich Ambosse für die preussischen Blechhämmer zu Sorge und Thale, auch oft für die zu Suhl, welches 18 Meilen entfernt ist, gegossen. Der zweyte Elender Hohofen hat ein doppeltes Gebläse, und zwey Formen. An der einen Seite liegen drey grosse hölzerne Bälge, und auf der andern zwey parallelepipedische 4½ Fuss weite einfache Kasten, welche durch gezahnte eiserne Wellringe mit Zubehör, bewegt werden. Die jetzige Stärke des Gebläses verhält sich zu der vor Anlegung des Kastengebläses, wie 6 zu 2. Es versteht sich, dass mit der Verdoppelung des Gebläses auch der Hohofenschacht erhöht worden. Auf dem Harz findet sich sonst kein Hohofen mit doppeltem Gebläse; in Schlesien hat man dergleichen zu Cotten und Boreck. — 4. Abschn. *Von den Herzogl. Braunschw. Eisenhütten am Harz.* Die Beschreibung dieser Hütten ist ungleich kürzer ausgefallen, theils weil die Manipulationen bey denselben im Wesentlichen mit den auf den Kurhannöverschen Hütten einerley sind, und theils, weil der Vf. nicht Gelegenheit hatte, sie so genau als die vaterländischen, kennen zu lernen. (Eben dieses gilt auch von den Königl. Preuss., Gräfl. Stollberg-Wernigerödischen und Fürstl. Anhalt-Bernburgschen). — Wiede hat einen Hohofen, zwey Frischfeuer und einen Zainhammer; Zorge zwey Hohöfen, vier Frischfeuer, einen Zain- und einen Blechhammer, auch eine Drathzieherey; Ilefeld oder die St. Johannes-Hütte ein Frischfeuer und einen Zainhammer. Die Beschickung der Hohöfen hat auf diesen Hütten gewöhnlich 23 bis 25 Procent Eisen, und das wöchentliche Ausbringen eines jeden, ist ungefähr 200 Ctr., zuweilen mehr oder weniger. Die Eisensteine sind grösstentheils sehr garartig. Wegen des oft eintretenden Wassermangels kann man die jährliche Stabeisenproduktion jener 7 Frischfeuer nicht über 10500 Ctr. anschlagen. Bey dem Blechhammer zu Zorge ist ein Glühofen, welcher dem zu Mandelholz ziemlich gleich ist. Auf dem Drathwerke werden 28 verschiedene Sorten Drath verfertigt. Die Eisenhüttenwerke zu Tanne, Rübeland, Neuwerk und Altenbrak liegen sämmtlich an einem Flusse, nämlich an der Bode, im Fürstenthum Blankenburg, und enthalten zusammen vier Hohöfen, acht Frischfeuer und zwey Zainhämmer. Der zum Betrieb der Hohöfen erfoderliche Eisenstein wird theils beym Dorfe Hüttenrode und theils am sogenannten Stahlberge gewonnen; er ist von verschiedener Beschaffenheit, und im Ganzen bey einer grössern Leichtflüssigkeit nicht ganz so garartig, als der Walkenriedsche. Sein Gehalt ist von 30 bis 50 Procent; auch wird er beynahe

nahe sämmtlich vor der Schmelzung geröstet. Das Ausbringen dieser Hohöfen ist wöchentlich 180 bis 220 Ctr. Roheisen. An Stabeisen werden in jedem Feuer wöchentlich 45 bis 60 Ctr. producirt. — S. 323. Ein vor 11 Jahren zu Neuwerk angelegter Blauofen entsprach der Absicht eines vortheilhaftern Ausbringens und eines bessern Eisens, nicht, weil eine geringe Höhe und steile Rost des Ofens beym Schmelzen der Harzer Eisensteine nicht gut thut. — 5. Abschn. *Von den Königl. Preuss. Eisenhütten am Harz.* Eine davon, die Sorge, liegt nahe bey Tanne in der Grafschaft Kettenberg, an der Bode, und besteht aus einem Hohofen, einem Frischfeuer, einem Weiss- und einem Schwarzblechhammer. Letztere sind mit Glühöfen versehen. Das erzeugte Blech wird grösstentheils in die Königl. Magazine nach Berlin und Magdeburg geliefert. Zu Thale wird nur Schwarz- und Weissblech gemacht, und die Blechabschnitzel im dortigen Frischfeuer verfrischt. Das übrige zum Betriebe des letztern nöthige Roheisen erhält man aus Schlesien. Dieses Hüttenwerk liegt übrigens nahe bey der bekannten Rosstrappe. — 6. Absch. *Von den Fürstl. Anhalt Bernburgschen Eisenhütten zu Mägdesprung.* Diese sind ziemlich beträchtlich, und bestehen aus einem Hohofen, einem Blauofen, vier Frisch-, zwey Stahl-, einem Schwarzblechhammer, einer Drathzieherey, auch einigen Blankschmieden, welche auf Fürstl. Rechnung arbeiten. Mit dem Hohofen werden wöchentlich 180 bis 200 Ctr. gares Roheisen erzeugt. Der Blauofen geht beständig auf Stahlstein, welcher hier häufig vorkommt, und dessen Roheisen grösstentheils in den Stahlfeuern verarbeitet wird. Das Ausbringen beym Blauofen ist wöchentlich 150 bis 180 Ctr. Roheisen. Der Stahl wird hier nicht raffinirt. Auf dem hiesigen, ganz auf die gewöhnliche Art eingerichteten, Drathwerke wird Drath bis zu Nr. 36, welches der feinste Klavierdrath ist, gezogen. — Diesen Hüttenwerken fehlt es an Holzung, und man muss daher die nöthigen Kohlen oder das Holz dazu, grösstentheils im Auslande kaufen, und oft mit vielen Kosten weit her schaffen. — 7. Absch. *Von den Gräfl. Stollberg-Wernigerödischen Eisenhütten.* Schierke mit einem Hohofen, einem Frisch- und einem Zainhammer, liegt am Fusse des Brockens, in einer rauhen und unfreundlichen Gegend. Der Hohofen ist im beständigen Betriebe, giebt wöchentlich etwa 180 bis 200 Ctr. Roheisen, und die erfoderlichen Eisensteine werden am Büchen- und Hartenberge gewonnen; sie bedürfen in der Schmelzung eines Zusatzes von taubem Kalkstein. Nach S. 350 treibt die kleine Bode, welche nicht weit von Schierke entspringt, und dieser Hütte die ersten Aufschlagwasser giebt, in ihrem Laufe von 3 Meilen bis Thale, 73 Wasserräder, welche sämmtlich oberschlächtig sind, ungeachtet sie keine grosen Umwege macht, und in dieser Distanz noch sehr viele Gefälle derselben unbenutzt sind. — Ilsenburg, am nördlichen Fusse des Harzgebirges, hat einen Hohofen, zwey Frischfeuer, einen Zainhammer und eine Drathzieherey. Der Betrieb der Eisensteinsgruben geschieht hier grösstentheils durch Bingenbau, welcher sehr zweckmässig eingerichtet ist, und in mancher Hinsicht als Muster empfohlen werden kann. Wenigstens scheint er hier vor dem Schachtbau wirklich Vorzüge zu verdienen. Ein Hauptgegenstand ist hier das Drathwerk, weil solches von grösserm Umfange und in jedem Betracht vollkommner ist, als man es gewöhnlich findet. Es befinden sich hier 30 Zangen und 6 Leyer, die beständig betrieben werden, und 28 verschiedene Sorten von Drath liefern — Der 8. Abschn. enthält *allgemeine Bemerkungen über die Eigenlöhnerschaft bey den Eisensteinsbergwerken, die Unterstützung der Arbeiter und Fuhrleute bey Theurungen,* und andere Gegenstände. Im Hannöverschen werden die Gruben von Privatleuten, die von der Herrschaft damit belehnt sind, unter gewissen Einschränkungen, betrieben, und sie erhalten für jedes Fuder geförderten Eisenstein ein gewisses, welches man das Langerlohn nennt. Alle Jahr zu Georgi müssen die Muthscheine im Bergamte vorgezeigt und erneuert (verschrieben) werden. Dieselbe Einrichtung ist auch im Braunschweigschen Antheile des Harzes; in dem Gräfl. Stollberg-Wernigerödischen hingegen werden die sämmtlichen Gruben auf herrschaftliche Rechnung durch Schichten- und auch zuweilen durch Gedingarbeiter betrieben. Die Zahl der sämmtlichen arbeitenden Eisensteinsbergleute ist im Hannöverschen gewöhnlich 250 bis 320, und eben so viel kann man auch wohl auf den andern Gruben am Harz rechnen. Die Arbeiter und Fuhrleute erhalten bey theuren Zeiten Brod- und Futterzulage, weil die Löhne, im Ganzen genommen, noch die alten, folglich den jetzigen Zeitumständen nicht angemessen sind. Diese Zulagen werden oft beträchtlich; so beliefen sie sich (S. 367) bey den sämmtlichen Hannöverschen Eisenhütten am Harz im Jahre 1799 auf 33000 Rthlr., und im J. 1800 auf 23000 Rthlr. Auf einigen Braunschw. und Preuss. Hütten sind Rocken- und Hafermagazine, woraus Arbeiter und Fuhrleute wöchentlich ein Bestimmtes zu einem billigen und beständigen Preise, dagegen aber keine Zulage, erhalten. „Durch solche Einrichtungen sind beide Klassen nur vor jedem unerträglichen Druck der Theurung gesichert; mehr könnte man, meynt der Vf., von der Billigkeit nicht erwarten; den Zeitumständen müsse sich jede Menschenklasse unterwerfen." — S. 379. Durch die verschiedenen Zweige des Eisenhüttenwesens am Harz werden ungefähr 2340 Mann beschäftigt, worunter natürlich Holzhauer und Köhler mit begriffen sind, und es werden durch den Eisenhüttenbetrieb dort jährlich nicht weniger als 700000 Rthlr. in Umlauf gebracht. Ueber den baaren Ueberschuss der Eisenhütten, ihren nützlichen und ausgebreiteten Einfluss auf manche Gewerbe, so wie über das Rechnungs- und Handlungswesen derselben überhaupt, konnte der Vf., aus leicht einzusehenden Gründen, keine Bemerkungen mittheilen. — Am Schlusse noch eine kurze Nachricht von einigen ausser dem Harz in Niedersachsen befindlichen Eisenhütten. Dahin gehören: die Sollinger- oder Uslarsche Hütte, welche kurhannövrisch ist; die herzogl. braunschw. Eisenhütte zu Holzminden, bey welcher sich auch ein Walz- und Schneidewerk befindet, die Karls- und Wilhelmshütte, welche ebenfalls braunschweigisch sind. Aus dieser kurzen Darstellung des Inhalts lässt sich der Werth dieser reichhaltigen Schrift leicht beurtheilen.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 20. August 1803.*

## TECHNOLOGIE.

Nürnberg, b. Raspe: *Systematische Eisenhüttenkunde, mit Anwendung der neuern chemischen Theorie* vorgetragen von *Wilh. Albr. Tiemann.* Mit 1 Titelvignette und 7 Kpft. 1801. XL und 646 S. gr. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Der Vf., welcher gegenwärtig Fürstl. Braunschw. Eisenhütten-Controlleur zu Karlshütte in der Gegend von Einbeck ist, trägt in dieser Schrift diejenigen Kenntnisse, welche zum Betrieb des Eisenhüttenwesens in seinem ganzen Umfange gehören, nach einem System vor, in welches er auch zugleich die dahin gehörigen Hülfswissenschaften, als Chemie und Mineralogie, aufgenommen hat. Der *erste* Abschnitt, welcher eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten Grundwahrheiten der neuern Chemie enthält, ist ein Auszug aus *Fourcroy's Philos. chimique etc.* (Paris 1792 8. übersetzt von *Gehler*, Leipz. 1796. 8.) Dem Probiren der Eisenerze auf dem nassen Wege giebt der Vf., wegen seiner Genauigkeit, mit Recht den Vorzug; auf den Hütten ist aber das Probiren im Feuer, oder auf dem trocknen Wege, gewöhnlicher, und man kann auch die erste Probe nicht immer anwenden. Beide Methoden werden hier ausführlich beschrieben. Wie sehr unsere jetzige Probirart von der alten abweicht, wird durch ein Beyspiel aus *Schlüter's* gründlichen Unterredungen von Hüttenwerken gezeigt. Ueber die chemische Analyse der zu verschmelzenden Produkte. Als Zerlegungs-Beyspiele werden angeführt: a) dichter Rotheisenstein; dieser bestand in 100 Theilen aus 61½ Eisenkalk, 24 Thonerde, 4 Kieselerde, 4 Magnesium, 6 Kohlensäure, und also ½ Verlust; b) dichter Brauneisenstein, in 100 Theilen aus 50 Eisen, 20 Thonerde, 15 Kalkerde, 6 Kieselerde, 6 Magnesium, 1 Phosphorsäure und 2 flüchtige Substanzen, bestehend. (Es ist nicht angezeigt, woher diese Eisensteine waren). c) Hohofenschlacke. Es ist eben so wichtig, die Bestandtheile derselben zu kennen, weil man daraus auf den Gang des Ofens, auf das Verhalten der Eisensteine zu einander und auf die Wirkung des zugesetzten Flusses schliessen kann. Der Zerlegungsprocess geht am besten bey der Behandlung im Sandbade von statten. Diese Hohofenschlacke enthielt in 100 Theilen 40 Kieselerde, 86¼ Thonerde, 7¾ Eisenkalk, 6 Kalkerde, 2 Schwererde, 4 Phosphorsäure, 2 Magnesium und 2 flüchtige Substanzen. Chemische Untersuchung des granitförmigen Braunsteinerzes, einiger eisenhaltiger Titanerze (welche z. B. in Norwegen häufig in Hohöfen verblasen werden), des Buntkupfererzes von Rudelstadt, und des wismuthischen Silbererzes von Schopbach, aus *Klaproth's* Beytr. zur chem. Kenntniss der Mineralkörper, 2ter Band. — *Zweyter Abschnitt.* Hüttenmineralogie. Zuerst allgemeine Grundzüge und Vorkenntnisse, ganz nach *Werner*, dann eine Beschreibung der bis jetzt bekannten Eisenminen in tabellarischer Form, nach Namen, Farbe, Bildung, Bruch, besondern Eigenschaften und Bestandtheilen. Ueber die schmelzbaren und unschmelzbaren Verhältnisse der einfachen Erdarten, sind hier eine Menge Versuche nach *Achard*, *Bergman*, *Kirwan*, *Lavoisier*, *Wiegleb* u. a. mitgetheilt. — Dem *dritten Abschnitt* giebt der Vf. den Namen Hüttentopographie, und man liest hier nur einige wenige Bemerkungen über das Locale eines anzulegenden Hüttenwerks, den Vorrath an Brennmaterialien und Aufschlagwasser, über Gefälle, Gräben etc. — Der *vierte Abschnitt* von der Hüttenarchitectur, giebt eine kurze Anleitung zur Anlegung der Hohöfen, und der damit in Verbindung stehenden Maschinen. Manches ist aus Hn. *Tölle's* und *Gärtner's* Eisenhütten-Magazin, und aus dem Werke des Hn. *Garney*: über den Bau und Betrieb der Hohöfen in Schweden, genommen. Der Vf. giebt jedesmal die Quellen an, woraus er schöpfte. (Ueberhaupt ist die Hohofenbaukunst im letztern Werke wohl am ausführlichsten abgehandelt). Dass das Ausbringen an Roheisen, in Rücksicht auf Kohlen und Eisenstein in runden, weiten und hohen Schächten ungleich vortheilhafter ist, als in viereckigen, engern und niedrigern, bestätigt die Erfahrung immer mehr; unter andern beweisen solches auch die Vorrichtungen des Hüttenraiters *Kohl* zu Zorge. Nach den Gründen des Vfs. behalten runde Schächte immer den Vorzug, jedoch lässt sich auch zum Vortheil der viereckigen etwas sagen. Ueber die Construction des Frischfeuers und des dazu gehörigen Hammerwerks, ist ebenfalls das Nöthige gelehrt worden. Von den Gebläsen wird etwas ausführlicher gehandelt; zuerst von den hölzernen Bälgen, deren Fehler, so wie die dabey nach und nach angebrachten Verbesserungen gezeigt werden. Dahin gehören der Windbehälter oder Condensator und der Wasserregulator. S. 295 steht folgendes: „Seit dem Jahre 1730 wurden auf „den meisten Hütten die hölzernen Bälge eingeführt, „welche *L. Pfannenschmidt* erfunden haben soll." Diese Stelle bedarf einer Berichtigung. Nach *Schlüter* (Unterricht von Hüttenwerken) und *Calvör* (Beschreibung des Maschinenwesens auf dem Oberharze) sind die hölzernen Bälge schon im Jahre 1620 am Unterharze im Gebrauch gewesen, und sollen zuerst aus dem

dem Bambergischen dahin gekommen seyn. 1621 liess sich *L. Pfannenschmidt* aus Thüringen zu Astfelde am Harze nieder, und fing an hölzerne Blasbälge zu verfertigen, welche ihm anfangs von den Hütten ziemlich theuer bezahlt wurden. In *Doppelmayr's* Nachricht [illegible]n. Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, [illegible] S. 292 erzählt, dass *Hans Lobsinger* in Nürnberg schon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts ziemlich grosse Bälge ohne Leder verfertigt haben soll, die schon in Schmelzhütten angewandt wurden. Indess erwähnt *Agricola*, der doch in diesem Zeitraum lebte, nichts davon. — Von der Wassertrommel. Diese hat wahrscheinlich die erste Idee der Cylindergebläse veranlasst. Beschreibung des Baaderschen hydrostatischen Gebläses, nach der vom Erfinder selbst im J. 1794 herausgegebenen Abhandlung. (Nachher hat jedoch Hr. B. das Gebläse in vielen Stücken verbessert, so dass es jetzt fast eine ganz andre Gestalt erhalten hat). Hydrostatische Gebläse haben überhaupt grosse Vorzüge. Zu Weyerhammer in der Oberpfalz entspricht das Baadersche Gebläse völlig seiner Erwartung. — *Fünfter Abschnitt.* Hüttenökonomie. Hieher gehören: die Beschickung etc. der Hoh- und andrer Schmelzöfen, das Zustellen der Hohöfen, das Vorlegen des Gebläses, das Abwärmen und Anblasen der Hohöfen, das Aufgeben des Möllers und der Kohlen, der Ofenergang während der Campagne, das Arbeiten vor dem Ofen, die Abänderung der Beschickung nach der Schmelzart und dem Roheisen, und endlich das Ausblasen der Hohöfen. Von allen diesen findet man hier deutliche und zweckmässige Nachrichten; auch S. 358 ff. Zustellungsmassen für verschiedene Beschickungen, wofür dem Vf. jeder Hüttenmann Dank wissen wird, besonders da die Zustellung durchaus nach dem Gehalt der Beschickung eingerichtet seyn muss. Die Figur des Gestelles ist bisher immer noch eine umgekehrte Pyramide, welche auch da, wo man keinen durchaus feuerfesten Gestellstein hat, am zweckmässigsten zu seyn scheint. Auf dem gräfl. Einsiedelschen Hüttenwerke zu Mückenberg werden nach S. 361 künstlich feuerfeste Gestellsteine bereitet, woraus man runde Gestelle verfertigt; indessen sey diese ganze Procedur noch unbekannt. (Sie ist nicht so unbekannt, als der Vf. glaubt. Man macht diese künstliche Gestellmasse aus reinem eisenfreyen Thon, Quarz und Ziegelmehl, welche vorher zum Theil gebrannt, ganz fein gepocht, unter einander gemengt, alsdann mit Wasser angefeuchtet, und in 2 Zoll starken Schichten übereinander, nach der Form, die das Gestell haben soll, in den Ofen eingestampft wird. Das beste Verhältniss zu dieser Masse sollen 3 Theile Thon, 7 Theile Quarz und 8 Theile Ziegelmehl geben; jedoch räth Hr. Prof. *Lampadius* an, letzteres wegzulassen, weil der darin befindliche Eisenkalk die Masse leichtflüssiger macht. *Garney* vom Bau und Betrieb der Hohofen in Schweden, Th. 2. S. 328- 329.) Der Process der Roheisenschmelzung im Hohofen, und bey der Roheisenverfrischung ist hier nach *Lampadius* gelehrt; auch ist vom Blech- und Drathhüttenbetrieb das Nöthige beygebracht. Von dem Eisen überhaupt, und über die verschiedenen Gattungen desselben; von den neuern Versuchen der französischen Chemiker über das Eisen, so wie über die Verwandlung des geschmeidigen Eisens zu Gussstahl, mittelst des Diamants. Die Eigenschaften der verschiedenen Eisengattungen, als des Roh- und geschmeidigen oder gefrischten Eisens, werden hier zweckmässig entwickelt, und die Unterschiede der mehrfachen Verfrischungsarten, deren 12 aufgeführt sind, auseinandergesetzt. Von den Eigenschaften des Stahls. Rec. ist mit dem Vf. (S. 472) der Meynung, dass die grössere specifische Schwere des Stahls durch die beym Schmelzen, Cementiren etc. erhaltene grössere Dichtigkeit erklärt werden muss. Der Vf. geht alle bekannten Arten des Stahls, welche sich beyläufig unter 4 Hauptgattungen bringen lassen, durch, und beschliesst diese Abtheilung mit der Beschreibung der Stahlmanipulation im Schmalkaldischen, wo die Abhandlung des Hn. *Quantz* (Nürnb. 1799. 8.) zum Grunde gelegt ist. Vom *Rösten*, Verwittern und Pochen der Eisenminern *handelt eine* eigne Abtheilung, und es werden die verschiedenen Röstungsmethoden, nebst ihren Vortheilen beschrieben, auch dargestellt, welche Eisensteine einer Röstung bedürfen. Von den Holz- und Steinkohlen, der Art erstere zu brennen; so wie auch etwas vom Torf und dessen Verkohlung, alles so wie es am Harz gebräuchlich ist und war. Den Beschluss des Werks macht ein Entwurf einer Hüttenmännischen Literatur. Die Kupfertafeln stellen Profile von Hohofenschächten, einen Balancier mit beweglichen Beschwerungskasten, das Baadersche Cylindergebläse, Grundrisse und Profile von deutschen, schlesischen, schwedischen und russischen Hohofenschächten, einen Wasserregulator, Rostofen, Rohstahlheerd, Frischheerd, und den bey den Harzer Blechhütten gebräuchlichen Glühöfen, vor. — Ein beygefügtes Register erhöht die Brauchbarkeit dieses Werks.

Nürnberg, b. Raspe: *Abhandlung über die Formerey und Giesserey auf Eisenhütten.* Ein Beytrag zur Eisenhüttenkunde, von *Wilh. Albr. Tiemann.* Mit 1 Titelvignette und 3 Kpfr. 1803. 112 S. gr. 8. (16 gr.)

Diese Schrift kann man als einen Anhang zu der vorigen ansehen. So bekannt die Eisengusswaaren auch sind: so fehlte es doch noch an einer genauen Beschreibung ihrer Fabrikation. Es wird hier in drey Abtheilungen von der Heerd-, Lehm- und Kasten-, oder Ladengiesserey gehandelt, und der Vf. hat hauptsächlich auf solche Gusswaaren Rücksicht genommen, deren Fabrikation er selbst speciell kennt, und welche auf den Eisenhütten am Harz und in der Wesergegend producirt werden. Man findet daher über die höhere Giesserey, welche sich hauptsächlich mit Werken der Kunst beschäftigt, hier keine Nachrichten; nur bloss das Giessen der Statuen hat der Vf. nach *Sprengel* gelehrt. Auch bey der Beschreibung der eisernen Kanonengiesserey folgt er diesem Schrift-

stel-

steller. Besonders interessant ist der Abschnitt über die Medaillengiesserey, mit welcher Hr. T. zuerst am Harz zu Zorge Versuche angestellt hat, die auch sehr gut ausgefallen sind. Dergleichen Versuche sind nachher auch auf den übrigen Harzer Eisenhütten oft wiederholt worden. Am Ende ist ein Verzeichniss der bey der Förmerey am Harz gebräuchlichen Kunstwörter angehängt.

## NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der v. Kleefeld. Buchh.: *Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten*, von *Joseph Brunner etc.* 1803. 226 S. 8. m. Kpf. (21 gr.)

Hr. *Brunner* theilt seine Gebirgsarten nicht, wie bisher gewöhnlich gewesen, in uranfängliche, Flötzaufgeschwemmte und vulkanische ein, sondern vielmehr nach ihrem äussern Charakter. Nach diesem sind sie ungemengte, gemengte, zusammengesetzte, zusammengeküttete, und solche, welche aus der Veränderung aller vorangeführten entstehen, unter welchen letztern die aufgeschwemmten Gebirge verstanden werden. Die vulkanischen Gebirge werden mit ihren Produkten besonders angezeigt. Die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsarten, die alle recht gut und richtig beschrieben worden sind, erfährt man S. 147, wo sich denn auch entwickelt, welche von ihm zu dieser oder jener Formation gerechnet werden müssen. Hierauf wird in besondern Abtheilungen ausführlicher über die Schichtenrichtung und Lage der Gebirgsarten, im Allgemeinen, über die Höhe und Form der aus verschiedenen Gebirgsarten bestehenden Berge, über die äussere Form und den innern Bau derselben, und über ihre Verbreitung und Verkettung gehandelt. S. 169 befindet sich eine artige Tabelle zur Uebersicht der Höhen, die verschiedene Gebirgsarten erreichen. Von den Kupfern stellt die erste Tafel eine idealische Gebirgsgegend im Grundrisse vor, durch welche Hr. B. eine Reise nach verschiedenen Richtungen durch Linien bezeichnet, und zeigt, wie man da die verschiedenen Gebirgsarten abwechselnd antreffen würde. Die zweyte und dritte Tafel sind Profile zum vorstehenden Grundrisse, um den innern Schichtbau anschaulich zu machen. Der Basalt wird hier als in Sandstein übergehend, der Serpentin aber als in Chloritschiefer übergehend dargestellt. Die vierte Tafel endlich enthält drey Profile von Gängen, Gebirgslagern und Flötzrücken. Auf dem ersten durchsetzen, oder durchfallen sich vielmehr zwey Quarzgänge im Thonschiefergebirge, die sich an verschiedenen Stellen zergabeln, auskeilen und durch sogenannte Flötzklüfte verrückt werden. Zum Beschluss folgt noch eine Anleitung zum Beobachten bey Gebirgsreisen, und ein kurzer Anhang von dem Aufsuchen einzelner Fossilien. Alles ist belehrend, und es ist daher nicht zu zweifeln, dass diess Büchlein Nutzen stiften werde.

Leipzig, in d. v. Kleefeld. Buchh.: *Versuch einer Physiognomonik der Erde*, oder die Kunst, aus der Oberfläche der Erde auf ihren obern Inhalt zu schliessen, von Dr. *Karl Friedrich Struve*, Amts- und Landphysikus zu Borna. 1802. 160 S. 8. (16 gr.)

Ein Werkchen von sehr mittelmässigem Gehalte! Eine Zeichenlehre ist eigentlich nur nöthig, wenn die Oberfläche irgend einen interessanten Gegenstand verbirgt; hier aber findet man Kennzeichen aufgestellt, um Sandboden, Lehm, Kalk, leichten und schweren Boden, und mehr ganz offen daliegende Mineralien, die sich zum Theil durch weitläuftige Landstriche ausbreiten, entdecken zu können. In Fällen hingegen, wo man wirklich sichere Kennzeichen braucht, um verborgene Mineralien zu entdecken, sind diese so unsicher und so erzwungen, dass man wenig von ihnen zu erwarten haben dürfte. So sollen nach S. 112 waldige Gebirge, die sich sanft über das flache Land erheben, und nicht hoch und steil sind, nebst einem besondern Stande der Gewächse auf denselben, z. B. wenn Bäume, Büsche oder andere Gewächse, besonders aber Haselsträuche die Länge hin, als wie gepflanzt in einer Reihe stehen, Zeichen eines erzhaltigen Bodens seyn. Rec. würde hier gerade am wenigsten Erze suchen, denn von dieser Beschaffenheit sind gemeiniglich die Sandstein- und Kalkberge, wo kein erfahrner Bergverständiger Erze erwarten wird. Auch die Farbe des Sandes und des Gneusses, so wie die Flämmchen (!) und das geschwindere Hinwegschmelzen des Schnees, u. s. w. werden Metalle verrathen. Unter den vierzehn hier angegebenen Kennzeichen möchte aber das Zutageausgehen der Gänge wohl das einzige seyn, worauf sich mit Verstande Etwas unternehmen liesse. Salzigen Boden soll man unter andern auch durchs Gehör entdecken können, weil Salz auf glühende Kohlen gestreuet, stark knistert. Bey Aufsuchung der Braunkohlenlager ist das Hauptkennzeichen, ein gewisser sie bedeckender Thon, nicht mit angegeben worden. Schlüsslich ist noch zu bemerken, dass auch eine Semiotik der Urnen, der inländischen Cochenille und der Erdnüsse beygefügt ist.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Theoretisch-praktische Anleitung zur richtigen und geschmackvollen Zeichenkunst*, nach den besten Mustern der Antiken und der Natur entworfen und herausgegeben vom Maler *J. Hirschmann* und *H. Seidel*, Professor in Paris. Mit 12 Kpf. und 10 S. Text. quer Fol. (3 Rthlr.)

Unter der Menge von Zeichenbüchern, die seit einiger Zeit erschienen sind, gehört dieses zwar zu den bessern, ist aber doch immer noch zu mangelhaft, als dass es Anfängern empfohlen werden dürfte. Denn

es

es fehlt ihm gleich das erste Erfodernifs tauglicher Muster, Richtigkeit und gute Verhältnisse. Die unrichtige Zeichnung fällt besonders auf an ein paar Füfsen der 5ten Tafel, desgleichen an Köpfen der 8ten, 10ten und 11ten Tafel. Noch ungestalter sind die zwey Köpfe auf der 7ten Tafel, an welchen der Vf. die Regeln der Proportion hat zeigen wollen; er giebt die Nase um den achten Theil zu lang an, den Mund ein Viertheil zu klein, die Augen stehen zu nahe beysammen und sind zu grofs, der Schädel ist hingegen zu klein und spitzig, der Hals aber müfste beträchtlich dünner seyn. Im Text sind wir auf einiges gestofsen, was bekannt und wahr ist; auf anderes, das uns zweydeutig zu seyn schien, und leicht misverstanden werden könnte; noch mehr fand sich theils unzweckmäfsiges, theils falsches, dessen Berichtigung man uns aber in Betracht der geringen Wichtigkeit des Werks, und weil der angemefsne Raum dieser Recension überschritten werden müfste, erlassen wird.

Nürnberg, b. Schneider: *Uebungen im Zeichnen für schon Geübtere in der Kunst, zu J. P. Voit Fabeln, in ausschattirten Blättern und ihren Umrissen entworfen.* Ueberhaupt 10 ausschattirte Blätter und eben so viel Umrisse. Quer 8. (20 gr.)

Diese Blätter haben ungefähr den Werth und Unwerth mittelmäfsiger Vignetten. Der Titel: *Uebungen im Zeichnen* scheint blofs vom Verleger erfunden, um dem Werkchen desto besseren Absatz zu verschaffen; denn es ist kaum möglich, dafs jemand wirklich mit Absicht dergleichen zweckwidrige Musterblätter für junge Zeichner entworfen habe. Ein Künstler, Namens *Gabler*, hat die Zeichnungen verfertigt; der Kupferstecher aber ist nicht genannt.

Leipzig, b. Hinrichs: *Taschenbuch der Strick Näh und anderer weiblichen Arbeiten.* Ein nöthiges Bedürfnifs und Geschenk für junge Frauenzimmer. Nebst einer vollständigen und gründlichen Anweisung zum sogenannten Englisch-Zeichnen, oder der neuen Art die Wäsche zu numeriren, statt der sonst gewöhnlichen mit Kreutzchenschrift, von *Joh. Friedr. Netto.* Zweyte verbesserte und mit einer systematischen Stricktabelle für Anfängerinnen vermehrte Auflage. Ohne Jahrzahl. Mit 33 Kpft. von denen mehr als die Hälfte illuminirt ist, nebst IV u. 62 S. gedruckten Texts. (2 Rthl. 12 gr.)

Der weitläufige Titel giebt den Inhalt des vorliegenden Werks vollständig an. Die 12 illuminirten und auch in schwarzen Abdrücken sich vorfindenden Strickmuster sind mit Ausnahme der auf der IX. Tafel befindlichen fast durchaus zweckmäfsig, besonders aber haben uns Tab. X., XI. und XII. befriedigt, welche nach des Vfs. Anmerkung in der Vorrede bey dieser zweyten Auflage neu hinzugekommen seyn sollen, und ihr also einen wesentlichen Vorzug vor der ersten verschaffen. Sechs Blätter (Tab. XIV—XIX) enthalten niedliche Desseins für Wäschzeichen, Tab. XX. und XXI. zeigen Muster zu Stickereyen auf Hemden. Der Text giebt nebst Erklärung der Kupfertafeln noch in 6 Kapiteln kurzen Bericht und Anweisung über verschiedene Arten von Näh- und Strickarbeiten, ferner nützliche Erinnerungen in Hinsicht auf Ankleide-Wäsche, Tisch- und Bettzeuge, Matratzen, Federn, Eiderduuen, Rofshaare, Baumwolle u. dgl.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Göttingen*, b. Schröder: *Grundrifs eines einfacheren Systemes der Pandecten*, von D. H. G. *Wittich.* 1802. 24 S. 8. (2 gr.) Diese Arbeit entspricht ganz den durch die Probestücke des Vfs. bisher veranlafsten Erwartungen. Das Ganze enthält nichts weiter, als eine Anzeige der Haupt-Rubriken, unter welchen Hr. *W.* die Pandecten vortragen möchte. Wie überall alles *per saltum* an einander gereihet ist, kann schon das erste Blatt beweisen. Es wird hier der *allgemeine Theil* specificirt, und dieser soll handeln in der *ersten Abtheilung* von zukünftigen Rechtsnormen, in der *zweyten* vom Vermögen, und bey dieser Gelegenheit von der väterlichen Gewalt, und in der *dritten* von der Wiedereinfetzung in den vorigen Stand. Auf diese Art treiben sich die *aegri somnia* durch das Ganze. Wenn Hr. *W.* dabey in der Vorrede anmerkt: ihn begleite das Bewufstseyn, dafs sein System die Prüfung einer vieljährigen (?) Beschäftigung mit der Rechts-Theorie ausgehalten habe: so bestätigt diefs nichts weiter, als den bekannten Satz, dafs der Blinde seinen eignen Staar nicht sieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. August 1803.

## MATHEMATIK.

Paris, b. Duprat: *Connaissance des Tems à l'usage des Astronomes et des Navigateurs*, pour l'an XIII. de l'Ére de la République Française. Publiée par le Bureau des Longitudes. De l'Imprimerie de la Rép. Nivôse, an XI. (1803). 504 S. 8. (4 Francs, und ohne die Additions 2 Francs).

Die Zugaben astronomischer Auffätze, welche auf die Berechnung des Himmelslaufes folgen, enthalten: 1) eine Geschichte der Astronomie für das Jahr 8 (oder 1800) von dem Herausgeber der *Connaissance*, *La Lande*. Jenes letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts gab dem Vf. Anlass, im Eingange das, was im ganzen Jahrhundert für die Sternkunde gethan worden, summarisch zu erzählen. Den unsterblichen Entdeckungen des 17ten Jahrhunderts, der Erfindung der Fernröhre, und den Weltgesetzen *Keppler's* und *Newton's*, kann das 18te eine glänzende Reihe eben so wichtiger Erweiterungen dieser Wissenschaft an die Seite stellen. Diese sind hauptsächlich: ein neuentdeckter Hauptplanet unseres Sonnensystems, 8 neue Trabanten, und 59 neue Kometen (denn so ist statt 68 zu lesen) eben dieses Systems, die Aberration und Nutation entdeckt, 2 Durchgänge der Venus mit ihren Resultaten für den wahren Abstand der Sonne und der Planeten, die Gestalt der Erde genauer untersucht, (und das Längenproblem zu Land und zur See aufgelöst) das Newtonsche Gesetz der allgemeinen Schwere erst recht angewandt, (und alle Erscheinungen in unserer Planetenwelt, die bis jetzt bekannt sind, ohne Ausnahme dadurch aufs glücklichste erklärt) die Mondstafeln, alle Planeten- und Trabantentafeln, besonders mit Zuziehung der gegenseitigen Störungen der Weltkörper, sehr ansehnlich verbessert, genauere Fixsternverzeichnisse von *de la Caille*, *Tob. Mayer*, *Bradley*, *Maskelyne*, *von Zach*, *Le Français* u. s. w. (bloss das letztere hat *La Lande* genannt); alle Werkzeuge ausserordentlich verbessert, und neue erfunden, (*Dollond's* Achromaten, *Ramsden's* Mittagsfernröhre) *Herschel's* Teleskope, die Spiegelsextanten und ganzen Kreise, neue Mikrometer, Compensationspendel und Chronometer — und, (diess eine setzt Rec. noch hinzu), ein Schatz der kostbarsten Beobachtungen, die in diesem einzigen Jahrhundert *zahlreicher* sind, als in allen vorhergehenden zusammengenommen. 2) Eilftes Verzeichniss neu beobachteter Fixsterne von *Le Français La Lande* für den 1. Januar 1790 nach gerader Aufsteigung und Abweichung. Es begreift diessmal 1600 bis 1700 neue Sterne, meist 7 bis 8 Grösse; einige südliche in Paris nicht beobachtete hat *Vidal* hinzugefügt. Von dem grossen Sternverzeichnisse in *La Lande's Hist. céleste*, *Tome I*, sind nun, diese eilfte Sammlung mitgerechnet, bey 13000 Sterne reducirt. Man vermisst am Himmel mehrere Sterne dieses Verzeichnisses; manche scheinen durch blosse Schreib- Druck- oder Rechnungs-Fehler dahin gekommen zu seyn; genauere Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Irrthums würden noch einige unter den am Himmel fehlenden übrig lassen, welche sicher beobachtet sind, und auf Spuren kleiner noch unbekannter Planeten leiten könnten. Den wiederholten Wunsch, dass Untersuchungen dieser Art (in Paris) angestellt werden möchten, hat nur erst kürzlich der Entdecker der Pallas, *Monatl. Corresp.* 1803. *Junius* geäussert. 3) Sternbedeckungen und Sonnenfinsternisse, an verschiedenen Orten beobachtet, und von *La Lande* berechnet. Die Länge von Georgtown, nahe bey der Congressstadt Washington, findet sich aus der Sonnenfinsterniss 3. April 1791 in Zeit 5 St. 19′ 47″ westlich von Paris, die Breite ist 38° 55′. Middelburg aus einigen Sternbedeckungen 4′ 58″ oder 59″ östlich in Zeit von Paris. 4) Beobachtung sämmtlicher Planeten in drey nacheinander folgenden Tagen am 3. 4. und 5 *Floréal* des J. IX. (23—25. April 1801) zu Mirepoix, von *Vidal*, jetzt Director der Sternwarte zu Toulouse. 5) Sechzig neue Mercursbeobachtungen von Ebendemselben zu Mirepoix vom April bis November 1801. Es sind noch nicht reducirte Höhen und Durchgänge durch den Mittag. 6) Mehrere ältere Vidalsche Beobachtungen des Mercur in den Jahren 1797. 1798 und 1801 nach gerader Aufsteigung und Abweichung, Länge und Breite berechnet, und mit *La Lande's* Tafeln verglichen von *Chabrol de Murol*; diese schätzbaren in der *Conn. d. t. pour l'an X.* enthaltenen Beobachtungen waren des Dienstes werth, der ihnen hier erzeigt wird. 7) Mercursbeobachtungen des Obrist *von Zach* in Gotha im October 1801 zur Zeit der grössten aphelischen Digression des Planeten angestellt, und mit den Tafeln verglichen. Drey Marsbeobachtungen zu Greenwich im J. 1798 mit *Le Français's* neuen Tafeln verglichen von *Chabrol*; Ebend. Berechnung einiger Gothaer Marsbeobachtungen bey der Opposition im November 1801. Der Ort der Sonne bey diesen Berechnungen ist jedesmal aus den Beobachtungen abgeleitet worden. 8) Bedeckung des Sterns η in der Jungfrau 5. May 1800 an sechzehn verschiedenen Orten beobachtet, und berechnet von *Chabrol* (lässt sich mit einer ähnlichen Arbeit *Triesnecker's* in den Wiener Ephemer. 1802. S. 442. vergleichen). *Chabrol* erklärt

klärt diese Bedeckung für eine der wichtigsten in Absicht auf geographische Resultate, weil bey derselben die Längendifferenz der Oerter, wie er bemerkt hat, sehr wenig von den Fehlern der Mondsbreite und Parallaxe abhängt; in Deutschland, scheint es, hat man schon länger auf Dinge dieser Art bey Berechnung von Sternbedeckungen Rücksicht genommen, wie die Wiener Ephemeriden, und *v. Zach's* astronomisch-geographische Zeitschriften lehren. 9) Wachsende Breiten auf dem Sphäroid, von *Delambre.* Es sey die halbe grosse Achse des Erdsphäroids = 1 die halbe kleine b, die Excentricität e, die scheinbare Polhöhe des Orts L, ferner Tang m = b. Tang L und Tang m' = b². Tang L. Der Bogen des Meridians auf den reducirten Seekarten, wo die Breiten wie ihre Secanten wachsen, heisse C, so findet *Bourguet* C = Log. nat. Tang. (45° + ½ m) — (1 — b) Sin m. *Delambre* noch einfacher C = Log. nat. Tang. (45° + ½ m') oder, wie *Delambre* bemerkt, man berechnet die wachsenden Breitengrade auf dem Sphäroid genau so, wie auf der Kugel, nur dass man statt L die um den Winkel der Verticallinie mit dem Halbmesser verminderte Breite L' braucht: so giebt obige zweyte Formel, in eine Reihe aufgelöset, mit dem Axenverhältnisse 333 : 334, die Verbesserung der Berechnung auf der Kugel — 20', 5852 Sin L' + 0,0102 Sin 3 L'. Mit dem Axenverhältnisse 149 : 150 würde die Verbesserung, wenn sie ein Grösstes wird, nahe an 46 Minuten betragen. (Man findet denselben Gegenstand behandelt von *Kästner*, in der weitern Ausführung der mathematischen Geographie, Göttingen 1795. 8. S. 390. und von *Schubert De cursu navis in sphaeroide elliptico*, Nov. Act. Acad. Petrop. Tom. VIII.). 10) Drey ältere Kometenbahnen von 1763. 1771 und 1773 neu und schärfer, als sie bisher bekannt waren, berechnet von *Burckhardt;* für die Bahn des Kometen 1771 fand *Burckhardt* eine Hyperbel. Ebendesselben Berechnung der Bahn des Kometen von 1801. 11) Höhen des Barometers für verschiedene Richtungen des Windes von *Burckhardt.* Man hat in neueren Zeiten eine Menge meteorologischer Beobachtungen gesammelt; aber Mangel an geschickten Combinationen scheint der Grund zu seyn, warum bisher so wenige fruchtbare Resultate daraus gezogen worden. Um letztern Zweck zu erreichen, müssen die Meteorologen die Astronomen nachahmen, wie *Burckhardt* an gegenwärtigem Beyspiele gezeigt hat. Zu den verschiedenen und vielfach complicirten Ursachen, wovon jede Barometerhöhe die Wirkung ist, gehören auch die Winde. Gesetzt nun, man hätte mehrere Tausend Beobachtungen des Barometerstandes an einem gewissen Orte: so giebt das Mittel, aus der Totalsumme aller Beobachtungen des ganzen Vorraths gezogen, die mittlere Barometerhöhe für diesen Ort; in so ferne sie bloss von constanten Ursachen bewirkt worden, und von zufälligen Ursachen, die bey so vielen gemischten Beobachtungen sich untereinander meist aufheben werden, unabhängig ist. Um aber auch den Einfluss solcher einzelnen zufälligen Ursachen, z. B. des Nordwinds, herauszufinden, addire man alle einzelnen Beobachtungen, die Nordwind hatten, zusammen, und dividire die Summe durch die Zahl der Beobachtungen, so wird der Unterschied des auf diese Art erhaltenen besondern Mittels von obigem allgemeinen Mittel die Einwirkung des Nordwinds auf den Barometerstand anzeigen. Nach dieser Methode hat *Burckhardt* ungefähr 14000 Beobachtungen von *Messier*, in den Jahren 1773—1801 auf der Sternwarte der Marine in Paris angestellt, untersucht: er fand hieraus das allgemeine Mittel der Barometerhöhe für diesen Standpunkt zu Paris (18, 84 Mètres über der Seine, welche 33,93 Mètres höher als das Meer liegt) = 0,7595354 Mètres oder 336, 699 Pariser Linien (demnach auf die Meeresfläche gebracht 338,864 Lin.) und das allgemeine Mittel für den Thermometerstand + 11°,0511 des *Therm. centigrade*, oder + 9, 393 Reaum. Das besondere Mittel hingegen aus 1589 Beobachtungen mit Nordwind gab 337, 5890 Lin. für den Barom. und + 9°, 5697 R. für den Therm., der Südwind gab 335, 3082 *Lin. und* + 9°, 4541, der Ostwind 337, 2065 Lin. *und* + 8°, 6388, der Westwind 336, 5242 Lin. und + *10°. 2676 u. s. w.* (Die Barometerhöhen für diese Winde sind *hier bereits* alle auf die nämliche Temperatur + 9°, 393 Reaum. reducirt). *Burckhardt* hat auf gleiche Art den Einfluss der Winde, Nordost und Südwest, Nordwest und Südost untersucht. Allgemein lässt sich hierbey die Bemerkung machen, dass man sehr nahe ebendasselbe mit dem allgemeinen Mittel aus allen Beobachtungen zusammentreffende Mittel erhält, wenn man aus den Resultaten für entgegengesetzte Winde (z. B. Nord und Süd, Ost und West) das Mittel zieht. Siebenjährige Copenhagner Beobachtungen, die in den Mannheimer meteorologischen Ephemeriden stehen, und von *Burckhardt* auf ähnliche Weise combinirt wurden, gaben ebenfalls für entgegengesetzte Winde ein *übereinstimmendes* Mittel, und die mittlere Barometerhöhe für die Meeresfläche 338, 811 Linien sehr nahe wie die Messierschen Beobachtungen; *De Luc* fand für das mittelländische Meer 338, 2 Linien. (Schon *Wild* zu Mülheim im Breisgau hat auf Einwirkung der Winde bey dem Barometer in *von Zach's* allgemeinen geographischen Ephemeriden November 1799 aufmerksam gemacht, und gezeigt, dass, wenn man mit dem Barometer Höhenmessungen anstellen will, grösserer Sicherheit wegen ein Resultat aus Barometerständen mit entgegengesetzten Winden gezogen werden muss). 12) Auserlesene Greenwicher Marsbeobachtungen zwischen 1766—1798, berechnet von *Le Français-La Lande;* diese 24 Beobachtungen, welche hier mit vieler Sorgfalt untersucht werden, sind eben diejenigen, auf deren Grundlage der Vf. seine neuen im vorigen Bande der *Conn. d. t.* abgedruckten Marstafeln gebaut hat. 13) Länge und Breite mehrerer Punkte in Aegypten, bestimmt von *Nouet.* Die Länge von Alexandria (Pharosthurm) setzt *Nouet* 1 St. 50' 22" in Zeit östlich von Paris; eine von *La Lande* berechnete Sternbedeckung am 27. August 1800, welche die französischen Astronomen in Alexandria beobachtet haben, gab 4 Sec. mehr; es ist aber nur Marseille verglichen worden; man hat dieselbe Bedeckung auch in Wilna und Lissabon beobach-

obachtet. — Beobachtungen der Ebbe und Fluth in Suez, im Monat Pluviôse des J. 7. ebenfalls von *Nouet*. (Man kann damit ähnliche Beobachtungen von *Niebuhr* vergleichen. Ebbe und Fluth am rothen Meere war ein Artikel in Michaelis arabischen Fragen). 14) Beobachtungen zu Toulouse von *Vidal* zur Bestimmung der obern Conjunctionen des Mercurs und der Venus mit der Sonne im Januar und März 1802. 15) *Eine* ältere Bedeckung des Aldebaran durch den Mond, am 2. Januar 1700 zu Bologna und Marseille beobachtet, und berechnet von *Ciccolini*. 16) Vergleichung der Delambreschen Sonnentafeln mit den sämmtlichen Beobachtungen der Sonne zu Greenwich im J. 1798 von *Chabrol*. Die höchste Abweichung der Tafeln war 13 Sec. und zwar, so wie alle Abweichungen, nur eine ausgenommen, negativ. Das Mittel aus allen Abweichungen scheint anzuzeigen, dass man die Epochen dieser Tafeln um 7 Sec. vermindern sollte. (Es scheint jedoch sicherer zu seyn, die Verbesserungen abzuwarten, welche *Delambre* seinen Tafeln mit Einführung mehrerer neuen nicht unbeträchtlichen Gleichungen selbst zu geben im Begriff ist). 17) Verschiedene Beobachtungen, z. B. Opposition des Jupiters im December 1799, Venusbedeckung 1801, u. s. w. von *Thulis* in Marseille. 18) Bericht der Commission der Meereslänge über die neuesten Verbesserungen der Mondstafeln, abgestattet von *La Grange*, *La Place*, *Méchain* und *Delambre*. Nachdem das National-Institut schon vor einigen Jahren zwey Denkschriften von *Bürg* und *Bouvard*, wodurch die Epochen der Mondsbewegungen für neuere Zeiten genauer festgesetzt wurden, mit gleichem Preise gekrönt hatte, so setzte es, um noch tiefere Untersuchungen über die Mondstheorie zu veranlassen, einen neuen Preis von 6000 Francs auf neue Mondstafeln, worin die Coëfficienten aller Gleichungen für die Länge, Breite und Parallaxe des Monds aufs neue erörtert seyn würden. Am 25. Junius 1802 stattete *Delambre* als Organ der obgedachten Commissare, welche zur Prüfung der eingegangenen Preisschriften ernannt waren, dem zahlreich versammelten *Bureau des Longitudes* in Gegenwart des ersten Consuls zu Malmaison Bericht ab, worauf nach *La Lande's* Vorschlag, mit Genehmigung des ersten Consuls dem Vf. *J. Tob. Bürg* in Wien, der verdoppelte Preis von 12000 Francs zuerkannt wurde. In den neuen hier von *Bürg* gelieferten Mondstafeln ist jeder der neubestimmten Coëfficienten die Frucht von 8 bis 1200 verglichenen Mondsbeobachtungen; auch sind zu den Masonschen Gleichungen der Länge noch sechs neue hinzugekommen, welche auf *Tob. Mayer's* und *La Place's* Theorieen sich gründen, aber ihrem Werthe nach empirisch vom Vf. bestimmt worden sind; keine derselben geht übrigens über 2 Sec. Die mittlere hundertjährige Bewegung der Länge ist 31″,35 kleiner gesetzt, als in der La Landeschen Ausgabe der Masonschen Tafeln; die Mayersche Parallaxe ist um 10 Sec. vermindert, das Verhältniss des Mondsdurchmessers zur Parallaxe wie 32′ 45″, 1 zu 60′ angenommen; die Epochen der Länge, der Anomalie, und des Knoten sind überall durch Anwendung der La Placeschen Seculargleichung verbessert. Was aber diesen Tafeln einen entschiedenen Werth vor allen bisherigen giebt, und wodurch ihre Vollkommenheit vorzüglich erhöht wird, diess ist die genauere Erörterung gewisser, wie es schien, mit der mittlern Bewegung der Mondslänge vermischter Unregelmässigkeiten, denen auf den Grund zu kommen, nicht wenig Anstrengung erfodert wurde. Schon die Mayerschen, und auch die Masonschen Mondstafeln hatten zwar rückwärts bis auf einen gewissen Punkt die Beobachtungen sehr gut dargestellt, aber vorwärts mit neueren Beobachtungen, als sie selbst waren, hatten sie nicht mehr so gut stimmen wollen, und zwar so, dass sie meistens die Längen zu gross angaben. Auch des Vfs. schon vor einigen Jahren ausgearbeitete Tafeln drohten an derselben Klippe zu scheitern; als er sie theils an den neuesten Greenwicher und Pariser Mondsbeobachtungen, theils an solchen prüfen wollte, die er selbst (nicht, wie der französische Rapport sagt, der Obrist *von Zach*) auf der Seeberger Sternwarte 1801 und 1802 angestellt hatte, so gaben seine Tafeln die Längen zu gross, einige selbst bis auf 20 Secunden. Vergeblich suchte er durch Herbeyziehung einiger neuen Gleichungen etwas zu bessern; es schien, als ob auch diesen Tafeln nur durch beständiges Rütteln fortgeholfen werden müsste, und der Vf. begnügte sich zuletzt mit dem Entschlusse, ihre Fehler wenigstens auf die nächsten Jahre durch fortgesetzte Beobachtungen empirisch voraus zu bestimmen, bis, wie er nicht zweifelte, der Grund einer so hartnäckig sich verbergenden Anomalie entdeckt werden würde. Der Scharfsinn eines *La Place* gewährte ihm das Vergnügen, diese Entdeckung beschleunigt zu sehen; im Anfang des J. 1802 nämlich hatte der französische Geometer eine neue Gleichung der Mondslänge von folgender Form gefunden: y. Sin (Erdferne des Monds + 2 fache Knotenlänge — 3 fache Erdferne der Sonne). Die Periode dieser Gleichung ist ungefähr 185 Jahre, und *Bürg* sah bald, dass die von ihm bemerkten Ungleichheiten gerade durch eine Gleichung dieser Art erklärbar seyn müssten. Es kam nun darauf an, den Werth von y, oder den Coëfficienten der neuen Gleichung zu bestimmen: allein hier zeigte sich eine neue Schwierigkeit, da es nöthig war, vor allen Dingen die mit eben dieser Gleichung verwickelte mittlere Bewegung der Länge, unabhängig vom Einflusse dieser Gleichung, festzusetzen; letzteres gelang dem Vf. durch Hülfe berechneter und miteinander verglichener Sternbedeckungen, welche theils in die Jahre 1710 und 1802, theils in die J. 1738 und 1776 fielen: denn in den zwey ersten Jahren war die erwähnte Gleichung Null, in den zwey letztern hatte sie zwar einen merklichen positiven; aber ganz nahe einen und ebendenselben Werth. Als die mittlere Bewegung auf diese Art einmal mit Sicherheit bekannt war, so bestimmte der Vf. aus den Beobachtungen auch noch mittelst verschiedener glücklicher und gut miteinander einstimmender Combinationen den unbekannten Werth von y = + 15″. Zwar ist dieser Werth eigentlich nur die Differenz von zwey durch

La

La Place neu entdeckten Gleichungen; indefs hat letzterer selbst erklärt, dafs die Theorie den Werth der zweyten äufserst gering darstelle, und dafs man sich daher mit der erstern begnügen könne. Da jene Gleichung zu *Flamsteed's* Zeiten einen negativen, bey *Bradley's* Beobachtungen einen sehr beträchtlichen positiven, und 1779 oder für die Radicalepoche von *Bürg's* Tafeln auch noch einen merklichen positiven Werth hatte: so konnten schon aus dieser Ursache die aus so verschiedenartigen Epochen abgeleiteten mittleren Bewegungen des Monds nicht wohl unter sich zusammenstimmen. Mit Einführung dieser neuen Gleichung steigt nun der gröfste, aber äufserst seltene Fehler der Bürgschen Tafeln bey 148 der neuesten oben erwähnten Beobachtungen zu Greenwich, Paris und auf dem Seeberge nur noch auf 10 bis 12 Secunden in der Länge; der Breitenfehler kann für Null gerechnet werden. Es ist nun Hoffnung, dafs diese Tafeln ihre Brauchbarkeit länger, als die bisherigen, behalten werden. 19) Die Sonnenfinsternifs vom 8. October 1847 (die gröfste des 19ten Jahrhunderts, welche in Europa sichtbar ist) nach ihren verschiedenen Phasen umständlich voraus berechnet von *Goudin*. Man übersieht hier kurz die geographischen Längen und Breiten, unter welchen die Finsternifs zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Gröfse erreichen wird; zu Paris wird sie, nach dieser Rechnung, von Morgens 7 Uhr 48′ an einige Minuten lang ringförmig, und 11 Zolle 24 Minuten grofs erscheinen; in Deutschland wird sie der südwestliche Theil am gröfsten sehen. 20) Reduction der Pariser Horizontalparallaxe des Monds auf andere Polhöhen, sammt den Winkeln der Verticallinie mit dem Halbmesser von *Sorlin*. In der *Conn. d. tems pour l'an XI.* gab der Vf. eben diese Reduction für die Parallaxe unter dem Aequator. 21) Astronomische Beobachtungen aus Viviers von *Flaugergues*. Es sind hauptsächlich Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, mit *Delambre's* Tafeln verglichen, mehrere Fixstern- und Planetenbedeckungen, Mondsfinsternisse, Sonnen- und Marsflecken. Bey correspondirenden Sonnenbeobachtungen müsse, um den Mittag richtig zu erhalten, noch eine Verbesserung angebracht werden, die von der Vor- und Nachmittags veränderlichen Stralenbrechung herrührt; der Vf. hat eine Formel dafür gegeben. Sonderbar ist es, dafs alles, was S. 408. von den Worten an: „*L'inclinaison*" bis zu „*l'ouverture*" S. 412. von der Neigung des vierten Jupiterstrabanten, und vom Einflusse der jährlichen Parallaxe auf Beschleunigung oder Verspätung der Finsternisse der Trabanten gesagt wird, schon wörtlich im vorhergehenden Bande der *Conn. d. tems pour l'an XII.* S. 387—392. abgedruckt ist, nur dafs hier bey Nr. 8. ein paar Zeilen fehlen. Eben so finden sich auch alle Trabantenfinsternisse vom 29. Frim. bis 17. Flor. des J. 8. (20. Dec. 1799 — 7. May 1800) in beiden Bänden der Connaiss. doppelt aufgeführt, im Bande für das J. XII. S. 384. und für das J. XIII. S. 401. (Auch kommen im nämlichen Bande für das J. XIII. einerley Seeberger Marsbeobachtungen zweymal vor, sowohl S. 333 als 355., nur dafs ihre Berechnung am letztern Orte etwas verschieden ist). 22) Geschichte der Astronomie für das Jahr 9. (1801) von *La Lande*. — Veranlafst durch *Messier's* Bemerkung, dafs am 3. October dieses Jahrs, als eben der Kanonendonner in Paris den Abschlufs der Friedenspräliminarien ankündigte, der Mond, Saturn, Jupiter und Venus mit dem hellen Sterne im Löwen sehr nahe zusammen kamen, berechnete *La Lande*, dafs zwischen zwey eigentlichen Zusammenkünften aller Planeten unter sich wenigstens 17000 Billionen Jahre verfliefsen müfsten; die Periode würde noch unendlich länger gefunden werden, wenn man, anstatt dafs *La Lande* nur mit ganzen Tagen sich begnügt hat, die Revolutionen in Stunden, Minuten und Secunden ansetzen wollte. — Als der General *Moreau* im December 1800 im Oestreichischen stand, hatte er bey *Todesstrafe* befohlen, die schöne Sternwarte in *Kremsmünster* unangetastet zu lassen. 23) Zwey Vorlesungen *La Lande's* im National-Institut über die Entdeckung der zwey neuesten Planeten durch *Piazzi* und *Olbers*. Der Inhalt ist aus deutschen Zeitschriften bekannt. *La Lande* rechnet jene beiden Planeten, weil er, gegen die gemeine Sitte, mit den Alten sieben Planeten, den Mond mit eingeschlossen, zählt, für den neunten und zehnten; auch will er sie, so wie er den achten *Herschel* genannt hat, ebenfalls nach ihren Entdeckern *Piazzi* und *Olbers* genannt wissen, „weil doch die Götter der Heiden uns nichts mehr angehen." Es fragt sich, ob auch der sicilische und deutsche Astronom sich in der Gesellschaft dieser alten Götter, in deren Mitte sie jene Benennung versetzt, gefallen. — *Olbers* hat sich übrigens als verdienstvoller Gelehrter schon weit früher, als wie hier behauptet wird, erst im J. 1797 durch seine Schrift über Berechnung der Kometen bekannt gemacht. 24) Beobachtungen der Sterne *Piazzi* und *Olbers* (von den Entdeckern bekanntlich Ceres und Pallas genannt) in Paris, Toulouse, Gotha, Bremen und Palermo. *Burckhardt's* Ephemeride für den Lauf des Piazzischen Sterns auf das J. XI. 25) Noch verschiedene andere astronomische Beobachtungen, des Kometen 1801 von *Messier*, des Mercurdurchgangs durch die Sonne am 9. Nov. 1802 in Paris, Greenwich und Gotha; neueste Mercursbeobachtungen von *Vidal* in Toulouse. 26) *La Lande* über die Länge von Alexandria, und von „dem merkwürdigsten Punkte der Welt," der St. Peter's Kuppel in Rom. 27) Neueste astronomische Literatur; begreift diefsmal die Anzeige einiger englischen und französischen Schriften. Meteorologische Beobachtungen auf der National-Sternwarte in Paris im J. IX. (1801) von *Bouvard*.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 23. August 1803.*

## ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Brion, u. a.: *Voyage dans la ci devant Belgique et sur la rive gauche du Rhin*, orné de treize Cartes, de 38 estampes, et accompagné de Notes instructives. Par *J. B. J. Breton*, pour la partie du texte; *Louis Brion*, pour la partie du dessin; et *L. Brion* père, pour la partie géogr. *Tome I.* an X. — 1802. VII u. 260 S. 8. (6 Rthlr.)

Die Herausgeber sagen in der Vorrede, dass der Beyfall, welchen die „Reise durch die Departements von Frankreich, von *Lavallée* bearbeitet," erhalten, sie bewogen hätte, das Werk vollständig zu machen, und die dreyzehn Departements, welche Belgien und das linke Rheinufer enthalten, dazu zu fügen. Sie hätten daher dem Hn. *Breton* den Auftrag gegeben, der dann die vorliegende Reise lieferte, welche die Herausgeber zugleich als ein besonderes Werk betrachten und verkaufen. — Der Vf. giebt auf wenigen Seiten einige historische Nachrichten über die Niederlande, macht seinen Eintritt zu Menin im Lys-Departement, geht westlich und nördlich, kommt dann östlich und südlich wieder zurück, und endiget den ersten Theil mit dem Departement der Sambre und Maas. Wer eine allgemeine Nachricht über die Ansicht des Landes, die Natur des Bodens und seine hauptsächlichsten Erzeugnisse, die Merkwürdigkeiten der Städte und die wichtigsten Artikel, die hier und da verfertiget werden, sucht, wird hier so ziemlich Befriedigung finden, und eine allgemeine und oberflächliche Kenntniss Belgiens daraus erhalten. Nur muss er nicht genauere Bestimmungen, besondere Angaben und kurz das suchen, was wir Deutschen im engern Verstande Statistik nennen, denn um alles dergleichen Detail bekümmert sich der Vf. sehr wenig. Bey manchen Städten hat er sich nicht einmal die Mühe genommen, die Bevölkerung anzugeben. Die Volksmenge und den Umfang der Departements findet man auf der Karte, die vor jedem Departement steht. Aber einige historische Nachrichten liefert er bey fast jedem Orte, ja er lässt sich öfters in die früheste Geschichte und den Ursprung des Namens ein; Untersuchungen, die ihm wohl die mehresten Leser erlassen würden, da sie an sich selbst höchst ungewiss sind, den oberflächlichen Leser nicht interessiren und dem gelehrten nicht zulänglich sind. Im Ganzen ist für jede Art von Geschmack gesorgt, und ein jeder findet etwas, das er brauchen kann. Zu einem Auszuge ist das Werk nicht geeignet. — Ueber französische Parteylichkeit und Eitelkeit wäre viel zu sagen. Die Niederländischen Künstler sind ihm unstreitig sehr verbunden, wenn er ihnen bey Gelegenheit von Antwerpen beweist, dass es eine wahre Wohlthat für sie ist, dass ihnen Frankreich die Meisterstücke ihrer alten Künstler abgenommen hat: denn zeither blieben sie bey der Nachahmung derselben stehen und rückten nicht weiter; jetzt aber sind sie genöthiget, nach Paris zu gehen, wo sie doch auch von der italiänischen und *französischen* Schule etwas sehen, und also ihren Geist erweitern können. — Am meisten erstaunte Rec. über die Art, wie der Vf. der Schlacht von Nerwinden gedenkt (wodurch die Franzosen Belgien und einen Theil ihres eigenen alten Gebietes verloren.) Er wirft es in eine Note am Ende und sagt: „Er würde glauben, den Leser zu ermüden, wenn er alle Schlachten aufführte", und so nennt er Ramillies und Nerwinden im Vorbeygehen. Desto umständlicher und epischer ist er dafür bey der Schlacht von Jemappes. — S. 133 wird unseres noch lebenden Campe unter den Todten gedacht, bey Gelegenheit einer Erklärung, die er, *peu de tems avant sa mort*, gegeben haben soll. Und damit man sich in der Person nicht irre, so wird er in einer Note wegen seiner Erziehungsbücher, seines Robinson etc. gerühmt. Es ist unbequem, dass die Noten am Ende eines jeden Departements stehen; sie liessen sich leichter am Ende des Bandes finden, wenn man sie durchaus nicht unter den Text setzen wollte. — Die Karten sind unbedeutend, ziemlich leer und geben nicht einmal alle die Orte, die im Buche selbst vorkommen. Die 38 Kupferstiche, die auf dem Titel angeführt werden, sind, mit ein Paar Ausnahmen, Ansichten von Städten, und sammt und sonders schlecht, so schlecht, dass man das Werk nicht dadurch hätte vertheuern sollen.

Paris, b. Brion, u. a.: *Voyage en Piémont*, contenant la description topograph. et pittoresque, la statistique et l'histoire des 6 departements réunis à la France, par le Sénatus-consulte de l'an XI. Orné de 6 cartes et de 8 estampes. Par *J. B. J. Breton*, auteur du Voyage dans la Belgique etc. pour la partie du texte; L. *Brion père et fils*, pour la partie geograph. et celle du dessin. An X. — 1803. VII u. 248 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. geht bey diesem Werke ungefähr den nämlichen Gang, den er bey seiner Beschreibung von Belgien genommen hat, und Rec. wiederholt im Ganzen das Urtheil, das er über dieses fällte. Unter andern bemerkte er, dass man wenig von dem fände, was wir

wir eigentlich Statistik nennen; auch hatte der Vf. nichts darüber besonders versprochen. Aber bey dem Werke über Piemont macht er eine förmliche Anzeige dieser Wissenschaft auf dem Titel, und da ist denn der Leser allerdings berechtiget, etwas mehr zu fodern. Wirklich aber kann Rec. in dem Werke selbst nichts finden, was den Vf. bewegen konnte, die anspruchsvolle Anzeige auf dem Titel zu thun, es müsste denn die Tabelle seyn, die sich S. 194, 195 und 199 von zwey Arrondissements eines einzigen Departements findet. Aber der Eingang, den Hr. *Breton* zu dieser Tabelle macht, zeigt leider, dass er von der Statistik kaum einen Begriff hat. Die Stelle verdient wörtlich abgeschrieben zu werden. — „Der Umfang und der Plan dieses Werkes (sagt er S. 193) haben uns nicht erlaubt, uns auf *détails monotones et insipides* der Statistik einer jeden Stadt einzulassen. Damit aber doch diejenigen unserer Leser, die sich besonders für diesen Zweig interessiren, uns nichts vorzuwerfen haben mögen: so wollen wir die *résultats des observations statistiques* für die Arrondissements von Lanzo, in der Ebene, und von Suze, näher am Gebirge, geben. Indem man von dieser Grundlage ausgeht und auf die Quadratmeilen Achtung hat, so ist es leicht, (— kaum wird der Leser seinen Augen trauen —) *die Statistik von ganz Piemont auf diese Art zu berechnen*, ohne dass man nöthig habe, sich in ein Detail einzulassen, das eben so ermüdend als kleinlich ist." — Nun kommt denn die Angabe von 47,940 Menschen für das Arrondissement von Lanzo und 61,893 für Suze, nebst den angebauten Feldern, Wiesen, Holzungen, Vieh, Bergwerken und Abgaben. Und daraus soll der Leser die Statistik von ganz Piemont berechnen, *en ayant égard au nombre des lieues quarrées*. S. 19 ist von Annibal die Rede, welchen Livius über den grosen Bernhard (*mons penninus*) gehen lässt. Der Vf. sagt, „dass diese Voraussetzung der Meynung des Geschichtschreibers durch historische Monumente widerlegt sey, welche zeugen, dass er über die cottischen Alpen ging." — Rec. ist durch Localumstände und Livius eigene Beschreibung vollkommen überzeugt, dass Hannibal nicht über die Penninen, sondern über den Viso, oder Genevre, oder in ihrer Nähe über die Alpen ging, und dass Livius in diesen Irrthum gerieth, vermuthlich, weil er früher ein Paar Flüsse verwechselte; aber er wünschte zu wissen, was das für *monumens historiques* sind, welche Livius Irrthum *attestiren* und Annibals Weg genau bestimmen. Da man ganze Bände über die Sache geschrieben hat, war es wohl der Mühe werth, diese *monumens* anzugeben. — Die Beschreibung des Triumphbogens bey Aosta ist so, dass man fast denken sollte, der Vf. habe ihn nicht selbst gesehen, oder sehr wenig untersucht. Auch wird der Ruinen des sogenannten Amphitheaters zu Aosta gar nicht gedacht. — Falsch ist es, dass der Berg Rosa (S. 33) nur einige *lieues* von Torea liegt. — Wie oberflächlich der Vf. gewisse Dinge behandelt, zeigt S. 204, wo er sagt, dass Luthers und Calvins Reformation beträchtliche Fortschritte im südlichen und süd-östlichen Frankreich gemacht hatte, und dass die *mehrsten Protestanten* genöthigt waren, sich in die piemontesischen Thaler zu flüchten. *Les Vaudois (c'étoit ainsi que l'on appeloit ces tribus exilées) étoient là en sureté.*" Aber diese Vaudois, oder Waldenser, existirten lange vor Luther und Calvin, und sind so sehr durch die Geschichte bekannt, dass dieser Irrthum allerdings auffallend wird. — S. 214 meynt der Vf., „dass ein Fluss, der ganz gebildet aus einem Berge hervorginge, ein Wunder seyn würde, wovon sich vielleicht in der ganzen Welt kein Beyspiel fände." — In Krain findet sich davon mehr als eins, wie der Vf. aus jeder Beschreibung dieses Landes lernen konnte. Besonders auffallend ist der Timavo, den schon Virgil kannte, und der ganz dicht an seinem sichtbaren Ursprunge Schiffe trägt.

Wie der Zeitgeist in Frankreich in Rücksicht auf Religiosität in so kurzer Zeit sich geändert hat! Schon in der Reise des Vfs. durch Belgien bemerkte Rec. eine äusserste Behutsamkeit und Delicatesse über Dinge, bey denen sich französische Schriftsteller sonst wenig Zwang auflegten, wenn sie sich anders die Mühe nahmen, sie zu berühren. In seinem Werke über Piemont erwähnt er schon wieder der Reliquien, erzählt Wundergeschichten und tritt äusserst leise dabey auf, z. B. bey Gelegenheit einer Hostie, die aus einer gestohlnen Kapsel herauskam und zu Turin in der Luft schwebte, bis der Bischoff sie in ein heiliges Gefäss complimentirte. Er scheint aber wirklich nicht zu den eigentlichen Gläubigen zu gehören, und so setzt er sich durch seine äusserste Behutsamkeit und Delicatesse oft in ein sonderbares Licht. Man hat ihn darüber, wegen seiner Reise durch Belgien angegriffen, und in der Vorrede des gegenwärtigen Werkes vertheidiget er sich, wie man sich denn so in seiner Lage vertheidiget. Am auffallendsten aber ist eine Stelle, S. 207, wo er zur Toleranz räth, sobald eine Secte schon sehr zahlreich ist; man müsse sie aber in der Geburt ersticken. Der Schluss ist: „Man declamirt gewöhnlich mit zu viel Heftigkeit gegen die blutigen Massregeln, durch welche man Neuerungen in Religionssachen zu unterdrücken gesucht hat." — Die Noten sind hier nicht am Ende jedes Departements, wie in des Vfs. Reise durch Belgien, sondern am Ende des Bandes gedruckt, welches für den Leser viel bequemer ist.

Leipzig, b. Wolf u. C.: *Briefe eines französischen Officiers, geschrieben im Jahr 1800 aus Steiermark, Kärnthen, Italien, der Schweiz, Bayern und Salzburg.* Herausgegeben von dem Vf. der Briefe über Frankreich und Italien. 1803. XX u. 484 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. dieser Briefe ist ein Deutscher, und der nämliche, von dessen Werke über Italien der dritte Theil nur ganz kürzlich in der A. L. Z. (April 1803. S. 224) angezeigt worden ist. Er gerieth zu Mantua in kayserl. Gefangenschaft, und damit endete dieser dritte Theil. Das gegenwärtige Werk ist gleichsam

als eine Fortsetzung anzusehen, denn hier finden den Vf. zuerst als Kriegsgefangenen zu Leoben. Um getauscht zu werden, geht er über Judenburg, ybach, Görz, Treviso, Vicenza, Verona, Ferrara h Bologna und Mayland. Nach der Austauschung nt er seinen Weg über Turin und Genf durch die weiz nach Schwaben, wo er zu der Armee stöfst, der General Moreau damals commandirte und bey cher er bis zum Frieden bleibt. In diesem letzten ischenraume sind die Hauptorte, die er besucht, tgardt, Augsburg, München und Salzburg. Ueber die genannten Oerter und Länder sagt der Vf. r wenig, und erklärt sich darüber S. 11: „Von itik so wenig als möglich; auf statistische Nachhten lasse ich mich gar nicht ein, und militärische chrichten erhalten Sie nicht anders, als wenn sie Erläuterung des Ganzen unumgänglich nothwensind. Dafür will ich suchen, Ihnen Menschen Begebenheiten zu schildern, schöne Gegenden Naturscenen zu skizziren, Reiseauftritte und Vorzu erzählen etc." — Was man hauptsächlich liest, sind des Vfs. eigene Begebenheiten auf seiReise und dann die Geschichte des Tages. Die tere haben wir seitdem nun freylich genugsam erren; indessen ist es interessant, so manches, was wissen, von einem Augenzeugen und Theilnehr wieder zu hören, besonders da der Vf. angem und unterhaltend schreibt und darstellt, und die Schlachten von Marengo und Hohenlinden in sen Zeitpunct fallen. Dabey ist der Vf. in seinen heilen sehr gemäfsigt, und zeigt mehrentheils einen igen und unparteyischen Blick. Sollte mancher len, dafs er Vieles die Franzosen betreffende entder zu sanft sagt, oder in einem zu vortheilhaften hte sieht, so wird man das leicht einem Mann zu e halten, der nun einmal in französische Dienste reten ist.

So wenig Ansprüche der Vf. sowohl als der Hergeber dieses Werkes machen: so stöfst man doch und wieder auf interessante und belehrende Stel- S. 20 ff. Zu Eisenerz in Steyermark arbeiten 700 gknappen, und 28 Schachte sind offen. Die Mitumme der Gesammteinnahme, die der Staat daraus ht, wird auf 80,000 Fl. jährlich gesetzt. — Es bekannt, dafs Steyermark einen grofsen Theil von en. Rufsland und die Türkey mit Sensen und Siln versieht; aber seit der franz. Revolution hat auch sehr viel über Salzburg und die Schweiz selbst nach Frankreich geschickt, wodurch mehr onnen worden ist, als durch jenen Handel. — S. „Massena und Gaieux sind in Steyermark mehr ge- als die Sünde selbst. Ihnen glichen die Trupvollkommen, die sie befehligten, und so konnte nicht fehlen, dafs der gemeine Mann von der Zeit alle Franken als Räuber und Plünderer ansah." r merkwürdig ist folgende Stelle, besonders, da Vf. sie schon im Julius 1800 schrieb: (S. 222) e vielen Begünstigungen von jungen Leuten aus *adlichen Familien*, die man in den Brigaden an-, ohne dafs man sie bey den Armeen kennen gelernt hätte, geben zu manchen für den ersten Consul nicht ganz vortheilhaften Bemerkungen Veranlassung." S. 318 ff. findet sich eine interessante Auseinandersetzung des franz. Generalstabes. Anziehend sind die Nachrichten, welche uns der Vf. über Moreau giebt, und um so willkommener, da sie alles Gepräge der Wahrheit haben. S. 410 wird nur im Vorbeygehen gesagt: „Da die Franken ihre Todten fast nie selbst zu begraben pflegen etc. S. 424. Die Wiener Banco-Zettel wurden, wenn sie den franz. Soldaten in die Hände fielen, zerrissen, oder zu Fidibus gebraucht, weil man sie wie Assignaten betrachtete, vor denen die Armee den entschiedensten Abscheu hat. In Bayern kaufte jemand für einen oder zwey Laubthaler gegen 4000 Fl. Bancozettel.

Wien, b. Geistinger: *Das Riesengebirge* in einer statistisch-topographischen und pittoresken Uebersicht, mit erläuternden Anmerkungen und einer Anleitung, dieses Gebirge auf die zweckmäfsigste Art zu bereisen. Mit Kupfern und einer Karte. Von Dr. *J. K. E. Hoser*, k. k. Hofmed. u. Leibarzt Sr. k. k. H. des Erzherzogs Karl. 1803. XXIV u. 208 S. 8. (1 Rthlr.)

Damit der Leser bestimmt wisse, was er eigentlich hier zu erwarten habe, und was der Vf. durch das Riesengebirge versteht, so müssen wir die Gränzen angeben, welche der Vf. festsetzt. — S. 16. Nicht die ganze von der Lausitz an, zwischen Böhmen und Schlesien bis an die hohen mährischen Gebirge herablaufende Sudetenkette, sondern nur der hervorragendste Theil derselben, der, böhmischer Seits gröfstentheils zum Bidschower und in einem kleinen Theile auch zum Königgrätzer Kreise, Schlesischer Seits aber fast ganz in das Fürstenthum Jauer, und nur mit einer unbedeutenden Ausschweifung seines äufsersten südlichen Rückens zum Fürstenthum Schweidnitz gehört, verdient den ausgezeichneten Namen des Riesengebirges. Die Gränzpuncte, die es einschränken, sind, von der böhmischen Seite, die Iser, die Dörfer Gablonz und Witkowitz, die Städtchen Hohenelbe, Schwarzenthal, Freyheit und Schatzlar. Auf schlesischer Seite Oppau, Hernsdorf und die Stadt Schmiedeberg, die Dörfer Steinseifen, Seydorf und Hermsdorf mit dem Schlosse Kynast, Petersdorf und Schreibershau. Das innerhalb dieser Gränzpuncte eingeschlossene Stück Land (*und nur mit diesem hat der Vf. es zu thun*) begreift eine Länge von fünf, und eine Breite von vier deutschen Meilen, folglich einen Flächeninhalt von zwanzig deutschen Quadratmeilen." — Ueber Hirschberg, Schmiedeberg, Hohenelbe etc. hat also der Leser hier nichts zu erwarten, und für den kleinen Strich, den der Vf. behandelt, wird sein Werk in der That sehr weitläuftig werden, denn die vor uns liegenden 208 Seiten konnten nur den kleinsten Theil des Ganzen enthalten, welches er auszuführen gedenkt. Man findet hier, aufser der Einleitung, den geognostischen Charakter dieses Landstriches, die Höhen der Berge, die Jahreszeiten, Meteorologie, das

Mi-

Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich, die natürliche, geographische und politische Eintheilung, Topographie, Gewässer, Bevölkerung, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Zustand der Einwohner, künstliche Erzeugnisse, Handel, Verfassung, politische, Civil- Militär- und geistliche Behörden. Eine dritte Abtheilung, welche aber noch nicht erschienen ist (wenigstens hat sie Rec. nicht), enthält erläuternde Anmerkungen über das Angezeigte. Wirklich finden sich nicht weniger als 154 Rückweisungen, welche auf eben so viele Anmerkungen deuten. Diese hätten durchaus von dem vor uns liegenden Theile nicht getrennt werden sollen; denn wer mag nun diese 154 Noten verstehen, wofern er nicht die 208 Seiten noch einmal durchliest. Eben so unrecht ist es, dass die versprochene Karte erst in der Folge geliefert werden soll. Diese Art, das Publicum zu behandeln, ist um so tadelnswürdiger, da auf dem Titel des ganzen Werks nichts von Theilen angezeigt ist, so dass man natürlich glaubt, das Ganze sey in dem vorliegenden Bande enthalten. Allein, ausser den 154 Anmerkungen, ist noch eine vierte Abtheilung in der Inhaltsanzeige angegeben, worin noch eine Menge Gegenstände verhandelt werden sollen. — Die ersten 208 Seiten sind so fehlerhaft gedruckt, dass die Anzeige der Druckfehler drey Seiten einnimmt.

Diese Mängel, welche eigentlich bloss den Verleger angehen, weggerechnet, ist diese Beschreibung des Riesengebirges ein sehr interessantes und wichtiges Werk, das durchaus von Sachkenntniss, grossem Fleisse und vieler Beharrlichkeit zeugt. Auch hat Hr. *Hoser* auf wiederholten Reisen seine Kenntnisse eingesammelt, denn er bereiste den von ihm beschriebenen Landstrich zuerst im Jahr 1793, und dann noch drey verschiedene Male in d. J. 1794, 95 und 96. Und so wie er auf der einen Seite reich an Sachkenntniss ist, so fehlt es ihm auch auf der andern nicht an Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit. — Es sey uns daher erlaubt, einiges wenige auszuziehen. S. 98. In den Thälern der Vorgebirge wohnen auf einer deutschen Quadratmeile öfters über 9000 Menschen; auf den Höhen aber kann man etwa nur 10 bis 15 rechnen. Für das *eigentliche* Riesengebirge kann man im Durchschnitt 1500 Menschen auf die Quadratmeile annehmen, so dass die ganze Bevölkerung 18000 wäre. S. 101. Im Durchschnitt stirbt in diesen Bergen der 35ste Mensch; im Vorgebirge aber der 31ste. S. 151. Weder der Religionsunterschied noch die Verschiedenheit der Landesherrschaft äussert auf das gute Benehmen dieser Bergbewohner einen wesentlichen Einfluss. S. 154. Sonderbar ist es, dass der Sudetenbewohner keine Rücksicht auf die Schafzucht nimmt, da doch seine Berge recht eigentlich dazu gemacht sind. Schweine ziehen sie auch nicht gross. Von Bienenzucht fand der Vf. keine Spur. Pferde halten sie nicht. S. 169. Den Geldwerth der ganzjährigen Milchproducte, ungerechnet die Kälber, welche entweder zur Nachzucht bestimmt sind, oder verkauft werden, *setzt der* Vf. auf 590,166 Fl. S. 173. Die Obstzucht *wird* wenig getrieben, und vom Verfertigen des *Kirschwassers* hat man keinen Begriff. S. 180. *Das Spinnen haben* einige zu *einer* hohen Vollkommen*heit gebracht. Man* hat Garn, wovon das Stück nicht mehr als 2 *Loth* wiegt; ja es giebt welches von 1½. Und doch ist ein solches Stück 16,800 böhmische Ellen lang. Dafür erhält der Spinner 3 bis 4 Fl. Er muss aber den Flachs dazu selbst anschaffen und bereiten. Ueberhaupt steht sich der Spinner sehr schlecht, und wird von den Garnhändlern entsetzlich gedrückt. S. 183. In dem Dörfchen Krumhübel zählte man schon vor mehreren Jahren 32 Laboranten, als wirklich eingezünftete Arzneyverfertiger. S. 186. In den Eisenwerken und Glashütten des Riesengebirgs finden viele 100 Baudenbewohner Verdienst und Wohlstand. S. 206. Die Abschaffung der Leibeigenschaft durch Ioseph II. ist für das Riesengebirge ganz vorzüglich wohlthätig gewesen. Jetzt hat der Unterthan nur noch Frohndienste zu thun, und diese sind, auf der böhmischen Seite, in Geld verwandelt, so dass z. B. der Gärtner und Häusler für jeden Tag 3 bis 6 Kreuzer, nach Beschaffenheit der Lage und Umstände, dem Grundherrn bezahlt. Auch auf der schlesischen Seite hat man diese Einrichtung grösstentheils eingeführt.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Böhme: *So geht es den Wankelmüthigen.* Eine wahre Geschichte. 1801. 8. (6 gr.) Hoburg liebt ein edles Landmädchen. Eine städtische Kokette lockt ihn an. Grundig, sein falscher Freund, ist ihren Planen aus Rache gegen Hoburgs erste Geliebte förderlich. *Zu spät* erkennt's der Betrog'ne, dass er einen weiblichen Dämon in Lichtgestalt einem Engel in weiblicher Bildung vorzog. Die gekränkte *Sara* gab einem Bidermanne, für den sie Hochachtung und Freundschaft fühlt, und späterhin Liebe fühlen wird, ihre Hand. — Die Erzählung ist einfach, und die Charaktere sind gut gehalten; aber Neuheit der Situationen oder Bilder sucht man vergebens. S. 3. ist eine Allegorie sehr verunglückt: „Jeder hat so sein eigen *Steckenpferd, dem man ein wenig Futter streuen* muss. Ich habe denn *dergleichen Nahrungsmittel* vorräthig." *Butterweich* ist trivial. Was zweymal S. 48 und 78 vom *entgegensteigenden widrigen unreinen Geruche* mitgetheilt wird, beleidigt die Decenz.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Mittwochs, den 24. August 1803.*

## GESCHICHTE.

BERLIN, in Comm. b. Vieweg: *Kleine historische Schriften, von J. W. von Archenholz. Erster Band.* 1791. 247 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

TÜBINGEN, b. Cotta: *Historische Schriften, von J. W. von Archenholz. Zweyter Band.*

Dieser zweyte Band auch unter dem Titel:

*Die Geschichte der Flibustier;* — — 1803. XIV. und 479 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Durch Zufall ist der schon vor zwölf Jahren gelieferte erste Band dieser Sammlung in unserer A. L. Z. unangezeigt geblieben; und da sie die Arbeit eines mit Recht beliebten und geschätzten Schriftstellers ist, der mit sorgfältiger Forschung und geschickter Anordnung seines historischen Stoffs das seltnere Talent einer lebhaften und interessanten Darstellung glücklich verbindet: so wollen wir der umständlichern Anzeige des neulich erst erschienenen *zweyten* Bandes wenigstens eine summarische Nachricht von dem Inhalte des *ersten* vorausschicken.

Bey der Anlage dieser Sammlung hatte der Vf. die Absicht, an sich wichtige, und doch wenig bekannte Begebenheiten, die nicht von weitem Umfange, oder von nicht gar langer Dauer, oder nicht sehr folgenreich waren, in einzelnen historischen Gemälden aufzustellen. Grosse Geschichtschreiber berührten dergleichen Vorfälle oft gar nicht, oder doch nur obenhin; und von dem Geschichtsforscher wurden sie gemeiniglich pedantisch, oder wenigstens trocken, behandelt. Der damals von dem Vf. erklärte Vorsatz, jährlich einen neuen Band dieser Sammlung zu liefern, blieb indess unausgeführt. Den Anfang machte ein *Gemälde der preussischen Armee vor und in dem siebenjährigen Kriege.* Für die Wahrheit dieses Gemäldes und seiner einzelnen Züge erregt schon der bekannte nähere Antheil, welchen der damals in preussischen Kriegsdiensten stehende Vf. an manchen Begebenheiten dieses Krieges als Augenzeuge nahm, eine vortheilhafte Meynung, die durch seine ehedem bearbeitete Geschichte dieses ganzen Krieges noch mehr bestätigt wird. — Der zweyte Auffatz liefert *historische Bemerkungen über die sittliche Revolution im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.* Unstreitig ein sehr interessanter Gegenstand; obgleich der Vf. selbst gesteht, dass er die zusammengestellten Gruppen dieser Schilderung nur aus dem Gedächtnisse genommen habe. Und so konnten die Züge nur allgemein ausfallen, mehr für die Erinnerung des schon unterrichteten Lesers, als für die Belehrung dessen, der noch nicht mit der Geschichte selbst bekannt ist, von welcher nur die Resultate bey dieser Arbeit zum Grunde liegen. — Es folgt die *Geschichte der Verschwörung des Fiesco, im J. 1547.* Sie ist zwar schon mehrmals, unter andern in einer kleinen italiänischen Schrift von *Agostino Mascardi* (Rom, 1647. 16.) erzählt; die unterhaltende Manier des Vfs. hat ihr jedoch neues Interesse zu geben gewusst. — Eine *Geschichte des Papstes Sixtus V.* macht den Schluss dieses Bandes, und auch hier hatte der Vf. mehrere, meistens aber viel weitläuftigere, Vorarbeiter. Die Thatsachen nahm er aus dem *Leti*, verband sie mit eigenen Bemerkungen, und fügte manche wenig bekannte, von ihm in Rom gesammelte, Züge hinzu.

Der gegenwärtige *zweyte Band* enthält eine einzige, für sich bestehende Geschichtserzählung, durch ihren Gegenstand merkwürdig, und durch ihre Ausführung nicht minder empfehlungswerth. Eine in ihrer Art einzige Erscheinung war der im siebenzehnten Jahrhunderte gebildete Seeräuberbund unter den Namen der *Bucanier* und *Flibustier;* den heutigen, als Regierungen anerkannten, afrikanischen Raubstaaten und den nordischen Seeräubern des Mittelalters, durchaus unähnlich; original an Tapferkeit, System, Maximen und Bundesregeln. Es war eine in grosse und kleine Haufen abgesonderte, gleich gestimmte, durch Grundsätze und Verträge beherrschte, mit dem Losungswort *Beute!* auf den westindischen Meeren schwimmende Republik geborner Europäer. Ihre Thaten und Schicksale sind bisher noch von keinem Geschichtschreiber zweckmässig dargestellt worden. Einzelne Freybeuter, Franzosen und Engländer, aus dieser Societät, beschrieben zwar ihre eigenen Abentheuer, aber höchst verworren und unhistorisch; und die *Histoire des Flibustiers par A. O. Oexmelin*, die zu Trevoux, 1744, in 4 Octavbänden erschien, ist gleichfalls eine sehr verworrene Compilation. Blos das darin befindliche Tagebuch eines französischen Freybeuters, *Ravenau de Lussan*, macht eine Ausnahme. *Raynal* scheint bey seiner kurzen lobpreisenden Erzählung von ihren Thaten blos aus dieser trüben Quelle geschöpft zu haben; jene ist sehr flüchtig und so unvollständig, dass nicht einmal die ausserordentlichste That dieser Freybeuter, ihr Rückzug durch Peru nach den westindischen Meeren, mit einer Sylbe berührt wird. *Voltaire* gedenkt zwar dieser Unternehmung, spricht aber immer nur kurz, obgleich mit grosser Bewunderung, über sie. Selbst das Neue und Schwie-

Schwierige reizte den Vf. um so mehr zur Ausfüllung dieser historischen Lücke. Er bemühte sich, mancher kleinen, ihm bekannten, Urschriften habhaft zu werden, und war so glücklich, zwar keine französische, aber englische und holländische, halbvermoderte Schriften dieser Art aufzufinden. Besonders hat er die in drey verschiedenen Sprachen am Ende des 17ten Jahrhunderts kunstlos abgefassten Erzählungen dreyer Mitgenossen dieses Bundes benutzt, des Engländers *Basil Ringrose*, des Holländers *Joseph Esquemeling*, und des gedachten Franzosen *Ravenau de Lussan*. Auch zog er einige alte englische Flugblätter zu Rathe, und grössere, am Schluss der Einleitung genannte, Werke allgemeinern Umfangs.

Das Werk selbst ist in zwölf Abschnitte vertheilt; und man darf nur auf die vorangesetzte Inhaltsanzeige einen Blick werfen, um sich von der Reichhaltigkeit des darin bearbeiteten Stoffs und von der geschickten Anordnung desselben zu überzeugen. Der Vf. geht von der Entstehung dieser Freybeuter und den Veranlassungen ihrer Verbündung aus, schildert den damaligen Zustand der Inseln St. Domingo und Tortuga, ihres vorzüglichen Sitzes, und erzählt die absichtlichen Fehden der Spanier mit den damals ruhigen *Bucaniern*, deren Sitten und Arbeitsamkeit näher beschrieben werden. Erst späterhin verbanden sich diese mit der zahlreichern Raubgesellschaft der *Flibustier*, deren Sitten, Gesetze, Maximen, Gebräuche, Verträge, Lebensweise und Religionsformen so viel Eignes hatten, als ihre Tugenden, Laster und Verbrechen. Vom vierten Abschnitt an werden nun ihre merkwürdigsten Thaten zu Wasser und zu Lande erzählt; ihre Eroberungen der Städte St. Francisco von Campeche, von Nicaragua und St. Augustin in Florida, von Maracaibo und der westindischen Festung Gibraltar, von Vera Cruz, El Puerto del Principe, Porto Bello, Panama, Grenada, und von vielen andern Städten, Festungen und Inseln. Ihre letzte Unternehmung war der Seezug nach dem Südmeer im J. 1684, von woher sie im J. 1688 jenen berühmten und bewundernswürdigen Rückzug machten, mit welchem sich die eigentliche Epoche des Bundes der Flibustier schliesst, obgleich ihr Name noch eine Zeitlang fortdauerte, bis er nach dem Utrechter Frieden 1713 auch in seiner uneigentlichen Bedeutung, für eine Art leichter, unregelmässiger Truppen, auch für Freybeuter und Raubgesindel jeder Art, gänzlich erlosch.

Da es dem Gegenstande selbst an strenger Einheit fehlt, und die Geschichte der Flibustier aus einzelnen, nicht in einander eingreifenden, Handlungen besteht; so konnte auch in ihrer Erzählung keine strenge Zeitfolge beobachtet werden. Der Vf. trug daher auch kein Bedenken, die wundervolle Unternehmung jenes Rückzuges, die der Ordnung nach in den zehnten Abschnitt gehörte, zum Inhalt des zwölften zu machen, um diese Geschichte auf eine vorzüglich interessante Art zu endigen. Liest man die an den grössten Gefahren, an unerhörten Beweisen von Entschlossenheit, Ausdauer und Erfindungskraft reiche Erzählung dieses Rückzuges, so wird man dem Vf. in folgender Bemerkung beystimmen: „Man hat so oft „schwierige Rückzüge von Armeen und andern kriegerischen Scharen, die mitten im Kriege in Gegenwart verfolgender Heere feindliche Länder räumten, „aus National-Eitelkeit, oder aus kriegerischem Ehrgeiz, oder um den Feldherrn zu schmeicheln, oder „aus andern Ursachen, mit *Xenophon's* hochberühmten Rückzuge der zehn Tausend Griechen verglichen. „Keine aber von allen diesen, besonders in neuern „Zeiten, unüberdacht hingeworfenen Vergleichungen „konn die Prüfung aushalten. Vielleicht wird man „jedoch — — geneigt seyn einzuräumen, dass dieser Rückzug der Flibustier aus Süd-Amerika zur Ehre einer solchen Vergleichung berechtigen könne." — Nicht minder wahr ist es, was der Vf. am Schluss seines Werks sagt, dass dieser schwimmenden Republik nichts als ein Oberhaupt von grossem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich *Amerika von einem* Pole zum andern unterwürfig zu machen, *und der Erde* eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als sie jetzt durch Kolonien, Handel und Schiffahrt erhalten hat. „Selbst in ihrem regellosen, tumultuarischen Zustande, unabhängig, ohne Ordnung, ohne „grossen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, bloss den gegenwärtigen Genuss vor „Augen habend, muss jedermann nach Lesung dieser „Geschichte einräumen, dass die Flibustier, so *sehr* „wie irgend ein verbündeter, in den Jahrbüchern „der Völker aufgestellter, Menschenhaufen eine seltene Entwickelung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten gezeigt, und überhaupt Dinge gethan haben, die „noch die späte Nachwelt bewundern wird."

Der Vf. gesteht indess selbst, dass diese Geschichte mehr geeignet sey, Staunen und traurige Gefühle zu erregen, als zu belehren; und dass die Bewunderung, welche die ausserordentlichen Unternehmungen und Kraftäusserungen der Flibustier, ihr Muth, ihre Geduld im Leiden, Entsagung von Bedürfnissen, u. s. f. verdienen, von dem Abscheu und Grausen würden überwogen werden, womit ihre Laster, ihre Verbrechen, ihre Grausamkeiten und Greuel aller Art den Leser erfüllen müssen, wenn nicht mehrere von jenen achtungswerthen Eigenschaften, gemischt mit einigen gesellschaftlichen Tugenden diese rohen, nach Zeit und Umständen handelnden, Menschen, mit Ausnahme einiger wenigen Ungeheuer, uns minder schwarz zeigten, und sie interessant machten. Hiezu kömmt, dass der Vf. durch die Lebhaftigkeit seiner Darstellung der Widerlichkeit und Einförmigkeit so wilder auf Raub und Mord gerichteter Unternehmungen sehr glücklich abzuhelfen, und das Interesse seiner Erzählung immer rege zu erhalten wusste, und dass es, jener gemeinsamen Tendenz ungeachtet, den Handlungen, Scenen und Charakteren selbst nicht an Abwechselung fehlt.

Von dem Namen *Flibustier* glaubt der Vf., dass er von dem englischen Worte *Free-Booter* (Freybeuter) her-

herkomme, das hernach von den Franzosen verstümmelt, und durch falsche Aussprache in *Flibustier* sey umgestaltet worden. Allein die Ableitung dieser Benennung liegt näher. Die Flibustier bedienten sich, besonders anfänglich, leichter Fahrzeuge und Boote; *a Flyboat* bedeutet im Englischen solch ein leichtes, gleichsam *fliegendes* Boot; und davon haben die Franzosen selbst *un Flibot*, wodurch sie oft schlechthin ein Kaperschiff bezeichnen. *Aller en flibuste*, auch *flibuster*, bedeutet, Seeräuberey treiben, besonders in den amerikanischen Gewässern. Sonst hiessen die Flibustier auch *freres de côte* oder Küstenbrüder; auch nannten sie sich selbst lieber nach den *Bucaniern*, *Boucaniers*, die sich zu ihnen gesellt hatten, und deren Name eigentlich wilde *Stierjäger* andeutete, oder Leute, die in den Baraken (*boucans*) wohnten, wo das Fleisch des erlegten Wildes geräuchert wurde.

Leipzig, b. Graffé: *Peter von Aubüsson*, Grofsmeister des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem. Ein Beytrag zur Geschichte der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. 1802. 206 S. ohne Zuschrift und Vorrede. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, Hr. *Christian Friedrich Müller*, Pfarrer zu Gleina bey Zeitz, wie er sich unter der Vorrede nennt, hat sich schon durch einige andere ähnliche Werke, (*Michael Ruyter*, 1799 biographische Darstellungen, 1801 und Biographieen gestürzter Günstlinge, 1802) als einen Mann kenntlich gemacht, der nicht nur feine historische Kenntnisse besitzt; sondern sie auch zur lehrreichen Unterhaltung für Freunde der Geschichte gefällig zu bearbeiten weiss. Auch diese neue Arbeit zeugt von geschickter Wahl und Ausführung. Anziehend ist allerdings die Geschichte des Helden, der Rhodus so muthig vertheidigte und rettete; aber auch sonst sich durch treffliche Gaben und Verdienste hervorthat. Mit derselben ist auch die gleichzeitige europäische und türkische Geschichte verbunden worden. Eigentlich ist es eine freye Bearbeitung von des Jesuiten *Bouhours Histoire de Pierre d'Aubusson, Grand-Maitre de Rhodes*, welche noch im J. 1739 neugedruckt worden ist; aber mit Vergleichung der Quellen selbst, aus welchen derselbe geschöpft hat; mit Benutzung insonderheit des seltnen Werks vom *Jac. Bosio*, (*Istoria della sacra Religione et illustrissima Militia di S. Giovanni Gierosolimitano*, *Roma*, 1594. 1621. fol.) mit genauerer Bestimmung der Chronologie, Weglassung von Wundergeschichten, und überhaupt mit beständiger Rücksicht auf Bedürfniss und Geschmack unserer Zeiten. Schimmert gleich die französische Grundlage noch hin und wieder etwas durch, wie z. B. gleich anfänglich, wo von den Grafen zu den Zeiten der Karolinger, und von den damaligen Vorfahren des Hauses Aubüsson die Rede ist; ingleichen, in manchen zu reichlich ausgestreueten rednerischen Blumen: so bleibt es doch immer ein Gemälde, das sich mit Vergnügen und Nutzen betrachten läst. Wir übergehen kleinere Berichtigungen; wie bey dem Namen des berühmten türkischen Prinzen, der sich nach Rhodus flüchtete, und nicht *Schem*, sondern *Dschem* geschrieben werden muss.

Prag, b. Calve: *Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte*, von *Ignaz Cornova*. Drittes Bändchen. Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige im achtzehnten Jahrhunderte bis zum Hubertsburger Frieden. 1803. 318 S. Viertes Bändchen. Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige im achtzehnten Jahrhunderte seit dem Hubertsburger Frieden. 337 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die gegenwärtigen Theile der angeführten Schrift verdienen das nämliche Lob, das wir den erstern ertheilten. Nur läst der Vf. seine Partheylichkeit für die österreichischen Regenten hin und wieder etwas zu sehr durchblicken. So heisst es z. B. Th. 3. S. 15. Leopold I. beschloss den 5ten May 1705 sein der Ausübung *aller christlichen Tugenden ganz geweihtes Leben*. Derselbige Ausdruck wird S. 93. auch von Karl VI. gebraucht. Und bey der Charakterschilderung Josephs I. (S. 39.) wird das Lob, das er diesem mit Recht ertheilt, durch folgenden Zusatz übertrieben: „Für seine richtigen Einsichten bürget nichts so sehr, als die Wahl seiner Minister und Feldherrn; nie hat er einem der letztern einen Oberbefehl, oder einem der erstern ein Staatsgeschäft übertragen, ohne, dass die allgemeine Volksstimme seine Wahl *als die möglichst weiseste* gepriesen hat.“ Dass diese Partheylichkeit für das österreichische Haus auch Einfluss auf die Darstellung der Begebenheiten äufsert, kann man leicht vermuthen, und ein deutliches Beyspiel davon giebt die Erzählung der preussischen Ansprüche auf Schlesien, deren Gründe nicht vollständig angegeben werden. Eben so mangelhaft ist die Entwickelung von den Ursachen des bayrischen Erbfolgekrieges. Auch kann sich der Vf. damit nicht entschuldigen, dass er bey diesen vorzüglich für die Jugend bestimmten Unterhaltungen, ein allzu grosses Detail politischer Angelegenheiten absichtlich vermieden habe, indem er sich fast ausschliessend mit der Staatsgeschichte beschäftigt, ob es gleich allerdings zweckmässig gewesen wäre, auch auf die Sitten und Cultur des Volks grössere Rücksicht zu nehmen.

## KINDERSCHRIFTEN.

Erfurt, b. Müller: *Der thüringische Kinderfreund*, bestimmt für solche Kinder, die schon gut lesen können, an eigenem Lesen Vergnügen finden und gern etwas Nützliches lesen wollen. 1802. 182 S. 8.

Dieser neue Kinderfreund nennt sich deswegen den Thüringischen, weil er sich von seinen ältern Brüdern unterscheiden will, weil der Vf. (*Karl Dilthey* aus Nordhausen) und der Verleger daselbst leben, und weil sich der erste vorgenommen hat, bey einer Fortsetzung

setzung mehrere Gegenstände, Thüringen betreffend, aufzunehmen. Er bittet sehr bescheiden die ältern Kinderfreunde, sich an ihre Reihe anschliessen zu dürfen, und verspricht, dass er, wenn er sie auch nicht erreichen sollte, sich doch alle Mühe geben wolle, seinen jungen Lesern eine unterhaltende, belehrende und nützliche Lectüre zu verschaffen. Und diesen Zweck hat der Vf. in diesem Bändchen sehr glücklich erreichet. Das Ganze ist unter V Abschnitte gebracht. Der I. Abschnitt enthält Fabeln und Erzählungen, sehr gut ausgewählt. Einige sind ganz neu, alle aber nach obigen Zwecken bearbeitet. Die Besorgung dieser Rubrik hat der Herausgeber, wie Rec. aus der den Gedichten voranstehenden kleinen Einleitung und Unterschrift ersah, einem Hn. *F. W. Ehrhardt* übertragen. Der Inhalt des II. Abschn. sind sechs Dialogen und ein kleines Schauspiel für Kinder. Durchaus meisterhaft entworfen. Allenthalben wehet hier Sokratischer Geist, die Schreibart ist rein, den Personen angemessen und fliesend. Besonders hat der Dichter in dem kleinen Schauspiele, welches Rec. mit vieler Rührung las, auf Zeichnung der Sitten, Charaktere, Darstellung der Haupthandlung, auf Unterhaltung und Belehrung sehr viel Fleiss gewendet. Solche Schauspiele wünschet Rec. der Jugend noch recht viele, und dafür weniger schlechte Katechismen. Der III. Abschn. liefert Erzählungen (sehr belehrend und unterhaltend!) Der IV. Abschn. macht mit den Sitten und Gewohnheiten verschiedener Völker bekannt, und der V. Abschn. giebt eine wohlgerathene Naturgeschichte einiger merkwürdigen Thiere und Pflanzen. (So müsste nach Rec. Meynung, nebst Hinzufügung guter instructiver Kupfer, stets Naturbeschreibung in Schulen vorgetragen werden.) Schade! dass der Verleger dieses empfehlungswerthen Buches, wie aus der Menge von Druckfehlern erhellet, so schlecht für das Aeussere sorget. So giebt auch der *Inhaltsanzeiger* V. Abschnitte, *und* die beiden letzten sind als Ueberschriften *im Buche* weggelassen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Vermischte Schriften.** *Riga*, b. Hartmann: *Anastasis*, oder über die Pflicht, der Möglichkeit vorzubeugen, lebendig begraben zu werden. Für die Nation: Vom Probst *Heidecke* in Moskwa. 1802. 67 S. 8. Diese kleine Schrift ist der verwittweten Kaiserin, Maria Feodorowna, zugeeignet. Hr. *H.*, von welchem sich in *Joh. Richters* Skizze von Moskwa eine ehrenvolle Charakteristik befindet, zeigt sich auch durch diese Schrift als einen für ächte Humanität starkfühlenden, thätigen, Mann. Die Wärme, mit welcher er sich für die, der Menschheit so wichtige Angelegenheit verwendet, auf welche sich diese Schrift bezieht, macht seinem Herzen um so mehr Ehre, je weniger die Möglichkeit, lebendig begraben zu werden, da, wo er schrieb, (denn in Deutschland hat man die Sache längst zur Sprache gebracht) noch geahndet zu werden scheint.

Hr. *H.* hat seiner Schrift die Form einer Rede gegeben, wahrscheinlich, weil er, als Prediger, an diese Form am meisten gewöhnt ist, und dann auch wohl, weil in einer Schrift für das Volk Deutlichkeit, Kraft und Bündigkeit, die sich so gern und so leicht an diese Form ketten, die wichtigsten Erfordernisse sind. Er theilt sie in drey Theile. Im ersten zeigt er die Möglichkeit des Scheintodes aus der Vernunft und der Erfahrung. Im zweyten beweist er, dass es Pflicht des Menschen und des Bürgers ist, der Möglichkeit, lebendig begraben zu werden, vorzubeugen, und im dritten giebt er die Mittel an, diess zu bewerkstelligen. Unter diesen letztern schlägt er auch die Anlegung von Leichenhäusern vor, die unter der Aufsicht von Aerzten stehen; wobey er (S. 66.) auf die Mitwirkung der Regierung rechnet, an die er sich, wie aus mehrern Stellen zu sehen ist, in dieser Rücksicht gewendet zu haben scheint. Wenn diese Schrift auch weiter keinen Erfolg hätte, als dass sie die Regierung auf's neue auf die unmenschliche Gewohnheit aufmerksam machte, die Verstorbenen, nach wenigen Stunden, oft wenn sie noch warm sind, zu begraben — eine Gewohnheit, die, vorzüglich bey dem gemeinen Volke und auf dem Lande, in Russland allgemein ist — und neue, kräftigere, Maasregeln veranlasste, diesem *Unwesen zu* steuern, woran bey der erhabnen Denkungsart des wahrhaft humanen Kaisers, und seiner edlen Mutter, die gewiss von dem Inhalte dieser, ihr gewidmeten, Schrift Notiz nimmt, gar nicht zu zweifeln ist: so hat der Vf. nicht umsonst geschrieben.

Der Stil dieser Volksschrift ist im Ganzen genommen gut, nur nicht populär genug, und manchmal etwas zu geschraubt. Auch ist die Sprache nicht ganz fehlerfrey, und die häufigen Inversionen, wie (S. 6.) „der eine Frucht ist des herrschenden Geistes der Ueberspannung" etc. anstatt: der eine Frucht des herrschenden Geistes der Ueberspannung etc. ist; oder: (S. 52.) „warum zieht uns an ihre Sprache?" etc. anstatt: warum zieht uns ihre Sprache etc. an? sind vielleicht auf der Kanzel, beym mündlichen Vortrage, verzeihlich; im schriftlichen aber sind es wahre Fehler gegen die deutsche Construction.

Zugleich mit dem deutschen Originale ist eine französische Uebersetzung in demselben Verlage (und auch in Moskwa bey Rüdiger) erschienen, die von einem gewissen *Louis de Ronca* herrührt, und, wie es scheint, auf Veranstaltung des Vfs. besorgt worden ist; denn in einer Anmerkung (S. 5.) wird gesagt, dass diese Uebersetzung verschiedene Zusätze und Veränderungen erhalten habe, die dem Vf. nöthig geschienen hätten. Die beträchtlichsten dieser Zusätze sind einige neuere Beyspiele von Scheintoden, die dem Vf. wahrscheinlich erst nach dem Abdruck des deutschen Originals bekannt geworden sind. Uebrigens findet man in der moskowischen Ausgabe einige Stellen anders, als in der rigischen, und zwar sind sie dort stärker und freymüthiger, da sie hier gleichsam gemildert erscheinen. Sollte daran wohl die verschiedene Censur schuld seyn?

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. August 1803.

## GESCHICHTE.

Berlin, in d. Himburg. Buchh.: *Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen von einem Zeitgenossen. Erster Theil.* 1803. 1 Alph. 5 Bog. *Zweyter Theil.* 1 Alph. 6 Bog. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Rec. war gleichfalls ein Zeitgenosse der grosen Begebenheiten dieser merkwürdigen sieben Jahre, und wohnte auf dem Schauplatze, wo sie sich zum Theil zutrugen. Ausser dass dadurch seine Theilnahme an derselben vermehrt wurde, nöthigten seine gelehrten Arbeiten ihn nachher, diejenigen Bücher mit Aufmerksamkeit zu lesen, welche man als die lehrreichsten und wichtigsten in diesem Theile der neuern Geschichte schätzt. Er schmeichelt sich also keine ganz oberflächliche Kenntniss der Begebenheiten dieses Kriegs zu haben, hat auch der Entstehung und dem Zusammenhange derselben, der nicht immer offen da liegt, fleissig nachgespürt. Aber er gesteht mit Vergnügen, dass ihm dieses Buch gleichwohl sehr lehrreich gewesen sey, dass es ihm manche Aufschlüsse gegeben habe, und dass sein Vf. sehr vollständig leiste, was er in der Vorrede verspricht: „manche Zweifel zu heben, manche bisher unbekannte Thatsachen, nebst deren Ursachen und Wirkungen in ein helleres Licht zu setzen, verschiedene Charaktere zu schildern, mancher besondern Anekdote zu erwähnen, und auf diese Weise mehr ein belehrendes Gemälde der hervorstechendsten Vorfälle, als eine pragmatische Geschichte zu liefern." Dieses letzte ist zu bescheiden gesprochen. Denn wenn eine pragmatische Geschichte diejenige ist, wo Ursache und Wirkung, Plan und Mittel, richtige oder fehlerhafte Anwendung der letzten, und die Gründe des Gelingens oder Mislingens gehörig angegeben werden: so ist des Vfs. Werk allerdings eine pragmatische Geschichte. Auch ist sie, was die Vorfälle bey dem preussischen Heere betrifft, vollständig genug, dass sie demjenigen, der nicht verlangt, einen jeden kleinen Kriegs - Vorfall zu lesen, oder der nicht einen genauen taktischen Unterricht zu erhalten wünscht, völlige Gnüge leisten wird. Denn die Schlachten beschreibt er nicht taktisch genau, sondern verweiset den Leser auf das Tempelhoffsche Werk, welches seiner Absicht vollkommen gemäss ist. Die Charaktere der vornehmsten handelnden Personen, besonders derjenigen, die einen bedeutenden Einfluss in die ganze Angelegenheit hatten, oder durch deren Klugheit oder Versehen eine Unternehmung gelang, oder fehlschlug, sind mit Kenntniss gezeichnet. Wir haben in diesen Urtheilen über die Menschen nirgend Animosität, selbst keine Härte gefunden, vielmehr müssen wir sagen, dass der Vf. zu viel entschuldiget, und sich daher zuweilen in Widersprüche verwickelt. Indessen sagt er da, wo er eine Handlung fehlerhaft findet, seine Meynung unverholen. Dieses gilt auch von dem Könige selbst, ungeachtet das Buch dem Prinzen Heinrich dedicirt ist. Im Ganzen spricht er zwar von dessen militärischem Charakter mit feurigem Lobe, selbst mit Enthusiasmus; aber er zeigt auch, dass die Unglücksfälle, die den König selbst trafen, immer durch seine eigene Schuld herbeygeführt wurden, und oftmals Folgen waren von seiner Leidenschaft, seiner Hitze, seiner hohen Meynung von sich selbst, und der daraus entstandenen Eigenwilligkeit und Verachtung guten Raths. Sein Stolz verleitete ihn, über den übeln Erfolg einer Unternehmung, an welchem er selbst Schuld war, jedesmal andere anzuklagen. Seine besten Officiere mussten von ihm Misshandlungen ertragen, und die mehresten bequemten sich dazu. Dass nun ein so unpartheyischer Mann, wie der Vf. auch den Feinden Gerechtigkeit erzeigen werde, kann man vorhersehen. Er stimmt darin grösstentheils überein mit den Urtheilen eines sehr vorzüglichen, öfters angeführten Schriftstellers, des Vfs. der Geständnisse eines östreichischen Veterans, (*Coniatzo*) oder, wie das Buch in den folgenden Theilen betitelt wurde: „Das Verhältniss zwischen Oestreich und Preussen in politisch-militärischer Hinsicht;" dessen Angaben und Gedanken er sich überhaupt häufig eigen gemacht hat. Der Krieg des Königs mit seinen übrigen Feinden ist ausführlicher erzählt, als der Krieg gegen die französische Armee. Doch werden auch hier manche der wichtigsten Vorfälle in ein andres Licht gesetzt, als worin sie gewöhnlich erscheinen. Dieses ist der grosse Werth des Buchs im Ganzen. Wir wollen jetzt einige der belehrendsten Bemerkungen mittheilen. Die Minister Bestuschef und Brühl hassten Friedrich persönlich, der letzte aus bekannten Ursachen, der erste, weil ihm Friedrich kein Geschenk dafür machte, dass Russland den Dresdener Frieden garantirt hatte. Preussischer Seits war es besonders der General Winterfeld, der dem König lebhaft zum Krieg rieth. Auch er hatte einen persönlichen Hass gegen die Kaiserin Elisabeth, weil sie die Juwelen seiner Gemahlin zurück behielt, als sie Winterfeld insgeheim und gegen der Kaiserin Willen heyrathete. Dieser General war es auch, der den König zu der Allianz

anz mit England leitete. Der König suchte Englands Allianz, und der Vorschlag dazu geschah von ihm an England, nicht umgekehrt, wie man gewöhnlich behauptet. Die Erzählung dieser sämmtlichen Verhandlungen enthält manchen Umstand, der wenigstens Rec. neu war. Sehr gegen Winterfelds Rath fieng der König den Krieg zu spät an. Der Widerstand der Sachsen zerrüttete gleichwohl seinen ganzen Operations-Plan. Die Masregel, sie bey Pirna zusammenzuziehen, rührte von dem französischen Gesandten Broglio her. Sie war die vortheilhafteste, und nützlicher, als wenn die Sachsen zu den Oestreichern gestossen wären. In der Schlacht bey Lowositz entschied endlich das Bajonet. Wäre indessen Browne stehen geblieben: so war es zweifelhaft, ob sich Friedrich in Böhmen hätte halten können. Wir überschlagen die folgenden Bemerkungen bis auf die Schlacht bey Planian. Sie ist die einzige, die hier ausführlich beschrieben wird, und von der ein guter Plan beygefügt ist. Der König wollte sich durchaus von dem Anmarsch der Daunschen Armee nicht überzeugen lassen, bis er sie vor sich sah. Er verlor die Schlacht, weil er ungeachtet des guten Anfangs, den Hülsen gemacht hatte, seinen Plan mitten in der Schlacht abänderte, diesen General nicht unterstützte, und mit der Armee die Fronte des Feindes angriff. Der Fürst Moritz von Anhalt that dagegen die lebhaftesten Vorstellungen, und weigerte sich mit den Truppen vorzurücken, bis der König im heftigsten Zorne und mit entblöstem Degen auf ihn zuritt und ihn fragte: ob er gehorchen wolle? Die Fehler des Generals Pennavaire, dass er nicht seine Cavallerie gegen die feindliche rechte Flanke führte, und des General Manstein unzeitiger Angriff auf das Dorf Chozemitz auf dem rechten Flügel der Armee, entschieden den Ausgang der Schlacht gegen die Preussen. Denn Hülsen blieb ohne Unterstützung, und wurde zurückgeworfen. Durch jenen Angriff wurde der ganze rechte Flügel mit den Oestreichern ins Handgemeng gebracht: so dass, als derselbe nachher den linken unterstützen sollte, man über kein Bataillon mehr disponiren konnte. Der Herzog von Bevern liess Manstein den Angriff verbieten, aber er antwortete: er habe dazu den ausdrücklichen Befehl durch einen königlichen Flügel-Adjudanten erhalten. Dieser General, dessen ausgezeichnete Tapferkeit den Vf. bewegt, ihn mit dem Ritter Bayard zu vergleichen, wurde in diesem Treffen verwundet. Die Bedeckung, unter der er nach Dresden gebracht werden sollte, wurde von Laudon aufgehoben; allein Manstein wollte sich nicht ergeben, und wurde fechtend von den Croaten getödtet. Der Vf. führt die muthmasslichen Gründe an, die den König zur Veränderung seiner Disposition könnten bewogen haben. Er ist der Meynung, dass nicht viel gewonnen seyn würde, wenn auch der König die Oestreicher geschlagen hätte, da sie ihm doch immer sehr weit würden überlegen geblieben seyn. Auch tadelt er es sehr, dass man der Armee des Prinzen Karl gestattet habe, sich in Prag zu werfen, weil man die eitle Hoffnung gehabt hätte, dass man sie daselbst gefangen nehmen könne. Ihre Stärke und die Nähe einer Hülfsarmee würden dieses immer unmöglich gemacht haben. Der König behandelte seinen Bruder auf dem Rückzuge der Preussen aus keinem andren Grunde so hart, als weil er seine eigene Schuld auf andre schieben wollte. Den Generalen der Armee des Prinzen liess er sagen, sie verdienten alle, ausser Winterfeld, dass er ihnen den Kopf abschlagen liesse. Den Grund der barbarischen Verbrennung von Zittau, findet der Vf. in der Eifersucht der Böhmen über den Flor der dortigen Manufacturen, die den ihrigen grossen Abbruch thaten. Die Franzosen drangen nach der Schlacht bey Planian vor. Errées wird sehr gelobt. Der Herzog von Cumberland hatte nach der Schlacht bey Hastenbeck so sehr den Kopf verloren, dass alle Bemühungen des Erbprinzen von Braunschweig und anderer Generale ihn nicht bewegen konnten bey Hameln Stand zu halten. Wir *wundern* uns, dass der freylich überall in seinen Urth*eilen sehr* gelinde Vf. diesen Prinzen, irgendwo vorher. *einen* guten Feldherrn nennt. Die Schlacht bey *Culloden* war allerdings von grossen Folgen, aber nicht schwer zu gewinnen. Der Herzog von Orleans, der Graf von Maillebois, und der Prinz von Soubise waren Etrées Feinde am Hofe, und veranlassten durch ihre Verläumdungen seine Abrufung. Dass Richelieu abgekauft war, und daher nicht in die preussischen Staaten drang, glaubt auch der Vf. Der König hatte dem General Lehwald den Major Golz in dem Feldzuge gegen die Russen zur Führung zugegeben; der brave Mann sah, dass er des Königs Befehle nicht ausrichten könnte, und dass die Russen gewiss die Oberhand behalten würden. Er suchte und fand daher den Tod in der Schlacht bey Jägersdorf. Als Haddik *Berlin* brandschatzte, verlangte er unter andern zwey Dutzend Damen-Handschuhe, um der Kaiserin damit ein Geschenk zu machen; man gab sie ihm, aber sämmtlich über die linke Hand. Der Herzog von Bevern unterstützte Winterfeld bey Görlitz, wo derselbe blieb, nicht, wie er wohl gekonnt hätte, entweder weil er diesen Liebling des Königs hasste, und dennoch seinem Willen Folge leisten musste, oder weil er sich fürchtete, aus seiner guten Stellung herausgezogen zu werden. Der Vf. lobt Winterfeld als Soldat ungemein, verschweigt aber die Klagen, welche die Officiere, über seinen Charakter führten. Doch sagt er, er sey ein Hofmann aus leidenschaftlichem Ehrgeize, und dem Willen des Königs unbedingt ergeben gewesen. Die Oestreicher hätten ihn in den ersten schlesischen Feldzügen so gefürchtet, dass sie stets gewichen wären, wo er sich ihnen gezeigt hätte. Als seine Leiche durch ihre Vorposten geführt wurde, erwiesen sie ihr die militärischen Ehrenbezeugungen und nahmen sie unter ihre Bedeckung. Der Herzog von Bevern gieng zu übereilt nach Schlesien, aber sein Rückzug war meisterhaft. Auch waren andre Schuld an dem Verluste der Schlacht bey Breslau. Der General Wobernow gab dem Könige den Rath, zu der Rede, mit der er seine Officiere vor der Schlacht bey Leuthen aufmunterte, die letzten

Wer-

Worte hinzuzusetzen: „Ist aber einer unter ihnen der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ Nur hatte Wobernow dieses mit Worten ausgedrückt, welche, in Gegenwart des Königs gesprochen, des Vfs. Vertheidigung dieses Generals gegen Warnery's Beschuldigung, dass er grob gewesen sey, verdächtig macht. S. 261 sagt der Vf. von Daun sehr wahr: „Daun hat dem in seine Geschicklichkeit und Talente gesetzten Zutrauen nicht völlig entsprochen, und alles, was man in der Folge auf Rechnung seines Genies schreibt, war fast nur Resultat fremder Einwirkung.“ Gleichwohl lobt er ihn in der Folge an mehrern Orten zu sehr. Wir haben alle vorstehende Bemerkungen aus der Geschichte des J. 1757 genommen. Der Raum erlaubt uns nicht, die Erzählung der Geschichte der übrigen Jahre in diesem reichhaltigen Buche eben so ausführlich durchzugehen. Die Betrachtungen über die Lage des Königs, die vor jedem Jahre voraus geschickt werden, sind mit vieler Einsicht abgefasset. So aufmerksam war der König auf jedes Hülfsmittel gewesen, wodurch er seine Feinde schwächen konnte, dass er im Auslande grosse Capitalien besprochen hatte, und regelmässig verzinsete, damit seinen Feinden diese Quellen zu Geldsubsidien verschlossen blieben. Denn er war der Meynung, die auch der Ausgang bestätigte, dass in den Händen desjenigen, dessen Schatz ihm am längsten Mittel darböte, den Krieg fortzusetzen, die Macht seyn würde, einen rühmlichen Frieden zu schliessen. Selbst bey dem Ueberfalle bey Hochkirchen that Daun seine Pflicht nicht, und Friedrich zeigte ihm, dass er sein Meister sey. Doch schlug sich der König zu lange in seiner Stellung, von der er vorher hätte sehen müssen, dass er sie nicht behaupten könnte. Aus der Art, wie der Vf. diese Begebenheit erzählt, sieht man doch, dass der Ueberfall dem wackern Preussen noch jetzt kränkend ist. Der vortreffliche Zug des Königs, Neisse zu befreyen, wird mit vielem Feuer erzählt. Ungemeines und nie geschwächtes Lob giebt er dem Herzog Ferdinand. Selbst die gewagte Schlacht bey Crefeld findet in ihm einen günstigen Beurtheiler, und über die Schlacht bey Bergen spricht er sehr bescheiden. Der zweyte Theil fängt mit dem J. 1759 und mit einer Uebersicht des damaligen Zustandes von Europa an. Eine Vergleichung zwischen Pitt dem ältern und Pitt dem jüngern ist ganz in der Meynung des Rec. geschrieben. Die Festigkeit des letztern möchte doch oft nur eigensinniger Dünkel seyn. Der Vf. gehört mit zu denjenigen, die völlig von der Unschuld der Familie Aveiro bey dem Angriffe auf den König von Portugall überzeugt sind. Uns scheinen den dafür angeführten Gründen noch immer eben so wichtige entgegen zu stehen. Das Unglück, welches dem König von Preussen in diesem Jahre begegnete, traf ihn sämmtlich durch seine eigne Schuld. Vor der Schlacht bey Kunersdorf machte er sein Testament. Fink war bey dem unglücklichen Vorfall bey Maxen nicht ohne Schuld; aber der König hatte sich weit mehr vorzuwerfen. So wie der Vf. den König schildert, mochte dieses wohl viel mit dazu beytragen, dass er den wirklich sehr verdienstvollen General äusserst hart behandelte. Als er aus der östreichschen Gefangenschaft zurückkam, und dem Könige gemeldet war, liess ihn derselbe zur Tafel bitten. Wie der König ins Versammlungszimmer trat, sah er Fink an, und sagte: er habe nicht ihn, sondern den Minister von Finkenstein bitten lassen. Fink musste abtreten. Er nahm sogleich seinen Abschied, und gieng in dänische Dienste. Ein andrer Zug von des Königs Denkart, den der Vf. erzählt, stellt seine Schwachheit, alles allein durch sich selbst seyn zu wollen, und fremden Einsichten nichts zu verdanken, sehr deutlich dar. Die Schlacht bey Kunersdorf hatte ihn von diesen hohen Begriffen von sich selbst herunter gebracht, und ihn zu dem herablassendsten Fürsten gemacht. Besonders gab er den Vorschlägen des Obristen Moller von der Artillerie, und des Ingenieur-Capitains Marquart viel Gehör, und fragte sie um ihre Meynung, durch welche Mittel er seine bedenkliche Lage verbessern könnte. Kaum hatte er aber die Höhen von Zobelwitz erreicht, und daselbst eine Stellung genommen, durch welche er den General Soltikow die Belagerung von Glogau verwehren konnte, kaum hatte er daselbst ausgerufen: dieser glückliche Tag ist mir mehr werth, als der glänzendste Sieg! so ergriff er jede Gelegenheit, die thätigen Theilnehmer an seinen Geheimnissen zu demüthigen. Der Vf. führt in Absicht des Capitain Marquards eine Anekdote an, welche die Bemerkung, dass Friedrichs Lobredner dergleichen Charakterzüge übergangen hätten, die gleichwohl der Nachwelt nicht vorenthalten werden dürften, rechtfertiget. Nur haben sie es wohl nicht alle geflissentlich gethan, wie hier hinzugefügt wird. Die Lobreden wurden grösstentheils geschrieben, als man es noch nicht wagen durfte, dergleichen Anekdoten zu verbreiten. Dass es hier geschieht, ist für den Geschichtkundigen sehr willkommen; dass es in einem Buche geschieht, das dem Bruder des Königs gewidmet ist, giebt ihm noch mehr Gewicht.

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Berlin, b. Schöne: *Poetisches Taschenbuch nach Horaz*, zum lehrreichen Unterricht für Damen, und Freunde der Satire und des Scherzes. Herausgegeben von *J. E. L. Paulmann.* Mit des Verfassers wohlgetroffenem Bildniss. 1802. 215 S. 8. (20 gr.)

Nach einer „*Vorerinnerung an das Publikum*“ worin der Vf. Hn. *Heyne* als Pathen dieses Kindleins aufruft, nach einer sonderbaren „*Weihe an die Damen*“ nach einer „Einleitung, *von der Poesie überhaupt, und dem wahren Wesen derselben*, welche die Damen sogar über den *Amphimacrus* (— ◡ —) *Ditrochaeus* (— ◡ — ◡) u. s. w. aufklärt, und nach einer undeutschen „*Nach-*

„*rede*

„*rede an alle passionirte Liebhaber der sinnreichen, ruhmwürdigen und hochgestiegenen deutschen Poesie*“ liefert der bekannte Vf. einige Satiren, oder Lieder und Briefe des Horaz, mit Anmerkungen und Erläuterungen *vor*, *in* und nach dem „*kühn gewagten* Versuch“ einer „der Latinität des Originalgeistes *pünktlich-treu-genau* folgenden Verdeutschung.“ — Warum? Kennt er vielleicht *Ramlers*, *Eschenburgs*, *Wielands* gelungene Verdeutschungen nicht? Wohl kennt er diese. Sein Taschenbuch nach Horaz heiligt er aber zunächst den *Damen*, *deren Gefühl des Schönen und Guten mehr zu üben und zu verfeinern*. Aber wie übersetzt er!

*— Celsae graviore casu*
*Decidunt turres, feriuntque summos*
*Fulmina montes.*

„Hohe Thürme stürzen mit *mächtigem* Falle
„*Zu Boden*, und die *Wetterstrahlen schlagen*
„die höchsten Berge.

Weit besser übersetzte schon im Jahre 1773 ein Anspacher: Mit *schwererem* Falle stürzen erhabene Thürme um, und die *Blitze treffen* die höchsten Berge.

*Ut scriptor, si peccat idem, librarius usque*
*Quamvis est monitus, venia caret.*

„Wie ein Bücherabschreiber, *wenn er immer den Fehler begeht*, wiewohl er oft gewarnet ist, keine Verzeihung erhält.“ *Idem peccare* heisst *einerley Fehler immer wieder begehen*.

*Tristis* übersetzt er, (pünktlich — treu — genau?) *schwarz*-traurig; *avidus futuri*, *furchtsam* vor der Zukunft, *querulus*, *winselnd*, *dapes inemptas* eine ungekünstelte Mahlzeit etc.

Von seiner Diction ein Pröbchen: „Auch kann „ich nicht umhin, die so oft in Versen *herumgehudelte* „Liebe *zu rügen ohne Geist und Herz*; (*Sie!*) voll „nur von allerley süssen zusammengestoppelten Phra„sen: „*wo* solche Reimschmiede und Gedichtverder„ber sich in ihrem Gewissen *betroffen fühlen*, (?) die „Leiter an den heiligen Helicon anzulegen etc. Mit „Mythologien oder Geheimnissdeutungen *verbosselt*, „*verschmiedet* und *verdrängelt*, dass nichts dran man„gelt“ etc. — Ein Unglück, dass er seinen *heiligen Zorn* nicht *trioletisirte!*

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Romantische Kopien*. Von *F. A. G. Langbein*. *Erstes Bändchen*. Ritter Gerhard und seine Getreue enthaltend. 1802. 8. (16 gr.)

Auch mit dem Titel:

*Ritter Gerhard und seine Getreue*. Eine *Kopie* von *F. A. G. Langbein*.

Eine *Nachbildung* der „*Histoire de Gerard de Nevers et de la belle Euriant, sa mie*, par *Tressan*. A Paris. An IV. (1796) 12. Rec. konnte der ganzen Ritterlegende, wo eine *kleine Warze* in Gestalt des *lieblichsten Veilchens*, unter Adelheids Busen, ein *Bad*, *ein Traum*, ein *Liebestrank*, ein *Ring* um den *Hals einer Lerche*, *Vermummungen* u. s. w. die Hauptentwicklungen herbeyführen, keinen Geschmack abgewinnen. Auch musst' es dem Rec. missfallen, dass in der deutschen Bearbeitung die Ausdrücke: *Medisance*, *Honneurs* machen, beybehalten wurden, dass Liziard, als die schöne Adelheid aus dem Bade steigt, jenes Wärzchen durch eine Wandritze *abzeichnet*, *um es desto besser im Gedächtniss behalten zu können*, dass eine *Schmucknadel* sich in einen *Dolch* wandelt, wo nicht für das *Herz*, doch für die *Augen* des schändlichen Liziard, dass ein Ross *in frischen Halmen* die *Gegenwart* seines *Magens beweist*, dass die angefallene Adelheit sich nur rettet, indem sie mit dem *einen Fuss* dem *Ritter* einen *Tritt in's Gesicht versetzt*, der ihn die *Hälfte* seiner *Vorderzähne kostet*, dass Wuth sein Blut durchsiedet, im Maymond *jeder Grashalm Wollust verbreitet* etc. Dergleichen Sonderbarkeiten stehen wohl schwerlich im „*liebenswürdigen*“ Original; aber wenn auch, hatte der Uebersetzer nicht freye Hand, in's Gefälligere zu copiren?

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Salzburg*, (in d. May'r. Buchh.): *Sammlung von Erzählungen für Kinder*. 1802. 96 S. 8. (3 gr.) Meistentheils bekannte, aus Campe's, Rochow's, Weisse's u. a. Kinderbüchern, ohne allen Plan zusammengelesene, moralische Erzählungen, in welchen die Sprache, in der sie unser Sammler vorträgt, nicht einmal überall verständlich ist, wie S. 16, wo von einer Mutter gesagt wird, dass sie ihren Kindern *verschiedene gebrannte Geister* (vermuthlich Liqueurs?) gab. — S. 13 wird erzählt, dass sich zwey Knaben bey dem Spiele mit des Vaters Gewehren erschossen. Hierbey werden zugleich die Worte angeführt, welche die Kinder bey diesem unglücklichen Soldatenspiel miteinander sprachen, obgleich kein Mensch bey diesem Vorfalle zugegen war. Fühlte denn der Vf. nicht, dass durch diese, hier ganz am unrechten Orte angebrachte, Ausführlichkeit, jedem aufmerksamen Kinde die ganze Erzählung als eine unwahrscheinliche Dichtung vorkommen muss?

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Donnerstags, den 25. August 1803.*


## *SCHÖNE KÜNSTE.*

ERFURT, b. Hennings: *Das Land der Geheimnisse oder die Pyramiden. I. II. Bändchen.* Mit einem (sehr unbedeutenden) Kupfer. 1801. 208 u. 234 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In die für das ganze Vorderasien so wichtige Zeitperiode, wo der Kampf der Griechen gegen die Perser nach Darius und Xerxes sich allmählich zur glücklichen Offensive umbildete, versetzt der Vf. den Helden seines Romans, einen feurig patriotischen, durch griechische Kenntnisse mehr als gewöhnlich gebildeten, jungen Aegyptier, Osymandias. Dieser tritt mit einem mal, man weiss nicht, unter welcher Autorität, eine Reise nach Syrien an, um entweder den persischen Satrapen, Megabyzus, durch Trotzen und Drohen von einem schon ganz vorbereiteten Heerzug gegen Aegypten zurückzuhalten, oder von dort aus sich, wie der Vf. ihn es dem Megabyzus ins Gesicht sagen läst, an den athenienssischen „Admiral“ Cimon um Hülfe für sein Vaterland zu wenden. Noch in den Vorzimmern des Satrapen harrend verliebt sich O. urplötzlich in Leda, die (mit einem griechischen Namen begabte) Tochter des Satrapen, welche, für Aegypten äusserst enthusiasmirt, nicht nur die Unterhändlerin des O. an ihren Vater werden will, sondern auch an der nächsten Mahlzeit in einem Backwerk dem Aegyptier ein Blumengewinde zuschickt, „in dessen kunstvoller Verwebung er eine Einladung „zum Abend in einen Garten des Satrapen fand.“ Der Vf. treibt, wie man sieht, die Kunst den Leser mitten in die Sache hineinzureissen. Sein Osymandias „durchschlich nun die dichtverschlungenen He„cken, wo der girrende Vogel seiner Sie die Schwär„merey der Liebe sang“, um an Leda, „die seinem Herzen Alles geworden ist“, zu erklären, dass „solange noch dieses Herz für die grosse Angelegenheit der Freyheit erglühe, kein Perser den ägyptischen Boden betrete“, zugleich aber, um ihr „bey den „ewigen Mächten, die das Jahr leiten und die Frucht„barkeit über Aegypten bringen, zu schwören, dass „er Sie mehr als sich selbst, *mehr sogar als diese Mächte,* „liebe.“ Wem an diesen Pröbchen patriotischer Rodomontaden und verliebter, einem Aegyptier am wenigsten geziemender Blasphemien nicht genügt, den verweisen wir an die übrige Fülle herzbrechender Herzensergiessungen in beiden Bändchen. Wir bemerken nur noch, dass „ehe die Nacht entfloh, Leda ihr (weibliches) Heiligthum an O. verrathen zu haben erröthet“, worüber in einer warmen, nicht ganz missrathenen Schilderung bey dem Vf. das weitere nachgelesen werden kann. Uebrigens wird mitunter nicht wenig über Staatsverfassungen und Priesterregiment und Volksaufklärung politisirt, nach der Natur ein „System fürs Leben organisirt“, u. dgl. m. In den Pyramiden sollen die ägyptischen Priester den Wohnsitz ihrer Weisheit gehabt haben. Dem Vf. beliebt es S. 151, diese Monumente *in die Nähe von Thebä* zu versetzen. Der gräcisirende Osymandias beginnt, da er dort unter wundersamen Vorbereitungen, über denen mancher empfindsamen Leserin um des wunderschönen schwimmenden Mannes willen die Haare zu Berge stehen werden, die grosse Weyhe erhalten soll, eine Trennung der Alten und Jüngern in der Priestercaste. Ein Nebenbuhler, Amyrtäus, vergiftet (eine ganz zweckwidrig gewählte Todesart!) die indess als gefangen nach Aegypten versetzte persische Geliebte. Osym., welcher (II, 49.) „durch das Medium von Leda's Liebe mit der Welt zusammengehangen hatte“, schwört nun unter Leitung seines weisen griechischen Begleiters, Euphanor, dass von nun an, „Aegypten seine einzige Liebe“ seyn solle. Cimon erscheint und hindert (der Grieche gegen Aegyptier?) durch eine blosse Rede den Ausbruch eines Bürgerkriegs zwischen den Parthieen des Amyrtäus und Osymandias. Eine vom Vf. nicht gut angelegte, aber glücklich durchgeführte griechische Schlauheit entfernt das persische Heer aus Aegypten. Megabyzus wird selbst Rebell gegen Persien. Osym. (der Aegypter) wird (was können Autoren nicht alles aus ihren Helden machen!) als eine für die Königinnen des persischen Serails unwiderstehliche Schönheit, vom Vf. nach Susa geschickt. Er hält dort der Königin Mutter, Amistris, eine moralisch-politische Vorlesung, subtilisirt mit der (nach S. 179 unkultivirten) Königin, Amytis, über Rosendorne und Rosenbrechen, schreibt dem (S. 154 als unmündig schwach beschriebenen) Artaxerxes die „Feuerschrift der Wahrheit in das Herz“, dass dieser König „der beste Mensch an seinem Hofe sey, aber alle, die ihn umgeben, nichts taugen.“ So will es nun einmal sein Schöpfer, der Vf., welcher ihn, da es zu schliessen Zeit ist, durch eine unkluge Opposition gegen die Priester sein geliebtes Aegypten in die Hände des verabscheuungswürdigen Amyrtäus stürzen lässt, ihn selbst aber eilig an das Ende seiner Laufbahn führt.“ Verlassen von den Seinigen, da „ihm Leda's Lichtgestalt zu winken scheint, senkt Osymandias sich den Stahl ins Herz und die Worte: Leda! Aegypten! erstarben auf seinen Lippen.“ Glück genug für ihn, dass er die stattliche Standrede nicht mehr anhören kann, mit

mit welcher der Vf. selbst sich endlich an das Ende seiner Laufbahn bringt.

Paris: *Nouvelle Architecture Françoise*, ou Collection des Edifices publics et maisons particulieres bâties à Paris et aux environs, depuis 25 à 30 ans, recueillie et publiée par *J. Ch. Krafft*, Architecte, et *N. Ransonnete*, Graveur. 15 Hefte in gross Fol.

Jedes Heft enthält sechs Kupferstiche, welche Grundrisse, Durchschnitte und Aufrisse von Gebäuden darstellen; alle Platten sind fortlaufend numerirt; bey jedem Heft befindet sich ein Blatt Erklärung der darin befindlichen Kupfer in französischer, deutscher und englischer Sprache, und dem ersten Heft ist überdem noch ein kleines Avertissement ebenfalls in den genannten drey Sprachen beygefügt, worin die Herausgeber über ihr Unternehmen kurzen Bericht abstatten.

Zwar ist es wahr, dass die Franzosen seit zwey oder drey Jahrzehenden in der Architectur nicht weniger als in der Malerey und Plastik, durch Nachahmung vortrefflicher Muster einen bessern Geschmack bey sich einzuführen bemüht gewesen sind; wie viel sie aber auch von dieser ihrer Regeneration halten und sagen mögen, so gelang ihnen doch nur die Verbesserung der Form und — man könnte hinzufügen — der Manier, hingegen sind sie den höhern Kunstzwecken, die in *Bedeutung und Charakter* bestehen, noch um nichts näher gerückt. Aus diesen Gründen halten wir es immer für gewagt, denen, die sich erst bilden wollen, französische Kunstproducte zum Studium vorzulegen, und möchten darum auch das gegenwärtige Werk gar nicht unbedingt einem jeden, der sich mit Baukunst befasst, als musterhaft empfehlen. Indessen können Anfänger sowohl, als geübte Architekten, wenn sie sich dessen mit Geschick bedienen, daraus allerley Nützliches für Construction, Bequemlichkeit der innern Einrichtung, Oekonomie des Raums und Fügung in Localbedingungen lernen. Denkenden Beobachtern geben diese Hefte sehr merkwürdige Aufschlüsse über Lebensweise und Charakter der französischen Nation. Sie zeigen, wie der Franzose zwar die Bequemlichkeit liebt, Bequemlichkeit fodert, aber sich, wenn Umstände ihn drängen, wohl auch enge behilft und beschränkt; dabey doch immer noch gelten und glänzen will, mit einem Wort, wie ein wenig Vornehm- und Grossthun mit zu seiner Existenz und zu seinem eigenthümlichen Charakter gehört. Demnach hat die kleinste Wohnung eines französischen Elegants eine hierauf sich beziehende Einrichtung, und unterscheidet sich in der Anlage und Bestimmung der Zimmer vom Pallast kaum anders als durch kleinere Räume und weniger Schmuck. Um unsern Lesern einen desto deutlichern Begriff davon zu verschaffen, wollen wir sie mit der innern Einrichtung einer solchen Wohnung näher bekannt machen. Die *Maison Lanchere à Chaillot, bâtie par Charles Aubert archit.* 1801. C. 10. Pl. 58. besteht — 1) im Bodengeschoss, aus Eingang und Hausflur, Treppe, Speisesaal, Gesellschaftssaal, Garderobe und drey kleinen Cabinets; unter diesem Stockwerk befinden sich Vorrathskammern, Küche und Keller. 2) Das zweyte Geschoss hat ausser Treppe und Vorzimmer einen Saal, der zugleich Schlafgemach ist, ein Toilettenzimmer, Garderobe und noch ein kleines Schlafgemach. 3) Der dritte Stock enthält abermals Treppe und Vorzimmer, ein Billardzimmer, Cabinet und ein englisches Privet. Das ganze Gebäude halt in den Mauren nicht mehr als 21 pariser Fuss ins Gevierte, sein Bodengeschoss ist 10, die obern 8 pariser Fuss hoch. Der zuerst erwähnte Speisesaal hat 8 Fuss Breite, 10 Fuss Länge; der Gesellschaftssaal ist 12 Fuss tief und nimmt seiner Länge nach, die Breite des ganzen Hauses ein, aber in den Ecken sind die drey Cabinete davon abgeschnitten. — *Maison Bruyere*, C. 10 Pl. mit dem vorigen Gebäude ungefähr von ähnlicher Einrichtung, nimmt mit dem *dazu gehörigen* Park einen Raum von etwa 100 *pariser* Fuss Länge und 36 Fuss Breite ein. Unter den grössern Gebäuden verdient das Haus des *C. Baumarchais* in Betreff seiner innern Einrichtung vor allen andern Beyfall. Im Plan der *Maison Montmorenci* hat der Architekt *le Doux* mit musterhafter Gewandtheit sich den örtlichen Bedingungen zu fügen gewusst. Von eben diesem Künstler ist auch das *Hotel Telusson* C. 12 Pl. 72. gebaut, zwar in einem etwas phantastisch theatralischen Geschmack, doch muss die Wirkung des Ganzen nicht übel seyn; sonst nehmen sich in Hinsicht auf gute äussere Architektur vornehmlich *Maison Masserano* vom Baumeister *Brognart*. C. 7. Pl. 39. das *Jagdhaus des Duc de Laval* von *Cellerier* Pl. 41. desgleichen das *Hotel Monaco* Pl. 70. und der zum *Hotel del' Infantado gehörige Stall* am besten aus.

Der 14te und 15te Heft enthalten Verzierungen theils von ganzen Zimmern, theils von allerley einzelnen Theilen, wie Decken, Thüren etc. auch Meubeln. Wir läugnen nicht, dass sich allerley ganz hübsche Sachen darunter befinden; allein der Geschmack im Ganzen ist eben doch nicht erfreulich oder nachahmenswerth, weil beynahe überall der innige Zusammenhang der Theile, die wohlthätige Einheit des Ganzen fehlt, und Leichtes und Schweres übel gepaart neben einander stehen. In den Meubeln besonders ist die Verzierung oft dem Zweck der Sache zuwider, und stört ihren Charakter. Aus dem ganzen Inhalt dieser beiden Hefte befriedigte uns Pl. 66 mit der Verzierung eines runden Sallons aus dem oben erwähnten Hause Baumarchais noch am meisten: es ist eine reiche niedliche Composition, und man findet darin nicht solche auffallende Dissonanzen, wie in den übrigen.

München, b. Lentner: *Vorlesungen über bildende Künste, für Deutschland; von Rittershausen.* 1802. 379 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Gleich in der Vorrede behauptet Hr. R., die schönen Künste müssten die Sitten bessern. Wenn er bey seinen

seinen Vorlesungen auf diesen Zweck hinzuarbeiten strebte, so ist diese wohlgemeynte Absicht allenfalls lobenswerth; übrigens aber gebricht es dem Werk gänzlich an empfehlungswürdigen Vorzügen. Der Vf. schreibt undeutlich; er hat äusserst eingeschränkte Begriffe von der Kunst, und ist ihrer Geschichte nicht recht kundig. Oeftere Ausfälle gegen Kant und die neuere Philosophie müssen unpartheyischen Lesern misfallen; nicht minder werden auch die meisten die viel zu häufig eingestreuten frommen Betrachtungen des Vfs. langweilig finden. Mit einer ausgezogenen Stelle und Hindeutung auf einige andere werden wir alles dieses belegen können. „*Der stolze Philosoph* (heisst es S. 12) *wird mich über die Richtigkeit obiger Begriffe* — nämlich von den wesentlichsten Bestandtheilen eines ächten Kunstwerks — *fragen. Antwort: der allgemeine Menschensinn, auf dessen Urtheil selbst die ganze Natur sich beruft. Weiters können wir mit diesen Herrn nichts zu thun haben, deren Disputation die Vorsicht, welche ihren göttlich erhabenen Weg fortgeht, die Welt überlassen hat: wovon der Thurm zu Babel schon vorlängst das Sinnbild war, das ein ewig unvollkommenes Werk bleiben wird.* Dieses mag als Probe des Stils dienen, und zugleich zeigen, wie witzig Hr. R. die Philosophen bekämpft. S. 15 u. 16 wird ganz gegen alle Erfahrung behauptet: *die schönsten antiken Statuen* seyen meistens *unter der gewöhnlichen Lebensgrösse*, und nicht minder unrichtig, dass geschnittene Steine *selten an Grösse einen Ducaten übertreffen.* Irrig ist ferner S. 19 dem altgriechischen Stil in der Kunst *richtiges Ebenmass* zugeschrieben; Elodas, Lehrer des Phidias, hat den Namen *Agesilaus* erhalten; Polyklet ist in *Polikles* verwandelt. *Nach den Zeiten Mark-Aurels*, meynt S. 23 unser nicht zum besten unterrichtete Vf., *fieng die Barbarey zu herrschen an*, und wenige Zeilen weiter zeigt er fast noch grössere Unwissenheit in der Geschichte der neuern Kunst. *Unter Pabst Leo X.* heisst es, *stieg die Kunst vom Himmel herab, und erschien den Sterblichen wieder.* Bey ihm kommen also die vorhergegangenen zwey vollen Jahrhunderte, in welchen die Kunst von Stufe zu Stufe emporgestiegen, in gar keine Betrachtung? Auch muss er nicht einmal wissen, dass Rafael und Michelangelo und L. da Vinci nicht erst unter Leo X. aufgetreten, sondern früher schon als die vortrefflichsten Künstler bekannt waren. Doch sind dieses immer noch nicht die gröbsten Fehler, welche aus des Vfs dürftigen Kenntnissen entsprangen. Dahin gehört unter andern das Vorgeben S. 28, das Antiquarium zu München enthalte eine vollständigere Reihe römischer Kayser, als selbst das capitolinische Museum, und die Stelle S. 34, wo der florentinische Maler Fra Barthol. di San Murco in einen Gelehrten verwandelt worden, dessen Umgang Rafael die Entwicklung seiner philosophischen Begriffe zu danken gehabt habe. Dergleichen könnten wir nun noch viel anführen: allein es ist ohne Zweifel schon genug, ja zu viel geschehen, um zu erweisen, dass Hn *Rittershausens* Vorlesungen ein überflüssiges und unbrauchbares Werk sind.

Leipzig, in d. v. Kleefeld. Buchh.: *Handwörterbuch der Seelenmalerey*; zum gemeinnützigen Gebrauch, besonders für Zeichner, Maler und Liebhaber charakteristischer und allegorischer Darstellungen, nebst 52 in Kupfer gestochenen Köpfen (auf 13 Octavblättern), die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften betreffend, von (nach) Le Brun. 1802. VIII und 325 S. 8. (2 Rthlr.)

Hiermit hat ein Abschreiber in das Gebiet der bildenden Künste einen Streifzug thun wollen, und ohne Urtheil oder Sachkenntniss aufgegriffen, Gutes und Schlechtes, Passendes und Unpassendes, was ihm eben vor die Hand kam. Dass dieses, wenn vom Ganzen die Rede ist, nicht zu hart geurtheilt sey, liegt uns ob, nun durch nähere Anzeige des Inhalts und Hindeutung auf einzelne Stellen zu beweisen.

Der Vf. hat zwar sein Werk in mehrere Kapitel eingetheilt; eigentlich aber zerfällt es in drey Abschnitte, von denen der erste vornehmlich über Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sich verbreitet: dazu gehören auch 13 Kupfertafeln. Der zweyte handelt von der Allegorie. Der dritte erklärt Kunstwörter und *Begriffe* — sagt die Ueberschrift — *welche auf Seelenmalerey Bezug haben*, wobey aber zu bemerken ist, dass manches mit unterläuft, was mit der Kunst in gar keiner Verbindung steht. S. 41 findet man folgende Stelle: „*Die Pyramiden in Aegypten, die aufgethürmten Schweizergebürge, das grosse Weltmeer, das Heer der Sterne, ein reiner heiterer Himmel sind erhaben, weil sie ausser dem weitern Raume* (weiter nämlich, als bloss grosse Gegenstände), *den sie einnehmen, auch noch einen vorzüglichen Grad von Schönheiten besitzen.*" S. 74. „*Gewissensbisse kann man durch eine Figur vorstellen, welcher eine Schlange am Herzen nagt.*" S. 277. „*Nachahmung der Antiken. Die Meister, welche die Antiken hervorgebracht haben, hatten zum Ziel eine übermenschliche Schönheit. Dieser Schönheit unterordneten sie alles Uebrige. Daher kömmt es, so berühmt auch die Antiken sind, dass ein Mensch, je näher er in seiner äussern Bildung einem antiken Kopfe gleicht, um so viel einfältiger und dümmer ist. Wer ein Seelenmaler werden will, kann die Antiken studiren, fliehe aber, sie nachzuahmen.* — Und weiter — *je antiker ein ihm aufstossendes Gesicht ist, desto dümmer wird er es finden.*" S. 281. „*Hat jemand einen Buckel, ein lahmes Bein, so steht sein Erkenntniss- und Begehrungsvermögen mit dem lahmen Beine oder Buckel in der genauesten Verbindung. Der berühmte Held Agesilaus würde nicht gerade der grosse Mann, der er war, gewesen seyn hätte er statt seines verwachsenen Körpers eine schöne Gestalt gehabt.*" Noch mehrere Beweise, dass unser anfangs gefälltes Urtheil begründet sey, wird ohne Zweifel niemand verlangen. Die Kupfer sind sehr mittelmässig; der Text voller Druckfehler.

*NEUERE*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Halle, b. Hendel: *Etymologische Tabelle der englischen Sprache,* herausgegeben von *F. A. L. B[illegible]holz.* 1802. 3 grosse Bogen, jeder zu 4 Spalten, nur auf einer Seite gedruckt. (8 gr.)

Rec. kann nicht einsehen, welchen Zweck man eigentlich durch diese Tabelle zu erreichen sucht, und wie die geschwinde Erlernung einer Sprache besonders dadurch befördert werden soll. Was der Leser hier findet, ist nichts, als was man im ersten Theile der Grammatik findet; und wenn der Vf. auch eine syntaktische Tabelle liefert, wie er verspricht, so ist diese der zweyte Theil der Grammatik. Beide werden, wegen ihrer Kürze, kaum zureichend seyn, und der Lehrling möchte doch noch eine eigentliche Grammatik nebenher bedürfen. Was die Bequemlichkeit betrifft, so kann man freylich auf einem Bogen mehr übersehen, als auf 8, 9 oder 10 Seiten; dafür aber sind ganze Bogen viel unbequemer zu handhaben und aufzubewahren, als eine kleine Grammatik. Der zweyte und dritte Bogen enthält wirklich weiter nichts, als die conjugirten Verben *to have, to be, to love,* dann ein Verzeichniss von unregelmässigen Verben, von unpersönlichen Verben und endlich eine gewisse Zahl von Adverbien, Conjunctionen, Präpositionen, Interjectionen und Zahlen. Um diese aus irgend einer Grammatik auszuschreiben, bedurfte der Vf. eben nicht der Schüler eines *Murray, Walker* und *Chadwick* zu seyn, wie der Herausgeber von ihm rühmt. — Druckfehler, hauptsächlich im Deutschen, finden sich auf diesen wenigen Bogen in grosser Menge.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Moskau,* b. d. kays. Universität: *De justi et sapientis ducis principio, causas subditorum non e propria sententia dijudicandi, sed semper foro legitimo cognoscendas submittendi.* Oratio, in solemnibus, Augustissimo nomini Alexandri I. etc. sacris ab universitate mosquensi pie celebratis, in auditorio ejus majori die XXX. Augusti An. MDCCCII habita a *Christiano Schloezero* J. V. D. Jur. Naturae, Ethic. et Politic. Prof. P. O. 1801. 4. Diese auch in das Russische übersetzte Rede verdient in mancher Hinsicht eine ehrenvolle Erwähnung. Die bescheidne Kühnheit, mit welcher sie eine Wahrheit zur Sprache bringt, die man bisher in Russland lieber befolgte, als laut zu sagen wagte, ist nicht nur des Namens *Schlözer* würdig — der Vf. ist ein Sohn des berühmten Hofraths Schlözer in Göttingen — sondern zeigt auch, zur Freude eines jeden Menschenfreundes, wie liberal man unter *Alexanders* Regierung in Russland zu sprechen anfängt; denn es ist hier nicht bloss die Rede von dem Muthe eines einzelnen unerschrockenen Mannes, der es, auf jede Gefahr hin, wagt, die erkannte Wahrheit laut zu verkündigen, sondern die vorliegende Rede ist im Namen einer ganzen Corporation, der Universität zu Moskwa, der sie zuvor zur Prüfung vorgelegt werden musste, und die den Druck, so wie die Uebersetzung derselben veranstaltete, verfasst und öffentlich bekannt gemacht worden. In der That zeigen sich die Russen auf solche Art am würdigsten eines Kaysers, wie Alexander, der schon durch so viele, auch zum Theil in dieser Rede erwähnten, Handlungen der edelsten Humanität, und noch ganz neuerlich durch die Anstellung eines Ministers der Volksaufklärung, seinen Wunsch, über Bürger, und nicht über Sklaven, zu herrschen, auf's deutlichste an den Tag gelegt hat.

Der Eingang dieser, einige kleine Mängel abgerechnet, in gutem Latein geschriebenen Rede enthält ein bescheidnes und herzliches Lob des Kaysers, und eine Parallele zwischen ihm und dem Grossfürsten Alexander Newsky, dem, als Heiligen der russisch-griechischen Kirche, der Alexandertag geweiht ist. So wie *Alexander, der Sieger an der Newa* im Kriege gross war, so ist es *Alexander, der Gesetzgeber,* im Frieden. Diese Vergleichung endigt sich mit folgender schönen Stelle: *Nec est sane, quod Russia novos quaerat triumphos: jam illa multo amplior est, quam ut parvi negotii res sit, tot tantisque provinciis consulendi, satisque potens, ut opibus jam comparatis confidere possit. Roboris antiqui instar, per omne quercetum conspicui, immane septentrionis imperium inter reliqua Europae regna caput tollit. Rex arborum, ingenti trunco ingentibusque radicibus nixus, vicina arbusta non destruit, sed contra solis ardores et procellae furorem defendit: ita Russia quoque potestate sua non ad bella movenda, populosque opprimendos utatur; quin potius, si, arma capi, dura necessitas jubet, capiantur demum ad defendendum proprium reliquarumque gentium jus, quod ex Europae meridie exsul apud justos et bonos septentrionis principes asylum quaerere videtur.* — Der Vf. zählt nun das Gute auf, das Russland *seinem* Alexander verdankt, worunter mit Recht die wiederhergestellte Freyheit zu lesen, zu schreiben und zu lehren vorzüglich gepriesen wird. Und diess macht denn den Uebergang zur Aufstellung des Thema, dessen Kühnheit nun, bey diesem Uebergange, selbst zum feinen Lobe des, seinem Volke die Geistesfreyheit schenkenden, Monarchen wird. Wenn wir *Kühnheit* sagen: so versteht es sich, dass diess local genommen werden muss; denn was anderswo in dieser Beziehung ganz gewöhnlich erscheint, das fiel bisher in Russland auf, wo unter der Censur eines Tumansky und Consorten jeder Federstrich, der nur einigermassen von einem freyen und denkenden Wesen herzukommen schien, als verbotne Waare angesehen wurde. Diess ist nun anders *Delatores remoti,* sagt Hr. *Schl.* in seiner Rede, *innocentiae oppressae carceres aperti, secretorum cancellariorum terrores, arbitrariique singulorum potestas abrogata et libertas legendi, scribendi et docendi civibus reddita.*

Hr. *Schlözer* theilt seine Rede in zwey Theile. Im ersten zeigt er aus dem Natur- und Staatsrechte, dass ein *gerechter* Fürst sich nie, ausgenommen im höchsten Nothfall, und auch dann nur durch eine besonders dazu errichtete Commission in die Gerichtspflege mischen dürfe, und im zweyten beweist er dasselbe aus besondern, vom allgemeinen Nutzen und dem Privatvortheil des Fürsten, hergeleiteten Gründen, von einem weisen Fürsten. Der Ideengang des Vf. ist klar und bündig, die Sprache schön und kraftvoll, und die Hinweisungen auf das Beyspiel des gerechten und weisen Monarchen, der die von ihm behauptete Wahrheit, vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an, praktisch übte, sind passend und ungezwungen. Jeder wohldenkende Leser wird sich durch die Thatsachen, welche der Vf. aufstellt, auf's erfreulichste gerührt fühlen, und gern mit in die, durch eine kleine Veränderung auf Alexander angewandten, Worte Horazens einstimmen, mit welchen die Rede schliesst: *Longas o utinam, dux bone, ferias Praestes Ruthenias!*

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 26. August 1803.*

## PHILOLOGIE.

Berlin, b. Franke: *Lateinisches grammatisches Lesebuch.* Zum Gebrauch für den ersten Cursus in der lateinischen Sprache von *Ludwig Hörstel.* 1801. VIII u. 176 S. 8. (1 Exempl. 8 gr. 10 Exemplar 3 Rthlr.)

Die Anzahl der lateinischen Lesebücher ist grofs: aber sehr wenige darunter möchten wohl mit so vieler Gemessenheit des Planes und mit so durchdachter Zweckmäfsigkeit abgefasst seyn, wie das gegenwärtige. Der Vf. desselben, welcher als öffentlicher Lehrer am Catharineum zu Braunschweig angestellt ist, hat sich auch schon in anderen Schriften als einen Schulmann gezeigt, der mit dem wärmsten Eifer, den *ersten Sprachunterricht* der Anfänger zu verbessern und zu erleichtern, eine eben so ausgezeichnete Fähigkeit dazu verbindet. Dafs man bey einem solchen Unterrichte vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten müsse, ist zwar oft genug gesagt, und den Worten nach auch von allen denen befolgt worden, welche uns die bekanntesten Chrestomathieen geliefert haben. Allein bey der Ausführung fehlte man gewöhnlich darin, dafs man auch bey den ersten Stücken solcher Lesebücher schon Formen voraussetzte, welche der Lehrling noch nicht kannte; dafs man die Formen nicht absichtlich und vom Anfang an, sondern allmälich und *ex usu* zu erlernen ihm anmuthetete; dafs man überhaupt, was leicht und schwer sey, nicht abwog, sondern gleichsam nach der Länge abmafs. Bey dieser Methode, welche den allermeisten, uns bekannt gewordenen Anfangsbüchern zum Grunde liegt, geht natürlich viel Zeit verloren, welche man durch ein zweckmäfsigeres Verfahren gewinnen kann. Der Vf. steigt von den leichteren Formen zu den schwereren in einer so wohl gewählten Stufenleiter auf, dafs die ersten Leseübungen, welche mit den Declinationen anheben, durchaus nichts voraussetzen, was erst aus den folgenden erlernt werden müfste. Ueberhaupt aber denkt er sich Schüler, die bey dem Erlernen der Paradigmen zugleich auch in kleinen lateinischen Sätzen geübt werden. Während sie also die erste Declination sich bekannt machen, erhalten sie Sätze, die insgesamt aus dieser gewählt sind; z. B. *Aurora Musis amica; Alceste Peliae filia* u. s. w. Eben so bey den übrigen Declinationen. Dann folgen Sätze, worin *Substantiva, Adjectiva, Pronomina* und *sum* vorkommen; sodann solche, welche die vier Conjugationen nach einander begreifen; zuletzt Beyspiele für die anomalen, defectiven und impersonalen Zeitwörter. Nach dieser Methode, welche zugleich das Gedächtnifs übt, und das Nachdenken erweckt, ist alles unter neun Abschnitte geordnet worden. Die Mühe und Kunst, welche in dieser Anordnung liegt, wird niemand verkennen, der sich selbst einmal mit Unterweisung der ersten Anfänger beschäftiget hat, oder noch beschäftiget. Jene Leseübungen zu erleichtern, hat der Vf. sehr zweckmäfsig von S. 31—58. *Wörter und Erklärungen zum lateinischen grammatischen Lesebuche* hinzugefügt; die lateinische *Formenlehre* von S. 59—174. macht endlich den Beschlufs. Der Vf. geht darin historisch zu Werke, und erleichtert dadurch wiederum das Erlernen der Formen. Sowohl die gewählte Ordnung, als einzelne Bemerkungen zeigen, dafs der Vf. nicht seine Vorgänger ausgeschrieben, sondern durch eigenes Prüfen und Nachdenken diefs kleine System aufgestellt habe. Denn ein System dürfen wir das hier nennen, was in vielen anderen Grammatiken nur als eine rhapsodische Sammlung von Bemerkungen, oder als ein Chaos von Regeln erscheint. Sollte man auch glauben, dafs hier manches für den ersten Elementarunterricht nicht ganz geeignet sey: so wird der verständige Lehrer diefs leicht überschlagen können, dem Erwachsenen aber, welcher für sich diese Sprache erlernen wollte, würde auch das wenige Abstractere zu statten kommen. Ist auf diese Weise der Lehrling so vorbereitet, dafs er, durch Vereinigung der Theorie mit der Praxis, die Formenlehre gehörig gefafst hat: so werden ihm dann die längeren und zusammenhängenderen Auffätze, welche am Schlusse beygefügt, und mit den nöthigen Erklärungen versehen sind, das Medium werden, zum Gebrauch schwererer Lesebücher und Chrestomathieen, und so zur Lectüre der lateinischen Classiker selbst fortzugehen.

Wir wünschen sehr, dafs diese vernünftige Methode des Vfs. auf recht vielen Schulen Eingang finde, und den alten Schlendrian, wo er noch herrscht, siegreich verdränge.

Erlangen, b. Palm: *Versuch einer praktischen und vergleichenden deutsch-lateinischen Sprachlehre* zur nähern Kenntnifs der Aehnlichkeit und Abweichungen beider Sprachen und zum *ersten Unterrichte in Bürgerschulen,* von *Joh. Friedr. Memmert,* Rect. d. Stadtschule z. Schwabach. *Erster Theil. Grammatik.* 1803. XVI. u. 624 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn von solchen Bürgerschulen oder Classen die Rede ist, worin nicht sowohl der künftige Dienstbote,

te, Tagelöhner und Handwerksmann als der Künstler, der Kaufmann und Buchhändler, der Schreiber und überhaupt manche Arten von Geschäftsleuten, deren Bestimmung mehr Bildung erfodert, unterrichtet werden sollen: so ist für diese der Unterricht im Lateinischen allerdings nicht für überflüssig zu achten. Aber eben so billig und richtig ist, dass man diese Classe nicht sowohl mit dem classischen Latein bekannt mache als mit dem, was in ihrer Sphäre vorkommt, dass man sie mit unnützer Weitläuftigkeit und der Subtilität der Schule verschone, und dass man sie den möglichst leichten und angenehmen Weg führe. Der Vf. schlägt die Methode ein, dass er den lateinischen Unterricht mit dem deutschen combinirt, überzeugt, dass beide Sprachen in einander eingreifen und eine die andere erläutert, wobey er immer von der Muttersprache als der bekanntern ausgeht; er verbindet die wenigen und einfachen Regeln mit recht vielen Uebungen, oder vielmehr er stellt die Uebungen im Sinn der bekannten Uebungs- und Sprechmethode meist an die Spitze, und erhebt sie zum Wesentlichen seines Unterrichts; er läfst endlich viele kleine Sätze und Formeln, nachdem sie verstanden worden, memoriren. Man erkennt überall einen über Methode und Erleichterungsmittel des Sprachunterrichts nachdenkenden Schulmann, dessen Handbuch mit Nutzen in Bürgerschulen der höhern Classen gebraucht werden wird. Aus dem Umfang des Bandes schliesse man nicht auf zu grosse Weitläuftigkeit, sondern bedenke, dass hier *zwey* Sprachen gelehrt werden, und dass es zugleich ein Exempelbuch ist, dessen Lese- und Gedächtnifsübungen im zweyten Kapitel viele Bogen füllen. Dass der Vf. die römischen Zahlen aus dem Griechischen erläutert, ist für seinen Zweck wohl nicht passend, da er bey seinen Schülern keine Kenntnifs dieser Sprache annehmen darf. Unter den im Ganzen zweckmäfsig gewählten lateinischen Ausdrücken stofsen wir doch auch auf solche neugemachte, von denen sich nicht recht absehen läfst, wie sie der Gattung, die der Vf. im Auge hat, vorkommen sollten, wie *die Menuet, haec saltatio gemina, der Walzer, haec saltatio volutabunda, die Kniegeige, haec pandura cruralis* u. s. w. Das Pronomen ist, nach dem Vorschlag des Anspacher Faber, immer dem Substantiv beygesetzt, um das Genus der letztern besser einzuprägen. Der Vf. theilt, nach Adelung, die Sprachlehre in Grammatik und Orthographie, und wird die letztere im zweyten Theile abhandeln.

## KINDERSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Hessenland, u. in Comm. der Leichischen Buchh. zu Brandenburg: *Lehr- und Lesebuch für Volksschulen.* 1803. XII. 206 S. und Anh. 32 S. 8. (6 gr.)

Die unnachlafsbaren Eigenschaften eines solchen gemeinnützlichen Volksbuches, welches den Hauptendzweck alles Unterrichts, aller Uebung in solchen Bildungsanstalten befördern soll, scheint der Vf. richtig gefafst zu haben. Es mufs nämlich nach seiner Vorstellung alles, was in Volksschulen ein Gegenstand des Unterrichts zu seyn verdient, in einer *natürlichen Verbindung* und mit *möglichster Deutlichkeit* und *Kürze* vortragen, so, dass Kinder, wenn sie es auch in spätern Jahren ihres Lebens wieder zur Hand nehmen, dasjenige finden, was zur Veredlung ihrer Gesinnungen und ihres ganzen Verhaltens dienen kann. Der ganze Schulunterricht mufs dadurch *vereinfachet, erleichtert* und *verbessert* werden. Alle gemeinnützliche Kenntnisse müssen von Seiten der Kinder und des Lehrers durch diesen Leitfaden mit einem ungleich geringern Aufwande von Zeit und Kraft gesammelt und mitgetheilt werden; kurz, hier mufs aus dem grofsen weiten Gebiete des menschlichen Wissens das zusammen getragen und richtig geordnet werden, was eigentlich für diese Schulen gehört. Da der Vf. in keinem einzigen der bereits vorhandenen Alles dieses so gut und mit einem äusserst wohlfeilen *Preise* vereinet fand: so hat er sich mehrere Jahre mit der Auswahl und mit dem Ordnen des aufzunehmenden Stoffes, welchen er aus den besten Schulschriften dieser Art entlehnte, beschäftiget, und seine Arbeit, noch vor dem Drucke, der Durchsicht und Beurtheilung einiger praktischer und einsichtsvoller Männer übergeben. Rec. will den Inhalt angeben, um pädagogische Leser auf die glückliche Ausführung des Planes aufmerksam, und mit dem Geiste dieses sehr brauchbaren Schulbuches etwas bekannter zu machen.

Der I. Abschn. macht das Kind mit seinem jetzigen Verhältnissen und Pflichten, mit dem Nutzen der Schulübungen und dem Werthe der Zeit bekannt; sodann folgen Erläuterungen der Begriffe, welche unserm Denken mehrentheils zum Grunde liegen. Hierauf trägt der Vf. das Nöthigste von dem menschlichen Leibe und seiner Erhaltung — von der Verbindung, in welcher die Menschen mit einander stehen — gemeinnützliche Vorkenntnisse aus der Erd- und Naturbeschreibung und elementarischen Naturlehre vor. Sehr vollständig und praktisch wird sodann die Lehre von den Vorzügen des Menschen, welche vielleicht in allen bisherigen Lehr- und Volksbüchern zu mager gegeben wurde, auseinander gesetzt. Der II. Abschn. macht die Fortsetzung derselben nebst den daraus hergeleiteten wichtigen Folgen aus. Es wird den jungen Menschen einleuchtender gemacht, dass der Mensch fähig sey, immer mehr an richtiger Erkenntnifs, an Tugend und an wahrer oder innerer Vollkommenheit und Glückseligkeit zu wachsen, und dass eben dieses die Hauptbestimmung seines Erdenlebens ausmache. In dem III. Abschn. hat sich der Vf. bemühet, die Pflichtenlehre in einem sehr natürlichen Zusammenhange vorzutragen, und durch mehrere Erzählungen und Beyspiele, die jungen Menschen gleichsam in das wirkliche Leben zu führen, und das Interesse an den Belehrungen und Ermunterungen zu verstärken. Auch von den Landesgesetzen ist das Allgemeinste an dem schicklichsten Orte beygebracht. Der IV. Abschn. enthält eine Vorbereitung auf die Lehren von Gott; in so fern solche eine geübte Vernunft zu er-

erkennen fähig ist, an mehreren Orten sind biblische Erzählungen, welche sich zur Beförderung guter Gesinnungen eignen, kurz nachgewiesen. In dem Anhange ist das allernöthigste aus der Sprachlehre — die unentbehrlichsten Regeln des Lesens, des Schön- und Rechtschreibens, auch eine ganz kurze Anweisung zur Anfertigung der gewöhnlichsten Aufsätze vorgetragen.

Nach Rec. Ueberzeugung ist in diesem Buche nichts übergangen worden, was zur Bildung des Verstandes, der Vernunft, der Sprache, vorzüglich aber zur Beförderung des moralischen Sinnes, beytragen kann.

Wien, in d. Camesinaischen Buchh.: *Neuestes Bilderbuch, ein Geschenk für Kinder.* Es enthält I. ein ABC der Sittenlehre in 25 Fabeln und Bildern. II. Auswahl nützlicher Kenntnisse von verschiedenen merkwürdigen Lehrgegenständen mit Benennungen der in 300 Bildern vorgestellten Sachen. 1802. 25 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Neuestes ABC Buch oder Uebungen im Syllabiren oder Buchstabieren und im Lesen;* sie bestehen aus Denk- und Sittensprüchen, aus moralischen Erzählungen und Schilderungen, Fabeln, Gebeten und Liedern. 1802. 150 S. 8. Nebst 21 Kupfern. (20 gr.)

3) Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Les Contes Jaunes ou le livre de l'Enfance avec figures* d'après *F. J. Freville.* (ohne Jahrzahl). 180 S. 8.

Alle drey Schriften haben den Zweck, durch Versinnlichung mannigfaltiger gemeinnützlicher Gegenstände den Kleinen brauchbare Sachkenntnisse auf eine angenehme Weise beyzubringen, und durch Fabeln und Erzählungen ihre sittliche Bildung zu befördern.

Nr. 1. bedient sich zu Erreichung dieser Absicht der Thierfabeln, deren einige freylich ganz unnatürlich sind.

Nr. 2. aber einer Sammlung sehr zweckmässiger Erzählungen und Schilderungen. Auch verbindet letzteres ganz gewöhnliche elementarische Leseübungen, Denk- und Sittensprüche, deren viele für die Kindersphäre nicht psychologisch berechnet sind. In beiden aber, welche viel typographische Eleganz haben, sind die Abbildungen zum Theil nicht übel gerathen.

Nr. 3. ist in Hinsicht seiner richtigen und reinen Sprache, der leichten naiven Erzählungsweise, und selbst der natürlichen ungesuchten Zurückführung alles Erzählten auf irgend eine moralische Gesinnung als Elementarbuch sehr zu empfehlen. Schade, dass Nr. 5. die einzige bizarre Fabel, *L'ecole des chiens*, nebst der eben so kindischen Darstellung des Künstlers in diesem sonst nützlichen Büchelchen steht. Welche Vorstellung wird Kindern gegen ernsthafte und ehrwürdige Dinge eingeflösst, wenn sie einen alten Pudel auf der Kanzel, auf der eine Sanduhr angebracht ist, stehend, zu einer ganzen Menge kleiner um ihn versammelten Hunde eine Predigt herbellend (*qui aboyoit un petit sermon à ses écoliers; puis il leur fesoit reciter leur leçons*) erblicken, und noch am Schlusse die ernsthafte Frage lesen: *Est-ce que ces animaux ne valent pas mieux que ces polissons là?!!*

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Neues ABC- und Lesebuch.* 1802. 126 S. 8. Mit 25 Kupfern. (16 gr.)

Dieser Abcbuchsschreiber gehört zu den ganz unpädagogischen Pfuschern. Er lässt seine Kleinen in diesem Elementarbuche, welches aus dem Alphabet, aus Erzählungen, Sentenzen, die Gebete ja nicht zu vergessen — bestehet, gleich auf einer der ersten Seiten von Osten und Westen, — S. 16. von England, Frankreich, Schweden, Russland, Polen (?) etc. lesen; sucht sie durch Erzählungen und Thierbeschreibungen zu unterhalten, in welchen von Afrika, Asien und Amerika, von englischen Parks, S. 38. von den Chinesen, S. 43. ja sogar von einem Riesen, dessen kleiner Zeh grösser war, als der ganze Knabe, welchem er erschien; S. 69. von Tunis, S. 87. von Scudi etc. die Rede ist. Er muthet ihnen zu, S. 110. zu beten: Führe mich auf *den Pfad der Tugend* meiner *Vervollkommnung* immer näher; nachdem sie zu Anfange dieses Gebets dem lieben Gott erzählt haben, dass die Sonne zu ihrem Fenster hineinscheine. Auch das längst schon verwiesene Stossgebetlein: Ach, lieber Gott, ich bitte dich, mach doch ein frommes Kind aus **mich** (?) etc. und S. 116.:

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind
Wegen meiner Sünden werde,
Und mein guter Engel weint.

Das alles, und noch viel mehr, was die Kinder nicht verstehen, und was sie, wenn sie es verstünden, bey der natürlichen Lebenslust unmöglich beten würden, sollen sie von Gott erbitten. Die armen Kleinen!

Nürnberg, in d. Raspischen Buchh.: *Jugendbibel* ein moralisch-religiöses Lesebuch für die Jugend jedes Standes nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von D. *Wilhelm Christoph Thurn*, Lehrer an der Schule zu Katzenelnbogen. 1803. 238 S. 8. (14 gr.)

Ein zweckmässiger Auszug aus dem N. T. zur lehrreichen Lectüre für die Jugend schien dem Vf. immer noch jetzt ein Bürfniss zu seyn; deswegen entschloss er sich, seine Jugendbibel nach folgenden Grundsätzen zu bearbeiten. Er wollte nichts aus den Biographen Jesu doppelt aufführen, um diesem Lesebuche durch Wiederholung nicht seine Neuheit zu benehmen; alles, was in die jüdische Theologie gehört, selbst die zu vielen Wundererzählungen, welche sich für den Jugendunterricht gar nicht eignen, weglassen, und dasjenige, was zur Kenntniss der christlichen Religion unumgänglich nothwendig ist, und unmmittelbaren Bezug auf das menschliche Herz hat, ohne weitläuf-

läuftige Anmerkungen nach der *Stolzischen* Uebersetzung sorgfältig ausheben. Ueber jedes dieser gesammelten Lesestücke stehet eine kurze Inhaltsanzeige. So glaubt der Vf. die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder darzustellen, und sie der Jugend achtungswürdig und geniessbar zu machen. Ueber seine Arbeit erbittet er sich aber nur das Urtheil von *praktischen Kennern* der pädagogischen Literatur. Dass es in vieler Hinsicht sehr bedenklich, ja, factisch erwiesen, mehr schädlich sey, *Kindern* die ganze Bibel in die Hände zu geben, ist längst schon mit den evidentesten Gründen dargethan worden. Seitdem Männer wie *Nösselt* und *Körner* bey Gelegenheit des Seilerschen Bibelauszugs für die Nützlichkeit der Sache so laut und gründlich gestimmt haben, ist es auch in Rücksicht der überwiegenden Vortheile für die Jugend gar keine Frage mehr. Das beweisen auch die mannigfaltigen Vorarbeiten eines *Basedow*, *Barth*, *Seiler*, *Altdorffer*, *Schneider*, *Zerrenner*, *Natrop* und *Cannabich*, unter welchen *Bahrdts* kleine Bibel, *Schneiders* und *Cannabichs* die entschiedensten Vorzüge haben. Allein demungeachtet bleiben noch sehr wichtige Bedenklichkeiten übrig. So lange ein solcher Bibelauszug keine kirchliche Auctorität erhält, so werden die jungen Christen, wenn ihnen künftig Luthers Uebersetzung in die Hände kommt, oder wenn sie in den öffentlichen Christenversammlungen, Stellen aus dieser, oft ohne alle hinzugefügte Erklärung werden anführen hören, ein ganz anderes Buch zu hören und zu sehen meynen, und könnten leicht, besonders durch Hülfe vorurtheilsvoller Aeltern und anderer Menschen, welchen die Finsterniss immer lieber ist, als das Licht, auf die Gedanken gerathen, dass ihre Schullehrer ihnen das Kräftigste des göttlichen Wortes vielleicht gar hätten wollen vorenthalten. Am besten also, man lese die kirchliche Uebersetzung mit vernünftiger Auswahl, und mit fruchtbarer geschmackvoller Erklärung nicht mit Kindern, für welche sie ohnedem nicht geschrieben ist, sondern mit jungen Menschen, deren Kopf und Herz durch andere Vorübungen und Kenntnisse gebildet, und zu einer so stark zu verdauenden morgenländischen Speise vorbereitet worden sind. Dass der Vf. bey seiner Auswahl seinen obigen Grundsätzen treu geblieben sey, lässt sich im Allgemeinen bejahen. Doch möchten manche Ueberschriften: wie z. B. S. 16. zur Bergrede K. 5—12. *Einige Lehren, welche die Juden für unrichtig hielten;* S. 99. die doppelsinnige Ueberschrift: *Jesus weiss nichts von Rache;* S. 233. *Blumen aus der Offenbarung Johannis* u. a. m. wohl nicht treffend seyn. Da der Vf. den besondern speciellen Titel, den Rec. aus vielen andern Gründen und schon deswegen nicht billigen kann, weil er bey gewissen Aeltern selbst Verdacht erwecken dürfte, wählte: so hätte er gar nicht nöthig gehabt, nach der Ordnung der biblischen Bücher selbst die Auswahl anzustellen, sondern vielleicht lieber die Geschichte von den Glaubens- und Pflichtenlehren trennen, und so einen schönen historischen Ueberblick und zweckmässigern Plan in seine Sammlung bringen können. Dann hätte aber auch freylich noch vieles Locale und Temporelle, was nicht für alle Christen, geschweige für die Jugend gehört, z. B. S. 19. 20. *die Ehegesetze der Juden*, S. 24. *Fasten*, S. 202. *Pflichten d. Eheweiber und Männer;* Paulinische Abschiedsreden und noch vieles Andere daraus entfernt werden müssen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Jena*, b. Göpferdt: *Grundzüge des neuesten Skepticismus in der theoretischen Philosophie, zum Gebrauche für Vorlesungen* von *Joh. Friedr. Ernst Kirsten.* 80 S. 8. (6 gr.) Durch die in unsern Zeiten vorgefallenen mannigfaltigen Veränderungen in den philosophischen Systemen auf den Gedanken geführt, dass vielleicht für die Philosophie kein sicherer Grund gelegt werden könne, und ihr Endzweck für alle menschliche Erkenntnisskräfte unerreichbar sey, machte Hr. Adjunct *K.* diesen Gedanken zum Inhalt eines Programms, das er im J. 1800 bey Göpferdt, unter dem Titel: *de omnis veritatis philosophicae vana specie*, drucken liess, und suchte auch das *grössere* philosophische Publicum auf diesen Gedanken, im *allg. Lit. Anzeiger* von J. 1801. Nr. 24, 70 und 135. aufmerksam zu machen. Nun erschien *Schulzen's Kritik der theoretischen Philosophie*, die den Vf. in dem Gedanken von der Unmöglichkeit einer theoretischen Philosophie noch mehr bestärkte, und ihm die Gründe des Misslingens aller philosophischen Systeme so deutlich und einleuchtend darstellte, als es bisher noch nie geschehen war. Dieses und die „freyen und hellen Ansichten," die die „vortreffliche Apodiktik von *Bouterwek*" über die Philosophie als Wissenschaft in ihm bewirkte, veranlasste Hn. *K.*, in einem Collegio die Hauptmomente der skeptischen Denkart in der Philosophie vorzutragen. Da aber die Schulzische Kritik, wegen ihrer Ausführlichkeit, nicht zu einem Lehrbuche geeignet war: so dictirte er *seinen* Zuhörern Paragraphen, die den wesentlichen Inhalt der *neuen* Skepsis, so wie er in jenem Buche dargestellt ist, enthielten. Diese Paragraphen sind es nun, die hier gedruckt erscheinen. Mit Weglassung alles Polemischen, schränkt sich dieser Auszug bloss auf die Darstellung der Grundsätze der Schulzischen Kritik ein, welche die Unmöglichkeit einer theoretischen Philosophie überhaupt beweisen, und also doch wohl, in der Meynung des Hn. *K.*, philosophische Wahrheiten enthalten, die keine *vanae species* sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. August 1803.

## LITERATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Degen: *Catalogus bibliographicus librorum latinorum seculi primi typographici in Bibliotheca Caes. Reg. et Equestris Academiae Theresianae extantium.* Cum duobus Supplementis et Indice. *Vol. II.* 1802. XXX und 291 S. 4.

Das *Vol. III.* hat den erweiterten Titel:

*Catalogus bibliographicus librorum latinorum et germanicorum seculi primi typographici in Biblioth. Caes. Reg. et Eq. Theres. extantium, cum notitia hist. hujus Bibliothecae et Indice triplici.* 1803. 256 S. 8.

Nach der in der A. L. Z. bereits 1801 No. 111. beschriebenen Methode fährt Hr. *Joseph Edler von Sartori*, als Bibliothekar am Theresianum, fort, die ihm anvertrauten Bibliotheksschätze bekannter zu machen. Die jetzt im Druck vollendeten 3 Bände geben von allen Büchern und seltenen Ausgaben, welche die neuerrichtete Bibliothek der K. K. Theresianischen Ritterakademie aus dem ersten typographischen Jahrhundert (1436—1536) besitzt, die vollständigen Titel und Inhaltsverzeichnisse, nebst eigenen Notizen und Nachweisungen auf andere bibliographische Hauptwerke. Zuerst sind die Schriften nach dem typographischen Alter verzeichnet, alsdann ordnet sie ein *Index systematicus* nach den wissenschaftlichen Fächern, ein *Index bibliographicus* noch den Namen der Autoren, und endlich ein *Index typographicus* nach den Namen sowohl der Drucker als der Druckorte. Die günstige Aufnahme der ersten Theile veranlasst den thätigen Vf., seinen bereits bis auf die neueste Zeit fortgesetzten Bibliothekskatalog ebenfalls zum Abdruck fertig zu machen. Ein vierter Band soll durch alle Classen der Wissenschaften in systematischer Ordnung und Kürze die Bücher des zweyten typographischen Jahrhunderts, ein fünfter Band aber das dritte bis 1736 liefern. Vier folgende Bände liefern alsdann den Catalog der seit den übrigen 66 Jahren herausgekommenen Werke bis 1802 nebst einem allgemeinen Repertorium. In diesen Verzeichnissen sollen ausser den Büchern selbst von ungefähr 200,000 einzelnen Tractaten und Aufsätzen aus grofsen Sammlungen, Memoiren der Akademien, Journalen etc. die Titel einzeln ausgezogen und nach der gewählten systematischen Ordnung in die gehörige wissenschaftliche Classe eingetragen werden. Von den auf diese Art excerpirten Collectionen folgt vorläufig im III. Bande ein ansehnliches Verzeichniss. Unstreitig wird hierdurch die so nöthige Kenntniss, wo bereits über eine Materie Monographien existiren, um vieles erleichtert. Alle drey Monate erscheint ein Band.

Vor dem II Bande untersucht Hr. v. S in einer eigenen Abhandlung den *Anfang des ersten typographischen Jahrhunderts.* Dass dieses in's J. 1436 zu setzen sey, wird (nach Schöpflins Urkunden in dessen *Vindiciae artis typogr.* Argentor. 1760 §. 22. p. 13.) vornämlich auf eine gerichtliche Aussage des „Goldsmit Hanns Dünne" gebaut, welcher 1439 zu Strasburg angab, dass er dort „*vor dryen joren oder doby Gutemberg bey den hundert Guldin abe verdienet habe, alleine das zu dem truken gehöret.*" Uebrigens stimmt der Vf. mit Meermann überein, dass zu Haarlem zuerst mit ganzen Tafeln (xylographisch), zu Strasburg zuerst mit beweglichen Lettern (typographisch) gedruckt, diese Kunst aber zu Mainz zu höherer Vollkommenheit gebracht worden sey. Vgl Jac. *Oberlins Essai d'Annales de la Vie de Jean Guttenberg, inventeur de la Typographie.* (1801.) Das mit 1436 beginnende erste typographische Jahrhundert theilt hierauf der Vf. in drey Epochen. Die erste geht bis auf Mentel (1471) durch welchen die Buchdruckerkunst an weit mehrere Orte, als zuvor, verbreitet wurde. Nach dem Mentelischen, bis 1494 gehenden, Zeitraum beginnt die Aldische Periode. Vgl. *Serie dell' Edizioni Aldine per ordine chronologico et alfabetico.* II. Ed. Padova. 1790. 8.

Nach dieser Abhandlung folgt hier und im III. Bande das Verzeichniss lateinischer Werke der Theresianischen Bibliothek aus dem ersten typographischen Jahrhundert vor A. 1501, die man nicht mehr Incunabeln zu nennen pflegt. Ihre Zahl steigt auf 753. Alsdann sind die drey schon genannten Indices darüber angehängt, von denen der zweyte richtiger *onomatographicus* oder *onomasticus* genannt seyn könnte. Der III. Band liefert eine historische Nachricht von der Neuen Bibliothek der Theresianischen Ritterakademie. Sie wurde erst seit dem Oct. 1798 gesammelt und enthält doch bereits weit über 35000 Bände. Die Doubletten der Wiener Universitätsbibliothek machten die Grundlage. Durch den Vf. selbst kam eine Sammlung publicistischer Schriften in 4000 Bänden hinzu, worunter 42 Foliobände voll ungedruckter Staatsschriften und eine über 800 Bände starke Reihe von politischen Memoiren seit denen von Bellievre (1598) bis auf das Recueil von Malmesbyry (1797) herab, vorzüglich merkwürdig sind. Auch ist mit dieser Theresianischen Bibliothek eine Münzsammlung verbunden, zu welcher ungefähr 70 000 Stücke aus einer ehemaligen Jesuitischen bey der Wind-

hagischen Bibliothek aufbewahrten Sammlung den Grund legten. Zu diesem Schatz kam die Blumensteinische Sammlung. Das Ganze ist meist nach Fr. Frölichs Plane geordnet. Manuscripte hat die Bibliothek (nach S. 24) ungefähr hundert. Ohne Zweifel wird sich Hr. v. S. das Verdienst erwerben, auch von diesen, wie er es von den Münzen zu thun schon im Sinn hat, öffentlich Notizen mitzutheilen. Geordnet ist die Bibliothek nach dem Denisischen Plane. Der *Catalogus bibliograph. libror. germanicor.* der Theresianischen Bibliothek von 1501 bis 36 umfasst 384 Nummern. Auch auf diesen folgt wieder ein dreyfacher Index nach den Fächern, den Namen der Vff. und denen der Drucker und des Druckorts. Am Ende zählt der Vf. den literarischen Apparat auf, welchen er zu der oben schon angezeigten Fortsetzung seines Werks benutzt habe. Jeder Unpartheyische wird den Eifer eines solchen Bibliothekars, die Vorräthe seiner Bibliothek bekannt zu machen, und dadurch ihnen und seinem Amte das Verdienst der Gemeinnützigkeit zu erwerben, hochschätzen, und ihm zu dem seltenen, durch seine Thätigkeit wohl verdienten Fortgang des Abdrucks dieser nützlichen Verzeichnisse Glück wünschen.

Ravensburg, b. Vf.: *Das gelehrte Schwaben, oder Lexicon der jetztlebenden schwäbischen Schriftsteller;* voraus ein Geburtstags-Almanach und hintennach ein Ortsverzeichniss. Herausgegeben von *Johann Jacob Gradmann*, evangelischem Pfarrer in Ravensburg. 1802. 2 Alph. 13½ Bog. (Subscriptionspreis 4 fl. Ladenpr. 5 fl. 30 kr.)

Was der im Jahr 1781 verstorbene Diakonus *Hörner* zu Augsburg vor 32 Jahren für die schwäbische Schriftstellerey durch sein *Alphabetisches Verzeichniss oder Lexicon der itztlebenden schwäbischen Schriftsteller, (aus dem gelehrten Deutschlande gezogen und mit vielen Zusätzen vermehrt)* zu leisten suchte, hat nun Hr. Pfarrer *Gradmann*, auch schon durch viele andere Schriften bekannt, durch gegenwärtiges Werk in einem weit höherem Grade geleistet. Nicht zufrieden, bloss die Namen, ehedem und gegenwärtig verwalteten Aemter, Geburts-Orte, Geburts-Tage und Jahre der Schriftsteller, nebst den Titeln ihrer Werke, alphabetisch zu verzeichnen, giebt er auch von ihren Lebensumständen, so weit es ihm möglich war, bald kürzere bald umständlichere Nachrichten. Dadurch eben müssen sich dergleichen Specialliteraturen von der allgemeinen, Gelehrtes Deutschland betitelt, auszeichnen. Denn unterlassen sie diess, und Meusel trägt ihre Verzeichnisse in das seinige ein: so verlieren sie, dadurch entbehrlich gemacht, ihren Werth. Ausgerüstet aber auf jene Art, behaupten sie ihn; zumal wenn die biographischen Notizen so reich und interessant ausfallen, als die von *Fezer, Heinzmann, J. A. Mayer, Pahl, H. E. G. Paulus, Ring, Rösch, Roth v. Schreckenstein, Stäudlin, Urlsperger, F. A. Weber, Weinland* und *Zapf;* oder auch nur wie die von *Ammon, Enderlin, Essich, Faus, J. M. Hartmann, Holl, Krecht, U. Mayr, F. X. Mezler, Molwiz, Sager, C. E. F.* und *E. C. L. v. Scheler, Schneller, Seba d. v. Seida und Landesberg, Städele, G. C. C.* und *G. C. Storr, C. U. Wagner* sen. u. a. m.

Um seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen, machte Hr. G. sein Vorhaben schon einige Jahre vorher bekannt, und foderte die Schriftsteller Schwabens nicht nur in Zeitungen, sondern auch in gedruckten Umlaufschreiben auf, ihm vollständige Notizen zum Behuf desselben mitzutheilen. Viele entsprachen nun zwar seinen Wünschen; aber bey weitem nicht alle. Auch er erfuhr, wie andere Literatoren, wie sehr und oft wie fruchtlos man mit der Indolenz, mit dem Eigensinn und mit den Vorurtheilen mancher Leute, die von Rechts wegen willfährig gegen solche Männer seyn sollten, zu kämpfen habe. In Ansehung ihrer musste er sich dann mit dem, was eigenes Sammeln oder das gelehrte Deutschland darbot, begnügen. Letzteres Werk legte er zum Grund; wie viel aber hinwiederum dieses *durch das* gelehrte Schwaben an Vollständigkeit gewinne, *ist* schon im 10ten Bande vom Buchstaben *S* an, wo Meusel dasselbe erst brauchen konnte, sichtbar.

Der Vf. hofft, dass der Abdruck seines Werks nunmehr auch jene Männer, wenn sie die von ihnen selbst verschuldeten Mängel und Lücken erblicken, bewegen werde, Beyträge zur Tilgung und Ausfüllung desselben einzusenden, wozu ihm denn auch der 9te und 10te Band des gelehrten Deutschlands gegenseitig behülflich seyn werden. Er will alsdann von Zeit zu Zeit, etwa alle 4 bis 5 Jahre, Nachträge liefern. Schon dem Hauptwerke selbst sind von S. 815 bis 872 Zusätze und Verbesserungen angeknüpft.

Ausser dem topographischen Register, dergleichen von jeher dem gelehrten Deutschlande beygefügt wurde, das aber nicht wie dieses, nach den Ständen des schwäbischen Kreises, sondern ganz alphabetisch eingerichtet ist, hat Hr. G. einen Geburtstags Almanach, dergleichen die Franzosen ihrer *France littéraire* unter dem Titel eines *Calendrier généographique des Auteurs* beyfügten, und dergleichen Meusel der neuesten Ausgabe seines Werks anzuhängen halb und halb versprach, seinem gelehrten Schwaben vorgesetzt; jedoch mit dem Unterschied, dass er nicht bloss die Namen, sondern auch das Amt oder den Charakter, Aufenthalt und Geburtsort eines jeden Schriftstellers beysetzte.

Zur Empfehlung dieses beyfallswürdigen Werks dienet auch noch, dass bey jedem Artikel am Ende angemerkt wird, ob er bloss aus handschriftlichen Nachrichten und eigenen Bemerkungen entstanden, oder ob er bloss aus dem gelehrten Deutschland entlehnt, oder ob er aus beiden zusammen erwachsen ist. Was wir noch zur Vervollkommnung desselben wünschten, besteht ungefähr in folgenden Punkten: 1) bedauern wir gar sehr, dass die anonymischen Schriften durch kein Merkmal von den andern unterschieden sind, und begreifen nicht, warum Hr. G. hierin sein Muster, das ge-

gelehrte Deutschland, verliess, da doch eine solche Unterscheidung aus mehr als Einem Grunde nützlich ist. 2) Haben sich zwar nicht viele, aber doch einige Personen eingeschlichen, die nur eine einzige unbedeutende Schrift drucken liessen; z. B. *W. L. Christmann*, *Mündler*, *Schira*, *Schindele* oder solche, die nur ein Paar Aufsatze in irgend eine periodische Schrift einrücken liesen, wie S. 544. S. 726 ist sogar einer genannt, der gar nichts drucken liess; doch, S. 872 wird seinerSchriftstellerey erwähnt. 3) Manchmal, wie S. 535 wird am Ende der Artikel *eigener Bemerkungen* gedacht, die wir aber nicht finden können. 4) fehlen Schriftsteller, die Hr. G. entweder vergessen oder von denen er geglaubt haben mag, sie wären nicht mehr am Leben; z. B. *Joh. Jakob Schatz*, der auch im ersten Bande des gelehrten Deutschlands als verstorben angesetzt ist, da er doch jetzt noch zu Augsburg lebt. So auch *Wilhelmi*, ein Augsburger, Rector zu Rofsleben, und *Stadthofer* zu Wolfegg. Hingegen sind 5) manche längst ins Reich der Schatten gewandert, wie *Markus von Scheidlin*, *F. J. Stoll*, *Wippermann* u. s. f. 6) kommen hier und da Nachlässigkeiten im Stil vor, wie S. 548, wo es heisst: „Er „*trat* in Holländische *Dienste*, verliess aber diese *Dien-* „*ste* bald, da die Franzosen sich *dieses* Landes bemäch- „tigten, *trat* aber sogleich in *Dienste* bey dem Engli- „schen (?) General Weiss u. s. w." 7) thut uns die Menge der Druckfehler, bey einem Werke dieser Art, doppelt leid; zumal da sie zum Theil von Bedeutung sind; z. B. S. 102 *Digl* statt *Dilg*. S. 543 *Sianda* statt *Sia.da*. S. 572, und 594 steht 1767 statt 1797 S. 579 *Lugdt* st. *Lugdl* S. 597 *Stamnitz* st. *Stamitz*. S. 625 *Sarbonne* st *Sorbonne* (diess ist ein aus dem gelehrten Deutschlande nachgeschriebener Druckfehler). S. 634 *Höl* statt *Höck*. S. 636. 1781 statt 1791. S. 667 *Strassler* st. *Strasser*. S. 728 *Wassler* st. *Wasser* (es ist ein Name). S. 869 *Carl Sprengel* st. *Curt*. *Lithurgie* st. *Liturgie* und *Apocalipseos* st. *Apocalypseos* thut schon den Augen weh.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**Leipzig**, b. Martini: *Neue Vesta*. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. Herausgegeben von *Fr. Bouterweck*. *Erster Band*. 1803. 316 S. *Zweyter Band*. 1803. 356 S. 8.

Die neue Vesta, eine Fortsetzung der von Heydenreich herausgegebenen, unterscheidet sich von dieser nicht sowohl durch eine Abänderung des Plans, als durch einen andern Ton. Eben die Mannichfaltigkeit und Abwechslung von unterhaltenden und belehrenden gut vorgetragenen Aufsätzen, aber weniger Schulphilosophie und Schulsprache und ein heiterer Ton sind das Eigenthümliche derselben. Eine noch strengere Befolgung dieser Maxime — denn zuweilen hat sich der Herausgeber doch vergessen, etwas von literarischen Fehden und Partheyen zu berühren, was die Vesta ohne Schaden ignoriren könnte und sollte — kann dieser Sammlung nicht anders als vortheilhaft werden; auch muss man wünschen, dass die leichte und gefällige Darstellung der Gedanken immer das Resultat eines gründlichen Denkens sey. Mehrere Mitarbeiter an der ersten Vesta haben auch in dieser Beyträge geliefert. Darstellungen aus der Mythenwelt vom Herausgeber scheinen eine neue Rubrik auszumachen. Die erste Sammlung eröffnet der *Mythus von der Vesta*. Der Herausgeber giebt keine gelehrte, sondern praktische Erläuterung des Mythus als Einleitung zu dieser Sammlung kleiner Schriften. Alle Religionen sind ursprünglich kosmogonisch; aber die griechische erlebte noch eine zweyte Epoche, wo sie ästhetisch-praktisch wurde. Nach dem kosmogonischen System waren Götter und Göttinnen allegorisch personificirte Naturelemente und Naturphänomene, nach dem zweyten wurden sie Repräsentanten irgend einer Vollkommenheit nach menschlicher Vorstellung. Nun entwickelt der Vf. nach dieser Idee den Mythus von der Vesta, welche nichts anders als die Göttin des häuslichen Glücks war, auf eine für seinen Zweck interessante Art, wenn auch der gelehrte Kenner des Alterthums nicht alle Deutungen unterschreiben sollte. 2) *Das Ehescheidungstribunal, ein komisches Zwischenspiel nach dem Spanischen des Cervantes. Nebst einer Nachschrift über Zwischenspiele (der Spanier) und Ehescheidungen*. Vom *Herausgeber*. Das kleine komische Stück hat die Tendenz zu zeigen, dass die Obrigkeit nichts Thörigteres thun könne, als Eheleute zu scheiden, welche sich nicht leiden können; und eben dahin geht auch der Zweck der Nachschrift. Der Vf. leugnet, dass es ein natürliches Eherecht gebe, und thut dabey einige Ausfälle auf Kant; die Ehe ist ihm bloss eine bürgerliche Erfindung, deren Nothwendigkeit sich nicht einmal apodiktisch darthun lässt; sie ist ihm bloss die Folge eines bürgerlichen Contracts, durch den sich zwey Personen beiderley Geschlechts verbindlich machen, so mit einander zu leben, als *ob sie einander liebten!* Das Raisonnement ist etwas seicht, und unterscheidet nicht die rechtliche, moralische und politische Seite des Gegenstandes genug. 3) *Weibliche Porträts*. Pope hatte gesagt: Wenige Weiber haben Charakter. Gegen diesen Gemeinspruch zieht der Herausgeber nicht ohne Glück, aber auch mit zu weniger Schonung der Verdienste dieses Dichters, zu Felde, indem er zeigt, dass sich eben das auch von Männern sagen lasse; dass Selbstständigkeit als wesentlicher Bestandtheil des Charakters eine so seltene Erscheinung unter den Männern als unter den Weibern sey; dass die Weiber ihren Charakter auf eine andere Art bilden und beweisen, als Männer, daher man nicht selten ungerecht wird, ihnen allen Charakter abzusprechen. Durch die hier von einem Ungenannten mitgetheilten, getreu nach der Natur gezeichneten Porträts soll dieses Vorurtheil widerlegt werden, wenn es anders in der Beschränkung, wie hier angenommen wird, für ein Vorurtheil gelten kann. Nur möchte man einigen mehr Individualität und weniger Carricatur wünschen. 4) *Gedichte*. Klei-

nigkeiten, die sich ganz gut lesen lassen. 5) *Ueber den Genuss und die Verwendung der Zeit im Frühlinge des Lebens. Ein Beytrag zur Selbstbildung für erwachsene Jünglinge und Mädchen, besonders der höhern Stände.* Wahrheiten, welche zwar oft gesagt, aber jetzt mehr als zu einer andern Zeit zu beherzigen sind, damit nicht der Geist unserer Jünglinge und Mädchen über der Menge des Kleinlichen allen Gedanken an das Grosse und Wichtige menschlicher Bestimmung vergesse. Vorzüglich verbreitet sich der ungenannte Vf. über den Einfluss der Gesellschaft und Einsamkeit auf die Bildung des Charakters, und über die Pflicht, sich einen vernünftigen Lebensplan zu entwerfen. 6) *Ideen, Notizen und Documente zu einer Geschichte der romantischen Liebe.* Vom *Herausgeber.* Eine ausführliche Geschichte dieser Art von Liebe, welche so viel Eigenthümliches hat, und mit dem Rittergeiste, einer so ausserordentlichen Erscheinung, so innig verwebt ist, müsste unstreitig ein höchst interessantes Werk seyn, wie der Vf. sagt. In diesem Aufsatze, der noch nicht geendiget ist, giebt er nur einige Ideen über diese romantische Liebe, von der er drey Abarten, die *martialische*, *arkadische* und *metaphysische* annimmt, und über die Quellen und Behandlung ihrer Geschichte. Eingewebt ist ein Fragment aus Sperone Speronis Gespräch über die Liebe. 7) *Unschuld und Verdorbenheit.* Eine Erzählung von Hn. *Mahlmann*, welche in dem zweyten Bande beendiget wird. Sie ist eben so unterhaltend als lehrreich über die Folgen einer glänzenden Erziehung für die grosse Welt im Gegensatze einer einfachen, auf wahre Veredlung abzweckenden Menschenbildung. 8) *Schicksalswechsel oder die Grösse und der Fall des Burgundischen Hauses.* Von Hn. *Hommel.*

Der *zweyte* Band enthält ausser den Fortsetzungen: 1) *Eros und Aphrodite oder der Mythus von der Liebe.* Vom *Herausgeber.* Ein nicht ganz gelungener Versuch diesen verwickelten Mythus auf eine für das gebildete Publicum fruchtbare und interessante Weise zu behandeln. Bey allem Streben, Gelehrsamkeit zu vermeiden, ist es doch nichts als ein gelehrtes nicht sehr interessirendes Raisonnement über diese Götterfabeln. 2) *Lieder nach dem Cimbrischen.* (Warum nicht Kymrischen?) Ein Ungenannter hat sie der englischen unpoetischen Uebersetzung der alten Barden in Wales frey nachgebildet. Der Herausgeber hält sie für ächter als die von Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians. Angehängt sind einige Penillions oder Impromptus, wie sie in Wales noch jetzt gewöhnlich sind. In den Vorerinnerungen sagt der Herausgeber einiges über den Unterschied und Werth der Naturpoesie und der bürgerlichen Dichtkunst, worunter er, etwas unschicklich, Producte des gebildeten Dichtergeistes versteht. 3) *Lebensphilosophie in Sermonen. Nebst einer Erinnerung an die Lebensphilosophie und die Sermone eines grossen Dichters und Weltmanns* (Horaz.) Vom *Herausgeber.* Gute Bemerkungen zur Würdigung der Lebensphilosophie des Horaz. Die Sermonen, die man, selbst nach des Vfs. Erinnerung, nicht als Seitenstücke der Horazischen betrachten darf, sind vermischte Gedanken, wie sie die Reflexion über die Menschen und Sitten unserer Zeit einem denkenden Beobachter an die Hand gaben, und enthalten neben manchen matten, zu gesuchten oder auch witzelnden Stellen unter den Rubriken: *die Wünsche. die Ueberdelicatesse. die Splitterrichter. die Meynungen. das Glück. die Deutschen. Gerechtigkeit und Grossmuth das Vertrauen. der Rangstreit. die Bücher. die Gewohnheit. die Täuschungen,* viel richtig gedachte, und gut gesagte Wahrheiten zur Beherzigung der Mitwelt. 4) *Der Spiegel der Eitelkeit. Ein Gespräch. Von einem Ungenannten.* Nicht ohne Interesse wird hier, was sich für und gegen die Eitelkeit sagen lässt, aus einander gesetzt. 5) *Das Jawort. Zwey Erzählungen von Rochlitz.* In der bekannten, beliebten Manier des Vfs. 6) *Gedichte und Sinnsprüche,* von verschiedenen Verfassern. Ein lieblicher Strauss auf den Altar der Vesta.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Ohne Druckort: *Von dem Princip und den rechtlichen Folgen der Landstandschaft in Bayern.* 1802. 52 S. gr. 8. (5 gr.) Wie in Deutschland überhaupt, sagt der Vf., so auch in Bayern, war von jeher der Grundherr allein frey und selbstständig, und der Unbegüterte von ihm abhängig. Bey der Entstehung der Landeshoheit ertheilten die bisher reichsfreyen Landsassen ihrem Landsherrn die nämlichen Rechte, welche er zuvor dem Kaiser eingeräumt hatte. Ihre Grundrechte über die Hintersassen blieben ihnen eigenthümlich: Bayern ist ein Landsassiatenstaat mit einem Fürsten von freyen Güterbesitzern umgeben, und dessen Regierung ist auf das Prädialsystem eingeschränkt, da die Stände aus freyer Wahl die herzogliche Würde dem Agilolfingischen Hause übertrugen, den Regenten durch Grundverträge beschränkten, bloss die Grundeigenthümer das constitutionelle Volk ausmachen, und die Hintersassen nie auf allgemeinen Versammlungen repräsentirt wurden. Der Vf. zeigt nun §. 4. den Unterschied zwischen der Staatshoheit und grundherrlichen Gewalt, und die Modalität der letztern, und zieht verschiedne Resultate über die Rechte und Freyheiten der Stände, welche seiner Meynung nach nicht einseitig können aufgehoben werden. — Obgleich in dieser Schrift auf die bedeutenden Gegengründe, welche des Vfs. Darstellung entgegenstehen, keine Rücksicht genommen ward: so muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er seine Meynung in einem anständigen und angenehmen Stile vorgetragen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. August 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Robinsons: *The Algerine Captive; or the Life and Adventures of Doctor Updike Underhill*, six years a Prisoner among the Algerines. 1802. Vol. I. XXIV. u. 190 S. Vol. II. 228 S. 8.

So manche Beyspiele auch das Mistrauen rechtfertigen, mit welchem Rec. allemal in Büchern dieser Art eher willkürliche Dichtung als historische Wahrheit erwartet, und sich durch alle Versicherungen des Gegentheils nicht so bald irren läfst: so scheint doch gegenwärtige Erzählung zu viele Spuren der Glaubwürdigkeit zu haben, um diesen Verdacht nicht zu verdienen. Ihr Vf. ist ein aus Neuengland gebürtiger Amerikaner, ein Abkömmling von dem durch kriegerische Verdienste nicht unberühmten Capitän *John Underhill*, der im J. 1630 nach Massachusetts kam, und hernach eine Zeitlang Gouverneur von New-Hampshire war. Seiner wird auch von *Belknap* in der Geschichte dieses nordamerikanischen Freystaats gedacht, und in den drey ersten Kapiteln giebt unser Vf. von ihm und seinen übrigen Vorfahren nähere Nachrichten. Er selbst wurde im J. 1762 in New-Hampshire geboren. Der ganze erste Band enthält die Schicksale seiner frühern Jahre, vor seiner Gefangenschaft in Algier, und gewährt eine ganz unterhaltende Lectüre. Ziemlich umständlich, aber anziehend genug, erzählt er die Methode seiner gelehrten Erziehung, bey der die Erlernung des Griechischen die Hauptsache war. Sein Vater wurde indess über den Nutzen derselben durch einen Geistlichen aus Boston irre gemacht, und liefs ihn an seiner Landwirthschaft Theil nehmen; aber die Liebe zur griechischen Sprache und zur Lesung seines Homer's verliefs ihn nicht. Er übernahm eine Landschule, fand aber auch hier seine Erwartungen durch die Ungezogenheit seiner Schüler getäuscht, und wurde dieses Geschäftes bald herzlich müde. Ein schlechtes medicinisches Buch voller Wunderkuren erregte in ihm die Lust, sich auf die Arzneykunde zu legen, und er hatte das Glück, der Anleitung eines geschickten Arztes und Augenoperateurs zu geniessen, der ihm auch die besten Schriften in die Hände gab. Hernach versuchte er sein Glück als ausübender Arzt auf dem Lande und in kleinen Städten. Hier fand er mehrere Pfuscher in seiner Kunst, die er drollig genug charakterisirt. Da es ihm indess in den nördlichen Gegenden nicht recht glücken wollte, gieng er in die südlichen, und besuchte in Philadelphia den berühmten Dr. *Franklin*, von dem er ein paar ganz artige Anekdoten erzählt, wovon hier die eine zur Probe stehen mag. Es kam die Rede darauf, dafs großser Reichthum gemeiniglich mit vieler Sorge und Unruhe verbunden sey. Der Doctor nahm einen Apfel aus einem Fruchtkorbe, und gab ihn einem ganz kleinen Kinde in die Hand, das noch kaum gehen, und den Apfel kaum umspannen konnte. Er gab ihm darauf einen zweyten, und diesen nahm es in die andere Hand. Endlich reichte er dem Kinde auch einen dritten, vorzüglich grofsen und schönen Apfel. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie alle drey zu halten, liess es den letzten fallen, und brach in Thränen aus. „Hier seht ihr, sagte *Franklin*, einen kleinen Menschen, der mehr hat, als er geniessen „kann.“ — Unserm Vf. schlug indess auch hier seine Hoffnung fehl, und er nahm das Anerbieten eines Seekapitäns an, Wundarzt auf einem Schiffe zu werden, das nach London, und von dort aus nach der afrikanischen Küste bestimmt war. Von der Wirkung, welche der Anblick London's auf den Amerikaner that, macht er folgende Schilderung: „Hier öffnete „sich ein unbegränztes Feld für meine Beobachtung. „Männer von unsäglichem Vermögen in ganz schlichter Kleidung, höchst haushälterisch und sparsam; „ganze Schaaren unvermögender Leute, die von Stickerey und Tressen strotzten; Menschen, deren kleines rauchvolles Kohlenfeuer durch Auflagen verkümmert, deren täglicher Trunk Bier durch die Accise „verbittert wurde, und die der Ueppigkeit der Vornehmen und Pensionirten von jedem Lebensgenuss „und Lebensbedürfnisse Zoll geben müssen; die man „in eine Menge von Strafgesetzen eingeschnürt hat, „auf deren Verletzung Galgen und Landesverweisung „zu stehen pflegt; ein buntscheckiges Volk, in dessen „Adern das Blut aller Nationen fliesst! Mit höhnischer „Verachtung sprechen sie von dem dicken Bürgermeister von Amsterdam, dem lustigen französischen „Bauern, dem mühseligen Landmann in der Schweiz, „und dem unabhängigen Landwirth in Amerika. Ihr „elendes Leben schleppen sie schmachtend im Kerker dahin, und prahlen mit der glorreichen Freyheit „eines Engländers. Ihre Parlamentswürden sind erblich; sie verstehen sich sehr schlecht auf das Wohl „ihres Landes, und eben so wenig auf die Lage und Beschaffenheit seiner auswärtigen Besitzungen; sind Politiker in ihren Kaffeehäusern, ohne einen Fussbreit Land, oder eine Guinee in der Tasche „zu haben; rühmen sich voll Nationalstolz mit ihren „Siegen, ihren Kolonieen, ihrem Minister, ihrer *Magna Charta*, und ihrer Staatsverfassung.“ — Hier findet er sich auch mit *Thomas Paine* zusammen, dessen Ausfälle wider die Religion er für Wirkungen seiner Trunk-

Trunkliebe hält. In der Erzählung seiner Seereise ist die Beschreibung des Sklavenhandels und der höchst grausamen Behandlung der Neger ein auch in einzelnen Umständen neuer Beleg zu den vielen bekannten Klagen und Rügen dieser Unmenschlichkeit. Desto wohlthätiger wurde ihnen der Beystand unsers Vfs. als Schiffsarzt. Sie legten an einem unbewohnten Theile der Goldküste vor Anker, und setzten die Kranken ans Land, wo man Zelte aufschlug, und wo der Vf. die Kranken verpflegte, die meisten bald heilte, und mit fünf noch nicht Genesenen am Ufer zurückblieb. Es war um die Mitte Novembers 1788, als der Vf. sein Schiff schnell absegeln, und ein anderes vergebne Versuche machen sah, jenes einzuholen. Drey Tage brachte er mit seinen Negern in der grössten Verlegenheit zu. Vier derselben verliessen ihn; ein fünfter blieb aus Liebe zu seinem Sohne, der auf dem Schiffe geblieben war, bey ihm zurück. Am Morgen des vierten Tages wurden beide plötzlich und schreckhaft aus dem Schlafe geweckt, gebunden, in ein Boot geschleppt, und an Bord eines Galeerenschiffs gebracht. Hier ward der Vf. fast eben so behandelt, wie die Neger auf dem vorigen Schiffe, und fand sich in der Gewalt von Seeräubern, um in die Sklaverey nach *Algier* gebracht zu werden. Sein Neger, der mehr Freyheit behielt, war der Einzige, der sich seiner hülfreich annahm. Eilf Tage hernach landeten sie bey Algier.

Der *zweyte Band* beschreibt nun des Vfs. Schicksale während seines sechsjährigen Aufenthalts in Algier und die ihm dort vorgekommenen merkwürdigen Gegenstände: seine Vorführung vor den Dey, einen Sklavenmarkt, die harte Behandlung und Züchtigung, die er selbst als gekaufter Sklav erfahren musste, u. s. f. Ihm wurde der Antrag gemacht, sich durch den Uebertritt zum mahumedischen Glauben in Freyheit zu setzen; ein Mollah, oder Priester, hält in jener Absicht eine förmliche Unterredung mit ihm, worin er schlau genug ihn durch Sanftmuth und Scheingründe zum Proselyten zu machen sucht; indess wählt er lieber die Rückkehr in seinen Sklavenstand. Von der Sprache der Algierer, die an den Seeküsten des mittelländischen Meers gewöhnlich *lingua Franca* heisst, bemerkt der Vf., dass sie ein Gemisch fast aller der Sprachen scheine, welche Fremde dort hinbrachten, und jenen Namen wohl davon erhalten habe, weil man alle Fremde *Franken* nannte. Noch jetzt werden sehr oft ausländische Wörter in ihre Sprache aufgenommen. Personen aus den höhern Ständen reden rein Arabisch. Die religiöse Unterredung des Vfs. mit dem Mollah war lateinisch. Von einem Entwurfe zur Flucht ward er durch das warnende Schauspiel eines Unglücklichen abgeschreckt, der einen ähnlichen Versuch gewagt hatte, und lebendig gespiesst wurde. Immer tiefer fühlte er das Traurige seiner Lage, welches nur wenig dadurch gemildert ward, dass er als Wundarzt an der Krankenpflege Theil nahm. In verschiedenen episodischen Abschnitten giebt er einen kurzen Abriss von der Geschichte der Algierer, eine Beschreibung der Stadt, der dortigen Verfassung, Einkünfte, Kriegsmacht, Gebräuche und Sitten, besonders bey Heyrathen und Leichbegängnissen, von der Religion der Algierer, vom Leben Muhammed's, von den Secten Omar's und Ali's, und berührt auch die Frage, warum die europäischen Mächte den Seeräubereyen der Algierer nicht Einhalt thun. Diess, glaubt er, sey nur durch die Verbindung aller Seemächte möglich, die aber nicht zu erwarten stehe. Einzelne Versuche waren immer ohne Erfolg. Dazu kömmt, dass ihre Häuser schlecht und leicht gebauet sind, und dass sich bey Annäherung des Feindes die reichen Effecten der Einwohner leicht ins Innere des Landes fortschaffen lassen. „Als der französische Vi„ce-Admiral, der Marquis *de Quesne*, seinen ersten „Angriff auf Algier that, schickte er einen Officier „mit einer Flagge an die Küste, der die Macht seines „Chefs sehr erhob, und die Stadt in Asche zu legen „drohte, wenn man ihm seine Foderungen nicht so„gleich bewillige. Der Dey, welcher vorher schon „die Betagten, die Weiber, und *seine reichste Habe* „weggeschafft hatte, fragte den Officier ganz *kalt, wie* „viel es denn wohl kosten würde, seine Stadt in die „Asche zu legen. Dieser glaubte des Dey's Bewun„derung für die Macht des grossen Monarchen dadurch „zu vergrössern, dass er antwortete: zwey Millio„nen Livres. Sage deinem Feldherrn, sprach der „Dey, wenn er nur die Hälfte dieses Geldes schickt, „so will ich selbst die Stadt in Brand stecken." — Hierauf Proben von der Gerichtspflege in Algier, und von einer muhammedanischen Predigt. Ferner von dem Einflusse der dortigen Juden, ungeachtet des Hasses, welchen das Volk gegen sie hegt. Der Vf. selbst kömmt mit einem reichen Juden in Verkehr, und nachdem er eine, kurz beschriebene Reise nach *Medina* und Mecca gemacht hat, findet er den Sohn des Juden krank, heilt ihn, und erhält von dem Vater das Versprechen, ihm zu seiner Freyheit behülflich zu seyn. In dieser Erwartung aber, die ihm noch oben drein sein aufgespartes Geld kostet, wird er jämmerlich getäuscht, und von dem Sohne des Juden schändlich in neue und härtere Sklaverey verrathen. Man bringt ihn auf ein nach Tunis bestimmtes Schiff. Glücklicherweise aber wird er durch eine portugiesische Fregatte gerettet, die ihn nach Port Logos, am südlichen Ende von Portugal, bringt. Ohne zu landen, geht er auf ein nach Bristol bestimmtes englisches Kauffahrtheyschiff, und kömmt im May 1795 nach Neu-England wieder zurück. Er beschliesst seine Erzählung mit dem Wunsche, dass seine Mitbürger an seinen Widerwärtigkeiten ein Beyspiel nehmen, und durch die engste Verbindung und Eintracht das Glück ihrer Unabhängigkeit bewahren mögen.

GERMANIEN: *Psychologische Betrachtungen über den Antichrist*. 1801. 136 S. 8. (8 gr.)

Der ungenannte Vf., der einer Vorrede eine Nachschrift vorzog, worin er seine Anonymität damit entschuldigt, dass vernünftige Leser auf den Inhalt, nicht auf den Vf. sehen würden, bricht zunächst in bittere Kla-

Klagen darüber aus, dass die neuere Philosophie in nichts weiter bestehe, als dass man bloss neu erfundene, aber nichts Neues anzeigende Terminologien auf die Bahn bringe, durch welches *neu-philosophische Abracadabra* nur Verwirrung in der gelehrten Welt veranlasst und weiter kein Nutzen geschafft würde, als dass man Wahrheiten, die man ohne Mühe und Umschweife erkennen könne, erst durch einen Nebel erblicke. Man solle das philosophische Studium lieber auf interessante Gegenstände richten. Dergleichen sey die Materie vom Antichrist, von welchem man sich die falschesten Vorstellungen mache, so dass (S. 50.) *die Teufel selbst ihr geheimes Gelächter darüber trieben*; die sich aber berichtigen liessen, wenn man nur (S. 104.) die Cautel beobachte, die Bibel, die an sich selbst so bestimmte Klarheit habe, dass jeder *unstudirte*, unbefangene Menschenverstand ihren Sinn erreichen könne, *ohne einen darüber geschriebenen Commentar zu lesen*. Die Untersuchung selbst scheint nun so angelegt zu seyn: Erst giebt er eine angeblich biblische Definition vom Antichrist: „Er sey ein abgesagter Feind Gottes und der Menschen, der, nicht als ein Irrender, sondern als ein „förmlicher Aufrührer im Reiche der Wahrheit, die „Welt durch falsche Lehrsätze in Irrthum stürze, den „Menschen den Weg zur Wahrheit und Glückseligkeit streitig mache, und nichts geringeres intendire, als die Absicht der Schöpfung zu vereiteln." Aus dieser Definition widerlegt er dann die Meynungen anderer, und streuet zugleich seine eigenen Vorstellungen mit ein. Das Resultat der letztern kommt dann auf folgendes hinaus: 1) dass Antichrist und Satan wesentlich einerley seyen, und nur eine Art oder Species von Dingen ausmachten, denn sie hätten gemeinschaftliche Charaktere; etc. 2) dass die Wirkungen dieser Geister auf eben die Art in die äusserlichen Sinne fielen, wie die Wirkungen der menschlichen Seelen; 3) dass der Erdboden ausser dem menschlichen Geschlechte, noch von einer sehr grossen Menge Teufeln oder Präadamiten, von allerley äusserlichem Gepräge, nicht in zwey abgesonderten Haufen, sondern unter einander bewohnt werde; (unter welchen dann der Vf. den Papst eine der ersten Rollen spielen lässt;) 4) dass diese Geister (wie unter andern die Versuchungsgeschichte, und die im N. T. erzählten Besitzungen bewiesen), durch organische Körper oder menschliche Larven gegen die Menschen wirkten, welche sie nach ihren Absichten auf allerhand Art zu modificiren wüssten, um alle nur erdenkliche Scenen und Rollen, die von ihnen auf dem Schauplatze der Welt gespielt würden, spielen zu können; denn (S. 52.) der Teufel nehme, als ein grosser Künstler und Heuchler, wie ein Chamäleon, alle Farben an, und (S. 55. 56.) sey im Stande, durch sein oftmals äusserlich ehrwürdiges Ansehen, bey bloss sinnlich denkenden Menschen, welchen es noch an der intellectuellen Erkenntniss fehle, ein uneingeschränktes Zutrauen zu gewinnen, und bloss durch seinen Anblick ihnen einen solchen heiligen Schrecken einzujagen, dass sie sich ihm mit Leib und Seele übergäben, vor ihm niederfielen, und *seinen Pantoffel küssten*; 5) dass man den Teufel oder Antichrist von Person kennen lernen könne, ohne ein Geisterseher zu werden. Aller dieser Nonsens, (dessen Widerlegung unsere Leser hier nicht erwarten werden,) ist nun obendrein mit einer unerträglichen Weitschweifigkeit, und Verwirrung der Materien, und in einer seyn sollenden Kraftsprache vorgetragen. Die allerbekanntesten Dinge werden zum Ekel oft wiederholt, und nicht leicht wird eine Regel der Logik von ihm angewendet, bevor er diese Regel nicht erst angiebt, erklärt und ihr Gewicht und ihren Nutzen zeigt. Kein Abschnitt der Ideenreihe ist irgend angegeben, sondern das Raisonniren oder vielmehr Radotiren läuft ununterbrochen fort, und der geringfügigste Umstand führt oft von einer Digression zur andern, so dass man den Faden gar bald verliert. Von seiner Kraftsprache, die sich überall hören lässt, nur die einzige Probe: S. 81. „dieses *hölzerne* Argument ist „immer gut genug, der Einfalt damit *aufs Maul zu* „*schlagen*, und heisst eigentlich so viel als: ihr müsst „denken und zugleich nicht denken! — *Bravo!*" Kaum eine Spur zeigt sich von Bekanntschaft mit neuerer Literatur. *Holmann* ist des Vfs. einziger Gewährsmann. Von seiner Stärke in der Auslegung mag folgende Probe zeugen: S. 109. „*zur Hölle verstossen* heisst nichts „anders als *zur Hölle verurtheilt*, *destinirt*. Dass dieses der wahre Verstand sey, will man hier aus philologischen Gründen nicht weiter untersuchen, sondern diess Geschäft andern, die Lust und Fähigkeit „dazu haben, überlassen." — Zum Schlusse kommt der Vf., man weiss kaum wie, noch auf den *ewigen Frieden*, und auf den *Religionseid*. Von jenem urtheilt er S. 128. so: „jedweder einfältige, gesunde Menschenverstand kann es einsehen, dass solche Vorschläge leere Träumereyen sind, woraus nichts werden „kann, weil sie sich nicht auf ewige Wahrheiten gründen." Von dem letztern aber giebt er S. 135. zu, dass ihn der Jurist wohl in Schutz nehmen möge, „aber „dieser müsse sich auch gefallen lassen, wenn der Philosoph, (doch von dem Schlage, wie der Vf.), dagegen die Wahrheit ebenfalls erweisen könne: dass „ein Jurist, ein grosser Jurist, ein berühmter Jurist, „wenn er sonst nichts sey, als ein Jurist, der allerelendeste Mensch unter der Sonne sey." Wie leicht liesse sich diese schale Tirade auf den Vf. retorquiren, wenn man sich dazu herablassen könnte. — Kurz man wird in dieser Schrift allerdings einen *psychologischen* Beytrag, nur nicht, was der Vf. wollte, zu der Lehre vom Antichrist, sondern, was er nicht wollte, zur Bestätigung der Bemerkung dass es *capita tribus Anticyris insanabilia* giebt. Wohlweislich blieb der Vf. im Incognito; aber zu bedauern ist es, dass mit dem *Orte*, wo diess Product herauskam, ganz *Germanien* den Schimpf seiner Erscheinung theilen soll.

## KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vogel: *Anweisung zum richtigen und guten Ausdrucke in der deutschen Sprache; so wie zur*

*zur Bildung des Stils und zweckmäfsigen Verfertigung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen des gemeinen Lebens.* Ein Lehrbuch für die untern und mittlern Classen der Gymnasien, so wie für die obern der Bürgerschulen. Von *Johann Gotth. Neumann*, Collabor. am Gymn. zu Görlitz. 1803. XX. u. 314 S. 8. (1 Rthlr.)

In dieser Schrift, welche sowohl eine deutsche Sprachlehre, als auch eine Theorie des Stils, nebst den besondern Regeln für bestimmte Gattungen von Geschäftsaufsätzen, mit Beyspielen aus *König's* Formularbuche und andern Briefstellern, enthält, will der Vf. ein Lehrbuch liefern, welches nicht nur für die untern und mittlern Classen der gelehrten Schulen, sondern auch für die obern der Bürgerschulen brauchbar seyn soll. Wir zweifeln, dass er diesen doppelten Zweck erreicht habe. Nach unserer Meynung enthält seine Anleitung mehr gelehrte Terminologieen, als der künftige Bürger, welcher nicht zu dem gelehrten Stande gehört, nöthig hat, wenn er nicht nur als ehrlicher Mann durch die Welt kommen, sondern auch selbst als Mann von Bildung im Geschäftskreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens seine Rolle gut spielen soll. Die Kenntniss der verschiedenen Eintheilungen der Zeitwörter in *verba transitiva, desiderativa, factitiva*, etc. welche Hr. *N.* S. 36. auftischt, kann der Ungelehrte in jedem Geschäftsstande sehr wohl entbehren, und doch immer soviel von der deutschen Sprache wissen, als er für das Haus, für den geselligen Umgang, selbst in gebildeten Cirkeln und für seine schriftlichen Arbeiten, ja sogar für diejenigen, die man von ihm, als künftigem Mitgliede eines hochedeln Stadtraths fodern könnte, nöthig hat. In allen diesen Verhältnissen kann es ihm wenig oder nichts nützen, wenn er alle Arten von Figuren und Tropen (S. 157.) und alle Gattungen von Perioden (S. 93.) ihren technischen Benennungen nach, kennen gelernt hat. Ob in einer Anleitung zu Stilübungen für Schüler in den angegebenen Classen die Bewerbungsbriefe um Herz und Hand einer Geliebten (S. 188.) erwähnt zu werden verdienten, diess überlassen wir dem Gefühle des Vfs. Wir glauben, dass derjenige, welcher es in der Abfassung anderer Briefe durch Uebung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat, gewiss keiner besondern Anweisung bedürfen werde, um sich in solchen Herzensangelegenheiten natürlich und artig zu expectoriren. Die Hülfsmittel, deren sich der Vf. bey der Abfassung dieses Versuchs bedient hat, giebt er in der Vorrede selbst an. Er versichert, nicht nur Bolz's Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, sondern auch die besten Briefsteller und Rhetoriken benutzt zu haben. An manchen Orten hat er auch wirklich diese Vorarbeiten *fast wörtlich* benutzt. Die halbdeutschen und halblateinischen Paragraphüberschriften, wie S. 64. vom Gebrauche der *Modorum* haben wenigstens für unser Ohr etwas übelklingendes. Die *Aderlass* (S. 14.) und das Bauer (der Käfich S. 19.) streitet gegen den Sprachgebrauch. S. 276. belehrt Hr. *N.* seine Schüler noch von den Titeln der *Priester*. Weiss er denn nicht, dass diese, für christliche Religionslehrer ganz unschickliche Benennung längst schon nach Urthel und Recht aus der Sprache gebildeter Menschen wenigstens unter Protestanten verwiesen ist?

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig u. Wien*, b. Gerold: *Der aus Erfahrung bewährt befundene Wetterprophet* für vernünftige Leute; oder Anleitung die Veränderungen der Witterung aus natürlichen Ursachen vorher zu sagen. Nach dem französischen Original übersetzt, von *K. K. . . r.* 1802. 38 S. 8. (4 gr.) Der Uebersetzer dieser kleinen, aber sehr gehaltvollen Schrift hat vom Originale derselben keine weitern Nachrichten mitgetheilt; aus allen aber ergiebt sich, dass ihr Vf. ein Kenner der Physik und guter Beobachter ist. Man kann sagen, dass er ein Bekenner der sogenannten Auflösungstheorie ist, aber in der That an die chemische Verbindung des Wassers- und Wärmestoffes glaubt. Er sagt z. B. S. 5. „die Erfahrung lehrt uns, dass *die Luft das Wasser* ohngefähr so *auflöset*, wie Wasser das Salz; die Luft kann nur einen bestimmten Theil von Wasser in sich fassen, und Umstände vermehren oder verringern die Vermögenskraft es aufzulösen." — Und nun gleich darauf: „*Je gröfser die Hitze* ist, desto gröfser wird der Theil des Wassers seyn, *so die Luft auflöset*, und wenn die Luft wieder erkaltet, so wird selbige einen Theil des aufgelösten Wassers als Thau fallen lassen. — Der Vf. steht also mit *Saussüre* zwischen *de Luc* und *Hube* in der Mitte, und scheint zu glauben, dass die Wärme ein Aneignungsmittel für die Auflösung des Wassers in Luft sey. Aus dieser Theorie erklärt er nun alle die Witterungsphänomene, welche eigentlich als Thatsachen aus Beobachtungen hergeleitet worden sind. Zuerst giebt er eine allgemeine Anweisung, ohne Instrumente die Witterung voraus zu bestimmen, und geht alsdann die Zeichen der Witterung einzeln durch. Diese sind hergenommen: von den Wolken, vom Thau, Nebel, Regen, Hagel und Schlossen. Hierauf folgen die Erscheinungen an der *Sonne*, am Monde, und an den Sternen, alles aus der besondern Beschaffenheit der Dünste. Am Ende noch von den Winden, wo sich zum Theil neue und überhaupt ziemlich interessante Bemerkungen finden; — auch von dem Verhalten der Thiere und Pflanzen, als Zeichen der Witterung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 30. August 1803.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Entdeckungen der ältesten Erd- und Menschengeschichte aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen.* Nebst Materialien zu einer neuen Erklärung des ersten Buchs Mose, (für jetzt der ersten drey Kapitel), von Dr. *J. G. Hasse*, Consistorialrath und Prof. zu Königsberg. 1801. 258 S. 8. (22 gr.)

So wenig wir dem Vf. in mehreren seiner Hypothesen beypflichten können, und so wenig wir glauben, dass durch diess Werk die Vorarbeiten eines *Astruc*, *Eichhorn*, *Gabler*, *Pott*, *Ilgen* u. a. überflüssig werden; so können wir doch dem Vf. das verdiente Lob ächt orientalischer Gelehrsamkeit, vertrauter Bekanntschaft mit den Schriften der Alten, einer glücklichen Combinationsgabe, eines freyen Ganges seines eignen Nachdenkens, und eines gebildeten Geschmacks nicht versagen. Bey der ungemeinen Reichhaltigkeit des Inhalts machen wir uns nicht einmal zu einem vollständigen Auszuge, geschweige zu einer vollständigen Kritik, anheischig. Es mag für unsern Zweck hinreichen, nur das Hervorstechendste auszuheben, und diess, wo wir es nöthig finden, mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

In der *Einleitung* tritt der Vf. den schweren Beweis an: dass der Norden von Europa Mose und Homer nicht so unbekannt gewesen sey, als man es in neueren Zeiten habe glaublich machen wollen. Er führt ihn 1) von den Zeiten *nach* der Noachischen Fluth, hauptsächlich aus den Völkernamen. *Gomer* hält er für einerley mit den *Cimmeriern* der Alten, deren Colonien immer höher nördlich, nicht südlich, gegangen wären. *Gog* soll arabisch-syrisch *Kauk* lauten (den Beweis vermissen wir), dazu die Endung *as*, die bey den Alten die Gebirge geführet hätten, also wie *Parnass*, so *Kaukass*; so habe man mit Hinzufügung der griechischen Endung den *Caucasus* ohne alle Widerrede. (Doch möchten der alten Bergnamen ohne die Endsylbe *as* mehrere seyn, als mit derselben; und auch Namen anderer Gegenstände, als gerade der Berge, auf diese Sylbe ausgehen.) *Aschkenas* trage den alten griechischen Namen des schwarzen Meeres, *Pontus Axenos*, der in *Euxinus* verwandelt worden sey, und bedeute die *Pontier*, die um den Borysthenes, jetzt Dnieper, gewohnt, und sich noch weiter gegen Nordwesten in Europa verbreitet hätten. (Sollte man mit *Bochart*, *Michaelis* und *Schlözer* nicht natürlicher an Phrygien denken, wo es einen *Askanischen* See, einen Fluss *Askanius*, und eine Stadt und Landschaft *Askania* gab, wenn wir gleich die Möglichkeit nicht bezweifeln, dass diese ihre Namen wieder vom Pontus *Euxinus* haben könnten.) *Riphat* bezeichne ohne allen Zweifel die Riphäischen Gebirge, unsre heutigen *Carpathen*, zwischen Polen und Ungern. Diess gehe sowohl aus der grossen Aehnlichkeit des Namens, als aus der Lage hervor, die ihnen Moses in der Nähe von Gomer und Magog, d. i. nicht weit vom Dniester, Don und Caucasus gebe. Homer erwähne zwar der Riphäischen Gebirge nicht, aber die glücklichen Hyperboräer, die noch nördlicher hinter denselben gewohnt hätten, seyen ihm desto bekannter gewesen. *Thogarma* ist dem Vf. *Thgaurma*, *Tschaurma*, *Saurmat*, kurz das *Sauromatien* oder *Sarmatien* der Alten. Die Beweise nimmt er theils aus der Sprache her, denn *Schaur* bedeute noch im Lettischen den *Norden*, und *Thg* werde arabisch wie *Tsch* oder *Sch* ausgesprochen; theils aus der Lage, unter Vergleichung von Ezech. 38, 6. 27, 14. Die איים Gen. 10, 5, da sie Küstenländer, Hafen und Inseln anzeigten, und in Europa gesetzt würden, müssten die *Zinn-* und *Bernsteinküsten*, oder die *Britannischen* und *Elektriden-Inseln* seyn, die die Phönizier befuhren, und Moses von diesen kennen lernen konnte. Dass aber der Norden von Europa Mose auch von den Zeiten 2) *vor* der Noachischen Fluth, wenigstens nach der Tradition bekannt gewesen sey, führt der Vf. in folgenden Sätzen aus. Moses kennet die Quellen des Euphrat und Tigris, des Gihon, oder Oxus, der von Osten nach dem Kaspischen Meere zufliesst, und des Phasis, jetzt Rion, im Lande Kolchis. Da aber das Alterthum die Quellen des Phasis hoch hinauf in den Norden versetzt, so ist *Chawila* oder *Hevila* (d. h. von חול das *Sandland*) jenes Goldland der Alten, und das dem hebr. Namen so ähnliche *Hylaea* beym Herodot, und die Producte desselben *Bdolach* und *Schoham* nichts anders als Bernstein, Electrum. Das Paradies aber lag nicht sowohl *zwischen* diesen Flüssen, als vielmehr an einem grossen Strome *über* denselben an dem hyperboräischen Oceane, oder an der Ostsee, und sonach Eden, worin das Paradies lag, im hohen Norden von Europa. Vgl. Gen. 2, 10. (So gross auch der unverkennbare Aufwand von Gelehrsamkeit ist, womit der Vf. diess Alles ausführt: so können wir ihn doch nicht von allen Künsteleyen, in Ableitung der Völker- und Ländernamen, dergleichen sich *Bochart* und *Rudbeck* erlaubten, freysprechen, und wir trauen es dem Scharfsinne des Vf. zu, dass er zu Gunsten einer anderen Hypothese, auch wohl auf andere Etymologien verfallen seyn möchte.

Wie sehr diese aber einer festen Ueberzeugung schaden, haben wir an uns selbst erfahren. Unter den einzelnen Schwierigkeiten, die uns aufstiessen, wollen wir nur des grossen Sprunges vom Phasis ins Bernsteinland erwähnen. Der Vf. erwiedert zwar: dass gleichwohl die Alten diesen Sprung in der That machten. Aber heisst das wohl nicht mehr, eine Schwierigkeit von der Hand weisen, als sie lösen?)

Der übrige Theil des Buchs, von S. 71 an, enthält folgende zwölf *Entdeckungen:* 1) „Die mosaische „Kosmogonie und Urgeschichte stammt höchst wahr„scheinlich aus demselben ägyptischen Tempelarchive, „aus dem Sanchuniathon und Plato schöpften, her; „und ist von Taaut entlehnt." Denn Taaut schrieb eine Urgeschichte. Diese benutzte Sanchuniathon. Der uns noch übrige Theil der Sanchuniathonschen Cosmogonie stimmt aber genau mit Gen. 1. überein. Eben so schöpfte Plato im Timäus, nach dem Proclus, aus der Taautischen Cosmogonie. Plato aber harmonirt wieder genau mit Gen. 1. Folglich muss die Mosaische Kosmogonie auch mit der Taautischen gestimmt haben. Nun nahm aber Sanchuniathon seine Urgeschichte aus Urkunden im Tempel der *Ammuneer*, d. h. der Bewohner der Gegend des Orakels des Jupiters *Ammon* in Aegypten; und Plato aus Urkunden im Tempel zu Sais, wo Joseph als Minister des Pharao lebte. Also muss Moses seine Kosmogonie auch, und zwar um so mehr, von dort entlehnet haben, da er wohl nur allein den Zugang zu diesem Tempelarchive hatte, zu welchem die Priester nicht jedermann zuliessen, und eben deshalb ist auch Moses selbst und kein anderer der Verpflanzer dieser Urgeschichte auf hebräischen Grund und Boden. (Ob sich aber beym Mangel einer genauen Bekanntschaft mit der Taautischen Kosmogonie, über Coincidenz anderer mit ihm überhaupt absprechen lasse? ob nicht Moses, ohne selbst in das Tempelarchiv erst gehen zu dürfen, nicht aus der, vom Sanchuniathon abgeleiteten, Quelle schöpfte? ob er wohl während seines Aufenthalts in Aegypten an Aufzeichnung der Geschichte seines *Volks*, wie es damals kaum zu heissen verdiente, schon dachte, und nachher in dieser Absicht erst den Tempel zu Sais besuchte, um ein Document daraus zu copiren? ja, ob nicht Taaut selbst diese Kosmogonie, deren dichterisches Gepräge man doch nicht verkennen kann, aus einem alten Volksliede entlehnen mochte — da er seine *Geschichte* wohl schwerlich mit einem selbst verfertigten *Gedichte* hätte anheben mögen — und ob nicht auch Moses auf diesem Wege dazu gelangen konnte, ohne der erste Verpflanzer derselben auf hebräischen Grund und Boden zu seyn? diese und andere Fragen sind mit dem sonst scharfsinnigen Raisonnement des Vfs. noch nicht auf dem Reinen.) 2) „Unsere gewöhnliche Geschichte, „von Adam Gen. 2. berechnet, befasst nur die Ge„schichte der Menschheit, seitdem Ackerbau getrieben wird; denn dieser Adam war nicht der erste Mensch, sondern der erste Ackerbauer." Diess wird in der Urkunde selbst bewiesen. Noch war kein Feldgewächs, denn *Jehovah*, der *Jevo* der Aegyptier, und *Jovpater* oder *Jupiter* der übrigen Welt, der den Ackerbau aufbrachte, hatte noch nicht *regnen* lassen, und noch war kein אדם *Ackersmann*, der die אדמה *Ackererde* עבד *angebauet* hätte. Nun wird aber der Ackersmann geschaffen, und eine *Ehegattin*, mit der er monogamisch als mit einer Gehülfin beym Ackerbaue lebte Gen. 2, 18, und *Ackerthiere* werden ihm zugeschaffen. Anfangs trägt der *Acker Dornen* und *Disteln*, und mit saurem Schweisse, weswegen er auch anfangs in einer warmen Gegend *nackend* ging, muss er sein *Brod*, oder *Feldfrucht*, לחם, gewinnen. (Aber wenn der Vf. auf die Einwürfe, dass der Mensch doch auch schon in der Periode des Saturns Gen. 1, 26, in welcher an keinen Ackerbau zu denken war, אדם, heisse, dass Eva die Mutter aller *Lebendigen* genannt werde, und dass auch schon Gen. 1. von einem כבש oder *Anbauen* der Erde die Rede sey, antwortet, dass אדם Gen. 1. im *Sinne des Erdbewohners*, nicht des *Erdbauers zu nehmen sey*, dass Eva nur als Stammmutter der *Ackerleute betrachtet* werden müsse, und dass nicht כבש, sondern עבד der gewöhnliche Ausdruck für *Feldbau* sey; so werden diese Einwürfe abgefertigt, aber nicht widerlegt. Statt der Einwürfe aber aus 1 Cor. 15, 45-47. Röm. 5, 12. 14, die dem Sachkenner, dem diese Schrift nur bestimmt seyn kann, nicht einmal einfallen, hätte der Vf. noch darauf Rücksicht nehmen mögen: wie sich *Umschaffung* der Menschen zum Ackerbaue, die er bloss angenommen wissen will, mit der erzählten förmlichen Schöpfung vertrage?) 3) „Es hat vor „unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung eine grosse Perio„de von vielen Jahrtausenden (eine eigne Schöpfung „von Menschen,) gegeben, die man sonst das Satur„nische Zeitalter, die goldne Zeit, zu nennen pflegt." Zu den von Peyrerius schon vorgebrachten Gründen, fügt der Vf. unter andern hauptsächlich hinzu: dass dieses doppelte Zeitalter ausdrücklich unterschieden werde; denn Gen. 1, 1. heisse es „בראשית *primo zuerst* schuf *Elohim* (Saturn)" und Gen. 2, 4. אלה *Folgendes* sind die Ereignisse, die sich zur Zeit der Schöpfung des *Jehovah Elohim* (Jupiters) zutrugen." (Genau genommen hätte eher באחרית הימים dem בראשית entgegengesetzt werden mögen. Uebrigens behält Gen. 2, 4. nun seine lästige Redundanz in der Einkleidung, die *Ilgen* auf andere Art wegnahm. *Auf* jeden Fall aber verdient diese Erklärung dennoch das prüfende Augenmerk der Ausleger. Nicht weniger die folgenden treffenden Vergleichungen zwischen den Namen אל und *Ilas* oder *Saturn*, zwischen יהוה und *Jovpater* oder *Jupiter*, die wegen ihrer Reichhaltigkeit keines Auszugs fähig sind.) 4) „Gen. 1. ist ein „sehr verständliches Philosophem über die Entstehung „aller Dinge, Schöpfung und erste Lebensart der Men„schen, in Mythen eingekleidet, das Schritt vor „Schritt mit den übrigen alten Kosmogonien stimmt, „und reiner erscheint als diese." Hier ordnet der Vf. das Ganze nach den vier Elementen, und sagt unter andern, dass das *Licht* oder *Feuer* deswegen zuerst genannt sey, weil diess, als das leichteste Element, den

den ersten und obersten Platz einnähme. (Kaum können wir es aber dem alten unphysicalischen Menschen zutrauen, dass er diese Unterscheidung der Elemente schon gemacht, und namentlich über das Feuer so raisonnirt haben sollte; der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die in der Oekonomie dieser Urkunde selbst gegen diesen Plan derselben liegen.) S. 118 erklärt sich der Vf. ganz gegen den poëtischen Character dieses Stücks, weil alsdann nicht bloss Gen. 2 und 3, sondern auch die *ganze Genesis* Poësie seyn müsse. (So wie wir aber diese Folgerung nicht einsehen; so entscheiden die von *Herder*, *Eichhorn*, *Gabler*, *Pott* u. a. angegebenen Gründe zu sehr für Poësie, als dass wir jener Behauptung auf Auctorität des Vf. beypflichten könnten.) Unter den Mythen, die der Vf. Gen. 1. benutzt findet, zeichnen wir besonders den vom *Verbergen des Saturn* aus, welchen er Gen. 2, 2. 3. darin findet, dass *Elohim hier aufhört zu schaffen.* 5) „Die Menschen dieser ersten Periode setzt die „älteste Tradition in den Norden von Europa, und „das kann sehr gut seyn, denn der Norden der Erde „war ursprünglich wärmer, und also wohl zuerst be„wohnt.“ Mit Voraussetzung der in der Einleitung entwickelten Angabe der Bibel, welche Eden nördlich setze, sucht diess hier der Vf. durch die Bemerkungen noch mehr zu erhärten: dass die Griechen in ihren ältesten Traditionen die Götter und Menschen am (nördlichen) Ocean bey den Hyperboräern entstehen liessen etc. womit auch die Edda übereinstimme; dass ferner die Naturgeschichte und Geologie diess begünstige, in so fern man Ueberbleibsel jetzt südlich lebender Thiere im Norden finde; und dass endlich *Buffon* und *Humbold* die Ursache, warum der Norden ehemals wärmer gewesen, und jetzt kälter sey, jener physisch, dieser chemisch angäben. (Nur möchte bey diesen Beweisen darauf etwas abzurechnen seyn, dass die Idee, die Götter und ersten Menschen aus unbekannten Weltgegenden, und jenseits des Meeres herzuholen, eine Ausgeburt der Anstaunung der Götter und der Unbekanntschaft mit ihrer und der Menschen Entstehung seyn mochte. Der bekannte Theil der Erde wies nichts den Göttern ähnliches, wies keine Nachricht von der Entstehung der Götter und Menschen auf. Sie müssen also, mochte man schliessen, aus der *terra incognita* jenseits des Meeres hergekommen seyn. Selbst die Hyperboreer scheinen nach alter Idee keinen fixirten Wohnsitz gehabt zu haben, sondern mit den Gränzen der immer weiter bekannt werdenden Erde auch immer weiter hinauf versetzt zu seyn. Was die nördlich gefundenen Reste südlicher Thiere betrifft: so ist noch nicht entschieden, wie grossen oder geringen Antheil Ueberschwemmungen und Revolutionen der Erde daran haben können. Die Geologie, so sehr wir sie schätzen, und so viel auch in neueren Zeiten darin geleistet ist, schliesst doch am Ende von der äusseren Schale auf den Kern, da wir, selbst mit den tiefsten Schachten, kaum das Aeussere des Erdkörpers durchritzten, geschweige dann ins Herz derselben einzudringen. Wie viel endlich mit physicalischen und chemischen, zumal auf Hinwegräumung gewisser Schwierigkeiten berechneten, Demonstrationen, in Sachen, bey welchen es auf historische Data ankömmt, gewonnen sey, überlassen wir eines jeden eigener Beurtheilung.) 6) „Der Jehovah der Hebräer ist in der „ältesten und reinsten Idee, als Gott des Ackerbaues, „Jupiter und Zeus der Alten“, was dann hier aus Namen, Beynamen, Attributen und Traditionen noch mehr erwiesen wird, wovon wir aber die Hauptsachen bereits oben berührten. 7) „Was Gen. 2, 4—25 „mythisch vorgetragen wird, bezieht sich alles auf „die Einrichtung des Ackerbaues, und kommt Schritt „vor Schritt mit den Mythen der übrigen Welt „überein.“ Dergleichen Mythen werden sieben aufgezählt, unter welchen besonders die Anwendung des vom Plato aufbehaltenen Mythus, von der durch Jupiter vorgenommenen Theilung des anfangs eyförmigen Menschen in zwey Hälften, auf Schöpfung der Eva aus Adam, überrascht. 8) „Mit dem ersten Men„schengeschlechte (unter Saturn) ist frühzeitig (unter „Jehovah, Jupiter,) eine partiale Verheerung im Nor„den vorgegangen“, bey welcher Gelegenheit Gen. 2, 6. so erklaret wird: „da hob אד der Ocean sich aus „der Erde, und tränkte, umfloss, das ganze Acker„land.“ (So gut der Vf. diese Bedeutung von אד aus dem Hiob und dem Arabischen beweiset, so wenig will die ganze Redensart einem hebräischen Ohre gefallen. Wir wunderten uns übrigens, hier keinen Gebrauch vom Austreten des Nils zur Befruchtung Aegyptens gemacht zu finden. Doch wir erinnern uns noch in Zeiten, dass es der Vf. *hier* nicht mit Erklärung eines Mythus, sondern eines historischen Umstandes, zu thun hat.) 9) „Zum biblischen Pa„radiese und allen sieben Wundergegenden der Welt, „passt nichts so gut, als das Bernsteinland, d. h. die „Küste an der Ostsee, und tiefer ins Land hinein, wo „Bernstein häufig gefunden wird, und wie zu Hause „gehört.“ Durch mannigfaltige, ins Feine ausgesponnene Combinirungen, in welchen man sich selbst beym Lesen, geschweige bey der eignen Zusammenstellung leicht verliert, sucht der Vf. zu zeigen, dass die sieben Wundergegenden a) das biblische Paradies, b) das Götterland mit seiner Ambrosia, c) die hesperischen Junonischen Gärten mit den goldnen Aepfeln, d) die glücklichen Inseln, e) Elysium und die Elysäischen Felder, f) die Makrobier und Langleber mit den glücklichen Hyperboreern, g) und das Goldland mit seinem Goldflusse, als welche Gegenden alle genau zusammenhiengen, im Bernsteinlande, oder im Lande der *Hyperboreer*, *Boreer*, *Borusker*, *Preussen* (d. h. der Erzeuger, oder Aeltern der Menschheit — Protoplasti) zu suchen, und die Lebensbäume im Paradiese von Bäumen, aus welchen Bernstein hervorquillt, zu verstehen seyen. (Aber freylich laufen diesen Combinationen auch Künsteleyen und Schlüsse mit unter, wie z. B. folgender ist: „Bernstein hiess, war, und galt für Gold; das Goldland ist also das Bernsteinland.“) 10) „Die Schlange im Paradiese ist der Ty„phon der Alten, der Feind des Ackerbaues.“ Sehr glücklich durchgeführt. Bey dieser Ansicht erklärt

sichs

sichs sehr leicht und natürlich, was bisher den Interpreten mit Recht auffiel, dass die Schlange von *Elohim* (nicht, wie in dem übrigen Theile der Urkunde, von *Jehovah* Elohim) spricht; weil sie von dem *Jehovah* Elohim nicht herrührt, folglich wider den *Jehovah*, oder Gott des Ackerbaues, ist. „Meynt ihr, sagt sie drum, dass *Elohim* (Saturn) euch diess Verbot gegeben hat? da irret ihr!" 11) „Die Gen. 3. enthaltenen Mythen beziehen sich sämmtlich auf die „Einführung des Ackerbaues unter den Menschen, „sammt seinen Beschwerden, und stimmen Schritt „vor Schritt mit den Mythen der Alten vom silber„nen Zeitalter unter Jupiter." Alle die hier aufgezählten Mythen, bis auf den vom Typhon, sind zwar längst von den Interpreten zur Erklärung dieser Urkunde benutzt, nur dass ihnen der Vf. eine bestimmtere Beziehung auf die Einführung des Ackerbaues giebt. 12) „Die Gegend um das Paradies traf wohl „um diese Zeit eine physische Veränderung, oder Re„volution", welches der Vf. aus den biblischen Nachrichten: dass die Menschen wegen Kälte zu Pelzen ihre Zuflucht hätten nehmen müssen, und dass sich kreuzende Blitzflammen vor dem Paradiese gezeigt hätten, in Vergleichung mit der Geschichte vom Prometheus, von den *campis phlegraeis*, vom Elysium u. s. w. herzuleiten sucht. — Die Fragen, die der Vf. nun noch in einem Zusatze beantwortet: wo, bey seiner Erklärung von Gen. 1. 2. 3. der Begriff von Offenbarung bleiben? was aus der Schlange, dem Falle und dem Protevangelio werde? werden Sachverständige nicht aufwerfen, und sind für Unkundige der Sache nicht befriedigend beantwortet: hätten also füglich wegbleiben mögen. — In einem Anhange „von den Traditionen der andern Völker über den ersten Zustand der Menschen" bemühet sich der Vf. zu zeigen: dass auch die Traditionen der Parsen, Gentoos, Hindostaner, Indier, Japaner, Kamtschadalen, Kalmucken und anderer asiatischer Nationen in der Hauptsache mit den obigen Ansichten von Gen. 1. 2. 3. übereinstimmten.

Unser Endurtheil über diese Schrift kommt dann darauf hinaus: dass uns der Vf. in seiner mythischen Behandlung des Gegenstandes, und insbesondere in den Beziehungen von Gen. 1. auf das Zeitalter des Saturns, und von Gen. 2. 3. auf das Zeitalter des Jupiters sehr gefesselt hat, wenn wir gleich nicht im ganzen Detail mit ihm übereinstimmen; dass wir aber seinen geographischen Ansichten, so viele Gelehrsamkeit wir auch darin finden, uns durchaus noch nicht beyzupflichten bewogen fühlen. Auch hätten wir der Schrift eine andere Form gewünscht. Sie ist durch die einzelnen Entdeckungen, worin sie zerfällt, zu sehr zerstückelt, so dass man die Anwendung von dem allen auf Erklärung der Urkunden nicht im Ganzen übersieht, und auf manche Wiederholungen stösst. Nach vorläufigen Abhandlungen über Quelle, Tendenz, herrschende Vorstellungen und Ton der Urkunden, hätte der Vf. nun sowohl hiervon als von den einzelnen Mythen auf eine zusammenhängende Erklärung der alten Denkmäler selbst die Anwendung machen mögen. Bey dieser Manier würde er vielleicht noch manche Schwierigkeit mehr zu bemerken, und hinwegzuräumen Gelegenheit gehabt haben, die man, den Blick bloss *auf einzelne* Theile geheftet, nicht einmal ahnet; und man würde, auch ohne die jedesmalige Ueberschrift: „*Entdeckung*", und ohne die demungeachtet im Contexte öfter vorkommende, nach Ruhmredigkeit schmeckende, Bevorwortung: dass er sich dieses oder jenes als *seine* Entdeckung anrechne, S. 86. 98., dennoch sein Verdienst nicht verkannt und das Neue nicht mit dem schon Bekannten vermengt haben.

Wir sehen mit Verlangen der *zweyten* Abtheilung entgegen, (denn alle oben erwähnte zwölf Entdeckungen sind unter die gemeinschaftliche Rubrik der *ersten Abtheilung* gebracht,) in welcher wir, laut S. VII der Vorrede, noch ein Dutzend schon vorräthiger Entdeckungen, und unter andern den Beweis zu erwarten haben, dass die Genesis *nicht*, wie *Astruc* und *Eichhorn* meynen, aus diversen von einander unabhängigen Urkunden zusammengesetzt sey. Da aber der Vf. die Erfüllung dieser Erwartung an die ausdrückliche Bedingung „häufiger Mahnungen seiner Leser und seines Verlegers" knüpft: so wollen wir ihn unsrerseits, seinem Wunsche gemäss, daran *mahnen*, wiewohl wir ihn lieber ungemahnt *gebeten* hätten.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen*, b. Schröder: *Commentatio de sellae obstetriciae usu et optima ejus forma*; auctore *J. P. B. Menzer.* 1802. 24 S. 8. m. 1 Kupft. (6 gr.) Man spricht und schreibt jetzt sehr viel über Geburtslager. Einige Geburtshelfer empfehlen Geburtsstühle, andere Geburtsbetten. Rec. empfiehlt beide und behilft sich mit dem, was er vorfindet. Der hier beschriebene Geburtsstuhl ist von dem verstorbenen Dr. *von Eckardt* angegeben, und hat vor den *bis jetzt* bekannten wirklich manche Vorzüge; z. B. a) den zweckmässigern Ausschnitt des Sitzbrets, b) die mit der Rückenlehne zugleich beweglichen Seitenlehnen und Handstützen, und c) Fussstützen, die nicht allein entfernt und genähert, höher und niedriger gestellt werden, sondern auch nach den Umständen weiter auseinander gestellt werden können. Dass der Stuhl noch verbessert werden könne, gesteht der Vf. selbst zu, und Rec. möchte vorzüglich grössere Einfachheit empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 31. August 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Halle, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: *Lehrbuch für die oberen Religionsclassen gelehrter Schulen. Erste Abtheilung:* Einleitung in die Religionsschriften und Religionsgeschichte. Von D. *August Hermann Niemeyer*, Consistorialrath u. Professor d. Theologie. 1801. IV u. 132 S. *Zweyte Abtheilung:* Religions- und Sittenlehre. IV u. 136 S. gr. 8.

—— *Zweyte Auflage.* 1802. (Mit denselb. Seitenzahl, fast unverändert abgedruckt; nur ist der ersten Abtheilung eine *Chronologische Uebersicht der Hauptpersonen und Hauptepochen in der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte* beygefügt worden.) (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Erläuternde Anmerkungen und Zusätze zu dem Lehrbuch für die oberen Religionsclassen gelehrter Schulen.* Nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. Zum Gebrauch der Lehrer herausgegeben von D. *August Hermann Niemeyer*, CRath und Prof. etc. 1801. LXXII u. 262 S. gr. 8.

Schon der Name des berühmten Vfs., die Einführung dieses *Lehrbuchs* in die Berlinischen Schulen, und in mehrere andere gelehrte Anstalten des Preussischen Staates, und der daher entstandene ungemein schnelle Absatz der ersten Auflage, müssen ein sehr günstiges Vorurtheil für eine Schrift erwecken, welche dazu bestimmt ist, die von Hn. CR. Niemeyer schon im J. 1798 mitgetheilten *Ideen über den Plan eines Lehrbuchs für die oberen Religionsclassen gelehrter Schulen* auszuführen, und dadurch einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Wie pünktlich diess von Hn. N. geschehen sey, erhellt aus dem ganzen Inhalt und aus der Anordnung des Buches. Mit verständiger Auswahl, und dabey doch vollständig, sind die Materien für den Zweck und das Bedürfniss, nicht der Bürgerschulen, sondern der gelehrten, und zwar der oberen Classen in denselben behandelt; überall vereint sich Fruchtbarkeit des Inhalts für theoretischen und praktischen Gebrauch mit möglichster Zusammendrängung und Kürze, welche dem Lehrer einen weiteren Spielraum verstattet; überall ist ruhiges, vorurtheilsfreyes Nachdenken über die Religionswahrheiten mit weiser Mässigung und Bescheidenheit im Beurtheilen streitiger Punkte sichtbar. Jedoch die Grundsätze, nach welchen der verdienstvolle Vf. dieses *Lehrbuch* ausarbeitete, sind von ihm selbst weitläuftig in einer Abhandlung entwickelt, welche die *Erläuternden Anmerkungen und Zusätze* eröffnet, und worin die Methodik des Unterrichts in den obern Religionsclassen gelehrter Schulen mit Beziehung auf das Lehrbuch vortrefflich dargelegt wird. Indem Hr. N. hier gleichsam das Ziel sich vorsteckt, nach welchem er strebte, und die Ursachen, warum er dieses Ziel für das rechte erkenne, zur gemeinsamen Prüfung aufstellt: so ertheilt er zugleich dem Lehrer eine sehr fruchtbare Unterweisung von der Art, wie dieses Lehrbuch mit Nutzen gebraucht werden müsse. Demnach wird an einen kurzen Auszug aus dieser Abhandlung sich die Angabe von dem Inhalte des Lehrbuchs bequem anschliessen lassen.

Die *Bedürfnisse* der oberen Religionsclassen sind offenbar sehr verschieden. Alle Schüler derselben haben zwar bereits Religionsunterricht empfangen; aber bey einigen war er zweckmässig, bey andern nicht: ja, nicht bloss durch Unterricht, sondern auch auf anderen Wegen sind verschiedenartige Begriffe der Religion in die jungen Gemüther gekommen. Gleichwohl giebt es nur wenig Schüler, die künftig Theologie studieren wollen; nur wenige also wird ihre folgende Beschäftigung zur näheren Untersuchung religiöser Materien veranlassen. Da indess sämmtliche Schüler, welche die oberen Classen erreichen, für die gebildeten Stände erzogen werden: so sollte billig mit ihren übrigen Kenntnissen auch die Ausbildung ihrer religiösen Begriffe in einem gewissen Verhältnisse stehen; zumal da gewiss unter ihnen mehrere seyn werden, die mit zunehmenden Jahren immer besser einsehen, dass Beschäftigungen mit der Religion fortdauernd ein grosses Interesse für den denkenden Geist haben.

In Beziehung auf diese Bedürfnisse geht demnach der *Zweck* des Religionsunterrichts nicht sowohl auf abermalige Wiederholung des Allbekannten, sondern auf ein Fortschreiten zum weniger Bekannten; was im vorigen Unterrichte mehr auf Autorität und Glauben gegründet war, muss immer mehr zur eigentlichen Ueberzeugung erhöhet werden; die früher elementarisch vorgetragenen Lehrsätze müssen, in dem letzten Cursus, theils in einer mehr wissenschaftlichen Form gelehrt, theils weiter entwickelt, und durch Verbindung mit manchen neuen Kenntnissen, vollständiger abgehandelt werden. Indem man endlich die Zweifel und Einwürfe, die gegen so Vieles, was zur Religion gehört, erregt sind, nicht mehr verbirgt, und die mit mancher Untersuchung verknüpften Schwierigkeiten offen darlegt: so wird man die Schüler vor der Gefahr bewahren, künftig von jedem auf-

steigenden Zweifel beunruhiget, und durch jeden Einwurf irre gemacht zu werden.

Man erkennt ohne unser Erinnern, wie wohldurchdacht und auf wie reife Erfahrung gegründet die Prämissen sind, nach denen der Vf. die *Materialien* für den Religionsunterricht selbst, oder diejenigen *Kenntnisse* bestimmt, die man dem Schüler entweder neu mitzutheilen, oder zu berichtigen und weiter auszubilden hat. Diese Materialien bringt Hr. N. unter zwey Hauptclassen, jedoch mit der Erinnerung, dass in dem Vortrage selbst nicht überall ihre Absonderung so nothwendig sey. Sie sind entweder *historisch* oder *theoretisch*. Die *historischen* beziehen sich theils auf die *Bibel* selbst, als die Urkunde der positiven Religion, theils auf Religionsideen, wobey die Geschichte der Religionen überhaupt und der christlichen insbesondre in Betrachtung gezogen werden muss; so wie denn auch drittens die Religions- und Sittenlehre ihren historischen Theil hat. Die *theoretischen* Kenntnisse enthalten dasjenige, was wir nach Vernunft und Schrift zu glauben, zu hoffen und zu thun haben.

In jene zwey Hauptabtheilungen zerfällt also das ganze Lehrbuch, und jede derselben wieder in zwey Unterabtheilungen, so dass Alles in *vier Cursus* beschlossen ist. Der *erste* Cursus fasst die erste Hauptabtheilung in sich: historisch-praktische Einleitung in die biblischen Schriften; der *zweyte* enthält einen kurzen, aber fruchtbaren und gedankenreichen Entwurf der Religionsgeschichte, theils der nicht christlichen Religionen, theils der christlichen, deren Historie in fünf Perioden getheilt wird; der *dritte* Cursus begreift das erste Stück der zweyten Hauptabtheilung, nämlich die Religionslehre nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums; der *vierte* Cursus endlich das zweyte Stück der zweyten Hauptabtheilung, oder die Sittenlehre nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums.

Wie nun diese Materialien von dem Vf. in einleitenden Sätzen behandelt worden sind, und wie er sie von denkenden Lehrern vollständiger entwickelt zu sehen wünscht, darüber erklärt er sich in der *Methodik*. Nicht für Bildung des Theologen — denn dieser muss künftig noch weiter gehen — soll auf Schulen gesorgt werden, sondern für das Bedürfniss eines *Studierten*, dessen Kenntniss sich von dem, was dem Ungelehrten darüber zu wissen hinreicht, unterscheiden muss. Deshalb betrachtet Hr. N. die Bibel überhaupt als ein denkwürdiges Buch, dessen Ursprung, Geschichte und Schicksale so erkannt werden müssen, dass nicht nur reine, auf Gründen ruhende Hochachtung für dasselbe daraus entstehe, sondern auch scheinbare Einwürfe gegen seinen Inhalt und Werth richtig beantwortet werden können. Deshalb dringt der Vf. ferner darauf, die verschiedenen Fähigkeiten der Schüler zu prüfen, und darnach mit Unpartheylichkeit zu beurtheilen, wie weit manche von ihm eingeleitete Untersuchung verfolgt werden müsse. Deshalb entfernt er durchaus von der Religionsgeschichte die Behandlung derselben als theologische Kirchen- oder Dogmengeschichte, oder als Polemik, und hält es für hinreichend, den Schüler auf den Gang und die Hauptschicksale der Religion, auf die Hauptumstände, die zu ihrer Ausbreitung oder Unterdrückung mitgewirkt haben, auf die merkwürdigsten Männer, die für oder wider sie thätig waren, auf das Entstehen der Haupt-partheyen, den Ursprung der äusseren Kirchenform, und so mancher Gebräuche und Missbräuche, die er noch täglich vor sich sieht, aufmerksam zu machen; wobey immer sogleich auch die wichtigsten, auch in der politischen Geschichte ausgezeichneten Personen vorgeführt werden. Mit gleicher Sorgfalt verhütet der Vf. in Ansehung der Religionslehre, dass der Geist des Jünglings nicht in die Fesseln eines philosophischen oder dogmatischen Systems geschmiedet, oder jeder Zweifel sogleich durch Machtsprüche niedergeschlagen werde. Er zeigt durch weise Behutsamkeit dem Lehrer, wie vorsichtig er zu Werke gehen müsse, damit der Schüler bey so vielerley *Ansichten* und Meynungen allmählich durch eigenes *Nachforschen* mit sich einig, und duldsam gegen andere werden lerne. Er thut endlich noch über die Moral und über die Beschäftigungen des häuslichen Fleisses einige sehr beherzigungswerthe Vorschläge, und bringt diesen ganzen Religionsunterricht, wenn wöchentlich nur drey Stunden darauf verwendet werden, in so bequeme Fächer und Zeitabtheilungen, dass derselbe mit jenen angegebenen vier Cursus, ohne Ermüdung und Zerstreuung, vollständig beendiget werden kann.

Wir besitzen viele Handbücher der Dogmatik und Moral, auch einige kurze Anweisungen für den historischen Theil der Religion; und leicht können in manchen dieser Bücher einzelne Sätze gründlicher und lichtvoller bestimmt seyn: aber wir besitzen, so viel uns bekannt ist, noch kein Werk, welches einen solchen Reichthum von Materialien, mit so praktischem Sinne gewählt, so planmässig geordnet und so consequent vorgetragen enthielte, und welches dadurch in einem solchen Grade für den Unterricht der obersten Religionsclassen geeignet wäre, wie dieses Niemeyerische Lehrbuch. Bey einer Schrift dieser Art konnte es daher, wenn der Beurtheiler seine Pflicht erfüllen wollte, ohne sich in eine ungeziemende Weitläuftigkeit zu verlieren, weniger auf Auszeichnung und Prüfung einzelner Sätze und *Paragraphen*, als auf eine genaue Darstellung des ganzen Planes und der dazu erfoderlichen Methode abgesehen seyn.

Das *Lehrbuch* enthält übrigens, was sich beynahe von selbst versteht, bloss aphoristische Sätze, welche, um von dem Ungeübten deutlich verstanden zu werden, grösstentheils einer Erklärung bedürfen. Diess ist, wie der Vf. sagt, absichtlich geschehen, damit die Aufmerksamkeit des Schülers geweckt, und der Lehrer zugleich in den Stand gesetzt werde, ihm etwas Neues zu sagen, oder über den Text zu commentiren.

Dem

Dem Lehrer diess Geschäft zu erleichtern, hat der würdige Vf. die *Erläuternden Anmerkungen und Zusätze* (No. 2.) geschrieben. Darin ist das hauptsächlichste gesammelt, was ihm bey der Ausarbeitung der Paragraphen zu ihrer Erläuterung gegenwärtig war; manches, was selbst für den geübteren Leser, der nicht immer gerade in demselben Ideengange, wie der Schriftsteller ist, dunkel bleiben könnte, naher bestimmt und entwickelt, vorzüglich aber auf die Schriften verwiesen worden, die der Lehrer bey diesem Unterrichte zu seiner Selbstbelehrung vergleichen, und woraus er auch manche Stellen in den Classen zur Erhöhung des Interesse mittheilen kann. Der Vf. bekennt selbst, dass er dabey auf die eigene Fortbildung des Lehrers in gewissen Kenntnissen gerechnet, und es seiner Lehrweisheit zugetrauet habe, dass er in einem Elementarunterricht, wie er auf Schulen Statt finden kann, die gehörigen Gränzen nicht überschreiten werde. Für manche Lehrer indess, zumal für solche, die von literarischen Hülfsmitteln entblösst sind, würde eine etwas weitere Ausführung dessen, was Hr. N. nur kurz angedeutet hat, von Nutzen gewesen seyn. Ueberhaupt ist der Vf. in diesen *Anmerkungen* bey einem Abschnitt nicht so weitläuftig, als bey dem anderen. Die meisten Zusätze findet man zu dem ersten, welcher die Einleitung in die Religionsschriften enthält; besonders deswegen, weil sich gerade in Beurtheilung und Ansicht der heiligen Schrift seit einigen Decennien so vieles geändert hat. Bey den übrigen Abschnitten hat der Vf. entweder, wie bey der *Religionslehre* und *Moral*, nur an dasjenige erinnert, was vieileicht auch dem kundigen Lehrer nicht sogleich gegenwärtig seyn möchte. Ueberall wird der Lehrer noch viel Veranlassung finden, sich eigenes Verdienst um die Erklärung des Lehrbuchs zu erwerben. Möchte es nur in die Hände recht Vieler und recht Fähiger kommen, um den edeln Zweck des Vfs. so vollständig, wie das Werk es verdient, zu erreichen!

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Briefe über das Christenthum an den Herrn Oberconsistorial-Rath und Probst Teller in Berlin*, von *J. A. de Lüc*. Aus dem Französischen übersetzt. 1802. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

2) HANNOVER, b. Hahn: *Herrn de Lüc Sendschreiben an den Herrn Oberconsistorial-Rath Teller, dessen nähere Erklärungen über die neue Exegese betreffend*. Aus dem Französischen übersetzt. 1802. 144 S. 8. (9 gr.)

Hr. *de Lüc* fühlte sich berufen, in der bekannten religiösen Angelegenheit der jüdischen Hausväter in Berlin seine Stimme durch die *lettre aux Auteurs Juifs d'un mémoire addressé à Mr. Teller* mit abzugeben, ohne jedoch von diesen gehört und beherzigt zu werden. Desto mehreren Eingang fand dagegen bey diesen liberalen Hausvätern die liberale *Beantwortung ihres Sendschreibens* von *Teller*, welches, wie seine *Zeichen der Zeit*, so ganz nach den Regeln der höhern Kritik, und der grammatischen Interpretation abgefasst war. Aber, eben diese Auslegungsart, (die Hr. de Lüc vorzugsweise, aber sehr irrig, die *neue Exegese*, nennet,) war ihm ein Aergerniss. Nicht genug, dass dadurch, seiner Meynung nach, den jüdischen Hausvätern der Uebertritt zum Christenthume viel zu sehr erleichtert wurde; er betrachtet diese neue Exegese als ganz unstatthaft und unvereinbar mit dem Wesen und dem Werthe der Religion und der biblischen Religionsurkunden, und wähnt, dass sie aller Religion und Religiosität den Untergang drohe. Gegen diesen erträumten Feind zieht nun Hr. de Lüc in

Nr. 1. zu Felde. Sein Raisonnement ist ungefähr folgendes: „Eine wahre Religion kann nur aus Offenbarung Gottes selbst geschöpft werden. Gott hat sich auch wirklich in verschiedenen Zeiten den Menschen unmittelbar geoffenbaret, bald durch Stimmen vom Himmel, bald durch den *Sohn Gottes* (im kirchlichen Sinne) bald durch Propheten und Apostel, welche durch Wunder und Weissagungen bewiesen, dass sie unter göttlicher Inspiration und Auctorität lehrten und schrieben. Solche Offenbarungen sind nun der Inhalt der heiligen Schrift; sonst sind sie nirgends anzutreffen, es sey dann im Irrthume verschleyert; und das apostolische (vom Vf. schwerlich ganz verstandene) Symbolum ist der kurze Inbegriff der von Gott geoffenbarten Wahrheiten. Gottesoffenbarungen aber dürfen nicht zum Gegenstande der Kritik gemacht, sondern müssen *wörtlich* verstanden werden. Geschieht dieses, so wird man jenes apostolische Symbolum als den Centralpunkt des Glaubens allgemein annehmen; man wird aufhören, *die natürliche Ordnung der Dinge zu verkehren*; ja man wird weder wesentliche Abweichungen von dem wahren Sinne der heiligen Schrift, noch Animosität bey Verschiedenheit der Meynungen zu besorgen haben. Die neue, sich von dem Wortsinne so oft entfernende Exegese bringt aber das Gegentheil von dem Allen hervor. etc." Wie passen doch diese vom Vf. aus den alten theologischen Rüstkammern, besonders eines *Baco* (der sein αυτος εφα zu seyn scheinet,) hervorgeholten verrosteten Waffen, so gar nicht mehr zu der heutigen Art zu polemisiren! Wie weit müssen wir doch wohl ausholen, um den Vf. zu widerlegen! Es gilt hier Berichtigung der allerersten Grundbegriffe, in welchen jeder, der mit theologischer und philosophischer Literatur nur einigermassen fortgieng, so weit von ihm abweichen muss! Aber auf Hn. de Lüc, der lieber behauptet, als untersucht, und seine Behauptungen lieber als Axiome betrachtet, statt sie zu beweisen, würde überdem eine solche Widerlegung keine Wirkung hervorbringen; unsre liberalen Leser aber bedürfen ihrer nicht erst. — Zwar hat sich Hr. Teller, in der von uns bereits gerühmten Schrift: *über die neue Schriftauslegung in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hn. de Lüc* dieser Mühe unterzogen; aber mehr, um sich gegen die-

diejenigen Stellen in diesen Briefen zu vertheidigen, die auf seinen moralischen Charakter ein falsches Licht werfen könnten, als in der Hoffnung, ihn eines bessern zu belehren. Denn wie wenig diess möglich sey, sieht man aus der Schrift

Nr. 2. welche eine Erwiederung auf die eben erwähnte Tellersche Schrift enthält. Hr. de Lüc will, — eine jetzige Modewendung, — von Hn. Teller nicht recht verstanden seyn; er will den Fragpunkt näher bestimmen, und seine Meynung noch mehr erhärten. Aber alles drehet sich nach wie vor um den überspannten Begriff von geoffenbarter Religion und Inspiration, und die daraus gefolgerte Nothwendigkeit der wörtlichen Auslegung, wie man aus folgenden Beyspielen abnehmen wird. Hr. Teller hatte, in der angeführten Schrift, sein Befremden darüber zu erkennen gegeben, dass Hr. de Lüc den Ausdruck *Vernunftreligion* ungebraucht gelassen habe. Hierauf erwiedert dieser hier S. 55: „den Ausdruck „*Vernunftreligion* habe ich nicht *ungebraucht* gelas„sen. Ich habe ihn *absichtlich vermieden*, weil ich „(unsre Leser werden ihren Augen kaum trauen,) in „demselben *keinen Menschenverstand finde*." (!!!) — Wie weit er seine wörtliche Auslegung treibe, und wie er überhaupt gegen höhere Kritik argumentire, sieht man unter andern aus S. 43, wo er sagt: „Ich „glaube völlig, dass Gott den Adam *aus Erde ge„macht*, ihm eine lebendige Seele gegeben, und die „Eva *aus einer seiner Ribben gebildet* hat. Ich beken„ne, dass ich hierbey so wenig, als bey irgend einer „andern Art der Schöpfung, weiss, wie das zugegangen „ist; aber ich nehme alles als *wahre Thatsachen* an, „weil ich die Nachricht von demselben in einem Bu„che finde, welches (hier spricht der Geolog mit ein,) „das Zeugniss der Natur und des Menschengeschlechts „für sich hat. Und wie fest steht mir das Zeugniss „Jesu selbst, der Matth. 19, 3—5 die Pharisäer auf die „Stelle 1 Mos. 2, 24 als auf eine göttliche Entschei„dung verweiset. Diese Stelle soll aber nach der hö„heren Kritik das zweyte Fragment aus einem unbe„kannten Schriftsteller seyn. Und also widerspricht „die höhere Kritik *hier* so wohl, als *in ihren übrigen „Arbeiten*, Jesu und seinen Aposteln. Denn sie achtet „diejenigen biblischen Bücher, die sie als ächt stehen „lässt, eben so wenig, als jene, deren Aechtheit sie „leugnet."

Nebenher sieht man aus dieser Stelle, wie aus mehreren, dass Besorglichkeit für sein geologisches System, und namentlich für die vermeynte genaue Coincidenz desselben mit *Gottesoffenbarungen* des alten Testaments (worauf der Stolz mehrerer Geologen berechnet ist,) ihm die Feder mit führte. Indessen wollen wir seine Hauptabsicht „die Religion aufrecht zu erhalten" nicht in Zweifel ziehen; nur hätte diese von der bescheidenen Selbstprüfung geleitet werden sollen: ob er, der bey den ersten Katechismusbegriffen stehen blieb, auch im Stande sey, diese grosse Absicht zu erreichen, und es namentlich mit einem Gelehrten aufzunehmen, der unter theologischen und philosophischen Untersuchungen grau wurde? Hr. Teller wird, wie wir hoffen, nicht wieder antworten. Der Gegner ist seiner nicht würdig!

## STATISTIK.

WIEN, b. Gerold: *Hof- und Staats-Schematismus der römisch-kaiserl. königl. und erzherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Wien*, der daselbst befindlichen etc. Stellen. Mit allergnädigster Freyheit. 1803. 536 S. 8.

Bekanntlich ein Addresskalender, der seit vielen Jahren durch Privat-Unternehmung der Geroldschen Buchhandlung unter mühsamer Zusammentragung der Beyträge von den verschiedenen Landesstellen erscheint, und mit stehenden Lettern gedruckt wird. Seit dreissig Jahren wird er jährlich erneuert, bleibt aber ungeachtet der mannichfaltigen Veränderungen, die er erlitten, noch immer fehlerhaft. Die planlose Vertheilung der Materien wird durch ein allgemeines General-Namen-Register erleichtert, welches nicht in der Seitenzahl begriffen ist, aber drey ganze Bogen füllet. Die Stellen in Wien führen die Wohnungs-Nummer mit sich. — S. 8. das Corps diplomatique an fremden Höfen und S. 315—368 das zu Wien, höchst weitläuftig und mit Nachlässigkeit abgedruckt. — Der Hof-Kriegs Rath S. 71—105 ist noch nicht nach der neuen Organisation eingetragen. — Die Universität mit der grossen Anzahl von Doctoren und Stiftungen aus allen Facultäten. — Die Akademie der bildenden Künste nebst den vier Kunst-Schulen; die medicinisch-chirurgische und die Real Akademie — von S. 371—438 der Hof-Staat; dann das Cardinal-Collegium, die Ordens-Ritter und die vordersten Stellen in den einzelnen Königreichen und Herzogthümern. Alles dieses ohne Rücksicht auf die neuesten Veränderungen, und auf das deutsche Entschädigungswerk. Man vermisst ferner darin die kaiserlichen und erbländischen Geheimden-Räthe, Kammerherrn und Titularen, so wie sie durch ganz Deutschland anzutreffen sind. Auch ist die *Armee* von dem Handbuch ausgeschlossen. — *Kein* Staatskalender enthält dagegen so viele dienende Fürsten und Prinzen; keiner so abstechende Familien-Namen wegen der verschiedenen Völkerschaften, und keiner so viel Eigenthümlichkeiten der Provinzial-Sprache als dieser Oesterreichische. Unter letzten nennt Rec. nur Beyspiels halber folgende: *Blumbirungsamt, Gries-Aufschlags-Einnahme, Schanzel Maut-Amt, Spiel-Grafen, Tatz Amt, Verschleiss Directions-Casse, Manipulirende Officiere, Sommelier, Extrawrib, Compilations-Commission* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 31. August 1803.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Civilistische Versuche* von D. *Paul Johann Anselm Feuerbach*, ordentl. Professor der Rechte, auf der Universität in Kiel. *Erstes Bändchen.* 1803. XII. u. 274 S. 8.

Es giebt eine dreyfache Behandlungsart des römischen Rechts; in den Schriften der Rechtsgelehrten ist die eine oder die andere vorherrschend, und jede drückt diesen Schriften gewisse Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Mängel auf. Man könnte die eine Methode die *rein praktische* nennen. Sie nimmt nur auf das unmittelbar Geltende und Brauchbare Rücksicht. Indem sie der Gemächlichkeit gemeiner Geschäftsmänner schmeichelt, opfert sie auf dem Altar des Positiven, jede historische Forschung, jeden tiefern Blick in den Geist des Gesetzes auf, und bleibt für die eigentliche Wissenschaft ohne Werth und ohne Interesse. Die andere *reinphilosophische* Behandlungsart geht von willkürlichen, aus dem Gebiet metaphysischer Abstractionen hergenommenen Begriffen aus, sucht das Positive des römischen Rechts darnach zu accomodiren, und schafft es in irgend eine mögliche philosophische Ansicht um. Diese Methode ist um so verführerischer und gefährlicher, jemehr sie der Thätigkeit der besten Köpfe Beschäftigung und Nahrung giebt. Sie ist aber auch auf den gänzlichen Untergang einer ihrer Natur nach historischen Wissenschaft angelegt. Könnte sie ausschliessend herrschend werden: so würde das Studium des römischen Rechts, durch die blosse Behandlungsart verdrängt, kaum dem Namen nach übrig bleiben. Die dritte Methode endlich ist die *reinhistorische*. Sie bleibt eben so weit von der Gemächlichkeit der bloss praktischen als von der Anmaassung der bloss philosophischen Behandlungsart entfernt. Sie erklärt das Positive aus dem Positiven und das Geschichtliche aus dem Geschichtlichen. Sie verwechselt nicht den philosophischen, jeder eigenen Forschung des denkenden Gelehrten sich von selbst aufprägenden *Geist*, mit einem philosophischen *System*, und indem sie die Gründe der Gesetzgebung aus dem Genius der Sprache, dem bürgerlichen und sittlichen Zustand der Nation, und aus demjenigen, was dem Menschen als Product der werdenden Cultur unter allen Regionen gemein ist, zu entwickeln sucht, wähnt sie nicht, aus den *a priori* gültigen, vielleicht nicht einmal richtig construirten Gesetzen der menschlichen Natur erklären zu können, was sich nur aus gegebenen Thatsachen erklären lässt. Auf diesem Wege — bey weitem der mühsamste und verdienstlichste — wirkten von jeher nur wenig deutsche Civilisten für die Cultur des römischen Rechts. Der Vorgang eines, mit erfinderischem Scharfsinn, weitumfassender Gelehrsamkeit und grossen Hülfsmitteln ausgerüsteten, *Hugo* fand in unsern Tagen mehr Lobredner als Nachahmer, und erregte eine mehr passive als active Sensation. — Der um die Aufklärung des peinlichen Rechts so ausgezeichnet verdiente Vf. der gegenwärtigen Versuche nimmt durch sie eine ehrenvolle Stelle unter den *sehr* wenigen ein, welche das römische Recht bloss historisch, mit philosophischem *Geist* und praktischer *Tendenz*, ohne im voraus metaphysische Abstractionen *unterzulegen*, bearbeiten. Mit dem reinen und uneigennützigen Sinn für das *Eigenthümliche* der Wissenschaft, welchem diese Abhandlungen gewidmet sind, zeigt sich darin classische Belesenheit und genialischer Blick. Eine nähere Inhaltsanzeige, wird dieses Urtheil vollständig rechtfertigen. — Der *erste* Versuch liefert eine *Entdeckung des Unterschiedes zwischen der Servitus luminum, und der servitus ne luminibus officiatur.* — Wer kennt nicht den berüchtigten Streit über L. 4. *D. de serv. praed. urb.* wo *Paulus* den Unterschied zwischen den angezeigten Servituten mit folgenden Worten beschreibt: *Luminum servitute constituta, id adquisitum videtur, ut vicinus lumina nostra excipiat. Cum autem servitus imponitur, ne luminibus officiatur, hoc maxime adepti videmur, ne jus sit vicino, invitis nobis altius aedificare atque ita minuere lumina nostrorum aedificiorum.* — Darüber, dass beide Servituten mit Beschwerden für das *praedium serviens* dem *praedio dominanti* Licht verschaffen sollen, gab es nur Eine Meynung. Der Streit wurde bloss über den Unterschied zwischen der durch die eine und durch die andere Servitut gesicherten Erleuchtung geführt. Unter den ältern Rechtsgelehrten hatte fast jeder darüber eine eigene Ansicht und *Noodt* leugnete den Unterschied ganz. Der Vf. zeigt mit vollkommen befriedigenden Gründen, dass der Ausdruck *lumina* nicht, wie bisher alle Interpreten gethan haben, auf *Fenster*, sondern auf *Licht* müsse bezogen werden, dass hiernach *servitus luminum* eine *Schattendienstbarkeit*, und *servitus ne luminibus officiatur* eine ihr entgegengesetzte *Lichtdienstbarkeit* bezeichne, dass dort dem Nachbar die Verbindlichkeit obliege, keine Veränderung an seinem Gebäude vorzunehmen, durch welche es aufhört, Schatten auf unsern Grund und Boden zu werfen, hier die Verbindlichkeit, durch keine Veränderung die Erleuchtung unsers Gebäudes zu vermindern. Freylich ist die Schattendienstbarkeit eine Geburt des heissen italiänischen Klimas. Gerade so wie man

man es nach *Vitruv* zu einer Regel der italiänischen Baukunst machte, die Gebäude gegen Mitternacht, dem Nordwind zugewendet aufzuführen: so kam wohl auch der reiche Schwelger auf den Gedanken, seinem ärmern Nachbar, um seinem Weinbehälter oder sich und seinen Gästen Kühlung zu verschaffen, den Schatten abzukaufen. Wie höchst einfach und klar wird nun die ganze angeführte Stelle. Der Vf. übersetzt sie auf folgende Art: „Ist die *servitus luminum* bestellt, „so hat man das Recht erworben, dass das nachbar„liche Grundstück von uns das Licht abhalte. (Das „Licht unsers Gebäudes auffange: *ut vicinus lumina „nostra excipiat.*) Ist aber dem Nachbarn die *servitus „ne luminibus officiatur* auferlegt, so haben wir vor„züglich das Recht von ihm zu fodern, dass er nicht „wider unsern Willen höher baue, und das Licht un„sers Gebäudes schmälere." — Und so wäre denn das ganze Geheimniss durch einen leichten Wurf enthüllt, und aller Streit hätte *nothwendig* ein Ende. Der Vf. zeigt mit kritischem Scharfsinn, dass L. 40. *D. de serv. praed. urb.* nicht auf die Schattendienstbarkeit (*servitus luminum*), sondern auf das davon ganz verschiedene Recht, in einer gemeinschaftlichen oder fremden Wand Fenster anzubringen (*servitus fenestrae*) bezogen werden müsse. — II. *Beweis, dass die Redhibitorienklage sowohl statt finde wegen Mängeln,* (solcher Mängel) *welche die Brauchbarkeit der Sache völlig aufheben, als auch wegen solchen* (r), *die ihren Werth veringern.* — Fast mit einem zu grossen Aufwand von Fleiss und Belesenheit, beweist der Vf. gegen *Stryk*, *Lauterbach*, *Hellfeld* und andere der Gerichtspraxis ehrwürdige Schriftsteller, was noch keinem, das römische Recht aus den gesetzlichen Quellen erforschenden Civilisten, zweifelhaft seyn konnte, — dass die in der Ueberschrift der Abhandlung genannten Klagen immer wegen der nämlichen Fehler electiv begründet, nur der Dauer nach verschieden sind. — III. *Grundlinien zu einer Theorie der juridischen Kritik, und Beantwortung der Frage: ist die Kritik dem Praktiker brauchbar?* — Eine der trefflichsten und gehaltvollsten Abhandlungen des ganzen Buchs. Der enge Raum einer Recension verstattet keinen Auszug derselben. — Die Haupttendenz des Vfs. ist der Beweis, dass die Conjectural-Kritik, welche den Text des römischen Gesetzbuchs, durch Zusetzung und Weglassung von Buchstaben, Sylben und Wörtern, ohne gegebene und bestimmte Data, nach reinen Hypothesen verbessert, dem Praktiker in allen den Fällen nicht entbehrlich sey, in welchen ohne eine solche Emendation, das Gesetz Widersprüche mit sich selbst, oder mit andern Gesetzen darbieten würde. Hr. Prof. *Thibaut* hatte das Gegentheil behauptet. Er hatte eine dem Praktiker verstattete Anwendung der Conjectural-Kritik für die Quelle gränzenloser Willkür und Rechtsunsicherheit erklärt. Der Vf. widerlegt ihn treffend. Er zeigt, dass der Praktiker keine sich selbst widersprechende Gesetze anwenden könne, dass er mithin erst durch Hülfe der Conjectural-Kritik, die Widersprüche der Gesetzesworte wegschaffen müsse. — Nach Rec. Einsicht giebt es indessen für die Theorie der Kritik noch einen höheren vom Vf. nicht entwickelten Gesichtspunkt. Er geht aus den Eigenthümlichkeiten der Justinianeischen Gesetzgebung hervor. Die wichtigsten Theile derselben — Pandecten und Codex — enthalten bey weitem weniger Gesetze, als Ansichten und *Constructionen* einzelner Fälle, nach stillschweigend als bekannt vorausgesetzten Normen. Die Auflösung jener Constructionen in ihre Principien, ist das Geschäft der dem Praktiker unentbehrlichen Gesetzkunde. Denn nur diese Principien kann er anwenden. Sie sind indessen in keiner einzelnen Gesetzstelle, sondern nur im ganzen Gesetzbuch enthalten; sie sind darin zu finden aber nicht zu lesen. Die Conjectural-Kritik muss den Text *nach jenen Principien*, ohne Aufopferung der historischen Wahrheit, wieder herstellen. Denn die Principien sind das eigentliche Gesetz. Die Conjectural-Kritik kann daher nie das Gesetz beherrschen; sie wird umgekehrt beherrscht vom Gesetz. Die zu emendirende Gesetzstelle *ist* nur der Spiegel desselben. Hat ihn die Kritik durch Hülfe der Conjecturen gereinigt, wirft er das Bild *des Gesetzes* treu und fleckenlos nach vorgenommener *Emendation* zurück, so hat sie ihr Amt erfüllt. — Auch die Wissenschaft der Interpretation wird durch das nämliche höchste Princip beherrscht. Sie rettet das Gesetz gegen den Buchstaben einzelner Gesetzstellen, wie z. B. den Grundsatz, dass bey der *universitas rerum* der Preis nicht an die Stelle der Sache trete, gegen L. 54. *D. de jure dotium.* — IV. *Ueber die L. 13. §. 5. de usufructu.* — Die angeführte Gesetzstelle giebt nach der gewöhnlichen Interpunction eine offenbare Inconsequenz, eine Antinomie in weiterm Sinn. Nachdem *Ulpian* dem Usufructuar das Recht abgesprochen hat, die Substanz der Proprietät umzuschaffen, selbst wenn die neue Form sie einträglicher machen würde, sagt er, im zweyten Theil des angeführten §. 6., nach der gewöhnlichen Interpunction und Buchstaben und Sylbenzusammensetzung — *des grössern Nutzens wegen könne der Usufructuar, Obstbäume und Rebenstöcke ausrotten, um eine Metallgrube anzulegen.* Der Vf. nimmt hinter *nocebit* den Punkt weg, zieht das darauf folgende *et si* in ein Wort zusammen, und setzt das Ende der Periode hinter *fuerunt.* Nun ist die Inconsequenz gänzlich verschwunden. *Ulpian* sagt jetzt gerade umgekehrt: der Usufructuar dürfe zwar, auf dem zu nutzniessenden mit Fruchtbäumen und Weinstöcken bedeckten Boden, Metallgruben anlegen, *in so fern er nicht dadurch der landwirthschaftlichen Substanz der Proprietät schade;* (*si non agriculturae nocebit*) des grössern Ertrages wegen sey er dagegen keineswegs zur Aufhebung jener Substanz berechtigt. — Die Emendation gehört nach Rec. Urtheil zu den gelungensten. Der Einwurf, welchen man aus den Basiliken hernehmen könnte, dass letztere die Stelle in eben dem Sinn gelesen hätten, in welchem man sie bisher gelesen habe, wird mit Scharfsinn und befriedigend gehoben. — V. *Was ist ein Directarius? zur Erklärung der L. 9. de extraordinariis crim. und der L. 1. §. 1. seq. D. de effract. et expilat.* — Dass unter dem *Directariatus* ein *ausgezeichneter* Diebstahl zu ver-

verstehen sey, darüber konnten Philologen und Criminalisten nach den entscheidendsten Beweisstellen nur Eine Meynung haben. Ob aber das Auszeichnende in dem *Einschleichen* oder *Einbrechen* liege, blieb unentschieden. Der Vf. erklärt die in der Ueberschrift angeführten Gesetzstellen aus *Vitruv*, *Sueton*, *Juvenal* und andern classischen Schriftstellern. Unter *Coenacula* verstand man das oberste Stockwerk oder die Mansarden der Wohnungen in Rom. Sie wurden von den ärmsten Bürgern bewohnt, welche sich entweder hier einmietheten, oder, nachdem sie die bessern untern Etagen ihrer eigenen Wohnungen vermiethet hatten, sich hierher zurückzogen. Nun ist aber der *Directarius* nach der einstimmigen Beschreibung der angeführten und anderer Gesetzstellen derjenige *qui se dirigit in aliena coenacula, animo furandi.* Hiernach — meynt der Vf. — sey das Eindringen des Diebes, in die obern Stockwerke der ärmern Bürger, unter dem in Frage stehenden Verbrechen verstanden. Diese Erklärung des Directariats scheint Rec. vollkommen richtig, weniger dagegen der vom Vf. angegebene Grund der Auszeichnung desselben. Letzterer glaubt, man habe entweder das Eigenthum der ärmern zum Theil von den Geschenken des Staats lebenden Bürgern, durch härtere Strafen besser sichern, oder die Keckheit des der grössern Gefahr des Entdecktwerdens sich aussetzenden Diebes nachdrücklicher zügeln wollen. War aber wohl nicht umgekehrt die Auszeichnung auf den Schutz des reichern Bürgers gegen den unbemerkten, in armseliger Gestalt bey Tage in die Dachstuben einschleichenden, und eben darum um so viel gefährlicheren Diebes berechnet? Vielleicht mit dem Bewohner der Mansarden einverstanden, wenigstens ihm nicht furchtbar und von ihm nicht gefürchtet, schlich der Dieb bey nächtlicher Weile, in die durch verschlossene Thüren nicht gesicherte Wohnung des Reichen. In der Hauptstadt der gesitteten Welt, kannte wohl der Bewohner des einen Stockwerks eben so wenig seinen Hausgenossen und dessen Familie und Umgang in der Dachstube, als man seinen Stubennachbarn in einem Gasthause kennt. Die mindere Sträflichkeit des *furti nec manifesti* entscheidet gegen diese Ansicht nichts. Den veränderten Sitten musste der Grundsatz der zwölf Tafeln weichen, und das Directariat war ein vielleicht aus guten Gründen ausgezeichnetes *furtum nec manifestum.* VI. *Ueber den römischen Begriff vom Status und den gewöhnlichen Eintheilungen desselben.* — Der Vf. zeigt mit siegreichen Gründen, dass es der gewöhnlichen Eintheilung in einen *statum naturalem* und *civilem* an historischer und logischer Wahrheit fehle, dass im Sinn der classischen Juristen *Status*, den allgemeinen Grund der Zuständigkeit und Anerkennung von Rechten im römischen Staat bezeichne, dass es keinen andern als den *status libertatis*, *civitatis* und *familiae* gebe, und dass es widersinnig sey, eine Contradistinction aufzustellen, nach welcher der Sklav, welcher doch keine Person ist, und überall keine Rechte hat, sich nach seinem Alter, Geschlecht und Gesundheitszustand, in einem *statu naturali* finden müsste. — VII. *Etwas über die Methode des deutschen Privatrechts, mit besonderer Anwendung auf die Frage: ist der Interimswirth für seine Person zu einer Lehnwaare verbunden?* Der Vf. behauptet mit *Hufeland*, dass der Begriff eines deutschen Instituts aus den partikularrechtlichen Quellen aufgenommen, die Rechtsgrundsätze desselben dagegen entweder aus dem Begriff, oder, wenn das Institut, unter einem schon im gemeinen Recht vorkommenden *Genus* stehe, aus den Grundsätzen des gemeinen Rechts entwickelt werden müsse. Er verwirft das Abstrahiren von Rechtsgrundsätzen aus einzelnen partikularrechtlichen Bestimmungen. Nach dieser Ansicht entscheidet er die Frage: *ob der Interimswirth nach deutschem Recht zur Bezahlung eines Laudemii verpflichtet, und der Anerbe eine von dem Stiefvater zur Bezahlung der Auffahrtsgelder aufgenommene Schuld nach Endigung der Regierungsjahre zu übernehmen verbunden sey?* gegen die vom jüngern *Runde*, in der übrigens trefflichen Schrift desselben *über Interimswirthschaft* entwickelten Grundsätze, verneinend. — Denn — sagt der Vf. — der Interimswirth hat bloss den Niesbrauch des Colonatrechts. Nun muss zwar nach gemeinem Recht das nach der römischen Emphyteuse gebildete Colonatrecht selbst, allein keineswegs der Niesbrauch desselben, durch eine Lehnwaare erkauft werden. — VIII. *Ueber actio in rem und actio in personam, jus in rem und jus in personam.* Gegen Hn. Prof. *Thibaut.* Diese Abhandlung enthält eine Vertheidigung der alten Vorstellungsart. Es wird gezeigt, dass sie einer *Berichtigung*, allein keineswegs einer *Umwälzung* bedürfe. Indem der Vf. dem Scharfsinn, mit welchem sein Gegner die Inconsequenzen derselben enthüllt hat, Gerechtigkeit widerfahren lässt, sucht er zu zeigen, dass Hr. *Th.* sie durch keine haltbarere Vorstellungsart entbehrlich gemacht habe. Nach Rec. Ueberzeugung ist der Unterschied zwischen *jus in rem* und *jus in personam* nicht allein die Grundlage des römischen Sachenrechts, sondern er geht auch aus einem höhern, wenn schon durchaus *positiven* Princip hervor, welches nicht aufgeopfert werden darf, ohne aus der Theorie des heutigen römischen Rechts den Charakter der *Wissenschaft* und *Einheit* zu vertilgen. Die Schwierigkeit liegt nur in der Auffindung des höhern Princips und in der schärfern Bestimmung des Unterschiedes selbst. Wie er *entstanden* sey, lässt sich allerdings nur aus der Geschichte der römischen *vindicatio* und *condictio* zeigen; in *dieser* Hinsicht betrat Hr. *Th.* den einzig richtigen Weg; allein die Entstehung eines Rechtsbegriffs ist mit ihm selbst nicht einerley, und man kann nicht, ohne sich im Zirkel herumzudrehen, den Unterschied zwischen *jus in rem* und *jus in personam* aus dem Unterschied zwischen dinglichen und persönlichen Klagen erklären. Eines Auszuges ist die treffliche Abhandlung über einen Gegenstand, welchen man für erschöpft halten möchte, und welchen der Vf. durch neue und anziehende Gesichtspunkte zu erheben weiss, bey der Ausdehnung, welche diese Recension schon erhalten hat, nicht fähig. Möchte der Vf. Gegner gleich denjenigen finden, welche er sich selbst wähl-

wählte. — Wenn Männer wie *Feuerbach* und *Thibaut*, beynahe von gleichen Grundsätzen ausgehend und von gleichem Geist beseelt, Fragen aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte des römischen Rechts zum Gegenstand eines für die Wahrheit immer gewinnvollen Meynungenkampfs machen, so wird die Wiederauflebung des durch die Philosophie unsers Zeitalters geadelten Studiums der sogenannten eleganten Jurisprudenz kein leerer Wunsch bleiben. Und wer mit dem Rec. die Erfüllung desselben sehnlich wünscht, wird der Fortsetzung dieses Werks, in welcher der Vf. praktisch wichtigere Abhandlungen, über *Dolus* und *Culpa*, über *Juramentum in litem*, über das Gewohnheitsrecht u. s. w. zu liefern verspricht, mit Verlangen entgegen sehen.

## STATISTIK.

CASSEL, im Waisenhause: *Kur-Hessischer Staats- und Adress-Kalender* auf das Jahr 1803. LXVI. 106 u. 132 S. 8.

Seit dem Erstling der Hessen-Casselschen Staats-Kalender, vom Jahre 1764 blieb deren innere Einrichtung, die aus dem *von Schwarzkopfschen* Werke (über Staatskalender) S. 366 und 367. zu ersehen ist, sich ziemlich gleich. Jedoch widmete der Landgraf Friedrich diesem Staatshandbuche persönlich viele Aufmerksamkeit. Der Jahrgang 1795 wurde in der A. L. Z. 1796. Nr. 130., so wie auch später darin der Gebrauch lateinischer Lettern und die Weglassung des Epithets: *Herr* angezeigt. Durch die Entschädigungen und durch die Kurwürde hat die vorliegende Ausgabe eine ganz neue Gestalt erhalten. Die neue Civil-Rang-Ordnung für acht Classen vom 15. May 1803, die neu ernannten Ritter vom goldnen Löwen (jetzt 48 an der Zahl) S. XII. nebst 49 Rittern *pour la vertu militaire*, die neu errichtete Schweizer Leibgarde S. XIX. die Brigade leichter Truppen und die Civil-Dienerschaft des Fürstenthums *Fritzlar* S. 85—88. die ehemals Bürgelschen adelichen Gerichte der Grafen von *Hessenstein* — alles dieses sind neue Zusätze. Die *Courtoisie* des *Kurfürstlichen* Titels verwebt sich in das Ganze. Von den *gelehrten* Anstalten findet man unter andern S. 86. 89. und 91. sämmtliche Mitglieder der drey Casselschen Gesellschaften der *Alterthümer*, des *Ackerbaues* und *der Künste*, und der *bildenden Künste*. Im Hof-Staate fallen S. 8. die *Wilhelmshöher Schweizereyen* in das Auge. In der Genealogie ist S. 6. dem Erbprinzen von Darmstadt die Verlobte schon als *Gemahlin* beygelegt, und der Prinz Karl von Hessen-Rheinfels ganz ausgelassen. — Auch sind seit dem Abdrucke einige sehr bedeutende Veränderungen vorgefallen; z. B. die Dimission des Staatsministers von Veltheim, und S. 11. die Zurückberufung der Gesandten von Russland, von Oesterreich, Frankreich und von Dänemark. Die *dreyfache* Absonderung der Seitenzahlen, welche schon seit dem Jahre 1776 statt hat, erschwert den praktischen Gebrauch, zu dessen Erleichterung übrigens zwey in jener Paginirung nicht mitbegriffene Register beygefüget sind.

SCHWERIN, b. Bärensprung: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender*. 1803. *Erster Theil*. (Personal-Etat). 165 S. *Zweyter Theil*. XXXII. u. 164 S. 8.

Zu den bekannten Vorzügen dieses Staatskalenders kommen jetzt noch der zweckmässige Gebrauch lateinischer Lettern, der Zusatz der französischen Zeitrechnung, die Stammtafel des Mecklenburgischen Hauses, die Ansicht des deutschen Comitial-Systems und der deutschen Fürstenhäuser nach dem Regensburger Deputations-Recesse vom 15. Nov. 1802, und eine Erweiterung der Mortalitäts- und Bevölkerungs-*Listen* hinzu. In allen Bestandtheilen bemerkt man stetes Streben nach möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit. Im Geschlechtsregister, womit vor den Staatsnotizen der *zweyte* Theil beginnet, sind freylich seit Neujahr in den Artikeln von *Malta*, *Modena*, *Salzburg*, so wie im Reichsfürstenrathe wegen *der Rang*ordnung und des Aufrufs, grosse Veränderungen vorgefallen. Auch würde die Angabe der Residenzen bey der Umstaltung des deutschen Staatskörpers nützlich seyn. Immerhin ist aber hier die Grundlage zu der neuen Darstellung des europäischen Regentenverzeichnisses vorhanden. Selbst von dem Zuwachse, welchen das Mecklenburgische Haus gelegentlich erhalten, ist noch nichts, als eine vollständigere Einschaltung der *Lübeckschen Hospital-Güter* zu bemerken, welche im nächsten Jahrgange den herzoglichen Domänen werden einzuverleiben seyn.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Neuburg u. Aarnheim*, im Reichs-Commissions- und Industrie-Bureau: *Ausführliche Anweisung kleine Luftballons zu verfertigen und dieselben auf die leichteste Art mit brennbarer Luft zu füllen*. Ein Beytrag zu ländlichen Vergnügungen. Ohne Jahrzahl. 14 S. 8. Mit 1 Kpf. (3 gr.) Statt der Goldschlägerhäutchen wird die innere feine Haut der Schweins-Rinder- oder Kälberblasen empfohlen, die man durch Einweichen in Wasser, und Reiben absondern kann. Darin besteht, da das Füllen mit brennbarer Luft bekannt genug ist, alles, was Unkundige aus diesen Blättern lernen können.

---

# Monatsregiſter

vom

Auguſt 1803.

## I. Verzeichniſs der im Auguſt der A. L. Z. 1803 recenſirten Schriften.

*Anm.* Die erſte Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.

*Nie-*

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 153)

## II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

*Anm.* Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

## III. Intelligenzblatt des Augusts.

### Ankündigungen.



Ka-

Be-

## II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

*Anm.* Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

# An das Publikum.

Seitdem die Nachricht öffentlich bekannt wurde, daß

die Allgemeine Literatur-Zeitung

welche seit neunzehn Jahren, ohne an irgend einen Ort gebunden zu seyn, blos zufälliger Bequemlichkeit wegen in Jena gedruckt worden, mit Anfange des kommenden Jahres 1804

nach Halle in Sachsen

verlegt werde, sind in verschiedenen periodischen Blättern durch anonyme Einsender, angeblich zum Theil aus Jena und Weimar, falsche Gerüchte verbreitet worden, die keine andere Absicht haben können, als das Publikum zu verwirren; welches jedoch, wie wir schon durch mehrere Briefe aus dem südlichen und nördlichen Theile Deutschlands wissen, sich wohl nirgends durch solche Vorspiegelungen möchte täuschen lassen.

Es ist also 1) falsch, daß die Allgemeine Literatur-Zeitung in Jena bleibe; denn wie kann sie in Jena bleiben? da sie, wie wir bereits gemeldet, von der Societät der Unternehmer, zufolge der von Sr. Königl. Majestät von Preußen ihr gemachten eben so huldreichen als ehrenvollen Zusicherungen, nach Halle verlegt, und mit Anfange des Jahrs 1804 dort gedruckt und von dort aus expedirt wird. Des Königs Majestät haben den nach Halle berufenen Redactoren, Hofrath Schütz und Professor Ersch nicht aufgegeben dort ein neues Institut zu errichten, sondern Höchstdieselben haben die Societät der Unternehmer ausdrücklich und bestimmt veranlaßt die bisher in Jena seit neunzehn Jahren bestandne Allgemeine Literatur-Zeitung nach Halle zu verlegen, und ihrer ganzen bisherigen Einrichtung nach in Halle fort-

solcher nur *gerichtliche*
also auch für die Ord-
nden Handlungen zum
*eyte* Hauptstück von den
nsehung der einheimi-
ehnsgesetze etwas aus-
ʒ — 26); dagegen sind
ang und Gebrauch der
rauch der longobardi-
der Collision zwischen
oder *feudi siti* sehr
d 39 hat der Vf. den
aen Lehn- und Muth-
; angegeben; es wird
beobachtet, sondern
vom Lehnhofe über
ang ausgestattete Zeug-
genannt.

ten ist das *dritte* Haupt-
69 — 221, wo auch
ey den alten deutschen
gebracht ist, und die
rüber gesammelt sind.
*öhmersche* Meynung von
lichste zu seyn, welche
*dihns* und *Püttmanns*,
der Vf. S. 89. 90 ziem-
rbringt, widerlegt ist.
jenige Verschiedenheit,
en *beneficiis* und *feudis*
hauptsächlich in der
r förmlich, sondern für
Ueber die bekannte Ver-
7 hätten ausser den be-
Schriftstellern noch die
in *Posse's* Abh. von der
Nutzen angezogen und
Was von dem Werth
wird, findet Rec. sehr
dürfte die willkürliche
ht seyn, ohne in wohl-
rsamen Eingriff zu thun.
a dadurch gebahnt wer-
naassungen der Landes-
llen der Wunsch, ihren
immer lebhafter erregt
bert von Chartres zum
zu machen, und schon
er Bearbeitung des Lehn-
en zu wollen, läst sich
wohl

zusetzen, der zu Folge, wie bisher, eine große Anzahl berühmter und verdienstvoller Gelehrten, sowohl in den Königl. Preußischen, als in andern deutschen und ausländischen Staaten, als Mitarbeiter daran Theil haben werden. Zu diesem Endzwecke haben Se. Majestät der König der Societät der Unternehmer zur Entschädigung für die mit der Translocation verbundenen Kosten und Verluste zehn tausend Thaler allergnädigst verwilligt.

2) Es ist aber auch falsch, daß die Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1804 an in Jena fortgesetzt werden könne; denn wie könnte sich jemand anmaßen, ein durch unsre Privatfonds errichtetes und bisher erhaltenes Institut, was überdies durch die bisher mit uns verbundenen Herausgeber, (einen Viceredacteur abgerechnet) und durch die nemlichen Mitarbeiter (einige wenige vielleicht ausgenommen, an deren Stelle andere würdige Gelehrte treten) nach wie vor, nur, von 1804 an, an einem andern Orte, namentlich zu Halle, fortgesetzt wird, eigenmächtig neben uns fortsetzen zu wollen?

3) Unser Institut der A. L. Z. ist niemals von uns eine Jenaische Allg. Lit. Zeitung genannt worden, obwohl es oft Buchhändler so genannt haben; denn die Allgemeine Literatur-Zeitung war nie ein Jenaisches Universitäts-Institut. Es ist so wenig aus der Universitäts-Casse, als aus andern öffentlichen Fonds errichtet oder erhalten worden, auch hat die Universität darüber nie eine Aufsicht, oder Einfluß in die Redaction gehabt, und es zählte auf mancher berühmten deutschen Universität, eben so viele und oft noch mehrere Mitarbeiter als auf der Jenaischen. Sollte daher künftig ein dem unsrigen mehr oder weniger ähnliches literarisches Blatt in Jena herauskommen, so kann dies doch nicht die Allgemeine Literatur-Zeitung, auch nicht die Fortsetzung derselben seyn, oder heißen; sondern die Fortsetzung der A. L. Z. oder ihr zwanzigster Jahrgang 1804 ist lediglich von Halle aus zu erwarten.

Am wenigsten können wir uns einbilden, daß die Unternehmer eines neuen Instituts zu Jena, gegen dessen Errichtung wir

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

sonst gar nichts einzuwenden haben, eine so kleinliche Meinung von demselben hegen sollten, daß sie es unter unserer längstbekannten Firma in die Welt einzuführen für nöthig erachten, und einen Theil des Publicums durch den völlig gleichen oder wenigstens sehr ähnlichen Titel in Verwirrung setzen, auch allenfalls manchen Leser, der die ihm bisher wohlbekannte A. L. Z. zu erhalten wünschte, die neue noch unbekannte dafür zu ergreifen verleiten sollten. Gegen einen solchen uns äusserst beeinträchtigenden Versuch würden wir zu seiner Zeit Vorkehrungen zu treffen genöthigt werden, welche unsere Leser und uns selbst dagegen in Sicherheit setzten.

Uebrigens versichern wir, daß wir Alles was in No. 132 des Freymüthigen, bey Gelegenheit der ohnedem sehr voreiligen Anzeige von der Versetzung der A. L. Z. nach Halle, zum Nachtheile der Universität Jena geäußert worden, äußerst misbilligen, und daß es namentlich eine grosse Unwahrheit ist, daß sich in der A. L. Z. oft der Einfluß eines literarischen Despotismus gezeigt habe. Wir haben von den Durchlauchtigsten Erhaltern der Universität Jena bey der A. L. Z. niemals den geringsten Druck, oder irgend eine Beschränkung der vollständigsten Censurfreiheit erfahren; und wenn zuweilen es geschienen, daß uns von andern Personen etwas den bey der A. L. Z. festgesetzten Principien der Unpartheilichkeit zuwiderlaufendes angesonnen werden wollte, dergleichen Zumuthungen standhaft abgelehnet.

Indem wir nun an dem fernern Flor der hiesigen berühmten hohen Schule, auch nach Verlegung unsers Instituts nach Halle, den lebhaftesten Antheil nehmen, und allen, in der von hiesiger Fürstl. Gesamt-Universität dem Freymüthigen entgegengesetzten, und in das für die Jenaische Bürgerschaft bestimmte Wochenblatt, No. 71, eingerückten Erklärung, vorläufig verkündigten neuen Anstalten den besten Fortgang wünschen, können wir jedoch unsre Verwunderung nicht bergen, daß es in besagter Erklärung unter Andern also lautet:

„Die seither hier erschienene Allgemeine Literatur-Zeitung
„wird auch künftig hier (in Jena) fortgesetzt werden."

nan, da solcher nur *gerichtliche*
eist und also auch für die Ord-
t vorfallenden Handlungen zum
Das *zweyte* Hauptstück von den
cht in Ansehung der einheimi-
tleren, Lehnsgesetze etwas aus-
nen (§. 21—26); dagegen sind
om Ursprung und Gebrauch der
itigen Gebrauch der longobardi-
und von der Collision zwischen
d *jure loci* oder *feudi siti* sehr
S. 38 und 39 hat der Vf. den
ied zwischen Lehn- und Muth-
und richtig angegeben; es wird
mer genau beobachtet, sondern
auch das vom Lehnhofe über
ne Belehnung ausgestattete Zeug-
luthschein genannt.

usführlichsten ist das *dritte* Haupt-
mitteln S. 69—221, wo auch
r Lehen bey den alten deutschen
ndes beygebracht ist, und die
ungen darüber gesammelt sind.
*ratori - Böhmersche* Meynung von
ie vorzüglichste zu seyn, welche
würfe *Madihns* und *Püttmanns*,
ge, was der Vf. S. 89. 90 ziem-
gegen vorbringt, widerlegt ist.
wohl diejenige Verschiedenheit,
wischen den *beneficiis* und *feudis*
en Grund hauptsächlich in der
t bloss für förmlich, sondern für
alten. Ueber die bekannte Ver-
von 1037 hätten ausser den be-
geführten Schriftstellern noch die
kungen in *Posse's* Abh. von der
ns" mit Nutzen angezogen und
nnen. — Was von dem Werth
56 gesagt wird, findet Rec. sehr
werlich dürfte die willkürliche
n so leicht seyn, ohne in wohl-
en gewaltsamen Eingriff zu thun.
Veg hiezu dadurch gebahnt wer-
che Anmaassungen der Landes-
den Vasallen der Wunsch, ihren
a [illegible] immer lebhafter erregt
[illegible]

Diesem Vorgeben, welches vielleicht nur auf einem falschen Ausdrucke des Concipienten beruhet, haben wir bereits an gehörigen Orte unsre Protestation entgegengesetzt, und müssen demselben auch hier deutlich und ausdrücklich durch folgende Behauptung widersprechen:

Die seit dem Jahre 1785 hier erschienene, und mit dem bekannten Beyfalle in und außer Deutschland gelesene

Allgemeine Literatur-Zeitung

wird vom Jahre 1804 an nicht weiter zu Jena, sondern ganz allein zu Halle fortgesetzt, von Hrn. Hofr. Schütz und Hrn. Prof. Ersch wie bisher redigirt, und von dort aus expedirt werden.

Wir hoffen, daß durch diese Erklärung alle elende Klätschereyen, womit man bisher in dieser Angelegenheit verschiedene periodische Blätter zu verunehren beflissen gewesen, gänzlich verstummen werden; auch gedenken wir kein Wort weiter gegen solche Insinuationen zu verlieren; es wäre denn, daß wir durch fortgesetzte Cabalen genöthigt würden, in der ersten Numer unsers Intelligenzblattes vom Jahre 1804 durch eine actenmäßige Erzählung, womit wir sonst gern zurückhalten, das neuerlich hie und da wieder umgehende Gespenst des weyland berüchtigten Klotzianismus völlig zu entlarven.

Jena den 23sten Sept. 1803.

Societät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. September 1803.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Ritscher: Dr. *Theodor Hagemann's*, Königl. Grossbrittanischen und Kurf. Braunschw. Lüneb. Ober-Appellationsraths in Zelle: *Einleitung in das gemeine, in Deutschland übliche, Lehnrecht.* — *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. 1801. 226 S. 8. nebst 10 Seiten Register. (16 gr.)

Diese nützliche Arbeit hat, wie schon die mehreren Ausgaben zeigen, den verdienten Beyfall funden, und dieser hat denn dem Vf. nothwendig Aufmunterung dienen müssen, bey jeder neuen lage auf Berichtigung und Vervollkommnung derlen den gehörigen Fleiss zu verwenden. Ihrem aptzweck, angehenden Schülern des Lehnrechts Einleitung zum besseren Verständniss des *Böhmeren* Lehrbuchs zu dienen, wird dadurch nach des c. Einsicht volle Genüge geleistet; und wenn gleich selbe eben keine neuen Erklärungen enthält, und gelehrten, kritischen und historischen Forschungen t Werken ähnlicher Art über andere Zweige der chtswissenschaft, z. B. *Glücks Praecognitis jur. Ca*. keine Vergleichung aushält: so gab es hier doch ils nicht so viele Gelegenheit dazu, theils war auch wirklich nicht die Absicht des Vfs., sich so weit verbreiten. Er behielt vielmehr lediglich den angebenen Zweck vor Augen, und richtete daher ne Arbeit mehr zum Behuf besonderer Vorlesungen , wobey natürlich dem Lehrer zu weiteren Ergänngen Raum gegeben, nicht aber die Ausführung r Materien schon erschöpft werden musste.

Die Anlage und Einrichtung dieser dritten Ausbe ist der zweyten, soviel sich Rec., der sie jetzt ht zur Hand hat, erinnert, ganz gleich. Sie ist mlich in *vier Hauptstücke* getheilt, welche von dem griffe und den Theilen der Lehnrechtsgelehrsamit, den Quellen, den Hülfsmitteln und der Methoderselben handeln. In dem ersten verdient besons das jenige allen Beyfall, was im §. 10 über den terschied zwischen Lehnsherrlichkeit und Lehnseit gesagt ist. Dieser wird nur gar zu oft und gerne von den Lehnherrn, die zugleich Landesrn sind, übersehen, und auf der Verwechselung ser verschiedenen Verhältnisse werden dann Ansungen gegründet, die nichts weniger als mit n blos aus dem Lehnscontract fliessenden Befugen vereinbarlich sind. — Die im §. 17 von der heorie des Lehnsprocesses gegebene Bestimmung ist wohl nicht ganz genau, da solcher nur *gerichtliche* Lehnsgeschäfte begreift und also auch nur die Ordnung der im Gericht vorfallenden Handlungen zum Gegenstande hat. — Das *zweyte* Hauptstück von den Quellen hätte vielleicht in Ansehung der einheimischen, alten und mittleren, Lehnsgesetze etwas ausführlicher seyn können (§. 21—26); dagegen sind andere Puncte, als vom Ursprung und Gebrauch der Lehnbriefe, vom heutigen Gebrauch der longobardischen Lehnsgesetze, und von der Collision zwischen dem *jure curiae*, und *jure loci* oder *feudi siti* sehr ausführlich erörtert. S. 38 und 39 hat der Vf. den eigentlichen Unterschied zwischen Lehn- und Muthschein sehr bestimmt und richtig angegeben; es wird aber derselbe nicht immer genau beobachtet, sondern in manchen Ländern auch das vom Lehnhofe über die wirklich empfangene Belehnung ausgestattete Zeugniss (*breve testatum*) Muthschein genannt.

Bey weitem am ausführlichsten ist das *dritte* Hauptstück von den Hülfsmitteln S. 69—221, wo auch über den Ursprung der Lehen bey den alten deutschen Völkern viel Belehrendes beygebracht ist, und die verschiedenen Meynungen darüber gesammelt sind. Uns scheint die *Muratori-Böhmersche* Meynung von jenem noch immer die vorzüglichste zu seyn, welche weder durch die Einwürfe *Madihns* und *Püttmanns*, noch durch das wenige, was der Vf. S. 89. 90 ziemlich oberflächlich dagegen vorbringt, widerlegt ist. Offenbar ist nämlich wohl diejenige Verschiedenheit, die letzterer selbst zwischen den *beneficiis* und *feudis* anerkennt, und ihren Grund hauptsächlich in der Erblichkeit hat, nicht blos für förmlich, sondern für sehr wesentlich zu halten. Ueber die bekannte Verordnung K. Konrads von 1037 hätten ausser den bereits S. 86 Not. 4 angeführten Schriftstellern noch die scharfsinnigen Bemerkungen in *Posse's* Abh. von der Absonderung des Lehns" mit Nutzen angezogen und gebraucht werden können. — Was von dem Werth des Lehnwesens §. 66 gesagt wird, findet Rec. sehr gegründet, und schwerlich dürfte die willkürliche Abschaffung desselben so leicht seyn, ohne in wohlerworbne Rechte einen gewaltsamen Eingriff zu thun. Leichter dürfte der Weg hiezu dadurch gebahnt werden, dass durch manche Anmaassungen der Landes- und Lehnsherrn bey den Vasallen der Wunsch, ihren Zustand verändert zu sehen, immer lebhafter erregt wird. — Den Bischoff Fulbert von Chartres zum ersten Lehnrechtsschriftsteller zu machen, und schon eine Art von wissenschaftlicher Bearbeitung des Lehnrechts in seinen Briefen finden zu wollen, lässt sich wohl

wohl kaum rechtfertigen, so wenig als wenn den *Moserschen* Schriften die Qualität der Vortrefflichkeit beygelegt wird S. 137. Das S. 146 Num. 11 angeführte Wiener Lehnrecht ist, wo Rec. nicht irrt, vom Prof. *Fötsch*. Einer der schätzbarsten Theile dieser Arbeit ist das ausführliche und ziemlich vollständige Verzeichniss der Schriften von den Provinziallehnrechten, welches nicht etwa bloss für Anfänger, sondern für alle Kenner und Freunde des Lehnrechts von grossem Nutzen ist. S. 183 Num. ist der Titel nicht ganz richtig und genau angegeben, da es eigentlich keine Sammlung von Lehns-, sondern Landesurkunden ist. — Die Eintheilung der Interpretation im §. 174 ist nicht ganz logisch richtig, und eben daher die ganze Lehre etwas verwirrt vorgetragen; bald wird die Usual-Interpretation mit zu der authentischen, bald zur doctrinellen (S. 208) gezählt, da doch beide einander gerade entgegenstehen. Richtiger dürfte das Hauptfundament der Eintheilung daher genommen werden, dass dieselbe *vel publica s. legalis*, *vel privata* seyn kann, und dann zu ersterer die *authentica* und *usualis*, zu letzterer aber die *doctrinalis* zu zählen seyn. — Wenn zuletzt noch der Vf. die Frage: ob das Lehnrecht *besonders* zu lehren sey? für ganz unbezweifelt hält: so scheint diess in neueren Zeiten der Fall nicht mehr zu seyn, da man hin und wieder angefangen hat, dasselbe in Verbindung mit dem deutschen Privatrecht vorzutragen. Rec. sieht indessen hievon so wenig Gewinn ab, dass er diese Vermischung vielmehr für den gründlichen Vortrag beider Disciplinen nachtheilig hält. Das Register ist diessmal neu hinzugekommen, und gereicht sehr zur Erleichterung des Gebrauchs eines Buchs, das überdiess schon von entschiedenem Nutzen ist. Rec. wünscht daher dem würdigen Vf. die nöthige Musse, solches immer mehr zu vervollkommnen.

## GESCHICHTE.

Jena, b. Mauke: *Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten*, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit Anmerkungen versehen, und mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet; herausgegeben von *Friedr. Schiller*. 2te Abtheil. 21ster B. 1801. 1 Alph. 5 Bog. 22ster B. 1801. 1 Alph. 4 Bog. 23ster B. 1802. 1 Alph. 3½ Bog. 24ster B. 1802. 1 Alph. 5 Bog. 8.

Diese Memoiren waren in dem vorigen Bande bis auf Ludwigs XIV. Zeiten fortgerückt. Die Epoche dieses Königs, welche die Franzosen so gerne, und mit mehrerm Rechte, als die Schriftsteller der ihnen abgeneigten Nationen ihnen jetzt einräumen wollen, das Jahrhundert Ludwigs XIV. nennen, gab Europa die Gestalt, die es bis 1740 behielt. Denn obgleich der einsichtsvolle Herausgeber dieser Memoiren im Vorberichte zum 21sten Bande diese Bildung des politischen Zustandes unsers Erdtheils bis zum Ende des Jahrhunderts ausdehnt, so war doch die Revolution, die Friedrichs II. Geist und Glück bewirkte, zu umfassend, als dass man ableugnen könnte, dass damals eine neue Periode in dem Staatssystem von Europa den Anfang genommen habe. Der französische Revolutionskrieg hat wiederum eine neue Umstaltung des europäischen Staatsinteresse hervorgebracht, die noch nicht geendigt zu seyn scheint. Die Aufmerksamkeit, welche hiedurch auf die Unterhandlungen zu Campo Formio, Rastadt, Luneville und Amiens erregt ist, hat den Herausgeber bewogen, die schätzbaren Memoiren des Ministers Torcy, welche die schwierigen, mit eben so vieler Kunst als jene Unterhandlungen geführten, und eben ein so mannigfaltiges Interesse ausgleichenden, Negociationen über den Utrechter Frieden enthalten, schon jetzt in dem 21sten, 22sten und 23sten Bande zu liefern, und die frühern Memoiren erst künftig folgen zu lassen. Um dennoch nicht eine zu grosse Lücke zwischen den Zeiten der Fronde und dem Utrechter Frieden zu lassen, sind in dem 21sten Bande die Memoiren von Rabutin voraufgeschickt, die eine kurze Uebersicht der Zeiten vor dem Ryswiker Frieden enthalten. Die Betrachtungen über den Geist der Fronde und die Charakteristiken der vornehmsten Personen, die in diesem tragikomischen, von Geistlichen, Weibern, vornehmen Schwächlingen und pedantischen Rechtsgelehrten aufgeführten Schauspiele die ersten Rollen hatten, sind im 21sten Bande geendigt. Mit der tiefen Menschenkenntniss, die Hr. *S.* in seinen historischen und dichterischen Werken zeigt, dringt er hier in den Charakter des Anführers der Fronde, des Cardinals Retz. Nicht einzelne Vortheile im Auge habender Eigennutz, selbst nicht einmal die Sucht, Unruhen zu stiften und Intriguen zu spielen, waren die Gründe, die ihn bewogen, sich an die Spitze der Schleuderer zu stellen, sondern das Vergnügen, welches ihm der Anblick bewegter Kräfte gewährte; der Instinct, seine äusserst beweglichen Landsleute durch die ihm eigene rastlose Agilität gleichsam spielend zu lenken, und mit sich zu bewegen; eine nie befriedigte Vielthätigkeit, die, durch das Thätigseyn selbst, ernährt und immer von neuem erregt wird, folglich nicht mehr Anstrengung ist, sondern eine blosse Abwechslung in einem natürlichen Hange, die sie zu einer unterhaltenden Musse macht. So sehr Rec. diesen Bemerkungen beystimmt, so ist er doch nicht der Meynung, dass man den Cardinal von allem seinen Eigennutze frey sprechen könne. Es kitzelte seinen Dünkel, einem so grossem Manne, als Condé war, Schwierigkeiten erregen zu können; er hasste den Cardinal Mazarini, und freuete sich einer jeden Gelegenheit, ihn plagen zu können. Aber freylich war er ein zu einsichtsvoller Mann, als dass er hätte hoffen sollen, durch alle diese wilden Bewegungen einen grossen Zweck zu erreichen, wenn er gleich auch nicht den ganzen unglücklichen Ausgang erwartete, den diese Händel in Hinsicht seiner nahmen. Hr. *S.* hat viele Vaudevilles und Epigrammen hinzugefügt, in welchen die Oberhäupter der Fronde geschildert und durchgezogen werden. Die Memoiren des Grafen

sen *Bussy Rabutin* gehören nicht zu den vorzüglichsten. Jede Zeile ist eine ekelhafte Schmeicheley. Aber die Absicht des Herausgebers bey ihrer Aufnahme ist erreicht. Die Torcyschen Memoiren nehmen schon in diesem Theile ihren Anfang. Der Vf. dieser unterrichtenden Erzählungen war zum Theil Urheber der Begebenheiten, die er aufgezeichnet hat, nahm an andern einen wichtigen Antheil, und konnte die übrigen aus den ersten Quellen erfahren. Es ist wahr, was in der kurzen Nachricht vor der Ausgabe des Originals von London 1757 gesagt wird, dass mehrere Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit in seinen Erzählungen herrscht, als man sonst in Büchern dieser Art findet, obgleich auch Torcy nicht ohne Vorliebe und Parteylichkeit für sein Land ist. Die Schreibart in dem Originale ist vorzüglich schön, aber die Uebersetzung ist etwas schleppend und nachlässig. Stellen, worin der Sinn ganz verfehlt wäre, haben wir jedoch nicht gefunden. Die Schillerschen Bemerkungen über den spanischen Successionskrieg und den Utrechter Frieden sind dem 22sten Bande vorausgeschickt. Torcy's Memoiren sind nicht hinlänglich, uns den Gang der Begebenheiten und den Ausgang gehörig zu erklären. Staatsklugheit und sein Staunen über die Menge von Unfällen, die seinen angebeteten König treffen, und die er sich vorher nicht als möglich dachte, hindern ihn, in die Ursachen dieses Schicksals einzudringen. Aus der Atmosphäre der frömmsten aller Maitressen ist in seine sonst gereinigte Urtheilskraft gleichwohl ein gewisser Krankheitsstoff eingedrungen. Er löset das Räthsel durch eine teleologische Hinweisung auf Gott, der, wie er sich S. 184 des 21sten Bandes ausdrückt: „wunderbar diese Krone schützte und die Anschläge ihrer Feinde zu nicht machte. Die einfache Darstellung der Wahrheit, meynt er, würde die Wunder der Vorsehung zeigen und beweisen, dass allein sie den Fürsten, welchen sie von Ewigkeit her zum Regenten von Spanien bestimmt hatte, leitete und schützete, ohne Intriguen und Unterhandlungen." Allein Hr. *S.* hält sich mit Recht überzeugt, dass kein denkender Geschichtforscher Lust habe, sich diese Art von Augenkrankheit des gutmüthigen Erzählers einimpfen zu lassen, und theilt also hier die Ursachen mit, die dem französischen Glücksrade einen andern Umschwung gaben, und es beynahe über das Haupt des vorzugsweise sogenannten grossen Monarchen wegführte. Er giebt zuerst eine Uebersicht des politischen Zustandes von Europa bis auf Karl V., die Rec. mit desto mehrerem Vergnügen las, da sie völlig mit dem Abrisse übereinstimmt, den er davon in einer seiner Schriften gegeben hat. Karls ungeheuer ausgedehnte Macht zwang die übrigen Staaten, und besonders Frankreich, zu versuchen, dem Strome einen Damm entgegen zu setzen. Nun wurde es für dreyhundert Jahre das erste und blutigste Problem in Europa's allgemeiner Geschichte, welche von diesen beiden Hauptmächten des Continents, das Haus Oestreich oder Frankreich, auf die Stufe einer Mittelmacht von der andern herabgesetzt werden könnte, und noch jetzt schwankt die grosse Wage. Diese eingewurzelte Feindschaft machte es nicht denkbar, dass Spanien jemals das Erbtheil eines französischen Prinzen werden könnte. Indessen geschah dieses doch im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Rec. ist nicht der Meynung, der Hr. *S.* beyzupflichten scheint, dass das Haus Oestreich ein näheres Recht zu der Erbschaft der Krone gehabt habe, als das Haus Bourbon. Auch bestimmten Alterthum und Herkommen diesen Gesichtspunkt nicht, wie S. XXI gesagt wird. Denn nach Alterthum und Herkommen folgte in den spanischen Königreichen die Prinzessin, welche die nächste am Throne war, ihrem Vater oder Bruder in der Regierung, wenn auch schon weit entfernte, von dem königlichen Hause abstammende männliche Linien da waren. Ludwigs XIV. Gemahlin stand nichts entgegen als ihre Verzichtleistung, die aber durch Karls II. Testament aufgehoben wurde. Wir gestehen indessen gern, dass dieser Streit sehr müssig ist, da nicht das Recht, sondern Convenienz und Staatsklugheit den spanischen Thron vergab. Ludwig XIV. scheint uns von dem Vf. zu tief herabgewürdigt zu seyn, wenn er ihm nur gerade so viel Verstand zuschreibt, als zum Repräsentiren nöthig ist. Es ist wahr, seine Regierung zeigt mehr blendenden Schein als wahre Grösse. Aber man kann ihr die letzte doch nicht ganz absprechen. Es kommt nicht darauf an, dass er sie seinen Colberts, Louvois, Turennen, Condés, Marschallen von Sachsen verdankt. Er wählte diese Männer, und es ist eine Eigenschaft, die folgereicher ist, als Selbstregierung, wenn ein Regent es versteht, diejenigen zweckmässig zu wählen, denen er seine Geschäfte anvertrauen muss. Eine ununterbrochene Reihe glücklicher Begebenheiten, und die Schmeicheley der Hofleute, verleiteten ihn zu glauben, dass er diese grossen Männer gebildet hätte, und andre bilden könnte; Schwäche des Alters und Bigotterie, zu der seine Mutter schon den Grund gelegt hatte, lieferten ihn in die Hände einer Beterin und des grausamen Tellier's, die von nun an die Wahl seiner Minister und Feldherrn leiteten. Uebrigens wird es wohl jedermann mit uns bedauern, dass Hr. *S.* seinen Bemerkungen über diese merkwürdige Periode nicht eine weitere Ausdehnung gegeben hat, da sie seiner Kunst, in die Charaktere der handelnden Personen einzudringen, und seinen Lesern die geheimsten Falten derselben aufzuschliessen, so vielen Stoff darbieten. Vor dem folgenden Theile steht der Lebenslauf des in seinem Privatleben und in seinen Ministerstellen gleich rechtschaffen handelnden Hn. v. Torcy. Er musste unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans seine Stellen niederlegen, und gab das seltene Beyspiel eines abgedankten Ministers, der in einem Privatstande sich und den Wissenschaften lebte, und dem alsdenn noch die Tage zu kurz waren. In diesem 23sten Bande sind noch die sehr unterhaltenden und manchen Aufschluss gebenden Memoiren von *de la Fare*, ingleichen die sämmtlichen Utrechter Friedensschlüsse hinzugefügt. Ein Auszug aus den letztern wäre wohl hinlänglich gewesen. Im 24sten Bande fangen die Memoiren des in seiner spöt-

spöttischen Laune niemand schonenden, aber die Wahrheit liebenden, und wo es nicht auf die Vortrefflichkeit der Pairwürde ankommt, sehr richtig sehenden Herzogs von *St. Simon* an. Voraus geht eine kurze Lebensbeschreibung dieses zu der Kenntniss der innern Geschichte Frankreichs unentbehrlichen Schriftstellers, die sein verdientes Lob enthält. Die Uebersetzung ist nach der Strasburger Ausgabe verfertigt, die manches von andern Schriftstellern hinzugethan hat, wo sich im St. Simon Lücken finden. In diesem Bande befindet sich nur das erste Buch, nebst den Zusätzen der französischen Herausgeber zu demselben. Ausserdem sind hier als Beylagen aufgenommen: 1) Auszüge aus den berühmten Briefen der Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, die der verstorbene Graf von Veltheim herausgegeben hat. 2) Des kayserl. Gesandten, Grafen von Sintzendorf Relation von dem Zustande des Königreichs Frankreich, beym Ausbruche des Successionskrieges geschrieben. Das Original ist in Cölln 1703 herausgekommen, und selten. Mit Recht hat man die alte Schreibart beybehalten; das Gegentheil würde der Authenticität Schaden gethan haben.

Paris, b. Galland: *Copies of all the State Papers relative to the Preliminaries of London, definitive Treaty of Amiens and all those, which passed between France and England previous to the present rupture.* 208 S. 8.

Einer von den Verfassern der *anti*-Brittischen Pariser Zeitung: *the Argus or London Review'd in Paris*, veranstaltete die Uebersetzung der französischen Sammlung von Staatsschriften über den Friedensbruch mit England. Diese Industrie ist bemerkenswerth, weil sie sowohl eine grosse Anzahl von missvergnügten brittischen Ansiedlern in Frankreich, als auch den zunehmenden Geschmack des Pariser Publicums an der englischen Sprache voraussetzt. Die Uebersetzung ist ziemlich getreu, übrigens ohne Zusätze.

Genua, b. Frugoni: *Documenti ufficiali publicati dal Governo Francese sulla negoziazione coll' Inghilterra.* 28 S. 4.

Eine zu Genua veranstaltete Uebersetzung der Pariser offiziellen Actenstücke, welche der Mayländischen (Nr. 212.) gänzlich gleich kömmt.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Marienwerder*, in d. Kanterschen Hofbuchdruckerey: *Einige Gedanken über Aufklärung.* Ihren Freunden gewidmet von ihrem Freunde *L.* Nach Abzug der Druckkosten zum Besten einer Stadtschule. 1801. 60 S. 8. (6 gr.) So löblich der Zweck ist, zu welchem der Vf. diese Schrift bestimmte, und so nützlich und lehrreich sie auch für den Zirkel, dem er sie zunächst widmete, seyn mag: so ist doch das Thema, das sie abhandelt, schon so gründlich und erschöpfend in andern darüber vorhandenen Schriften erörtert, dass man das, was hier noch über dasselbe gesagt wird, für keinen bereichernden Beytrag halten kann. Nachdem im Eingange viel Allgemeines und Unbestimmtes über wahre und falsche Aufklärung geredet worden, stellt der Vf. den Begriff von Aufklärung auf, und versteht darunter das langsame Fortschreiten der Menschheit zur bessern Erkenntniss gemeinnütziger und unentbehrlicher Wahrheiten. Er rechnet zu diesen die Kenntniss der Diätetik, der Moral, der Berufspflichten, der Landesgesetze, der Religion, der Erziehung und der Landessprache. Diese Kenntnisse geht er dann einzeln durch, und zeigt von jeder, dass sie nothwendig, ja unentbehrlich und mit keiner Gefahr verknüpft sey. Am längsten verweilt er bey der Erziehung, und thut in Ansehung derselben Vorschläge, die schwerlich auszuführen sind. Die Obrigkeit soll die Aeltern controliren, denen, die zur Kinderzucht in irgend einer Rücksicht nicht taugen, soll sie die Kinder wegnehmen, und auf gemeine Kosten durch angestellte Erzieher erziehen lassen. Zur Besoldung dieser letztern sollen alle unverheyrathete Personen, welche 30 Jahre alt sind, und ein bürgerliches Gewerbe treiben, oder von ihren Einkünften leben, wohlhabende kinderlose Eheleute, und jeder, der einen Hauslehrer hält, beytragen u. s. w.

---

Kinderschriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Leitfaden zum christlichen moralisch-religiösen Unterricht für Confirmanden.* Dritte Auflage. 1803. 46 S. 8. Durch Erweiterung und veränderte Stellung einzelner Sätze hat dieser Leitfaden in der dritten Ausgabe manche bedeutende Verbesserung erhalten, so dass er sich jetzt noch mehr zu seinem Vortheile vor *allen* andern Lehrbüchern zum Confirmandenunterricht unterscheidet, als in der, vor drey Jahren erschienenen ersten Ausgabe, welche wir in diesen Blättern 1801. Nr. 5. schon mit Beyfall angezeigt haben. Wer seine Schüler und Schülerinnen nach einem, von dogmatischem Wuste gereinigtem Lehrbuche, in den Wahrheiten der christlichen Tugend- und Religionslehre unterweisen will, dem können wir diesen Leitfaden, in welchem S. 5. die Anrichtung (statt Beförderung) eines tugendhaften Sinnes vermuthlich nur ein Druckfehler ist, mit wahrer Ueberzeugung empfehlen, wenn auch nicht der durch Buchhändleranzeigen jetzt bekannt gewordene Name seines Verfassers schon dem Büchelchen eine hinlängliche Empfehlung gäbe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 2. September 1803.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weigel: *Paradoxien.* Eine Zeitschrift für die Kritik wichtiger Meynungen und Lehrsätze aus allen Fächern der theoretischen und praktischen Medicin, herausgegeben von *Frz. Heinr. Martens. Ersten Bandes erstes Heft.* 1801. 184 S. m. 1 Kpf. *Zweytes Heft.* 180 S. *Zweyten Bandes erstes u. zweytes Heft.* 199 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)

Hinter dem Schilde *Paradoxien* glaubt vielleicht mancher Leser einen medicinischen *Hippel* oder *Jean Paul* zu finden, welcher neue Ansichten öffne und Gesichtspunkte aufstelle, aus denen veränderte und von den bisherigen ganz verschiedene Resultate hervorgiengen; mancher vielleicht einen medicinischen *Falk*, der mit der Geissel der Satire die Sucht junger Aerzte, neue Principien aufzustellen, die Arzneywissenschaft a priori zu begründen, unerhörte Krankheitsgeschichten als faktisch beobachtet aufzutischen, zu zähmen suche. — Keins von beiden aber ist in dieser Zeitschrift enthalten, deren Tendenz, wie der Vf. selbst angiebt, allein dahin gehet, wichtige Meynungen und Lehrsätze zu beurtheilen, besonders in Rücksicht auf die praktische Anwendbarkeit zu untersuchen. Hiemit spricht der Vf. dem Titel seines Buches und dem ganzen Buche selbst, jenem als völlig unpassend, diesem als völlig überflüssig das Urtheil. Denn nicht immer ist das Wichtige paradox, nicht immer das Paradoxe wichtig, und beides, sowohl das Paradoxe als das Wichtige, wird leicht seinen Platz und zum Theil auch seinen Richterstuhl in den ältern Journalen *der Erfindungen, der praktischen Heilkunde, dem Magazine der Heilkunde* u. s. w. finden. Inzwischen wollen wir darüber um so weniger mit dem Vf. rechten, je wahrscheinlicher es ist, dass, bey den überhäuften literarischen Beschäftigungen, denen sich Hr. M. unterzieht, das Leben und die Existenz dieser Zeitschrift ohnehin nicht lange dauern werde. Wir gehen zum Inhalte derselben über. Im *ersten* Hefte ist enthalten: 1) *Beantwortung und genauere Bestimmung der Frage: In welchen Verhältnissen stehn die Operationen des Kaiserschnitts, der Enthirnung und Zerstückelung des Kindes unter einander und wie können sie einander richtig substituirt werden*, von D. *W—n* (Wegelin?). Der Vf. schränkt mit Recht diese Operationen, vorzüglich den Kaiserschnitt, sehr ein; nur in sehr seltnen Fällen, wo uns die Umstände durchaus einen glücklichen Ausgang versprechen, müsse derselbe unternommen werden, die andern Operationen dann, wenn man das Kind nicht retten könne, ohne die Mutter in Gefahr zu setzen. 2) *Beleuchtung und Beurtheilung der neuen Fiebertheorie des Hn. Prof. Reich*, vom *Herausg.* Der weitläuftigste, und ein guter Aufsatz. Hr. M. zeigt das Unzulängliche und Willkürliche der *Reichschen* Theorie aus Gründen, welche auch schon von andern Aerzten angegeben worden sind. Dieser Aufsatz ist noch besonders abgedruckt worden. 3) *Fragmente eines Briefwechsels.* von D. D. a) *Rügen über Neuerungen und Widersprüche, nebst einer Bemerkung über den Begriff der Krankheitsursachen nach der Brownschen Schule.* Fragmentarisch und unbedeutend. b) *Ueber die Alensonsche Amputationsmethode.* Der Vf. hält es für einen unumstösslichen Satz, dass die grade Schärfe eines Instrumentes, welche länger ist, als die Ausdehnung des Körpers in der Richtung, wo jene eindringt, die ganze Peripherie von allen Seiten bis auf die Punkte durchdringt, die verlängert den Mittelpunkt im Innern des Körpers, bis wohin der Schnitt dringen soll, in einer geraden Linie durchdringen. (Entweder versteht Rec. diesen dunkel vorgetragenen Satz nicht, oder er ist nicht ganz richtig.) Der Vf. hält überhaupt die ganze Methode für unausführbar, wenn sie vorschriftmässig unternommen werden soll. 4) *Ueber die Methode des D. Beer, den grauen Staar nebst der Kapsel auszuziehen*, vom *Herausg.* Der Vf. hält es für besser, zur Haltung der Augenlieder sich der Haken und zum Halten des Auges sich des Spiesses zu bedienen. Auch gegen die von B. empfohlene grosse Oeffnung der Hornhaut erklärt sich der Vf. Ganz richtig behauptet der Vf., dass bey flüssigen und breyartigen Staaren die Anwendung der Lanze nicht statt finde, und bey harten Staaren leicht abgleite und denselben nach hinten und oben drücke. 5) *Ueber Jacobi's Widerlegung der Beerschen Methode*, von D. *Redlich* in Rochlitz, berichtigt mehrere Angaben des D. *Jacobi*, ohne doch dem D. *Beer* in allen Stücken Recht zu geben. 6) *Beweis der Activität des Sinnes des Gesichts*, von *Markwort.* In einer Nachschrift sagt der Vf selbst, er sey nicht in die Tiefe eingedrungen, sondern habe nur die Untiefen untersucht, er habe diesen Aufsatz vor mehreren Jahren, in einem Alter ausgearbeitet, wo man zum erstenmale etwas von Logik höre u. s. w. 7) *Ein paar Worte über die Herausgabe meiner Kritik der neuesten Geburtszangen*, eine Art von Antikritik.

Das *zweyte Heft* enthält: 1) *Ueber populäre Medicin*, vom *Herausg.* Hauptsächlich gegen *Kilians* populäre Bearbeitungen der Brownischen Arzneylehre. Der Vf. hat ganz Recht, dass es schwer sey, dem Nicht-

des dieser Samml.) verwiesen werden. *Sechste Frage. Welche von den angeführten Umständen geben den örtlichen Mitteln den Vorzug, und welche erfodern den Bruchschnitt?* Von *Kragtingh's* Meynung (f. dessen Preisschr. *über den rechten Zeitpunkt des Bruchschnittes;* rec. in den Ergänzungsbl. z. A. L. Z. Jahrg. II. B. II. Nr. 137), als ob die Verengung und Spannung der Oeffnungen, die man den Bauchring, die Nabelöffnung oder das Poupart'sche Band nennt, und folglich die Einklemmung des Bruches, zuzuschreiben sey einer eigentlichen muskel oder sehnenartigen Zusammenschnürung jener Oeffnungen, weicht der Vf., gestützt, wie er sagt, auf anatomische und chirurgische Gründe, darin ab, dass er sie der Entzündung und Geschwulst jener Theile, und dessen, was sonst noch zu dem Bruche gehört, zuschreibet. Zum Beschlusse theilen wir *Castelyns's neun*, den Bruchschnitt betreffende *Lehrsätze* mit: 1) Je stärker die Einklemmung, desto stärker durchgängig die Entzündung. 2) Je stärker die Entzündung, desto näher der Brand. 3) Je näher der Brand, desto nothwendiger der Bruchschnitt. 4) Alle diese Gründe machen den Schnitt desto nothwendiger bey kleinen, schnell und durch heftiges Hervordringen verursachten, oder durch hinzugekommenes neues Hervortreten vergrösserten, und dadurch zur Einklemmung gebrachten alten Brüchen. 5) Der Bruchschnitt muss jedoch nicht geschehen, so lange gegründete Hoffnung ist, den Kranken durch örtliche Mittel und durch den Handgriff zu heilen. 6) Der, bey anfangendem Brande vorgenommene Bruchschnitt hat noch manchem Kranken das Leben gerettet. 7) Die gewöhnlichen Kennzeichen des schon überhand genommenen Brandes, unter andern das nicht zu übersehende, den Kranken täuschende, jedoch mit Recht für tödtlich gehaltene Gefühl von Besserung, verbieten dem Wundarzte von Empfindung, den Kranken in den letzten Augenblicken seines Lebens durch die Operation zu quälen. 8) Sollte indessen ein angefangener Brand dadurch eine günstigere Wendung nehmen, dass der Bruchsack und der Darm aufbrechen: so würde die Natur des Falles selbst den Weg anzeigen, auf welchem man das Leben des Kranken zu verlängern habe, nämlich die Unterhaltung eines künstlichen Afters. 9) Läfst endlich der, aus dem Bruche hervorgehende Kothgeruch ein solches Aufbrechen des Darmes, innerhalb des Bruchsackes, vermuthen: so muss der letztere geöffnet werden, damit der Unrath sich ausleere, und man so die hinzugekommene Ursache der Einklemmung beseitige.

Frankfurt, b. Körner: *Medicinische Böcke*, pragmatisch bearbeitet für angehende praktische Aerzte. 1801. 131 S. 8. (10 gr.)

Ein elendes Pamphlet ohne Würze und Salz, das sich über die Mängel und Gebrechen der Arzneykunst und der Aerzte ergiefst, Lob und Tadel in allgemeinen Ausdrücken ertheilt, und nicht einmal die Namen der gelobten oder getadelten Herrn Collegen recht zu schreiben weiss! In eilf Kapitel, denen ein Prolog von 45 Seiten vorausgeht, ist die Rede von fehlerhafter Diagnosis oder Therapeutik der Bauchwassersucht, Phtisis, Ruhr, Blattern, Mutterblutfluss, Leistenbruch, Pleuresie, Uebereilungen am Krankenbette, Unvorsichtigkeiten, chirurgischem Unverstande und Fussgeschwüren, und grade so verwirrt, als diese Folgenreihe von Kapiteln ist; so verwirrt ist das Ganze untereinander gemengt. Der Vf. nimmt zur Einkleidung den abgenutzten Kunstgriff zu Hülfe, auf einer Reise diese Bemerkungen niedergeschrieben zu haben. Nach S. 40 hielt er sich am längsten im Fürstenthum *Zollern* auf und zwar zu Siegmaringen, da lebt sein schätzbarster Freund *M.* Gleich unmittelbar darauf S. 41 finden wir ihn zu Halle, wo er *Hn. Spr.* seine Verehrung zollet. Dergleichen Kreutz- und Querzüge kommen bey unserm Reisenden mehr vor und dienen als Charakterzüge eines jugendlichen Schriftstellers, der, stark an Willen und schwach an Kraft, durchaus noch einige Zeit warten muss, ehe er wieder vor dem Publikum erscheinen will.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. Ohne Druckort: *Ueberblick des neuesten Zustandes der Literatur, des Theaters und des Geschmacks in Wien.* 1802. 67 S. 8. (6 gr.)

2) *Wien*, b. Pichler: *Ueberblick des Ueberblicks des neuesten Zustandes der Literatur, des Theaters und des Geschmacks in Wien*, von *C** X*** nebst einem Anhange von *H** X*** 1802. 80 S. 8. (8 gr.)

…f, von No. 1. ist weder ein Sachse noch ein Graf, … ausgiebt, sondern vermuthlich ein Wiener, ei… en Menschen, die ein Vergnügen darin finden, … Aufenthalts, den sie nicht einmal genau kennen, …, die es aber nicht wagen, sich öffentlich zu zei… Maske annehmen, die sie insgemein nur schlecht …ch scheint das Ding zu Wien gedruckt zu seyn. Es ist ein höchst unbedeutendes, einseitiges und unvollständiges Werkchen, wovon es sich kaum der Mühe lohnt, dem Leser einen genauen Begriff zu geben. So unbedeutend es aber auch ist: so ist es doch noch ein besseres Machwerk, als Nro. 2., welches eine doppelte Widerlegung davon ist. Eine Arbeit, wie Nro. 1. verdient, der Vergessenheit übergeben oder durch eine sehr kurze und bündige Widerlegung, wenn es ja widerlegt werden muss, abgefertiget zu werden. Aber die beiden Verfasser von No. 2. greifen die Sache sehr ernsthaft an. Die Aufgabe, ihn zu widerlegen, und seine ganze Schwäche zu zeigen, war leicht genug, und das konnte geschehen, ohne den faden Witz, den groben Ernst und die langweilige Umständlichkeit, welche die Widerleger, nebst einer grossen Dosis von Geschmacklosigkeit, sich haben zu Schulden kommen lassen. Weder das eine, noch das andere hätte über die Mauern von Wien kommen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 3. September 1803.*

## *PHILOSOPHIE.*

Göttingen, in Comm. b. Schröder: *Programma zur Philosophie.* 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

Unter der Vorrede nennt sich *W. Kern* in Göttingen als Vf. dieses Buches, der, wie er in Noten anführt, eine Abhandlung *vom Gelde*, eine andere *über die Panharmonie der Natur*, eine *Propädeutik zur Philosophie*, eine Beantwortung der Frage: *wie sieht es um die Begriffe und Erkenntnisse a priori aus*, *Widerlegungen der Kantischen Tugendlehre* und *Rechtslehre* geschrieben hat. Das gegenwärtige *Programm* besteht aus drey Abtheilungen: I. *Präliminarien*, bis S. 193. II. *Orientirung*, bis S. 282. III. *Constellation der Zeiten*, bis zu Ende. Die *Präliminarien* gehen von dem Gedanken aus, dass, so wie jede wahre Vollendung durch den *Zykellauf* geschehe, und da ende wo man angefangen habe, weil wahre ausgebildete Kunst in den Schooss der Natur identisch zurück falle, auch der Philosophie es so lange an wahrer Vollendung fehle, bis sie ihren Kreislauf durch die Erfahrung gemacht habe. Das soll so viel heissen, als, die Philosophie müsse von Erfahrung ausgehen und in Erfahrung zurückgehen. Es liegt Wahrheit in dieser Behauptung, sie ist aber weder bestimmt ausgedrückt noch ausgeführt. Es werden nun sowohl allgemeine als besondere Gründe aufgestellt, warum bisher die Philosophie diesen Gang verfehlt habe, und nicht zur Vollendung gekommen sey. „Sind wir *Naturwesen*, so können wir da nicht *vollkommen* werden, wo wir diese Natur verlassen, gerade weil unsere höchste Vollkommenheit in der gedehntesten Ausfüllung oder stärksten *Ausgesprochenheit* dieser Naturidentität besteht. Unser Selbst kann man das *subjective Ich* nennen, und die übrige Natur um uns *objectives Ich*, so fern die ganze Aussenwelt um uns, Menschen, Thiere und alle Naturdinge, Verwandte von uns sind, d. h. Theile *eines* Ganzen, geformt mit uns aus *einer* gesammten Masse. (Die Verwandtschaft dürften sich doch die übrigen Menschen für ihre Persönlichkeit höchlich verbitten.) Nun aber kann das Ich nie vollkommen werden, wenn es aus sich selbst heraussteigt, sich selbst verläfst, nie vollkommen werden, wenn es sich nicht *ganz* fasst, sich selbst in seinem weitest gedehnten Umfang. Das Ich eines jeden Menschen existirt auch nur durch die Umwelt, und seine jetzige Existenz wird von dieser in ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit getragen; da er also ohne diese Umwelt nicht einmal existirt, wie will er gut existiren, d. h. *vollkommen* seyn in irgend etwas *ohne sie?* An ihr (dieser Umwelt) und durch sie bildet sich die Philosophie in ihrem Entstehen — in ihrem Gedeihen — warum nicht auch in ihrer Vollendung? Sie ist die materielle Mutter alles *a priori*, die allgemeine Verarbeiterin alles Denkstoffs aus der Masse der uns umgebenden Natur, warum will man sie zur ärgsten Feindin von sich selbst machen, warum überhaupt Natur — (die allgemeine, die als Materie sich der Form zur Bearbeitung leihende) — gegen Natur, (die besondere, des Menschen, die bearbeitende Form) empören? Warum *zwey* Reiche der Wahrheiten existiren lassen, die sich einander nichts kümmern, ja sich entgegengesetzt seyn, d. h. sich aufheben sollen? *Erfahrung* ist eine geistige aus der rohen Welt der unverarbeiteten Natur um uns her abgezogene, abstrahirte oder geistig quintessenciirte Welt, eine Kenntnisswelt, aus der sich, weil sie geistig ist, ja selbst weil sie Verhältnisse (des Subjects zum Object) betrifft, nach dem Geist des Acts der ersten Abstraction, die uns Erfahrung zubildete, durch immer *wiederholtere* und höhere Abstractionen, eine immer höher graduirte Erkenntnisswelt, bis auf die zuletzt vorgenommenen Abstraction, bis auf die letzte Potenz hinaus bildet." Nach allen diesem führt der Vf. die allgemeinen objectiven und subjectiven, und die besondern Gründe von der „*schändlichen Blame*" auf, welche „diese geistige, reinst durch die Selbstthätigkeit des Menschen (subjectiv-) erschaffene (Erfahrungs) Welt" erlitten hat, äussert hiernächst seinen Abscheu gegen die Stifter philosophischer Systeme und Schulen, besonders *Plato*, *Aristoteles* und *Kant*, die, „jeder nach seiner Weise, eine Architektonik des Weltalls oder des Erkenntnissprocesses der Menschheit gezimmert" und damit „eine so *unberechbar* tief eingreifende Tyrannie der grossen *Viehheerde*, genennt Menschheit, über die Hörner geworfen," „die Menschheit entmenscht und aus ihr lebendiges Papier gemacht," hätten, „Pergament aus *lebendigem Leder*, welches erträglich die aufgeschriebenen Ideen vorzeigte und *stolz* war auf diese Vorzeigung." „Wahrlich!" exclamirt der Vf. „die Thierheit ist eine Null des Gleichgewichts, worüber die Menschheit zu beiden Seiten auf den *positiven* und *negativen* Arm hinausschlägt, besser als ein Thier zur Gottheit hinauf, *schlechter* als ein Thier zum Teufel herab, *klüger* als ein Thier, und *dümmer* als ein Thier." „Kein Bulle lasse sich doch zum seelenlosen Sklaven von einem Bullen machen, der vor 2000 Jahren lebte, oder von einem, der an einem andern Fluss und in einer andern Gegend sein Wesen treibe," u. s. w. „Ein Individuum allein, oder auch zwey oder mehrere in Compagnie vermöchten nicht das richtige System der Philoso-

losophie aufzuführen; es sey anerkanntes Naturgesetz, dass die Menschheit sich durch sich selbst entwickle, und also unmöglich, dass ein Sterblicher diese Naturordnung unterbreche. Gräslich absurd und fast wahnwitzig kindisch sey es daher, wenn Jemand sich hinsetze, und aus seiner winzigen und engen Ichheit das Allgemeinste und Weitfassendste, eine richtige Philosophie, herauspumpen wolle. Nichts als Individualität pumpe er aus seinem Thohuvabohu heraus, je länger desto ärger. Das Ich setze lauter Ichheiten, kein wahres Nichtich." Nun werden „die *Garstigkeiten* dieser engen Individualität, der Pesthauch der Individuisation, d. h. die unvermeidlichen Erbfehler aller Schulen und Secten" aufgezählt, und dann eine *a-priorische Geschichte der Philosophie*, zur Würdigung der verschiedenen philosophischen Secten geliefert. Unter einer a-priorischen Geschichte der Philosophie versteht der Vf. eine aus der Natur des menschlichen Geistes abgeleitete Aufstellung der Hauptmomente des Gangs der Entwickelung der philosophirenden Vernunft, eine psychologische Jugendgeschichte der Philosophie." Er theilt sie in eine *objective* und *subjective* a-priorische Geschichte der Philosophie. Die *objective* soll aus der Natur des menschlichen Geistes zeigen, nach welchen Gesetzen *die Gegenstände* der Philosophie in den verschiedenen Perioden, einer nach dem andern hervortreten und endlich, nach vielem Umhertappen, der Urgegenstand der philosophischen Untersuchung zur ersten Frage komme. Zugleich soll sie die *Verächtlichkeit* und *Verworfenheit* des sklavischen Menschengeschlechts, seinen Geist in die Fesseln der Einseitigkeit irgend eines Systems zu schlagen, in das hellste Licht setzen. Es werden drey Perioden festgesetzt: 1) die Dichtungsperiode, das Zeitalter der kosmogonischen Metaphysiken, *handelnde Denkungsperiode* unterm Vorsitz der Einbildungskraft. Hier sind *einziger* Gegenstand der Gedanken und der Betrachtung das blosse Nichtich, die Umwelt; der Strahl seiner Gedanken wird dem Menschen noch nicht auf ihn selbst zurückgebrochen, er denkt *gerade vor sich hin*. „Rohe Kräfte wirken *ungenirtest*, und in einem paar Sprünge sind die alten *Philosophen* bey der Construction dessen, was ihre Granze ist — bey der Construction der Welt." Es entstehen schon Systeme, und Systeme aus Systemen. Wie das alles bey jenem *gerade vor sich hin sehen*, bey dem noch bestehenden Mangel an Reflexion in dieser Periode möglich ist, begreifen wir nicht. 2) Periode der unreifen Früchte, der Krisis, *Demonstrirmethode*, das Zeitalter der zweygespaltenen *dianiogonischen* Metaphysik, einseitige und *bornirte* Denkungsperiode unter dem Vorsitz des vordreisten *Verstandes*. Man kommt nun auf sich zurück, findet, dass das Ich selbst das nützlichst und wichtigst zu untersuchende Universum sey, und will ausmitteln, welches das wahre Verhältniss, in welchem das anerkennende Subject zum anerkannten Object stehe; es entspringt der *Realism* oder Objectivism und der *Idealism* oder Subjectivism, und zwar in Ansehung des letztern, der *hylothetische* Idealism des Berkley (Berkelei schreibt der Vf.) und der *morphothetische des Kant*. Ein dritter, der eine nothwendige Folge des morphothetischen ist, heisst der *ontothetische* oder absolute Idealism. 3) Periode der Reife, der Vollendung, *Naturcombinationsperiode*, die der Vf. durch sein *Programm zur Philosophie* selbst herbeyführt; das Zeitalter der besonnenen, sich durch und durch erfassenden Metaphysik, *allseitige* und *reale* Denkungsperiode, unter dem Vorsitz der *Vernunft*. „*Allübersicht* und *Selbsterfassung* sind die beiden Charaktere der Vernunft, die ihr einen unfehlbaren Triumph zusichern über noch so zäh verflochtene und noch so wild unter einander gequirlte Wolken der rohesten Unverständlichkeit und der finstersten Einbildungswuth." Vermöge ihrer *Allübersicht* schlichtet die Vernunft den Streit zwischen den Realisten und Idealisten, indem sie den wahren Punkt trifft, von welchem unabbittlich jede dianiogonische Metaphysik ausgehen muss, und die Frage beantwortet: nicht *wie* ist Erkenntniss, sondern *was* ist Erkenntniss? Die Vernunft des Vfs. schwatzt ein Langes und Breites über diese Frage, um beide, Realisten und Idealisten, zurecht zu weisen, und am Ende erfährt man doch nicht, was ihr Erkenntniss ist. Das grosse Licht, das uns der Vf. aufsteckt, besteht in der Entdeckung, dass die Vernunft lebendig sieht, dass die Wahrheit in den beiden Reichen, der Idealität und Realität, nur eins sey, dass die Trennung dieser Wahrheit oder Naturidentität, diese Spaltung in zwey entgegengesetzte Reiche, die Mutter aller Lügen, Häslichkeiten und Verirrungen auf dem philosophischen Felde gewesen sey, und dass *Herders Metakritik* beide Reiche zu einer *absoluten Einheit* zuerst vereiniget habe. Vermöge ihrer *Selbsterfassung* steuert die Vernunft dem Unwesen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft am *Subjecte* und dem Unwesen der Einbildungskraft am *Object*, und erniedrigt Philosophie nicht zur Geheimnisskrämerey. In jener Rücksicht „eröffnet sie in der Philosophie kein Asylum, wohin muthwillige Buben, rohe Schwätzer und unmoralische Renommisten sich retten können, um von da aus in Prose und in Versen auf die Namen ruhiger Denker und ehrwürdiger Männer wie Fleischerhunde herzufallen." Nun geht der Vf. zu seiner *subjectiven* a-priorischen Geschichte der Philosophie über. Sie soll nichts anders seyn, ist aber nichts weniger, als eine Geschichte des Laufs der Gedankenweise der Menschheit im Allgemeinen, während jener philosophischen Verhandlungen, oder der Methode, die der menschliche Geist an die Behandlung der philosophischen Untersuchungen legen musste. Es wird mancherley ohne Grund und Zusammenhang über Dogmatismus und Skepticismus, und von dem Verhältniss beider zum Realismus und Idealismus geschwatzt, und über die Panharmonie-Philosophie oder die ächte Philosophie phantastisch declamirt, z. B. „Philosophie ist — kein Götze, mit dem die Baalspfaffen Hurerey treiben; Philosophie ist *panharmonisch*; *objectiv*-panharmonisch, sie umschlingt beide Reiche, die der Idealität, Logicität und der Realität, trifft die Naturidentität oder sucht zu treffen die Naturidentität in allen ihren Verzweigungen herab-

durch

durch das erkennbare All, zeigt oder sucht zu zeigen, dass nur *eine* Wahrheit das All durchdringe und wesentlich construire" u. s. w. oder; „die wahrste Philosophie ist die natürlichste, die einfachste und endet in dem Zykellauf ihrer Vollendung in die natürlichste Natürlichkeit. Können diese Herren (die neuen Afterphilosophen) diess nicht einsehen, ey so sind diese Kraniche dümmer als dumm. Zum Heil der Menschheit sollten sie ihren *rohen Egoismus* (den der Vf. in der That in diesem Programm selbst auf das derbste an den Tag gelegt hat) besser discipliniren, und mit ihrer *Unwissenheit* und *Genielosigkeit* die Welt nicht in Brand stecken."

II. *Orientirung*. Es soll nämlich der Standpunkt gezeigt werden, den der Philosoph nehmen müsse, um wahrer Philosoph zu seyn, sich von Verirrungen, Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit zu befreyen, und alles was er seiner Betrachtung unterwirft, lichtvoll und im ganzen Umfange zu übersehen. Man findet aber hier nicht eine einzige bestimmte und deutliche Lehre, wie man dabey verfahren soll, sondern Spielereyen mit Bildern der Einbildungskraft und unbestimmte allgemeine Aeusserungen. Dann folgt eine Litaney von Zügen und Merkmalen, die die Natur der Panharmonie oder der *durchausigen* Naturidentität, wie sie der Vf. auch nennt, charakterisiren sollen, die sich selbst in den auffallendsten Widersprüchen offenbart. So ist es z. B. Panharmonie, dass jeder das Unrecht im Allgemeinen und an Andern gleich einsieht, an sich selbst aber unter Allen am letzten entdeckt, *wenn* er noch zur Entdeckung kommt; oder wenn ein Dummkopf seine eigene Dummköpfigkeit nicht einsieht, und der mit einem stinkenden Athem Behaftete seinen eigenen stinkenden Athem als solchen nicht riecht; es ist Panharmonie, die dem zähen, dicken, verwirrten, verwilderten, sinnlosen Denker eine unverdauliche, hohle, absolut dunkle, dumme, geschwätzreiche, schwere Schreibung giebt, dagegen dem tiefen, hellen und besonnenen Denker eine deutliche, helle, verstehliche, in jedem Augenblick besonnene, einfache und gewandte. (Es ist also wohl auch Panharmonie der Natur, setzen wir hinzu, dass Leute, die zu jener ersten Classe von Denkern gehören, sich zu der letztern rechnen.) Es ist ferner Panharmonie, dass Gottes Daseyn in der moralischen und physischen Welt zugleich entweder gefunden oder als unfindbar dargestellt werden muss, und dass eine so *zerrissne*, *unverständige*, *geistlose* Philosophie, als der Kriticism, hier *Zerreissung* träumt, und die praktische und theoretische Vernunft in Widerspruch setzt. Nach der bisher betrachteten *innern* Orientirung, beherzigt der Vf. nun auch die *äussere*. „Alle System- oder Sectenphilosophen waren samt und sonders Rhapsodisten, Fragmentarier, Einseitigkeitskrämer." „Was bisher betrieben wurde, war keine Philosophie — denn diese ist allseitig, ist Aufsuchung der Panharmonie — sondern nur Vorbereitung zur Philosophie, herrliche Uebung der logischen Denkkraft. Die jetzt (nachdem der Vf. in der Panharmonie den wahren philosophischen Stein der Weisen entdeckt hat) beginnende wahre Philosophie wird diese, wenn sie in voller Selbsterfassung — bleibt, gewiss bald und leicht erreichen.

III. *Constellation der Zeiten*. Enthält eine nähere Andeutung der Gründe, warum Afteraufklärung der wahren Aufklärung voran gehen müsse, und wie, wenn es möglich gewesen wäre, die Panharmonie der Natur zu zerreissen, es ausgesehen haben würde, wenn eine von den Verbesserungen in den drey Feldern (der Religion, der Politik und Philosophie) den Verbesserungen in den beiden übrigen vorgesprungen wäre. Mit Auszügen wollen wir aber die Leser nicht weiter beschweren, da das, was sie schon gelesen haben, sie über den Geist dieses Philosophen und seiner Philosophie nicht in Zweifel gelassen haben wird.

München, b. Lindauer: *Versuch einer solchen fasslichen Darstellung der Kantischen Philosophie, dass hieraus das Brauchbare und Wichtige derselben für die Welt einleuchten möge.* Von *Sebastian Mutschelle. Erstes Heft. Erste Hauptfrage: Was kann ich wissen?* 1799. 64 S.

*Versuch einer solchen fasslichen Darstellung der Kantischen Philosophie* etc. *Fortgesetzt von einem Verehrer des seligen Mutschelle und einem Freunde der Philosophie. Zweytes bis fünftes Heft. Zweyte Hauptfrage: Was soll ich thun?* 1801 u. 1802. 342 S. *Sechstes* und *siebentes Heft. Dritte Hauptfrage: Was darf ich hoffen?* 1803. von S. 343 bis 458. 8.

Der im November 1800 zu früh verstorbene *Mutschelle* hatte, als er sich zu dieser Arbeit entschloss, die Absicht, für diejenigen, die eben keine Schulgelehrten von Profession sind, aber doch gern den *Hauptinhalt* der kritischen Philosophie kennen, und über ihren Einfluss auf Schule und Welt urtheilen möchten, die vorzüglichsten Resultate derselben darzulegen, und den Weg, auf welchem Kant hierzu gelangte, nur in so fern zu bezeichnen, dass man sich einer Seits einen hinlänglichen Begriff von derselben machen, anderer Seits aber besonders dasjenige daraus kennen und unterscheiden lerne, was nicht sowohl Wichtigkeit und Interesse für die Schule, als vielmehr für das gesammte grössere Publicum der Welt habe. Von seinem Plane sagt *M.* nur im Allgemeinen, dass die Darstellung der kritischen Philosophie in mehrern Heften folgen sollte, und diese alle auf die Fragen sich beziehen würden: was kann ich wissen? was soll ich thun? was darf ich hoffen? von welchen Fragen Kant selbst behauptet habe, dass sie alles in sich begriffen, was den Inhalt seiner Philosophie ausmache. Er hat aber nicht gesagt, ob er auch die Kritik der Urtheilskraft mit abhandeln wolle, da von jenen drey Fragen die erste sich bloss auf das Erkenntnissvermögen und den Verstand, die zwey letzten aber bloss auf das Begehrungsvermögen und auf die Vernunft sich beziehen; ausser dem Erkenntniss-

und

losophie aufzuführen; es sey anerkanntes Naturgesetz, dass die Menschheit sich durch sich selbst entwickle, und also unmöglich, dass ein Sterblicher diese Naturordnung unterbreche. Gräfslich absurd und fast wahnwitzig kindisch sey es daher, wenn Jemand sich hinsetze, und aus seiner winzigen und engen Ichheit das Allgemeinste und Weitfassendste, eine richtige Philosophie, herauspumpen wolle. Nichts als Individualität pumpe er aus seinem Thohuvabohu heraus, je länger desto ärger. Das Ich setze lauter Ichheiten, kein wahres Nichtich." Nun werden „die *Garstigkeiten* dieser engen Individualität, der Pesthauch der Individuisation, d. h. die unvermeidlichen Erbfehler aller Schulen und Secten" aufgezählt, und dann eine *a-priorische Geschichte der Philosophie*, zur Würdigung der verschiedenen philosophischen Secten geliefert. Unter einer a-priorischen Geschichte der Philosophie versteht der Vf. eine aus der Natur des menschlichen Geistes abgeleitete Aufstellung der Hauptmomente des Gangs der Entwickelung der philosophirenden Vernunft, eine psychologische Jugendgeschichte der Philosophie." Er theilt sie in eine *objective* und *subjective* a-priorische Geschichte der Philosophie. Die *objective* soll aus der Natur des menschlichen Geistes zeigen, nach welchen Gesetzen *die Gegenstände* der Philosophie in den verschiedenen Perioden, einer nach dem andern hervortreten und endlich, nach vielem Umhertappen, der Urgegenstand der philosophischen Untersuchung zur ersten Frage komme. Zugleich soll sie die *Verächtlichkeit* und *Verworfenheit* des sklavischen Menschengeschlechts, seinen Geist in die Fesseln der Einseitigkeit irgend eines Systems zu schlagen, in das hellste Licht setzen. Es werden, drey Perioden festgesetzt: 1) die Dichtungsperiode, das Zeitalter der kosmogonischen Metaphysiken, *handelnde Denkungsperiode* unterm Vorsitz der Einbildungskraft. Hier sind *einziger* Gegenstand der Gedanken und der Betrachtung das blosse Nichtich, die Umwelt; der Strahl seiner Gedanken wird dem Menschen noch nicht auf ihn selbst zurückgebrochen, er denkt *gerade vor sich hin*. „Rohe Kräfte wirken *ungenirtest*, und in einem paar Sprünge sind die alten *Philosophen* bey der Construction dessen, was ihre Granze ist — bey der Construction der Welt." Es entstehen schon Systeme, und Systeme aus Systemen. Wie das alles bey jenem *gerade vor sich hin sehen*, bey dem noch bestehenden Mangel an Reflexion in dieser Periode möglich ist, begreifen wir nicht. 2) Periode der unreifen Früchte, der Krisis, *Demonstrirmethode*, das Zeitalter der zweygespaltenen *dianiogonischen* Metaphysik, einseitige und *bornirte* Denkungsperiode unter dem Vorsitz des vordreisten *Verstandes*. Man kommt nun auf sich zurück, findet, dass das Ich selbst das nützlichst und wichtigst zu untersuchende Universum sey, und will ausmitteln, welches das wahre Verhältniss, in welchem das anerkennende Subject zum anerkannten Object stehe; es entspringt der *Realism* oder Objectivism und der *Idealism* oder Subjectivism, und zwar in Ansehung des letztern, der *hylothetische* Idealism *des Berkley* (*Berkelei* schreibt der Vf.) und der *morphothetische des Kant*. Ein dritter, der eine nothwendige Folge des morphothetischen ist, heisst der *ontothetische* oder absolute Idealism. 3) Periode der Reife, der Vollendung, *Naturcombinationsperiode*, die der Vf. durch sein *Programm zur Philosophie* selbst herbeyführt; das Zeitalter der besonnenen, sich durch und durch erfassenden Metaphysik, *allseitige* und *reale* Denkungsperiode, unter dem Vorsitz der *Vernunft*. „*Allübersicht* und *Selbsterfassung* sind die beiden Charaktere der Vernunft, die ihr einen unfehlbaren Triumph zusichern über noch so zäh verflochtene und noch so wild unter einander gequirlte Wolken der rohesten Unverständlichkeit und der finstersten Einbildungswuth." Vermöge ihrer *Allübersicht* schlichtet die Vernunft den Streit zwischen den Realisten und Idealisten, indem sie den wahren Punkt trifft, von welchem unabbittlich jede dianiogonische Metaphysik ausgehen muss, und die Frage beantwortet: nicht *wie* ist Erkenntniss, sondern *was* ist Erkenntniss? Die Vernunft des Vfs. schwatzt ein Langes und Breites über diese Frage, um beide, Realisten und Idealisten, zurecht zu weisen, und am Ende erfährt man doch nicht, was ihr Erkenntniss ist. Das grosse Licht, das uns der Vf. aufsteckt, besteht in der Entdeckung, dass die Vernunft lebendig sieht, dass die Wahrheit in den beiden Reichen, der Idealität und Realität, nur eins sey, dass die Trennung dieser Wahrheit oder Naturidentität, diese Spaltung in zwey entgegengesetzte Reiche, die Mutter aller Lügen, Häfslichkeiten und Verirrungen auf dem philosophischen Felde gewesen sey, und dass *Herders Metakritik* beide Reiche zu einer *absoluten Einheit* zuerst vereiniget habe. Vermöge ihrer *Selbsterfassung* steuert die Vernunft dem Unwesen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft am *Subjecte* und dem Unwesen der Einbildungskraft am *Object*, und erniedrigt Philosophie nicht zur Geheimnisskrämerey. In jener Rücksicht „eröffnet sie in der Philosophie kein Asylum, wohin muthwillige Buben, rohe Schwätzer und unmoralische Renommisten sich retten können, um von da aus in Prose und in Versen auf die Namen ruhiger Denker und ehrwürdiger Männer wie Fleischerhunde herzufallen." Nun geht der Vf. zu seiner *subjectiven* a-priorischen Geschichte der Philosophie über. Sie soll nichts anders seyn, ist aber nichts weniger, als eine Geschichte des Laufs der Gedankenweise der Menschheit im Allgemeinen, während jener philosophischen Verhandlungen, oder der Methode, die der menschliche Geist an die Behandlung der philosophischen Untersuchungen legen musste. Es wird mancherley ohne Grund und Zusammenhang über Dogmatismus und Skepticismus, und von dem Verhältniss beider zum Realismus und Idealismus geschwatzt, und über die Panharmonie-Philosophie oder die ächte Philosophie phantastisch declamirt, z. B. „Philosophie ist — kein Götze, mit dem die Baalspfaffen Hurerey treiben; Philosophie ist *panharmonisch; objectiv*-panharmonisch, sie umschlingt beide Reiche, die der Idealität, Logicität und der Realität, trifft die Naturidentität oder sucht zu treffen die Naturidentität in allen ihren Verzweigungen herab

durch

durch das erkennbare All, zeigt oder sucht zu zeigen, dass nur *eine* Wahrheit das All durchdringe und wesentlich construire" u. s. w. oder; „die wahrste Philosophie ist die natürlichste, die einfachste und endet in dem Zykellauf ihrer Vollendung in die natürlichste Natürlichkeit. Können diese Herren (die neuen Afterphilosophen) diess nicht einsehen, ey so sind diese Kraniche dümmer als dumm. Zum Heil der Menschheit sollten sie ihren *rohen Egoismus* (den der Vf. in der That in diesem Programm selbst auf das derbste an den Tag gelegt hat) besser disciplinieren, und mit ihrer *Unwissenheit* und *Genielosigkeit* die Welt nicht in Brand stecken."

II. *Orientirung.* Es soll nämlich der Standpunkt gezeigt werden, den der Philosoph nehmen müsse, um wahrer Philosoph zu seyn, sich von Verirrungen, Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit zu befreyen, und alles was er seiner Betrachtung unterwirft, lichtvoll und im ganzen Umfange zu übersehen. Man findet aber hier nicht eine einzige bestimmte und deutliche Lehre, wie man dabey verfahren soll, sondern Spielereyen mit Bildern der Einbildungskraft und unbestimmte allgemeine Aeusserungen. Dann folgt eine Litaney von Zügen und Merkmalen, die die Natur der Panharmonie oder der *durchausigen* Naturidentität, wie sie der Vf. auch nennt, charakterisiren sollen, die sich selbst in den auffallendsten Widersprüchen offenbart. So ist es z. B. Panharmonie, dass jeder das Unrecht im Allgemeinen und an Andern gleich einsieht, an sich selbst aber unter Allen am letzten entdeckt, *wenn* er noch zur Entdeckung kommt; oder wenn ein Dummkopf seine eigene Dummköpfigkeit nicht einsieht, und der mit einem stinkenden Athem Behaftete seinen eigenen stinkenden Athem als solchen nicht riecht; es ist Panharmonie, die dem zähen, dicken, verwirrten, verwilderten, sinnlosen Denker eine unverdauliche, hohle, absolut dunkle, dumme, geschwätzreiche, schwere Schreibung giebt, dagegen dem tiefen, hellen und besonnenen Denker eine deutliche, helle, verstehliche, in jedem Augenblick besonnene, einfache und gewandte. (Es ist also wohl auch Panharmonie der Natur, setzen wir hinzu, dass Leute, die zu jener ersten Classe von Denkern gehören, sich zu der letztern rechnen.) Es ist ferner Panharmonie, dass Gottes Daseyn in der moralischen und physischen Welt zugleich entweder gefunden oder als unfindbar dargestellt werden muss, und dass eine so *zerrissne, unverständige, geistlose* Philosophie, als der Kriticism, hier *Zerreissung* traumt, und die praktische und theoretische Vernunft in Widerspruch setzt. Nach der bisher betrachteten *innern* Orientirung, beherzigt der Vf. nun auch die *äussere.* „Alle System- oder Sectenphilosophen waren samt und sonders Rhapsodisten, Fragmentarier, Einseitigkeitskrämer." „Was bisher betrieben wurde, war keine Philosophie — denn diese ist allseitig, ist Aufsuchung der Panharmonie — sondern nur Vorbereitung zur Philosophie, herrliche Uebung der logischen Denkkraft. Die jetzt (nachdem der Vf. in der Panharmonie den wahren philosophischen Stein der Weisen entdeckt hat) beginnende wahre Philosophie wird diese, wenn sie in voller Selbsterfassung — bleibt, gewiss bald und leicht erreichen.

III. *Constellation der Zeiten.* Enthält eine nähere Andeutung der Gründe, warum Afteraufklärung der wahren Aufklärung voran gehen müsse, und wie, wenn es möglich gewesen wäre, die Panharmonie der Natur zu zerreissen, es ausgesehen haben würde, wenn eine von den Verbesserungen in den drey Feldern (der Religion, der Politik und Philosophie) den Verbesserungen in den beiden übrigen vorgesprungen wäre. Mit Auszügen wollen wir aber die Leser nicht weiter beschweren, da das, was sie schon gelesen haben, sie über den Geist dieses Philosophen und seiner Philosophie nicht in Zweifel gelassen haben wird.

München, b. Lindauer: *Versuch einer solchen fasslichen Darstellung der Kantischen Philosophie, dass hieraus das Brauchbare und Wichtige derselben für die Welt einleuchten möge.* Von *Sebastian Mutschelle. Erstes Heft. Erste Hauptfrage: Was kann ich wissen?* 1799. 64 S.

*Versuch einer solchen fasslichen Darstellung der Kantischen Philosophie* etc. *Fortgesetzt von einem Verehrer des seligen Mutschelle und einem Freunde der Philosophie. Zweytes bis fünftes Heft. Zweyte Hauptfrage: Was soll ich thun?* 1801 u. 1802. 342 S. *Sechstes* und *siebentes Heft. Dritte Hauptfrage: Was darf ich hoffen?* 1803. von S. 343 bis 458. 8.

Der im November 1800 zu früh verstorbene *Mutschelle* hatte, als er sich zu dieser Arbeit entschloss, die Absicht, für diejenigen, die eben keine Schulgelehrten von Profession sind, aber doch gern den *Hauptinhalt* der kritischen Philosophie kennen, und über ihren Einfluss auf Schule und Welt urtheilen möchten, die vorzüglichsten Resultate derselben darzulegen, und den Weg, auf welchem Kant hierzu gelangte, nur in so fern zu bezeichnen, dass man sich einer Seits einen hinlänglichen Begriff von derselben machen, anderer Seits aber besonders dasjenige daraus kennen und unterscheiden lerne, was nicht sowohl Wichtigkeit und Interesse für die Schule, als vielmehr für das gesammte grössere Publicum der Welt habe. Von seinem Plane sagt *M.* nur im Allgemeinen, dass die Darstellung der kritischen Philosophie in mehrern Heften folgen sollte, und diese alle auf die Fragen sich beziehen würden: was kann ich wissen? was soll ich thun? was darf ich hoffen? von welchen Fragen Kant selbst behauptet habe, dass sie alles in sich begriffen, was den Inhalt seiner Philosophie ausmache. Er hat aber nicht gesagt, ob er auch die Kritik der Urtheilskraft mit abhandeln wolle, da von jenen drey Fragen die erste sich bloss auf das Erkenntnissvermögen und den Verstand, die zwey letzten aber bloss auf das Begehrungsvermögen und auf die Vernunft sich beziehen; ausser dem Erkenntniss-

und

und Begehrungs - Vermögen giebt es aber noch ein drittes, nämlich das Gefühl der Lust und Unlust, für welches die Urtheilskraft Principien *a priori* enthält, und in Ansehung dieses Vermögens und der Kritik desselben findet sich weder bey *Mutschelle*, noch bey seinem ungenannten *Fortsetzer*, eine Anweisung, ob auch diese mit in den Plan ihrer Arbeit gezogen werden sollte, welches um so nöthiger gewesen wäre, wenn, wie es nach obiger Erklärung das Ansehn hat, die Meynung war, hier den Hauptinhalt der *ganzen* kritischen Philosophie in einer populären Darstellung zu liefern. Auch in der Vorrede zum 6ten und 7ten Hefte wird davon nichts erwähnt, und es scheint vielmehr nun das Ganze mit diesem beschlossen zu seyn.

Der Gang, den *M.* im ersten Hefte nimmt, auf welchem sich sein Antheil an diesem Werke einschränkt, ist der Fassungskraft derer, für welche er geschrieben hat, vollkommen angemessen; durchgängig nimmt er nur solche Ansichten, die für sie am verständlichsten sind, übergeht alle tiefer liegenden Raisonnements und Gründe, die nur für den Philosophen von Profession Interesse haben, und zeigt allenthalben die Uebereinstimmung der kritischen Resultate mit dem gesunden Verstande. Wir finden diese Arbeit *Ms.* für das Publicum, für welches er schrieb, zweckmäsig, gut und nützlich.

Von dieser Einfachheit und Kunstlosigkeit ist der Vf. der übrigen Hefte abgewichen. Sein Plan ist weitläuftiger und künstlicher, wie sich auch schon aus der Anzahl der Hefte ergiebt, die von ihm herrühren, und seine Darstellung und sein Stil sind gesuchter. Er verflicht seine Leser in die Schwierigkeiten der Untersuchungen, die der Urheber der kritischen praktischen Philosophie eingehen, und des Weges, den dieser einschlagen musste, um zu den Resultaten, die er aufstellt, zu gelangen. *Mutschelle* hätte sich gewiss auch hier hauptsächlich an diese gehalten, und das, was zur Beförderung einer deutlichen Erkenntniss ihrer Beschaffenheit und Begründung gereichte, ganz unbefangen und ohne seiner Schrift ein philosophisch gelehrtes Ansehn zu geben, dargelegt. So, wie sein Fortsetzer die Sachen stellt, muss sich der Leser durch vorbereitende tiefliegende Untersuchungen winden, die ihn nicht interessiren, und zu welchen er schon eine mehr als gemeine Vernunft, die jener bloss voraussetzte, mitbringen muss, ehe er zu dem gelangt, wovon sich zu belehren sein eigentliches Bedürfniss ist. Er sieht sich selbst in Widerlegungen der Einwürfe der Gegner verwickelt, und in Begriffe und Terminologieen, von welchen doch nicht angenommen werden kann, dass sie jeder gebildete Leser verstehen müsse. Mit einem Worte, so gedacht und gut geschrieben diese Schrift auch überhaupt ist, so ist sie es doch nicht in dem Geiste, in welchem *M.* sie geschrieben haben würde, und dürfte daher auch schwerlich den Zweck völlig erreichen helfen, den dieser durch sie erreichen wollte.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Leipzig*, in Comm. im Comtoir für Literatur: *Anweisung den Kindern auf(?) die leichteste geschwindeste und sicherste Methode das Lesen in kurzer Zeit zu lehren.* Zum öffentlichen und Privatgebrauch von einem praktischen Schulmanne. 1803. 48 S. 8. (4 gr.)

2) *Kahla*, in der das. Buchdruck.: *Neues A B C- und Buchstabirbuch.* Für Kinder, welche zugleich Deutsch und Lateinisch gedruckt und geschrieben lesen lernen wollen. 1801. 16 S. 8. (1 gr.)

3) *Leipzig*, b. Richter: *Kleines A B C-Buch*, zum ersten Gebrauch für Kinder in Dorfschulen aufgesetzt von *J. G. L.* 1802. 16 S. 8. (1 gr.; in Parth. 30 St. 1 Rthlr.)

Ehe auch noch *Olivier* und *Pestalozzi* ihre Stimmen so laut erhoben und der Welt ihre *subjectiv-neuen* Unterrichtsmanieren, als *objectiv-neue Methoden* ankündigten, ward schon in mehreren Schulen der Elementarunterricht nach besseren Methoden getrieben, als die Vff. der vor uns liegenden Abcbücher zu kennen scheinen. Der Vf. von Nr. 1. will noch, dass man den Kindern erst *alle* Buchstaben bekannt mache und sie sodann *buchstabiren* lasse. Sein Abc-Buch liefert daher das Alphabet in verschiedenen Formen, sodann kurze Sätze und einzelne Worte ohne gehörige Auswahl. Unter andern, dem Kinde unverständlichen Sätzen und Worten, muss es auch S. 12. lesen: *Ich bin ein Christ? Was ist ein Christ?* S. 17. *beeifern* etc. Zuletzt folgen die, aus hundert andern Fibeln bekannten, Denksprüche, Erzählungen, und aus Psalm- und Gellertschen Liederversen bestehende, *Gebete!* In Nr. 2. ist nach jedem Buchstaben ein leerer Platz gelassen, in welchen der Lehrer denselben Buchstaben mit rother oder grüner Tinte hinschreiben soll. Nachdem das Kind die gesammten Buchstaben gelernt hat, lernt es hier noch die *Vocales, Diphthongi und Consonantes* (auch diese Worte muss es mitlesen) besonders kennen; darauf einzelne Sylben und Worte zusammensetzen, als Ba-Ban-Band-Bande etc. auch Policey und *Vicesupernumeraroberhauptgleitseinnehmerssubstitutendienste* etc. Den Beschluss dieser Fibel machen — die Hauptstücke des Katechismus. Nr. 3. besteht ebenfalls aus Buchstaben, Sylben, kurzen Sätzen, wie S. 16. Nimm dich *für* Feuer, Wasser etc. in Acht u. s. w. Fibeln der Art, wie diese drey sind, lassen sich an einem Tage ohne sonderliche Mühe zu Dutzenden fabriciren.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 5. September 1803.*

## PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben von *Joh. Gottl. Buhle. Sechster Theil. Zweyte Hälfte.* 1801. S. 413 — 1063. *Siebenter Theil.* 1802. 722 S. 8. (3 Rthlr.)

Wenn man auf der einen Seite mit Vergnügen wahrnimmt, dass dieses Werk, so wie es die Geschichte der neueren Zeiten verfolgt und sich dem Ende nähert, an Umfang und Reichhaltigkeit gewinnt: so muss man auf der andern bedauern, dass es dem Vf. wahrscheinlich wegen überhäufter Geschäfte nicht möglich war, die mit dem Reichthum der Materien steigenden Schwierigkeiten in der geschickten Vertheilung und Anordnung wenigstens zum Theil zu überwinden. Der Mangel an geschickter Periodenabtheilung, an welchem es diesem Werke von Anfange an gefehlt hatte, wird jetzt immer sichtbarer und drückender. Die meisten Abschnitte enthalten daher die Philosopheme von Männern, welche an Denkungsart, Tendenz und Einfluss gar sehr verschieden waren. So findet man Cäsalpinus, Berigardus, Ruggieri, Montaigne, La Boetie, Macchiavelli, Bodin, den Jesuiterorden, Sanchez, Hirnhaym, le Vayer, Foucher und Baco in dem Schlusse des zwanzigsten Abschnitts zusammengestellt. In dem ein und zwanzigsten Abschnitt, welcher die Geschichte der Philosophie von Descartes bis auf Leibnitz in sich fasst, treten, ausser Cartesius und seinen Schülern Cherselier, Rohault und Regis, seinen Gegnern, Huet, Glanwill und Gassendi, auch noch Malebranche, Arnaud, Pascal, Hobbes, Grotius, Pufendorf, Spinoza, Balth. Becker, Bayle, Cudworth und Moore auf. Der *ein und zwanzigste Abschnitt*, mit welchem der sechste Theil schliesst, stellt die *Geschichte der Philosophie von Leibnitz bis auf Wolf* dar. Hier steht Newton an der Spitze, dann folgt erst Leibnitz, Locke, Sam. Clarke, die Physicotheologen Derham und Nieuwentyt, von Tschirnhausen, Christ. Thomasius. Der siebente Theil enthält nur zwey Abschnitte, den *drey u. zwanzigsten, Geschichte der Wolfischen Philosophie*, und den *vier u. zwanzigsten, Geschichte der Philosophie in England während des achtzehnten Jahrhunderts.* In jenem wird ausser der ausführlichen Erzählung von Wolfs Leben, der Darstellung seiner Philosophie nach allen Theilen und einer kurzen Anführung einiger Wolfianer auch noch von Rüdiger, Joh. Fr. Budde, Gundling, Glafey, Joh. Georg Walch, August Fr. Müller, Sam. Christ. Hollmann, Crousaz, Chr. Aug. Crusius, Alex. Gottl. Baumgarten, Georg Friedr. Meier, Daries, Fr. Cas. Karl von Creuz, Gottfried Ploucquet; in diesem aber wird von folgenden englischen Philosophen, ihren Schriften und Philosophemen gehandelt: Berkeley, Hume, Reid, Beattie, Oswald, Priestley, Palmer, Bryant, Shaftesbury, Mandeville, den populären Moralphilosophen, Chesterfield, Addison, Steele, Pope, Bolingbroke; Hutcheson, Wollaston, Sam. Clarke, Ad. Smith, Rich. Price, Ad. Ferguson, Henr. Home, Dav. Hartley, Ed. Search, If. Watts, Catharine Macaulay Graham, Dugald Stewart, Harrington, Algernon Sidney.

Aus dieser summarischen Inhaltsanzeige wird unsere obige Bemerkung ihre volle Bestätigung erhalten. Sie beweist auch noch ausserdem, dass der Vf. nicht immer die chronologische Ordnung befolgte, auch da, wo die Abweichung von derselben keine Vortheile für den Zusammenhang der Sachen und die deutlichere Uebersicht des Fortschritts der philosophirenden Vernunft darbot. So lässt sich schwerlich rechtfertigen, dass auf Leibnitz erst Locke folgt. Vielmehr entstand daraus der Nachtheil, dass der Vf. die Leibnitzische Philosophie nicht im Zusammenhange vortragen konnte. Leibnitzens Verdienste werden auf drey Punkte zurückgeführt, seine Theorie des Erkenntnissvermögens, seine Monadologie und Theodicee. Da aber die erste zugleich eine Widerlegung des Lockischen Versuchs enthielt: so konnte der Vf. diesen Theil der Leibnitzischen Philosophie, ungeachtet er den Schlüssel des ganzen Systems enthielt, nicht den übrigen vorausschicken, sondern erst nach Lockes Theorie der menschlichen Erkenntniss vortragen. Aber eben dadurch wurde alles aus der natürlichen Ordnung geschoben. Auch in dem letzten Abschnitte wissen wir uns die Ordnung nicht zu erklären.

Bey der Reichhaltigkeit des Inhalts wünschten wir noch eine bessere Oekonomie beobachtet. Theils scheint uns manches Ueberflüssige aufgenommen, theils hier und da etwas zu fehlen, was nicht vermisst werden sollte, theils nicht die gehörige Gleichförmigkeit in der Bearbeitung zu herrschen. Wir wollen dieses Urtheil durch einige Bemerkungen rechtfertigen. Neben Cäsalpin, Cremonin und Berigardus, als Anhängern des Pantheismus und Naturalismus oder als versteckten Begünstigern des Atheismus, wird auch Ruggieri aufgestellt, und das blos wegen eines einzigen von ihm auf dem Sterbebette geäusserten freygeisterischen Gedankens, der keine philosophischen Gründe darbietet. Einer Stelle unter Denkern war dieser Ruggieri nicht werth; wenn auch seine Aeusserung zur Charakterisirung der Denkungsart des Zeitalters



die

dienen konnte. — Newton erscheint hier mehr als Naturlehrer denn als Philosoph. Warum werden seine Entdeckungen in der Lehre von dem Licht und der Schwere so weitläufig angeführt? Unter den Philosophen von Profession, die in diesen Theilen aufgeführt werden, hätte eine noch schärfere Sichtung vorgenommen werden sollen. Es kommen unter ihnen so manche vor, deren Verdienst nur in der Ausarbeitung eines Lehrbuchs bestand. Dieses kann zwar in anderer Rücksicht schätzbar seyn; aber darum begründet ein Compendium keinen Anspruch auf eine Stelle in der allgemeinen Geschichte der Philosophie, wenn es nicht wirkliche Verdienste um die Wissenschaft hat, oder merkwürdige Ansichten enthält. Noch weniger verdienten einige Männer eine Stelle in diesem Werke, welche sich bloss durch populäre Bearbeitung und Verbreitung philosophischer Kenntnisse verdient machten, wie z. B. Chesterfield, Steele, Addison, Pope. Vielleicht wendet aber Jemand ein, dass die Popularisirung der Philosophie, ihre Anwendung auf andere Theile der Wissenschaften und ihre Einführung in das gemeine Leben auch ein Gegenstand sey, der in der Geschichte der Philosophie nicht so vernachlässiget werden sollte, als gewöhnlich geschiehet. Und er mag nicht ganz Unrecht haben; nur ist das Problem nicht so leicht zu lösen, wie dieser Foderung ohne zu grosse Weitläufigkeit Genüge geleistet werden solle; und daher muss, des consequenten Verfahrens wegen, entweder nie, oder durchaus auf sie Rücksicht genommen werden.

Von Auslassungen wollen wir nur folgende bemerken. In dem Abschnitt von Leibnitz bis Wolf hätte auch King eine Stelle verdient, dessen Gedanken über den Ursprung des Bösen selbst Leibnitz Aufmerksamkeit schenkte. In dem 7 Th. S. 711 werden sie nur kurz erwähnt bey Gelegenheit der Einwürfe, welche die geistreiche Schriftstellerin Macaulay Graham gegen dieselben vorgebracht hat. In dem Abschnitte von der Wolfischen Philosophie vermissen wir sehr ungern einige grosse Männer als Abbt, Lambert, Reimarus, Sulzer. Crusius Moralphilosophie ist ganz mit Stillschweigen übergangen. Doch könnte es seyn, dass der Vf. diesen Männern in der Geschichte der neuesten deutschen Philosophie erst ihre Stelle angewiesen hätte; denn nirgends hat er feste Grenzen bestimmt. Nach der Vorrede zum siebenten Theile wollte er die Geschichte der deutschen Philosophie bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunders fortführen; welches freylich keinen bestimmten Scheidepunkt giebt. Auch in dem letzten Abschnitte vermissen wir einige englische Denker, welche den angeführten nicht nachstehen; von einigen bekennt der Vf. selbst ihre Schriften nicht gesehen zu haben, z. B. von Home, welche doch ins Deutsche übersetzt sind. Die neuesten philosophischen Werke, vorzüglich über die Moralphilosophie, sind nicht angeführt; wir wissen nicht, ob sie ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen, oder ob der Vf. noch einmal auf die Philosophie der Engländer rückkommen werde.

Ausserdem hätten wir gewünscht, dass auf philosophische Streitigkeiten, als diejenigen waren, welche die Cartesianische, Leibnitzische und Wolfische Philosophie veranlasste, noch mehr Aufmerksamkeit verwandt worden wäre. Eine ausführlichere Darstellung derselben setzt die Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Mängel eines philosophischen Systems und zugleich den Zustand des philosophischen Wissens entgegengesetzter Partheyen, deren Kampf und Aneinanderreiben für das Abschleifen und Abrunden der Systeme und die Verbreitung der Wahrheit so vortheilhaft ist, in ein vorzügliches Licht.

Was endlich den dritten Punkt der Ungleichheit betrifft: so darf man es freylich bey einem Werke von solchem Umfange nicht so genau nehmen. Nicht in allen Theilen ist gleich gut vorgearbeitet, und nicht immer hat ein Schriftsteller alle literarischen Hülfsmittel, wie er wünscht, zur Hand. Selbst Hr. B., dem doch eine so reiche Bibliothek zu Gebote stand, klagt darüber. Aber diese unvermeidliche Ungleichheit ist hier durch andere vermeidliche Missverhältnisse vermehrt worden. Erstlich ist die Lebensbeschreibung von vielen Philosophen weitläufig, von andern kurz, nach dem Verhältniss der Wichtigkeit der Männer dargestellt; aber auffallend ist es, dass in dem letzten Abschnitte von den meisten englischen Philosophen, Berkley, Hume und einige andere ausgenommen, nicht einmal das Geburts- und Todesjahr angegeben ist. Eine andere Ungleichheit liegt in der Bearbeitung der philosophischen Gedanken von den aufgeführten Denkern. Bey wenigen ist ihr System im Zusammenhange dargestellt, als bey Cartes, Malebranche, Cudworth, Spinoza, Leibnitz, Thomasius; bey den letztern benutzte der Vf. die zum Theil trefflichen Arbeiten Jacobi's, Fülleborns, von Eberfteins; bey andern begnügte er sich mehr damit, die philosophischen Schriften zu analysiren und die Hauptgedanken herauszuheben. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Manier sehr vortheilhaft ist zur Bereicherung der Geschichte der Philosophie, und zur Verhütung der Trockenheit durch die Mannichfaltigkeit von Ideen und Ansichten über mehrere interessante Gegenstände, und bey Schriften, welche systematisch gearbeitet sind, wie die Wolfischen, welche zusammen ein vollkommenes System der Philosophie bilden, ist ein mit Einsicht verfasster Auszug die beste Darstellung des Systems; aber auf der andern Seite werden doch dadurch grösstentheils nur Materialien zur eigentlichen Bearbeitung der Geschichte der Philosophie gewonnen. Denn sonst könnte man mit leichter Mühe eine Geschichte der Philosophie schreiben, wenn man aus den kritischen Journalen die philosophischen Artikel heraushöbe, und in chronologischer oder realer Ordnung zusammenstellte. Der wahre Geschichtschreiber muss auch diese Materialien in Bereitschaft haben, aber er verfolgt in ihnen den Gang und den Fortschritt der Vernunft von und zu Principien mit philosophischem Geiste, und daraus geht endlich seine Geschichte hervor. Diese Obliegenheit hat auch der Vf., aber nicht immer, befolgt, doch

doch mehr noch in einzelnen Theilen, als im Ganzen.

Da diese Bemerkungen nicht den Zweck haben, den Werth des Werks, wie es ist, herabzusetzen, sondern nur die Aufmerksamkeit beurkunden sollen, mit welcher Rec. es gelesen hat: so können wir am Schluss dieser Anzeige nicht umhin, den Vf. und Verleger zu bitten, für die Correctheit des Abdrucks noch mehr Sorgfalt zu tragen, und Fehler zu verhüten, welche das Werk entstellen. Dergleichen sind uns nicht viele, aber desto auffallendere vorgekommen. So heisst es S. 679. 6 Th. von Hobbes: er starb 1679 (geb. 1588) im hundert und ersten Jahre (sollte heissen ein u. neunzigsten seines Alters. S. 684 ist in der letzten Zeile etwas ausgelassen, wodurch der Zusammenhang gestört ist. S. 679 hat sich der Vf. übereilt, wenn er *Radulph Bathurst* für den Vf. der 1681 zu Charlestown erschienenen Lebensbeschreibung des Hobbes erklärt. Der Vf. war John *Aubrey*, und nicht Bathurst, sondern Rich. *Blackburn* übersetzte sie ins Lateinische.

Der achte Theil soll, nach der Erklärung des Vfs. in der Vorrede zum 7 Th. die Geschichte der französischen und der neuesten deutschen Philosophie enthalten, und mit den nöthigen Namen- und Sachregistern das ganze Werk beschliessen.

Leipzig, b. Martini: *Der Mann von Welt, eingeweiht in die Geheimnisse der Lebensklugheit.* Ein nach *Balth. Gracian* frey bearbeitetes, vollständig nachgelassenes Manuscript von *Karl Heinr. Heydenreich.* 1803. XVI u. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine ausführliche systematisch geordnete *Klugheitslehre* ist bis jetzt noch immer ein unbefriedigtes Bedürfniss; das dahin gehörige besteht aus Bruchstücken. Eine der vorzüglichsten Sammlungen von Maximen der Klugheit ist die von dem Spanier *Gracian*, die durch die französische Uebersetzung des *Amelot de la Houssaie*, unter dem Titel *l'homme de cour*, auch in Deutschland ehemals bekannter war und geachtet wurde, und deren Andenken durch diese wohlgerathene deutsche Uebersetzung nunmehr, wie sie es verdiente, erneuert wird. Der Verleger erstand sie bey der Versteigerung des Heydenreichschen Nachlasses, wie durch ein von den adel. Funckischen Gerichten zu Burgwerben ausgestelltes, hier abgedrucktes Attestat beglaubiget wird. Hr. *Schelle* in Leipzig, der Biograph Heydenreichs, hat sie mit einer Vorrede begleitet. In Rücksicht auf diese Bearbeitung des Gracianschen Werks, heisst es von H.: „Schon früher lieferte er dem deutschen Publicum die *Darstellung der feinen Lebensart nach Bellegarde*, und seine eigenen Ideen, die er bey dieser Gelegenheit über den ganzen Gegenstand im Zusammenhange vortrug, sind nicht blofs die Frucht eines dem Gegenstande erst da gewidmeten Nachdenkens; sein eigner Sinn dafür, indem er selbst handelte und sein Betragen darnach abmass, gab sie ihm ein. Eben dieser Sinn für Feinheit der Lebensart, für feinere Regeln des Verhaltens in Absicht auf Weisheit und Klugheit des Lebens, kurz für alles, was den Mann von Welt charakterisirt, war es, was ihn zu *Gracians* Werke hinzog. Lange war es sein Studium; schon ehe er Leipzig verliess, hatte er sich zu seiner eigenen Geisteserheiterung damit beschäftiget, und seine Bearbeitung lag schon seit ein paar Jahren zum Drucke bereit.“ Nicht alles, was dieses Buch enthält, besteht aus pragmatischen Imperativen oder Klugheitsregeln; diese sind auch mit vielen, nicht selten feinen Bemerkungen über oft sehr versteckte und listige Handlungsweisen, wahre oder fingirte Plane, wirkliche oder scheinbare Vorzüge, Mängel und Fehler der Menschen vermischt, die gewiss einen bedeutenden Beytrag zur Kenntniss des Innern der Menschen, besonders aus den höhern Ständen, liefern. Ohne eine solche Menschenkenntniss würde es der Mensch zu keinem merklichen Grad der Vollkommenheit in der Lebensklugheit bringen können. Je gröser der Umfang der Erfahrungen ist, die er sich von dem Menschen erwirbt, desto reichhaltiger, bestimmter und gebildeter wird auch das System von Regeln seyn, die sich sein Verstand für sein Betragen und Verhalten gegen Andere, in den so mannichfaltigen sich durchkreutzenden Verhältnissen des Lebens, entwirft. Uebrigens kommen unter den Bemerkungen und Maximen Gracians, auch in dieser Uebersetzung, hier und da solche vor, die in Formeln als Verhaltungsregeln ausgedrückt sind, aber, weil sie nicht mit der Sittlichkeit übereinstimmen, nicht als Regeln gelten können, von welcher Art Hr. Sch. selbst einige in der Vorrede anzeigt. Er sagt zwar von denselben, dass man sie gerade nicht als Vorschriften des Betragens, sondern als Maximen nehmen müsse, deren Inhalt Beobachtungen über Menschen und Leben ausdrücke; allein so richtig das auch ist: so halten wir doch dafür, dass es, um allem möglichen Missbrauche solcher Maximen vorzubeugen, noch besser gewesen wäre, wenn sie entweder der Uebersetzer oder der Herausgeber durch Veränderungen und Einschaltungen, oder durch dem Texte untergesetzte Anmerkungen berichtiget und den Foderungen der Moral gemäss eingerichtet hätte. So wird z. B. S. 22 vorgeschrieben, man solle die herrschende Leidenschaft und die Schwäche eines jeden kennen lernen, um sich derselben zur Erreichung seiner Absichten zu bedienen. Die Moral, welche Ehrlichkeit und Geradheit unbedingt gebietet, verwirft darum auch ein solches Mittel als unsittlich, und kann also auch jene Vorschrift nur als Regel der Verschmitztheit und des Betrugs, nicht aber als Vorschrift *ächter Klugheit*, anerkennen. Einige Maximen, vorzüglich im Anfange des Buchs, hat H., weil sie ihm weniger anziehend zu seyn schienen, weggelassen. Ein paar langere Stellen von mehreren Maximen hat der Herausgeber aber, weil er glaubte, dass mancher Leser sie ungern vermissen würde, wieder aufgenommen.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: *Commentar über und gegen den ersten Grundsatz der Fichtischen Wissenschaftslehre, nebst einem Epilog wider das*

*das Fichtisch-idealistische System*, von *Christian Friedrich Böhme*, Stiftspfarrer zu Altenburg. 1802. XVI u. 94 S. 8. (9 gr.)

Diese Widerlegung beschränkt sich bloss auf den ersten Grundsatz der Fichtischen Wissenschaftslehre, wie er auf den ersten 12 Seiten der zweyten Ausgabe der *Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre* vorgetragen ist. Der Vf. geht dabey so zu Werke, dass er die wörtlich angeführten Stellen zuförderst erläutert und auslegt, dann ein Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihres gefundenen Sinnes fället, und endlich, nach diesem Urtheile, über den Werth und Unwerth des von Fichte aufgestellten ersten Grundsatzes entscheidet. Er bestreitet seinen Text nicht nach den Gründen des Systems, dem er selbst zugethan ist, sondern lediglich nach der Beschaffenheit des Inhalts der Fichtischen Sätze, worin er allerdings sehr schicklich und unpartheyisch verfährt. Da *Fichte* selbst in der Vorrede zur Wissenschaftslehre seine in derselben mitgetheilte Darstellung des Systems für höchst unvollkommen und mangelhaft erklärt, und Hr. Prof. *Schad*, in den Schlussanmerkungen zu seiner *gemeinfasslichen Darstellung des Fichtischen Systems*, sogar geäussert hat, dass in allen bisherigen Fichtischen Schriften keine hinlängliche Deutlichkeit anzutreffen sey; hierauf aber der Vorwand gegründet werden könnte, dass jener erste Grundsatz zwar nach der in der Wissenschaftslehre oder auch anderwärts gegebenen unvollkommnen Darstellung desselben nichts tauge, die Widerlegung also nur die Fehler der Einkleidung, nicht aber den Grundsatz selbst treffe, der, gehörig dargestellt, demungeachtet gar wohl bestehen könne: so fügte der Vf. noch den *Epilog* bey, in welchem das Fichtische System an sich, und unabhängig von der bereits geprüften Darstellung, einer Censur unterworfen wird. Der Vf. ist ein selbstdenkender Mann, mit treffendem philosophischen Blick, der die Verirrungen der über ihren Horizont sich versteigenden Vernunft leicht entdeckt; seine Prüfungen sind bedächtlich und ruhig, sein Vortrag ist einleuchtend und fasslich, und seine Censur streng und bündig in Ansehung der Sachen, ohne auch nur im mindesten beleidigend gegen die Person zu seyn. Was er beweisen wollte, dass nämlich der Satz, auf welchen die Wissenschaftslehre sich gründet, falsch, folglich auch jene Lehre grundlos sey, hat er nach unserer Einsicht, vollkommen bewiesen; und da der Vf. nicht bloss in seinen *Urtheilen* mit den Urtheilen anderer Kritiker übereinstimmt, sondern auch noch neue Widerlegungsgründe des Fichtischen Systems, nach eigenen Ansichten und aus andern Gesichtspunkten aufstellet: so verdienet seine Schrift unter den das Fichtische idealistische System widerlegenden Schriften beachtet und aufbewahret zu werden.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Christensen: *Examen indolis et intensitatis virium, quas possident medicamina tria — Opium, Moschus et Camphora.* Differt. inaug. auct. *Petr. Atke Castberg.* 1802. 110 S. 8. (7 gr.) Der Vf. holt im Eingange zu dieser kleinen Schrift ziemlich weit aus, und giebt vieles von der Eintheilung der Medicin und Pharmacie an, was wir füglich übergehen können, um alsbald auf seine Meynung über die Wirkungsart der drey benannten Arzneymittel zu kommen. Die Meynungen über den Mohnsaft können auf drey zurückgebracht werden: entweder sie schreiben demselben ein Vermögen zu, das Blut zu verändern, oder legen ihm eine betäubende Eigenschaft, oder endlich eine reizende Kraft bey. Nach dem Vf. vermag der Moschus das Blut auf eine indirecte Art zu verändern, durch Verdünnung und Ausdehnung (*rarefaciendo*). Dass der Moschus eine specifisch beruhigende oder betäubende Eigenschaft habe, läugnet der Vf. Er sey nur diffusibler als andere Mittel. (Das läuft in der That nur auf Wortstreitigkeiten hinaus. Die Geschichte des jüngern *Frank*, deren S. 37 gedacht wird, passet nicht hieher.) Die eigentlichen Schlussfolgen, welche der Vf. aus seinen Versuchen zieht, ergeben, dass Moschus ein reizendes Mittel sey, dessen Wirkungen jedoch verschieden sind nach dem Alter, der Gewohnheit, dem Geschlechte, dem Grade der Incitabilität, ja vielleicht selbst nach der Witterung. In Nervenfiebern halt der Vf. die Anwendung desselben für verdächtig. Auch der Bisam ist ein reizendes Mittel, die sedativen Kräfte desselben sind nur Nachwirkungen, jedoch sind sie nicht abzuleugnen. Er ist in Asthenien angezeigt, zumal wenn sie eines heftigen und schnell wirkenden Reizes bedürfen. Der Vf. rühmt besonders die Combination des Bisams mit Kampfer. Der letzte hat oft in verschiedenen Subjekten einen verschiedenen Effect. Wenig Arzneymittel besitzen die nämlichen Eigenschaften in so hohem Grade; wahrscheinlich richtet sich die grössere oder geringere Wirkung desselben nach dem Grade der Incitabilität, wenn der Kampfer genommen wird. Er gehört unter die Reizmittel, und ist angezeigt in innerlichen asthenischen Krankheiten innerlich, in sthenischen Localentzündungen äusserlich. Rec. hat übrigens nicht gefunden, dass diese Schrift etwas mehr als das Gewöhnliche und Bekannte enthalte. Dieses ist zwar gut vorgetragen, aber durch viele nicht angezeigte Druckfehler sehr entstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. September 1803.

## PÄDAGOGIK.

WIEN, b. Doll, d. ä.: *Katechetisches Methodenbuch*, von Dr. *Georg Friedr. Seiler*. Für katholische Seelsorger umgearbeitet von *A. F. Ortmann*, Stadtpfarrer zu Egenburg in Niederöstreich. *Erster Theil*. 1802. XVI. u. 296 S. *Zweyter Theil*. XVI. u. 269 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Als *Seiler's* katechetisches Methodenbuch erschien, war die Theorie der sokratischen Katechetik noch nicht so genau und vollständig dargestellt, als es nachher durch die Bemühungen eines *Gräffe* geschehen ist, dem in dieser Rücksicht gewiss auch diejenigen, die mit seiner zu grofsen Ausführlichkeit und mit seinen Katechisationen selbst nicht ganz zufrieden seyn können, die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, dass er das Katechisiren zu dem Range einer Kunst zu erheben suchte, welche, wie jede andere, nach bestimmten Regeln geübt werden müsse. Zu der Zeit, als diese Theorie noch nicht erschienen war, konnte *Seiler's* Methodenbuch, in Ermanglung eines bessern, allerdings als eine Art von Hülf- und Nothbuch für schwache Lehrer gelten. Jetzt aber fühlt gewiss der verdienstvolle Seiler, welcher mit seinem Zeitalter fortzuschreiten bemüht ist, die Mängel und Unvollkommenheiten seines Methodenbuchs, ohne dass wir nöthig haben, sie nach der Reihe anzugeben. Es war daher ein verunglückter Einfall, dass Hr. *Ortmann*, selbst nach den katechetischen Vorarbeiten eines *Vierthaler's* und andrer berühmten Männer in der römisch-katholischen Kirche, das Seiler'sche Methodenbuch für katholische Lehrer, Seelsorger und Katecheten umarbeitete. Hr. *O.* giebt in der Vorrede Rechenschaft von den Veränderungen, welche er sich hiebey erlaubte. Er *verbesserte* nämlich die angeführten Schriftstellen nach der Vulgata und nach *Rosalino's* Uebersetzung, und glaubt dadurch den überzeugendsten Beweis gegeben zu haben, wie unwandelbar fest die Religionslehren (die Religionslehrsätze) der römisch-katholischen Kirche in den *geheiligten Blättern* gegründet sind; ingleichen, dass diese Kirche nichts zu glauben und anzunehmen vorschreibe, was nicht seinen ersten und vorzüglichsten Grund in diesem geschriebenen Worte Gottes habe; dass die in dieser Kirche eben sowohl als Gottes Wort anerkannte Tradition — vielmehr nur bestätige, als aus sich selbst herleite. Wird Hr. *S.* sich nicht freuen, dass sein Methodenbuch zu diesen Resultaten führen half? Hr. *Ortmann* ordnete nun die Materien anders, gab ihnen hie und da eine andre Form, schaltete die katholischen Glaubenslehren gehörigen Orts ein, strich die von dem Systeme seiner Kirche abweichenden Sätze weg und bediente sich bey diesen Verbesserungen des *Christenlehrbuchs für katholische Seelsorger etc.* oft wörtlich. Das möchte Alles recht gut seyn, wenn die Form, in welcher die Lehren vorgetragen sind, nur mit dem entferntesten Scheine des Rechts den Namen einer katechetischen Methode verdiente. Aber die Antworten, die dem Schüler auf ganz unbestimmte Fragen in den Mund gelegt werden, sind durchaus nicht so, wie sie nur nach einer erträglichen katechetischen Methode hervorgebracht werden können. Der Schüler giebt nicht etwa nur gelehrt klingende Antworten, die er aber doch, nach den vorausgeschickten Vorbereitungsfragen, durch den Gebrauch seines gesunden Menschenverstandes selbst finden konnte, sondern er giebt Antworten, wie er sie unmöglich geben kann, wenn sie ihm nicht erst vorgesagt wurden. Wir wählen einige, wie sie uns bey dem wiederholten Aufschlagen des Buchs sogleich in das Auge fallen. Th. I. S. 15: Was für eine Erkenntniss gehört zum Glauben? Antw.: Dass Gott Alles geoffenbaret habe was uns zu glauben nothwendig ist. S. 193: Was gehört dazu, dass uns der Nutzen des Todes Jesu zu Theil werde? 1) Der Glaube an Jesum Christum, von dem unsre ganze Erlösung herkömmt, der der Urheber davon ist, und dem wir unser Heil zu verdanken haben. Eph. 2, 8. 9. etc. 2) Der Gebrauch der von Christo verordneten Heilsmittel. Diese sind die Sacramente etc. Doch wir können unmöglich diese mehr als eine ganze Seite füllende Antwort abschreiben. Kurz mit diesem Buche kann weder geübten noch ungeübten Katecheten gedient seyn.

OSNABRÜCK, b. Blothe: *Gröfseres katechetisches Religionslehrbuch* für Lehrer und Kinder in katholischen Bürger- und Landschulen, wie auch für junge Christen zur Erläuterung der vornehmsten Glaubens- und Sittenlehren, von *Joh. Herm. Marx*, Pfarrer zu Rulle im Fürstenth. Osnabrück. *Erster Band*. 1803. XXXVIII. u. 460 S. 8.

Aufgemuntert durch würdige Männer, entschloss sich der Vf. zur Ausarbeitung dieses, zunächst nur für Lehrer bestimmten, Lehrbuchs, dem noch ein kleineres für die Schulkinder folgen wird. Der erste Theil umfasst die gesammten Glaubenslehren, mit Inbegriff der bibl. Geschichte; der zweyte und dritte handelt von der christl. Hoffnung und Liebe zu Gott. Die Form, in welcher alle diese Lehren vorgetragen werden, ist die katechetische. Hr. *M.* versichert zwar, die

die besten katechetischen Schriften studirt zu haben. Allein seine hier gelieferten Katechesen zeugen mehr von einem guten Willen, als von ächt katechetischer Kunst. Die Fragen sind nicht immer mit der erfoderlichen Sorgfalt gebildet. So findet man S. 7 eben soviele gebrochene Fragen, von welchen eine auf die andre folgt. Wer Musterkatechesen schreiben will, darf sich solche Nachlässigkeiten, die wohl im mündlichen Vortrage hingehen, nicht erlauben. Nicht selten ist auch manches Ueberflüssige in die Fragen aufgenommen, wodurch sie über die Gebühr ausgedehnt worden sind. Helle Ansichten von dem dogmatischen und historischen Theile der Religionslehre sucht man hier vergebens. Schon dem Abraham wird S. 159 der Weltheiland verheissen! Sonst ist der Ton in den Belehrungen herzlich, und das Bestreben des Vfs., reine Tugend und thätiges Christenthum in dem Herzen der Jugend zu begründen, unverkennbar.

Berlin, b. Dieterici, Leipzig, in Comm. b. Köhler: *Stoff zur Bildung des Geistes für den häuslichen und Schulunterricht.* Nebst einer Einleitung über Verstandesübungen. Von *Karl Hahn*, Recr. an der Garnisonschule zu Berlin. 1803. XXX. u. 202 S. 8. (16 gr.)

Aeltern und Jugendlehrer sind dem Vf. für das nützliche und angenehme Geschenk, welches er ihnen mit dieser Schrift macht, vielen Dank schuldig. Durch die gereimten Räthsel und Charaden sowohl, als durch die prosaischen Erzählungen, in welche hie und da poetische Umschreibungen und Schilderungen eingewebt sind, werden sie ihren Kindern und Schülern gewiss eine unterhaltende und die Aufmerksamkeit reizende Belehrung verschaffen, und durch die Einleitung in den Stand gesetzt werden, die Sinne, Einbildungskraft, das Gedächtnifs, die Aufmerksamkeit, den Witz und Scharfsinn etc. ihrer Zöglinge auf eine für die Kleinen sehr angenehme Art zu üben. Giebt auch diese Anleitung zu den Verstandes- oder vielmehr Denkübungen, noch nicht ganz den systematischen Gang an, nach welchem Rec. diese Uebungen vorgenommen zu sehen wünscht: so hat Hr. H. doch gewifs einen schätzbaren Beytrag geliefert, durch welchen unser Wunsch seiner Erfüllung näher gebracht werden kann.

Meissen, b. Erbstein: *Katechetisches Handbuch,* oder fassliche Darstellung der ganzen christlichen Religion und Moral für Lehrer der Jugend. *Drittes Bändchen. Von Karl Wilh. Teoph. Camenz*, Pfarrern in Oberau b. Meissen. 1803. 213 S. 8. (12 gr.)

Mit Beziehung auf unser Urtheil über die beiden ersten Bändchen (1802. Nr. 238. u. 267.) bemerken wir nur, dass in diesem dritten Bändchen, welches von den Eigenschaften Gottes und seinem Verhältnisse zur Welt handelt, der Vf. noch dogmatischer zu werden scheint, als er in den ersten Theilen war. Er läfst S. 167 das Manna zur Ernährung der Israeliten directe vom Himmel regnen, ohne ein Wort zur Erklärung beyzufügen, die doch gewifs den Kindern nicht verschwiegen werden sollte, denen Hr. C. S. 146 nach Reinhard's Dogmatik einen vierfachen Endzweck der göttlichen Schöpfung bekannt macht. Auch andre, einer Erklärung bedürfende Bibelausdrücke, wie S. 4: Gott bringet die Lügner um, läfst er unerklärt. Dafs er seine Kinder noch S. 202 von einem König Pharao reden läfst, wollen wir nicht rügen. Aber fragen möchten wir ihn doch, woher er wisse, dafs es (S. 26.) den Feinden und Mördern Jesu immer wohl ging? Es ist, auf das gelindeste zu reden, ungezogen, dafs Hr. C. S. 6 in einer Anmerkung alle diejenigen für Gottesläugner erklärt, welche nicht den Willen Gottes als das höchste Moralprincip gelten lassen. Solche unbesonnene Aeusserungen missfallen gewiss selbst denen, welchen sich Hr. C. dadurch gefällig machen zu wollen scheint. Der gröfste Theil der Fragen ist übrigens mit der katechetischen Geschicklichkeit gebildet, welche wir schon bey der Anzeige der ersten Bände gerühmt haben.

1) Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Hülfsbuch zur Erlernung und Beförderung einer richtigen deutschen Aussprache und Rechtschreibung; auch als Stoff zu Vorschriften, nützlichen Verstandes- und Stilübungen zu gebrauchen.* Für den häuslichen und öffentlichen Unterricht, von *J. C. A. Heyse*, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg. 1803. 168 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Anleitung zum zweckmäfsigen Gebrauch des Hülfsbuchs zur Erlernung und Beförderung* etc. Mit Hinsicht auf Olivier's und Pestalozzi's Unterrichtsideen. Blofs für Aeltern, Lehrer und Recensenten, von Ebendemselben. 1803. 64 S. 8.

Die zweyte Schrift enthält eine ziemlich weitläuftige Auseinandersetzung aller der auf dem Titelblatte der ersten angegebenen Zwecke. Der Vf. hatte auf seinem Gymnasio mehrere Jahre Unterricht über das Handbuch der Orthographie von C. Kruse ertheilt, und wollte diesen trockenen Unterricht anziehender und nützlicher machen. Er bearbeitete also diese Sätze über alle Grund- und Mitlaute der deutschen Sprache, verband damit die französischen Wörter; und um sie zum orthographischen Gebrauch bequemer einzurichten, brachte er selbige unter allgemeine Classen und bestimmte Gesichtspuncte mit steter Rücksicht auf obiges Handbuch, worauf sich auch die Ueberschriften jedes Abschnittes beziehen. Er versichert dabey, dafs er in einer Reihe *von zehn Jahren* bey günstiger Musse und Laune, weil es eine sehr ermüdende Arbeit seyn soll, daran gearbeitet habe. Rec., selbst ein praktischer Schulmann, verkennet im geringsten nicht die Bemühungen und guten Absichten des Vfs., und ehret jederzeit achtungsvoll das Streben denkender Lehrer, die Unterrichtsmethoden zu vereinfachen und zu vervollkommnen. Wenn aber Hr. H. zu Folge

se-

sowohl der Worte: *für Lehrer und Recensenten*, welche auf dem Titelblatte seiner *Anleitung* stehen, als auch gewisser Aeusserungen in diesem Buche selbst glaubte, dass alle Lehrer und Recc. einer solchen detaillirten didaktischen und schulgerechten Darstellung bedürfen: so scheint er auf seine Arbeit doch wohl etwas mehr Gewicht gelegt und nicht erwogen zu haben, dass die deutschen Lehrer schon vortrefflichere Vorarbeiten der Art von einem *Campe*, *Wolke*, *Zimmermann*, *Wismayer*, *Rothe*, *Dolz* und *Heinsius* u. a. m. in den Händen haben. — Die seitenlangen vermeyntlichen öfters imposanten Belege, die Hr. *H.* aus den Schriften eines Olivier's und Pestalozzi's anführet — welche in Hinsicht ihrer sogenannten *neuen* Methoden jetzt noch *sub cognitione* competenter Schulmänner stehen — können hier Nichts entscheiden, sondern scheinen vielmehr entweder für die Buchhandlung ein nützliches Aushängeschildchen zu seyn, oder ein voreiliges Opfer, dem Zeitgeiste gebracht, — dem kein gewissenhafter selbstdenkender Schulmann unbedingt huldigen darf. Dass sich übrigens dieses Hülfsbuch weder zum *Lesebuche*, noch, im eigentlichen Sinne, zu Stilübungen eigne, wird jeder praktische Schulmann ohne unsere Beweise sogleich bey dem ersten Anblicke urtheilen. Wenn aber vollends Hr. *H.* S. 31 verlangt, dass solche Sätze Kindern von 3 — 4 Jahren, die noch nicht lesen können, im natürlichen und richtigen Tone und zum Nachsprechen langsam und deutlich vorgesagt werden sollen; so kann und mag Rec. den Vf. gegen psychologische Kenner und Freunde der Jugend nicht im Schutz nehmen. Ob übrigens nachstehende und ähnliche Sätze sich für Bürgerschulen zu den angegebenen Zwecken eignen, mögen andere Pädagogen entscheiden. — S. 2. Der Schuster ass mit seiner *Ahle* (Pfrieme) ein Stück *Aal*. S. 86. Wer solchen Leuten, welche dem *fühllosen Vieh* ähnlich sind, *Philosophie* predigt, findet bey ihnen kein Gehör. S. 87. Ein *Philologe* oder Sprachkenner ist ungefähr (?) das in der Sprache, was ein *Virtuose* in der Musik ist. S. 113. Unser *Blumist misst* es mit den Augen (?) ab, wie viel *Mist* ihr auf die Beete bringen *müsst*. Und solche Sätze für 3 — 4 jährige Kinder!!

Erlangen, b. Palm: *Praktische Anweisung, Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand in Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen*, von Dr. *J. P. Pöhlmann*. *Erstes Bändchen*. 1803. XXXVIII. u. 376 S. 8.

Auch unter dem Titel:

*Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmässige Weise üben und schärfen wollen. Sechstes Bändchen.*

Der Vf., ein wackerer Pädagog, tritt im Stillen nach 18jähriger Erfahrung, ohne alle imposante Ankündigung und ohne alles Geräusch auf, und theilt seinen jüngern Mitbrüdern in mehrerern Wissenschaften sehr brauchbare Methodenbücher mit. In dem vor uns liegenden Rechenunterrichte, durch welchen er den schädlichen Schlendrian aus den Schulen zu vertreiben sucht, bemüht er sich auf die leichteste und unterhaltendste Weise, diese Kunst so darzustellen, dass die Kinder wahren Gewinn für ihren Geist und den entschiedensten Vortheil für das bürgerliche Leben davon haben. Er zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. Die erste enthält die *Vorübungen* S. 1 — 158. und die zweyte die *Vier einfachen Rechnungsarten*. Der Vf. gehet stufenweise den Weg, den die Natur selbst dem Menschen vorzeichnet, und auf dem er, ohne alle erste Anweisung nach und nach zur Erfindung dieser wichtigen Kunst gelangt seyn muss. Indem dieser nämlich die einzelnen Dinge, die er allenthalben vorfand, betrachtete: so musste er bald bemerken, dass sich ihm hier und da Einheiten der nämlichen Art darstellten. Nun bildete sein Verstand Zahlenbegriffe, zu deren Bezeichnung er hörbare und sichtbare Zeichen (Zahlenwörter und Ziffern) erfand. Die zweyfache Veränderung der Zahlen nahm er hierauf erst in *concreto* vor, ehe er es in *abstracto* durch Hülfe gewisser Zeichen that, und vom Besondern ging er zum Allgemeinen fort. Ganz so Hr. *P.* Die Zahlenbegriffe erhalten seine Schüler durch Versinnlichung wirklicher Dinge gleicher Art; mit diesen Begriffen macht er ihnen die wirklichen Zeichen bekannt; unser künstliches Decadensystem lässt er vor ihren Augen entstehen, und von dem Besondern führet er sie sodann erst zum Allgemeinen. Die Veränderung, welche sie auf eine künstliche Weise vermittelst der Ziffern an den Zahlen vornehmen sollen, müssen sie erst mit wirklichen Körpern vornehmen, um recht sinnlich oder anschaulich einzusehen, wie jenes Verfahren mit diesem übereinstimmt. Bey den Zeichen müssen sie an das Bezeichnete denken, und jenes dürfen sie nie mit diesem verwechseln. Den Begriff der Brechung der Einheit in Theile und den Begriff der doppelten Brechungen entwickelt er auf die einfachste Art durch 16 gleich grosse hölzerne Stäbe, wovon der erste ungetheilt, der zweyte in 2, der dritte in 3 etc. *gleiche* Theile, die sich an eisernen Stiften bewegen, getheilt sind. Dass diese Stäbe, in Hinsicht auf Versinnlichung der Lehre von Brüchen auf alle Fälle bessere Dienste leisten, als alle Flächen und so ausgeschrieene Quadrate, die durch Linien in gleiche Theile getheilt sind, springt jedem unbefangenen praktischen Pädagogen ins Auge. Hier kann das Kind die Theile dieser Stäbe *handhaben*, den kleinen an den grössern legen, und so die verschiedenen Verhältnisse untersuchen. In der Schweiz scheint freylich eine solche Erscheinung, welche in Deutschland schon seit 40 Jahren hier und da, *nur im Stillen* ausgeübet wurde — ungewöhnlich zu seyn. Rec. und gewiss mit ihm viele andere praktische Pädagogen sehen mit Vergnügen dem folgendem Theile entgegen, in welchem der thätige Vf. die Methode der zusammengesetzten Rechnungsarten, so wie das für Bürgerschulen Nöthige aus der Geometrie und Mechanik auf die nämliche Weise abzuhandeln und zu-

zugleich den compendiösen mechanischen Apparat, den er sich zu seinem Gebrauch angeschafft hat, mit auszugeben, verspricht.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Küchler: *Versuch einiger Kanzelvorträge*, von M. *Karl Gottlob Stoy*, Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig. 1801. 114 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. dieser sieben Predigten (jetzt Diakonus zu Pegau) bittet in der Vorrede um eine genaue Beurtheilung derselben zu seiner Belehrung. Da sich die Anzeige seiner Arbeit verspätet hat: so würde diese Belehrung vielleicht unnöthig seyn, wenn wir auch in unsern Blättern Raum dazu hätten. Ein junger Mann von guten Anlagen schreitet, wenn er fleissig ist, in zwey Jahren weit vorwärts, und braucht nicht mehr auf die begangenen Fehler von andern aufmerksam gemacht zu werden. Der Vf. wird, wenn er jetzt diese Predigten von neuem durchsieht, hoffentlich selbst sehen, dass die Disposition logisch genauer, als vorzüglich in der ersten und zweyten, die Ableitung des Thema's von dem Texte natürlicher und leichter, als in der ersten und vierten, dass der Hauptgedanke des Vortrags auch in einzelnen Hauptabtheilungen fester gehalten seyn sollte, als in der zweyten und siebenten Predigt. Er wird selbst inne werden, dass er sich in diesen sieben Predigten in einem allzu kleinen Ideenkreise herumgedreht habe und viel zu sehr im Allgemeinen stehen geblieben sey. Eine aufmerksame Verwaltung seines Amtes wird ihn gelehrt haben, dass man den Lehren der Religion und Moral eine weit speciellere Anwendung geben, und sie weit mehr in das Denken und Handeln, Wünschen und Hoffen der Menschen zu verweben suchen müsse, wenn man Nutzen schaffen will. Auch werden ihm gewiss von selbst übel gebildete Redensarten: „der Mensch, der König der Schöpfung, *ist geschmückt mit einem unsterblichen Geiste*" (S. 95) „die *ununterbrochene abwechselnde* Zeit des Jahres *macht* den gesegnetesten Einfluss auf sein Herz" — (S. 97) desgleichen unrichtig zusammengesetzte Metaphern auffallen: „dreymal glückselig die zarte Pflanze (des guten Beyspiels), der die Verhältnisse des Lebens einen befruchtenden Boden anweisen; sie wird die gesegnetesten Blüthen treiben und *eine Quelle der Freude eröffnen, die sich dereinst mit dem Strome des Lebens selbst vereinigen wird.*" — Für diesen hoffentlichen Selbsttadel ertheilen wir dem Vf. das Lob eines praktischen Sinnes, einer guten Anwendung seiner Bekanntschaft mit Ideen der Psychologie und der Moralphilosophie, eines lebhaften Ausdrucks und Vortrages, und einer ziemlich glücklichen Nachahmung guter Muster.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Halle*, b. Kümmel: *Nonnulla de incremento ossium embryonum in primis graviditatis temporibus.* Auctore *C. F. Senf.* 1802. 84 S. 4. m. 2 Kupft. u. einer Vign. (1 Rthlr.) Diese Probeschrift zeichnet sich sehr vortheilhaft aus. Genaue Beobachtungen und zweckmässige Belesenheit unterstützen einander, um nicht allein das zusammen zu stellen, was von Anderen über das Wachsthum der Knochen des Embryos ist gesagt worden, sondern auch manche neue Bemerkungen darüber beyzubringen. Eine beygefügte Tabelle giebt einen interessanten Ueberblick der ganzen ersten Ossification; wir heben hier einiges aus. *In der 7ten Woche* scheint die Ober- und Unterkinnlade Knochenpuncte zu bekommen, in dem Schlüsselbeine ist ein deutlicher Knochenanfang; in der *8ten Woche* ist die Oberkinnlade als ein rundliches, die Unterkinnlade als ein länglichtes Knöchelchen sichtbar; das Schlüsselbein bildet einen Streif mit dicken Enden, in dem Schenkel bemerkt man den Anfang eines Knochenpunctes; während der *9ten Woche* entsteht in dem Augfortsatz des sonst noch ganz knorplichen Stirnbeins ein ganz kleiner Knochenpunct, die Oberkinnlade bildet ein Dreyeck, wovon der Zahnhohlrand die Basis ausmacht, Oberarm- und Schenkelknochen sind $\frac{1}{3}$ Lin. lang, Schienbein $\frac{1}{4}$ Lin. Speiche, Ellbogen, Knochen und Wadenbein zeigen Knochenpuncte. *10te Woche.* Ein Knochenpunct am Hinterhauptbeine; die beiden Kinnladen bekommen Fortsätze, das Schlüsselbein seine Bogen und die Enden des Schenkelknochens werden dicker. *11te Woche.* Im Hüftbein fängt die Knochenbildung an, die letzte Rippe ausgenommen werden alle knöchern, die längste hält 3 Linien, am Oberarm werden die Enden dicker. In der *12ten Woche* zeigt sich in den Scheitelbeinen ein Knochennetz, das Keilbein erhält Knochenpuncte, der Gaumentheil des Gaumenbeins ist schon ganz deutlich, die Nasenknochen fangen mit einem runden Knochenkern an, so zeigen sich auch einige Mittelhandknochen, die andern Knochen werden deutlicher. Mit der *13ten Woche* stellt sich der Knochenanfang in den Fingergliedern ein, die Knochen der Mittelhand und des Mittelfusses sind alle knochicht; das Pflugscharbein zeigt sich als ein kurzer dicker Punct; die Seitentheile der Halswirbel haben die grössten Knochentheile, an den Rückenwirbeln und Lendenwirbeln werden die Seitenknochentheile von oben nach unten zu immer kleiner, in dem Körper der Wirbelbeine ist etwas weniges Knochenmaterie, so auch in den beiden obern falschen Wirbeln des Kreuzbeins, das Hüftbein hat fast die Gestalt wie beym reifen Kinde. In der *14ten Woche* sind alle genannten Theile etwas mehr ausgebildet und auch das erste Fusszehglied ist verknöchert. Die Vignette stellt den Schädel eines 12wöchentlichen Embryos vergrössert dar. Die erste Tafel zeigt mehrere Embryonen ganz und als Skelete. (Diese Tafel hat Rec. nicht sonderlich gefallen.) Die zweyte Tafel enthält 14 Figuren von Embryoskeletten, wo das Wachsthum der Knochenpuncte recht gut angegeben ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1803.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Würzburg, b. d. Gebr. Stahel: *Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staates.* Von D. *Heinr. Stephani*, Consistorialrath und Hofprediger zu Castell. 1802. 16 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist so wichtig, dass er schon für sich einem Buche Aufmerksamkeit verschaffen muss, das seiner Betrachtung gewidmet ist. Auch ist das lebhafte Interesse, mit welchem der Vf. seinen Gegenstand ausgeführt hat, so wie manches Gute und Richtige in der Ausführung selbst, nicht zu verkennen, ob wir gleich diese selbst noch nicht für vollendet halten. Die Idee, mit der sich das Buch beschäftiget, ist folgende: eine vollkommne Harmonie zwischen Staat und Kirche, die bis jetzt noch getrennt und mit einander in Widerspruch sind, ist nicht allein nothwendig, sondern auch wirklich zu machen. Nachdem in der vorangeschickten *Einleitung* die von dem Vf. der im J. 1797 erschienenen Schrift, *die Einheit des Staats und der Kirche*, in Ansehung des Verhältnisses beider aufgestellten drey möglichen Systeme, das *Collegial-*, das *hierarchische* und das *Territorial-System*, kritisirt und gefunden worden, dass sie alle auf Widerstreit beruhen, und keine Einheit zulassen, bey der allein die Vernunft sich völlig beruhigen könne, so werden in den ersten *sechs Abschnitten* die Fragen beantwortet: 1) Was soll vor allen Dingen uns Menschen Religion seyn, oder welches ist der nothwendige und allgemeingültige Begriff von dem Wesen und Zwecke der Religion? 2) Welches ist der nothwendige und allgemeingültige Begriff von dem Wesen und dem Zwecke des Staates? 3) Welches sind die Grundbestandtheile eines zweckmäsig organischen Staates? 4) Wie kann die innere Cultur des Menschen zweckmäsig befördert werden, oder welches sind die Principien zur vollkommnen Einrichtung der öffentlichen Erziehung? 5) Wie kann besonders die sittliche Cultur des Menschen zweckmäsig befördert werden, oder, welches sind die Principien zu den sittlichen Culturanstalten eines Staates überhaupt? 6) Was soll nun die Kirche seyn und leisten, oder Entwurf zur zweckmäsigen Einrichtung der Kirche, als öffentlichen Anstalt zur sittlich-religiösen Cultur eines Volkes? In den vier letzten Abschnitten, 7—10, werden die Vortheile, die aus dem von dem Vf. vorgetragenen Einheitssystem des Staats und der Kirche in philosophischer, politischer und kirchlicher Rücksicht erwachsen, auseinandergesetzt und die Ausführbarkeit jenes Systems für die Katholiken sowohl als die Protestanten gezeigt. Dieses Einheitssystem zwischen Staat und Kirche sucht der Vf. dadurch zu Stande zu bringen, dass er den Zweck des Staates, der ihm bis jetzt zu eingeschränkt angenommen zu seyn scheint, auf die Beförderung des *gesammten* Zwecks der Menschheit, Sittlichkeit und Glückseligkeit, ausgedehnt, und den Begriff der Kirche, als eines *ethischen* gemeinen Wesens unter der moralischen Gesetzgebung eines höchsten Wesens, mit dem Begriffe des Staats, als eines *juridischen* gemeinen Wesens unter *Rechtsgesetzen* verbindet. Diese Verbindung zweyer ihrer Natur nach so ganz verschiedenen Gesetzgebungen in einem und demselben Subjecte ist aber nicht denkbar, da die Zwangsgesetze des Staates blos auf äussere Handlungen gehen, die ethischen Gesetze der Moral hingegen nur für die Maximen der Handlungen, für die Gesinnungen und das Gewissen, welche schlechterdings unter keinem äussern Zwange stehen können, gegeben werden. Moralische und religiöse Gebote kann keine weltliche Macht ertheilen, da die Annahme und Befolgung derselben ausserhalb der Gränzen alles Zwanges liegen, alle Gesetze der öffentlichen Macht in Rücksicht auf Moralität und Religion schränken sich lediglich auf kirchliche Polizey ein. So sehr wir mit dem Vf. überzeugt sind, dass Vernunftreligion die einzige ächte, das Wesentliche aller positiven Religionen, und ihre Beförderung und Verbreitung unter den Menschen für jeden, auch für Herrscher und Regenten Pflicht sey: so kann und darf doch dabey kein Zwang, kein Autoritätsact geltend gemacht, am wenigsten aber dem öffentlichen Glauben wider den Willen der Gemeinden durch äussere gesetzliche Bestimmungen etwas entzogen und an dessen Stelle andere Lehren und Gebräuche eingeführet werden. Zwar erklärt auch der Vf. sich gegen allen Zwang der Regierungen in Glaubenssachen; da aber Staaten nur durch Zwangsgesetze und gesetzlichen Zwang bestehen können: so läst sich eben darum auch keine Einheit zwischen dem Staat und der Kirche, die nicht auf Zwang beruht und mit keinem Zwange verträglich ist, herstellen, und eine solche eingebildete Einheit kann am wenigsten eine *absolute* seyn; alles was der Vf. in Ansehung dieser zu bewirkenden Einheit vorbringt, bezieht sich blos auf das Kirchenpolizeywesen, und auf die Pflicht der Regenten, den Bemühungen zur allmäligen Befestigung der Vernunftreligion in den Gemüthern der Menschen keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern dieselben vielmehr, so viel an ihnen liegt, befördern zu helfen;

wie dieses denn auch schon wirklich in mehrern protestantischen Ländern der Fall ist.

Die Ableitung der Religion aus der Vernunft, im ersten Abschnitt, bewirkt der Vf. durch den Grundsatz: handle mit dir selbst einig, oder, nimm keine Maxime an, die zu einem Widerspruch in einem Systeme der Gesetzgebung für vernünftige Wesen führt. Diesem Grundsatze gemäss soll nun der Widerspruch, der Streit zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft in Befolgung des moralischen Gesetzes, gehoben werden. Dieses könne aber nicht geschehen, wenn man nicht voraussetze, dass es eine *moralische Weltordnung* gebe, nach welcher die Sinnenwelt unter moralischen Gesetzen steht, und Glückseligkeit, nach welcher unsere sinnliche Natur strebt, moralisch bedingt ist. Jeder, der Herr über die Sinnlichkeit werden wolle, müsse daher den Glauben an eine moralische Weltordnung annehmen, und in diesem von der praktischen Vernunft uns abgenöthigten *Glauben* an eine moralische Weltordnung bestehe die *Religion*. Es ist aber in dieser Vorstellung nicht richtig, dass die Vernunft erst durch die Annahme einer moralischen Weltordnung den Primat über die Sinnlichkeit erhalte; diesen hat sie schon vermöge ihrer Natur als *gesetzgebendes* Princip. Handeln wir mit festem Vorsatze im Geiste ihrer Gesetze: so sind wir auch mit uns selbst einig, die Vernunft bleibt immer Meisterin unserer obwohl widerspenstigen Sinnlichkeit, die so gern gesetzlos seyn möchte, und bedarf keines Recurses zu einem Glauben an eine moralische Weltordnung; in jener Rücksicht bleibt sich also die Vernunft selbst genug. Ein anderes ist es aber, wenn man behauptet, dass weder die Natur noch die Vernunft, durch eigene Kraft, das *höchste Gut*, das sich diese selbst nothwendig zum Gegenstand und Zweck setzt, Sittlichkeit und Glückseligkeit, möglich zu machen im Stande sind. Erst in dieser Rücksicht, und um dieses praktischen unabweislichen Bedürfnisses willen, ist die Vernunft genöthiget, eine moralische Weltordnung, und mit ihr Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn eines höchsten Wesens zu postuliren, in dessen Willen und Macht es steht, Tugend und Glückseligkeit in Verbindung zu setzen. Da man nun diese höchste Intelligenz als eine solche anzunehmen genöthiget ist, welche Glückseligkeit nach der sittlichen Würdigkeit ertheilt: so muss man sie auch als den höchsten moralischen Gesetzgeber, und die Pflichten, die uns die Vernunft vorschreibt, als von dem göttlichen Wesen gegebene Gebote betrachten; folglich wird auch, da sich, nach dieser praktisch nothwendigen Ansicht, Moral in Religion verwandelt, letztere in dem Glauben bestehen, der das Wesentliche aller Verehrung jenes höchsten Wesens in die Erfüllung der Pflichten als seiner Gebote setzt, und so bestimmt, in unsere Gesinnung als Princip unseres Handelns aufgenommen wird.

Dem Begriffe, den der Vf. von dem Staate, als einem Verein der Menschen zur Beförderung des gesammten Zweckes der Menschheit, oder des höchsten Gutes, der Sittlichkeit und Glückseligkeit, aufstellt, fehlt es gerade an dem wesentlichen Merkmale, der Vereinigung einer Menge von Menschen unter öffentlichen Rechts- oder Zwangsgesetzen, damit die Freyheit eines jeden mit der Freyheit des Andern bestehen, keiner seine Freyheit auf Kosten der Freyheit des Andern missbrauchen möge. Dieses nur, nicht Sittlichkeit und Glückseligkeit ist der Zweck des Staates, obgleich allerdings der Zustand des Zwanges in dem bürgerlichen Verein, in welchen die Menschen aus Noth zu treten gezwungen sind, der einzige ist, in welchem sie alle ihre Anlagen entwickeln und ihre Bestimmung als vernünftige und sinnliche Wesen, am sichersten erreichen können. Der Staat kann sich gar nicht damit befassen, und es liegt nicht in den Gränzen seiner Gewalt, seine Bürger sittlich und glücklich zu machen; bey einer noch so vollkommenen bürgerlichen Verfassung und unter einer noch so gerechten Verwaltung, muss er es eines jeden Freyheit überlassen, ob er tugendhaft leben und wie er sein Glück gründen will; genug, dass er ihm einen Zustand gewährt, in welchem er beide Zwecke erreichen kann; er kann dem Bürger nicht befehlen, welche moralische Maximen derselbe bey seinem Handeln, oder welchen Gebrauch er, zur Beförderung seiner Glückseligkeit, von seinen Anlagen und Fähigkeiten machen soll. In der Folge des Raisonnements über das Wesen und den Zweck des Staates, stösst der Vf. auch auf die Kantische Behauptung, dass der *nichtrechtliche* Zustand Anderer uns die Befugniss ertheile, jene zu nöthigen, mit uns in eine bürgerliche Verfassung zu treten, und sucht sie zu widerlegen, verfehlt aber den eigentlichen Grund dieses Satzes, den Kant in seiner *Rechtslehre* S. 72. §. 8. ausgeführt hat, und den der Vf. nicht berührt. Ungeachtet Hr. St. das nicht bewiesen hat, was er hat beweisen wollen, nämlich die absolute Einheit des Staates und der Kirche: so enthält sein Buch doch manche gute Ideen, welche als Mittel zur Verbesserung des innern und äussern Zustandes des Menschen, die Aufmerksamkeit der Regierungen verdienen. Aber auch bey diesen Vorschlägen geht er zuweilen weiter, als die Natur der Sache verstattet. So ist es z. B. zwar richtig, dass der Reichthum unter die Mittel gehöre, durch welche der Sinnlichkeit die Herrschaft in die Hände gespielt werde. Wenn es aber weiter heisst: um es möglich zu machen, dass jedem nur das rechte Maass von Reichthum zu Theil werde, solle man dem *Eigenthums-Kriege* der Menschen ein Ende machen, das, was jeder sich erwerbe, auch gegen diejenigen *Diebe* in Schutz nehmen, die im *Tausche* (Handel und Wandel) ihre Brüder übervortheilen; keiner solle dem andern mehr abnehmen dürfen, als dasjenige, was er dem andern im Tausche hingäbe, werth sey: so ist das leichter gesagt, als auszuführen. In welche unübersehliche Details bey der Menge täglicher Handelsgeschäfte müsste sich die Obrigkeit einlassen! Wie wäre es ihr möglich, jederzeit den wahren Werth jeder Waare, oder jedes Tauschobjekts zu bestimmen!

men! und wie sehr müsste das Personal zur Besorgung dieses Zweiges der offentlichen Aufficht vermehrt werden! Dergleichen Untersuchungen und Nachforschungen lassen sich auch überdiess gar nicht anstellen, ohne dem Bürger- und Handelsmann viele Zeit wegzunehmen, und ihn in seiner Handelsfreyheit einzuschränken. Genug, dass jeder, welcher im Handel und Wandel verletzt und übervortheilt zu seyn glaubt, seine Klage vor den Richter bringen und Genugthuung erhalten kann. Was den kirchlichen Unterricht betrifft: so, meynt der Vf., dürfe derselbe zwar nicht als *Glaubensvorschrift* betrachtet werden, da die Kirche nur eine Hülfsanstalt seyn solle; die gute Ordnung erfodere jedoch, dass eine *Lehrvorschrift*, als Norm für die angestellten Kirchendiener, vorhanden sey, die keine andere Tendenz, als Sittlichkeit zu befördern haben, nicht weitläufig seyn, und nur die *Kardinalsätze* der praktischen Seelenlehre, der Moral und Religion enthalten dürfe; auf dieses System müssten dann alle Lehrer dahin verpflichtet werden, demselben gemäss ihren Unterricht einzurichten. Das mag alles recht gut seyn, aber blosse Vernunftreligion einzuführen und die Glaubenslehren der positiven unter dem grössten Theile der Menschen noch bestehenden und wirkenden Religion dabey ganz auf die Seite zu schieben, dazu kann die höchste Instanz in Kirchensachen keine Befugniss haben. Auch in Ansehung des von dem Vf. vorgeschlagenen *moralisch-klinischen Instituts* oder der Sittencensuranstalt, treten mancherley Bedenklichkeiten ein. Da sie sich blofs mit Lastern und Untugenden abzugeben hat, die nicht in Verletzungen äusserer Gesetze und Rechte Anderer, in blossen Unterlassungen und Uebertretungen solcher Pflichten, die keinem äussern gesetzlichen Zwange, sondern blofs dem innern Richter unterworfen sind, bestehen; da andere Menschen auch nicht in unsere Gesinnungen und die Bewegungsgründe, nach welchen wir in einzelnen Fällen handeln, einzudringen vermögen: so wird gerade der wichtigste Gegenstand der moralischen Cultur, die Gesinnung, ausserhalb dem Wirkungskreise dieses Sittengerichts nach wie vor bleiben, und dieses sich blofs auf in die Sinne fallende Aeusserungen unordentlicher Neigungen und Leidenschaften, z. B. Verschwendung, Vernachlässigung des bürgerlichen Gewerbes, Unfriede und Untreue in der Ehe, u. dgl., welche letztere jedoch nach dem Vf., mit allen Ehesachen vor das weltliche Forum gezogen werden sollen, beschränken müssen. Im Fall sich kein Kläger gegen dergleichen Unordnungen vor der ordentlichen Obrigkeit einfindet, und der Erfolg würde doch am Ende nichts seyn, als blosse Legalität, äusserer Schein, und desto grössere Verschlagenheit. S 220 ff. glaubt der Vf., dass sich die katholische Kirche von ihrem allmähligen Untergange nur durch Einführung einer reinen *demokratischen* Regierungsform retten könne, wobey zwar immer der *Papst* die oberste Einheit ausmachte, aber alle Priester und alle Gemeinen zur Regierung, und damit zur *Aufrechthaltung*, der Kirche mitwirken würden. Von einer *rein demokratischen* Regierungsform mit einem *Papst* an der Spitze können wir uns keinen Begriff machen. Auch ist uns folgende Stelle räthselhaft. S. 225: „Es giebt *keine protestantische* Kirche, sondern blosse politische Kirchenanstalten unter den Protestanten. Eine Kirche muss als Kirche *selbstständig*, zur eigenen Thätigkeit *organisirt* seyn, und das *Band* aufzeigen können, *welches alle einzelnen Gemeinen unter einander verbindet.*" Um diese Worte erklären zu können, müssten wir wissen, was der Vf. sich eigentlich unter *Kirche* denkt; allein, ungeachtet in diesen Buche von der herzustellenden Einheit zwischen dem Staate und der Kirche gehandelt wird: so wird doch nirgends und auch da nicht, wo man es am ersten vermuthen sollte, im ersten Abschnitt, ein Begriff von der *Kirche*, sondern nur von *Religion* gegeben. Darum, dass die protestantische Kirche keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit und Katholicität macht, und sich die allmählige Einführung des Bessern und Vernunftgemässern vorbehält, kann ihr wohl der Charakter einer Kirche nicht entzogen werden; sie bleibt, jenes ihres Geistes ungeachtet, ein ethisches gemeines Wesen unter der moralischen Gesetzgebung Gottes, nicht minder als die katholische.

## SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Willmanns: *Amanda und Eduard.* Ein Roman in Briefen, herausgegeben von *Sophie Mereau.* 1803. *Erster Theil.* 272 S. *Zweyter Theil.* 205 S. kl. 8. Mit Kpf. und Vign. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wahrscheinlich hat die geistvolle Verfasserin schon selbst gefühlt, dass hier von keinem vollendeten Meisterstück die Rede seyn kann; dennoch wird man diesem Romane mit Vergnügen eine ehrenvolle Auszeichnung zugestehn. Es ist wahr, man möchte dem Sujet mehr Neuheit, den Charakteren schärfere Umrisse, der Handlung im Ganzen mehr Lebendigkeit wünschen; man bemerkt ungern, dass der Stil an einigen Stellen z B. Th. I. S. 6. 15. 24. 47. 97. 129. 152. Th. II. S. 6. 35. 136. 157. 157. 170. 188. 192. etwas zu pretiös, oder zu spielend; der Ausdruck der Empfindungen bisweilen zu metaphysisch oder zu monoton; der Vortrag, besonders im Anfange und in Eduards Briefen, dann und wann ein wenig zu weitschweifig ist; man kann nicht umhin, die vielen Landschaftsgemälde bisweilen zu kleinlich, oder zu ermüdend, und die sonst sehr wahren Reflexionen dann und wann am unrechten Orte zu finden; aber man vergisst auch alle diese Fehler über der feinen psychologischen Entwicklung, die diesem Romane eigenthümlich ist, und über dem Geiste der Poesie, der Innigkeit, und der Erhabenheit, der einen auf jedem Blatte anspricht. Diese liebliche Schwärmerey, diese schöne Weiblichkeit, diese hohe heilige Ansicht des Lebens, sie fesselt und hält den Leser bis zum Ende fest. Gross ist die Anzahl der trefflichen Stel-

Stellen, die einer Auszeichnung würdig wären, wir wollen uns indessen bloss auf die schöne Schlussstanze beschränken, die die sterbende Amanda für ihren Gatten niederschrieb:

„Ich lasse dich — doch bald siehst du mich wieder,
„Die trennt kein Tod, die wahres Leben band;
„In Irisbogen steig ich zu dir nieder,
„In Frühlingssprossen biet ich dir die Hand:
„Und rühren dich der Saiten goldne Lieder,
„Es ist mein *Geist*, der dir *diess Spiel erfand*.
„So wird dein *Schutzgeist* nie von Dir sich trennen,
„Und wenn Du stirbst, wirst du mich froh erkennen.

PARIS, b. Levrault: *Les Paradoxes du capitaine Marc-Luc-Roch Barole*, par *Paul Hyppolite de M* * * *. 1802. T. I. 165 S. T. II. 213 S. T. III. 190 S. T. IV. 230 S. 8.

Die Einleitung von 64 Seiten enthält interessante Bemerkungen über einige launigte Schriften, besonders über Rabelais. Der Roman selbst schildert das Privatleben eines schweizerschen Hauptmanns aus dem Cantone Freiburg, dessen ganzes Wesen zwischen Philosophie und zwischen Liebe zu Theodinen, seiner Haushälterin, getheilt ist. Einen Auszug aus dieser Geschichte liefern wir nicht; zur Geschichte selbst würde er sich verhalten, wie ein Skelet zum lebendigen Körper. Nicht der Plan, sondern das Detail und die episodischen Scenen sind es, die das Werk interessant machen. In hohem Grade vereinigt der Vf. Sterne's rührende Empfindsamkeit mit Rabelais zügelloser Satire; wechselweise tritt er bald mit Gelehrsamkeit und Kritik, bald mit naiver Einfalt hervor; wechselsweise ergreift er die Larve bald des Staatsmanns, bald des Philosophen, und rasch fliegt er zu ganz entgegengesetzten Ideen hinüber. Schlüpfrig genug sind zuweilen die Bilder seiner Imagination; zugleich aber weiss er sie entweder in so schönes Helldunkel zu stellen, oder zu rechter Zeit so ganz unerwartet hinschwinden zu lassen, dass er selbst beym ernsthaftern Leser vielmehr Lächeln als Anstoss erregt. In demselben Geiste, in welchem Rabelais mit dem Papste und dem Priesterthume so zügellos sein Spiel treibt, treibt es besonders im IIIten Bande der Vf. mit der modernen Naturphilosophie. In eben diesem Bande, Kapitel 3. giebt er mit genialischer Laune gewisse Reisebeschreibungen über die Schweiz dem muthwilligsten Spotte preis, nnd macht eine ganz eigene Beschreibung von Bern und den Bernerschen Sitten. Sehr drollig ist im IVten Bande Kapitel II. das Examen, das der Hauptmann mit Gilli-Jove, seinem Bedienten, einem wahren Sancho, über dessen Fortschritte in der höhern Philosophie hält; eben so Kapitel 25. des Hauptmanns Gespenst, und seine Auferstehung von den Todten. Kurz, dieser Roman ist das beste Antidote gegen die Seuche der herrschenden Kloster- und Räuberromane.

RUDOLSTADT u. ARNSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Schwester Monika*, oder: *der Fürst als Jagdjunker.* Eine moralische Erzählung aus dem Reiche der Wahrheit, von *Theodor Ferdinand Kajetan.* 1801. 120 S. 8. (12 gr.)

Die Geschichte sey „*genau wahr*" versichert Hr. *Theodor Ferdinand Kajetan*, ein „*im Schleyer der* „*Finsterniss* Eingehüllter, der seinen *Namen* weder von „*Zionswächtern*, noch *Recensenten dilaceriren lassen* „*will.*" Bey dieser *Ahnung* hätt' er seine zwey von andern *längst* besser erzählten Anekdoten füglich im Schleyer seiner Finsterniss eingehüllt lassen können. Das „*le vrai seul est aimable*" ist nicht so zu verstehen, als ob eine *Monika* darum, weil ihre Geschichte *wahr* ist, *gefallen müsse*; sonst wären folgende Stellen sehr anziehend: „*Das stinkende Spulrad und die zotige* Werkstätte *ekelten ihr an*" — „*mächtig* blies die Professorin ihren *Kropf* in die Höhe." — Ich „will ihm schon *einheizen*, (*verba ipsissima* des Hn. Professors) dass es dem *girrenden Täubchen warm* auf den *Pelz gehen soll.*" — „*Sie* liess mir, indem sie das *Hemd abstreifte*, *ihren Rücken seh'n*, von *unzähliche*n *blauen Flecken entstellt*, von denen *einige mit Blut unterlaufen* waren. (Ein *Kupfer* könnt' es nicht so *anschaulich* darstellen). — Man hob Steine und *Dreckklumpen* gegen mich auf" u. s. w. — Rec. muss übrigens, um keiner Dilacerations Manie beschuldigt zu werden, mit einer Probe vom *Witz*' unseres Historiographen schliessen: *S. 80 Dorothea* war kein Fräulein, nicht *Hochwohlgeborn*, aber ein braves Mädchen, gegen das manches stiftsmässige Fräulein sehr *tief übelgeboren* ist.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Feind: *Predigtentwürfe über Luthers kleinen Katechismus, für Nachmittags- und Wochenprediger.* 1803. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber hat sich nicht genannt. Es sind zusammen 59 Entwürfe über die 10 Gebote, die 3 Artikel, das Vaterunser, die Taufe, das Amt der Schlüssel oder die Beichte, das Sakrament des Altars und die Haustafel; fasslich und praktisch, manchem, der dergleichen Nothbehelf braucht, willkommen, und zu empfehlen. Mit unter sind Auszüge aus Ammons, Reinhards und Marezolls gedrukten Predigtsammlungen genommen, und unter dem Text angezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Donnerstags, den 8. September 1803.*

## *MATHEMATIK.*

Haarlem, b. A. Loosjes: *Verhandeling over den Rhynlandschen Slaaperdyk by Spaarndam, met betrekking tot deszelfs Gevolgen zo voor den Waterstaat van Rhyland (,) als voor de Stad Amsterdam,* door *F. W. Conrad,* Comm. Inspect. over 's Lands Waterwerken en Waterstaat. Met twee Kaarten. 1802. 9 Bog. gr. 8. (1 Rthlr.)

Bisher hat es, so weit Rec. sich erinnert, noch kein Schriftsteller gewagt, seine Landsleute so vollständig und gründlich über eine Angelegenheit zu unterhalten, wovon das Wohl und Wehe so vieler Tausende abhängt. Diese Schrift gereicht daher dem Hn. *Conrad* zu Spaarndam, der als ein Mann von vielen physisch-hydrostatischen Einsichten bekannt ist, um so mehr zur Ehre, da sein grosser Protector und mathematisch-hydrotechnischer Lehrer *C. Brünings* (zu Schwanenburg, zwischen Amsterdam und Haarlem, General-Commissar aller Wasserwerke und des gesammten Wasserbaues der ganzen batavischen Republik in und ausser Europa), noch vor neun Jahren, nur durch einige *Anmerkungen über die Frage: ob die Ueberströmungen des rheinländischen Binnen-Deich's (Slaaperdyk), nützlich oder schädlich wären,* diesen Gegenstand erwogen hat. (Der jetzige kaiserl. königl. Hofrath und General-Director des gesammten österreichischen Wasserbau-Wesens, Hr. *von Wiebeking* in Wien, hat diesen gewiss sehr lehrreichen Aufsatz des Hn. *Brünings*, der wenigen Hydrotecten, in und ausserhalb Deutschland im Original bekannt geworden ist, mit einer kurzen kritischen Einleitung geliefert in seiner *allgemeinen, auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst,* 2ter Band S. 325—336., und aus Gründen, die wir dereinstens prüfen werden, bewiesen, dass diese Ueberströmung des so eben genannten Binnendeichs, für Amsterdam nicht nur fruchtlos und von keinem Nutzen, sondern den Gutsbesitzern von Rheinland, und, in Absicht der Unterhaltungskosten dieses Deichs, der (vormaligen) Provinz Holland höchst nachtheilig und schädlich sey.) In dieser Hinsicht wollen wir aus der Schrift die wesentlichen Data derselben ausheben; zuförderst aber, zur Verständigung des Lokals, einige historisch-geographische Notizen, die das Buch als bekannt voraussetzt, den meisten unserer deutschen Leser aber ganz fremd seyn möchten, voranschicken.

Der Ausfluss des Rheins im Alterthume, wenigstens der rechte oder Mittel-Hauptarm desselben, geschah in der Nordsee, bey Katwyk op See, so dass der Rhein, im mittlern Theile von Holland, sein ruhiges Bette fand, und seine Wassermasse dem deutschen Meere zuführte. Dadurch entstand in der Folge der Name dieses Landes *Rheinland*, welches alle Urkunden und Nachrichten von Holland bestärken. Vom Einbruche der Südersee in Holland wusste man vor dem Jahre 870 nichts, als ein starker Nord-Westen-Sturm, mit einer ungemein hohen Fluth begleitet, den Ausfluss des Mittel-Rheins (nach *Ptolemäus*) verstopfte, und das Bette der Südersee gegen Süden in der Provinz Holland erweiterte. Man sann daher auf Mittel, den Rhein, durch den Leckfluss von Wyk bey Duderstede der Maas zuzuführen, und sonach dem deutschen Meere zu überliefern. Dadurch ward *Rheinland* vom Hauptrheinstrome befreyt, und stieg im Mittelalter zu der Höhe der Cultur hinan, worin es noch heut zu Tage durch seinen Wiesenwachs und durch die Viehzucht, sich vor vielen andern Theilen des Departements von Holland auszeichnet. — Der *Binnendeich (Slaaperdyk)*, von dem in der vorliegenden Schrift die Rede ist, liegt im nördlichen Theil von Rheinland, ist von Schaarndam nach Sandpoort, nordwestlich auf eine Strecke von 612 rheinländischen Ruthen, im Jahr 1612 aufgeführt und mit dem Seedeiche, der von Beverwyk über Velsen nach Spaarndam. u. s. w. neben dem Wyker-Meere gezogen ist, eingeschlossen worden. Anfänglich war die Stadt Amsterdam dawider, weil sie, wie mehr andere Deichpolder von Amstelland, Woerden, etc. glaubten: der *Binnendeich* würde dem Abflusse des, durch hohe Fluthen der Südersee dem Y zugeführten Wassers, hinderlich seyn. Demungeachtet willigte, unterm 7. März 1625, der Hof von Holland, zur Fortsetzung und Vollendung dieses Binnendeichs nicht nur ein, sondern verordnete, dass dessen Krone, 4 Fuss 8½ Zoll rheinländisch über das Zero vom Peil zu Amsterdam und Spaarndam erhaben seyn sollte. Spätere Unterhandlungen verminderten jedoch diese Höhe dahin, dass im J. 1659 den 9. October festgesetzt wurde: das Nivellement der besagten Deichkrone dürfte nicht mehr als 2 Fuss 10 Zoll Höhe über das Spaarndamer, und 4 Fuss 4 Zoll über das Amsterdamer Zero messen. Hierbey ist es bis auf die gegenwärtigen Zeiten geblieben. Das Vorurtheil, welches anfänglich dem Anlegen dieses Binnendeiches sich entgegensetzte, hat in der Folge, und fast durch das ganze 18te Jahrhundert, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben, zur Erhaltung von Amsterdam, aus blinden, nicht geprüften Grundsätzen anerkannt, weil man glaubte, so bald die Fluth-Höhe am Amsterdamer Peil etwa 60 Zoll und darüber erreiche; so entledigten sich die Binnen-

Polders des Waffers der Süderfee, dadurch, dafs der Spaarndamfche Binnendeich überlief, und fonach dem Rheinlande zuführte. Hierzu wandte man eine Menge Erfahrungen an, die die Summe der 49 Sturmfluthen der erften Hälfte, und die 37 hohen Fluthen der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts lieferten, wovon 35 im erften, und 25 im zweyten Falle den befagten Binnendeich zu verfchiedenen Höhen überftrömten. Das Verzeichnifs hiervon, ift mit Anzeige des Tages etc. wann die Sturmfluthen fich ereigneten, in der angehängten *erften Tafel* genau angegeben, wobey das Amfterdamfche Peilmaafs zur Norm genommen ift. Hierzu kommt der Umftand, dafs man in Amfterdam und in der ganzen Gegend des öftlichen und weftlichen Y-Stroms allgemein dafür hält: durch die Ueberftrömung des Binnendeichs zu Spaarndam, würde die Fluth auf der Süderfee und auf dem Y vermindert. Um diefes *blofse Vorurtheil*, das fich bis auf diefe Stunde faft allgemein erhalten hat, aus unwiderfprechlichen Gründen zu heben, hat Hr. *C.* die vorliegende Schrift herausgegeben, und ihren Zweck dahin gerichtet, aus phyfifch-mathematifchen Principien zu beweifen, dafs diefes Vermuthen ein wahrer Köhlerglaube fey, dem fich alle Erfahrungen widerfetzten. Nicht nur der Umftand, dafs, da die Nordweft Stürme, die fich im Frühjahre und Herbfte gemeiniglich einftellten, eine ungewöhnliche Menge Waffers aus der Nordfee, durch die Süderfee dem Y zuführten, und alfo die beften Wiefengründe bisweilen von 6—12½ Zoll inundirt, welches den 3. Februar 1791 der Fall war, wo über den befagten Binnendeich eine Waffermaffe von 30 Zoll Höhe strömte, wodurch in der beften Jahreszeit bisweilen der gröfste Schaden für die Viehwirthfchaft veranlafst würde; fondern die Zwecklofigkeit des mehr erwähnten Binnendeichs ginge befonders daraus hervor, dafs bisweilen, wie hier durch Beyfpiele und Erfahrungen gezeigt wird, zu gleicher Zeit, die Höhe des Y's zu Amfterdam ungleich niedriger fey, als das Peilmaafs zu Spaarndam und zu Halbwegen (zwifchen Amfterdam und Haarlem, wo die wechfelfeitigen Treckfchuiten beider Städte wechfeln) anzeige, wobey alsdann der Binnendeich zu Spaarndam demungeachtet überlaufe, und Rheinlands Polderbewohner beläftige. Diefe Erfcheinungen hingen ganz allein von der Richtung und der Kraft des Windes ab. Denn wenn zur Zeit des Neu- oder Vollmondes fich bisweilen Spring- etc. Fluthen mit Süd- und Südweftwinden, die oft heftig wären, ereigneten: fo würde das Waffer des Y's nordwärts getrieben, und das Amfterdamer Peil zeige oft tief unter Zero; umgekehrt fey der Fall, wenn er Nordweft und Nordoft wehe; aber auch dabey käme es auf die Kraft des Windes an, die er in den angehängten Tafeln nach 16 Kräften berechnet. (Diefe Gründe find ganz richtig, und die Verfchiedenheit der Oberfläche des Waffers an der Südfeite der Süderfee und des Y's geben, nach Maafsgabe der Wirkung des Windes auf das Lokale, davon die fprechendften Beweife. So ftand z. B. den 14. November 1775. des Abends um 6 Uhr, das Waffer der Süderfee, am Peil der grofsen Seefchleufse zu Muiden, auf 114 Zoll; zu Amfterdam das Y 96 Zoll; zu Halbwegen 93, und zu Spaarndam nur 80 Zoll über das Amfterdamer Zero, wobey der Wind am erften Orte mit 14 Kräften, am letzten Orte nur mit 2 Kräften wehete. Der Raum verftattet uns nicht, die Data weiter anzuführen, die der Vf. benutzt, die Schädlichkeit des bisherigen, vorhin angeführten Vorurtheils zu beweifen. Das Einzige, welches uns an diefer gelehrten, mit vieler Einficht und Sachkenntnifs gefchriebenen Schrift mifsfällt, befteht darin, dafs der Vf. über die Mittel, wie dem Uebel der Ueberfchwemmung des Binnendeichs zu Spaarndam abzuhelfen fey, keine Aufklärung ertheilt. Die angehängten Tafeln über die Beobachtungen der Wafferftände vom J. 1701—1801, erläutern, wie die beiden fchön gezeichneten und nett geftochenen Karten vom Y und der daffelbe einfchliefsenden Deiche, nebft der Ueberftrömung am 22. und 23. November 1801, den Text hinlänglich.

Amsterdam, b. Elwe: *Eerfte Beginzelen van de Arithmetica of Rekenkunft, ten gebruike der Schoolen. Eerfte Deel.* Door *Arnold Baftian Strabbe*, enz. (ohne Jahrszahl, jedoch 1801.) VIII. u. 106 S. *Tweede Deel.* 1801. IV. u. 105 S. 8. (13 gr.)

Endlich hat es dem berühmten Vf., der fich durch eine Menge mathematifcher Schriften im In- und Auslande feit mehr als 30 Jahren äufserft verdient gemacht hat, gefallen, eine Anleitung zu den *erften Anfangsgründen der Rechenkunft für niedere Schulen* herauszugeben, und dadurch, wie feine rühmlichen Vorgänger *Blaffière, des Fontaines, Wiersma, u. m. a.* den Mechanismus der Rechenkunft aus *den Schulen zu* verbannen, den *van Damm, van Nierop, van Linz, Bartjes* und mehr Andere aus dem 17ten und dem Anfange des 18ten Jahrhunderts bis etwa vor einigen Jahren zu erhalten gewufst hatten. Befonders ftanden die beiden letztern Rechenmeifter, in den 7 vereinigten Provinzen fowohl, als in einem Theile des nördlichen Herzogthums Cleve, in der Graffchaft Bentheim, etc. in grofsem Anfehn, und die Schriften diefer beiden Männer, die man in 4. und 8., mit und ohne Auflöfung befafs, waren gleichfam der allgemeine Leiften, in allen holländifchen Volksfchulen, in den Städten fowohl, als auf dem platten Lande. Hätte in diefen Schriften noch in irgend einer Hinficht *Abraham de Graaf's* Geift aus dem 17ten Jahrhundert geherrfcht: fo würde man Urfache gehabt haben, zufrieden zu feyn; da aber alles in denfelben auf ftricten Mechanismus hinauslief, und darin weder mathematifcher Vortrag, noch Beweife angetroffen werden: fo war es kein Wunder, dafs Hr. *Strabbe*, durch die öffentliche Auffoderung der *Gefellfchaft für das allgemeine Befte zu Edam* ermuntert, alle die Schwierigkeiten befeitigte, die fich feinem Unternehmen widerfetzten. Der Plan ift ziemlich glücklich ausgeführt, jedoch noch immer zu viel vom alten Syfteme beybehalten, wodurch mehr Aufgaben ohne Auflöfung und Erklärung angehängt worden, als eigentlich

lich erfoderlich gewesen wären. Denn es kommen hier die gewöhnlichen Species in Ganzen und Brüchen, Regel de Tri, mit abgekürzten Auflösungen, theils nach welscher Praxis, theils nach der Lehre von Verhältnissen, — dann umgekehrte Regel von Dreyen, von Fünfen, die Kettenregel, Tara- und Cassier-Rechnungen vor, die an sich richtig und praktisch, nur nicht allgemein verständlich vorgetragen werden, da es einem grosen Calculator ungleich schwerer ist, etwas populäres und zumal für Kinder in Bürgerschulen, als für solche zu schreiben, die schon einen Apparat von mathematischen Vorkenntnissen erlangt haben. Für jene scheint unser Vf. keinen Sinn zu haben, welches vielleicht daher rührt, dass er nie mit Kindern umgegangen ist. Wenn man daher diesen Versuch der Rechenkunst mit den übrigen mathematischen Schriften des Vfs. vergleicht: so ist dieser gerade der schlechteste von allen.

## GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmann: *Geschichte Griechenlands.* Eine freye Uebersetzung des englischen Werks von *William Mitford*, Esq. durch *Heinrich Karl Abr. Eichstädt*, Hofr. und Prof. in Jena. *Vierter Band.* 1803. 516 S. 8.

Den grösern, bey weitem wichtigern und äusserst verwickelten Theil des peloponnesischen Kriegs enthält dieser *vierte Band* von Mitfords Geschichte, der sich nach des Rec. Gefühl besonders hier als unbefangenen und einsichtsvollen Geschichtsforscher zeigt, mit Treue und Leichtigkeit erzählt, ohne weitschweifig zu werden, über alle oft sehr sonderbare Verkettungen hinlängliches Licht verbreitet, auch den geringfügigern Ereignissen, deren Uebergehung der allgemeine Zusammenhang nicht erlaubt, Leben und Interesse zu geben weiss, und keine sich darbietende Untersuchung sorgenlos bey Seite weist, aber auch nicht mit Aengstlichkeit nach dem Prunke eines überladenen Raisonnements hascht. Schon eine dieser vorzüglichen Eigenschaften, die helle Uebersicht der sich durchkreuzenden Begebenheiten und ihrer Veranlassungen, würde ihn zum vorzüglichen Schriftsteller erheben. — Athen war als überlegener Gegner von dem ersten Auftritte des Kriegs abgegangen; Sparta sah bey den möglichsten Anstrengungen alle seine Absichten vereitelt, dem weitern Streben der wichtigsten Seemacht jener Zeiten engere Schranken zu setzen. Alle Inseln des Archipelagus, nebst den Küstenstrichen Kleinasiens und Thraciens, gehorchten ehrfurchtsvoll, obgleich wider Willen, der Siegerin; ihre Hafen versorgten die fernen Länder des Pontus Euxinus mit Getreide; die Handlung über alle von Griechen besuchte Gegenden verbreitet, übermässiger Reichthum und wachsende Menschenmenge war die Folge der überwiegenden Seemacht, und mit jedem Tage wuchs ihr Einfluss selbst bey den Staaten des festen Landes; kurz Athen, seines kleinen Gebiets ungeachtet, durfte als mächtiger Staat selbst nach dem Begriffe unserer Tage gelten, und Sparta sah mit Eifersucht auf die vor jedermanns Augen immer wachsende Macht, welche sich gar nicht pünktlich an die Artikel des erst kürzlich geschlossenen Friedens band, ohne jedoch bey seiner Bedachtsamkeit — so nannte man es, in der That lag Furcht im Hintergrunde — die öfters dargebotene Gelegenheit zum Bruche zu benützen. Was konnte ihm auch seine anerkannte Ueberlegenheit zu Land gegen einen Staat nützen, der sein kleines Gebiet ohne Widerstand Preis gab, innerhalb den starken Mauern seiner ansehnlich bevölkerten grosen Stadt bey den damaligen Kriegskenntnissen so unangreifbar war, dass man gar noch nie den Versuch des Angriffs zu machen gewagt hatte, der seine Kraft von aussen her aus allen Gegenden der Meere zusammen holte, und jedem Küstenlande gefährlich wurde, selbst zu der Zeit, da ein feindliches Heer die zunächst an Athen gelegenen Felder ungestraft verheerte. Uebermuth, der so nahe Gefährte des Glücks, zumal in einem demokratischen Staate, änderte plötzlich diese ganze Lage der Dinge. Die Küsten der reichen Insel Sicilien waren mit vielen griechischen Kolonieen dorischen und jonischen Ursprungs angefüllt; alle lebten unter sich, so wie die kleinen Staaten des Mutterlandes, in unaufhörlichem Zwiste; die stärkere benützte ihre Ueberlegenheit zum Verderben der schwächern Nebenschwester; allen war schon mehr als einmal Syrakus, die mächtigste unter ihnen, gefährlich geworden, und die gedrückten, zu unvermögend zum eignen Schutz, hatten Unterstützung bey Athen gesucht. Auch jetzt suchten sie, und fanden ihn endlich nach langem Gegenkampfe der Partheyen. Die Aussicht auf den, wie man glaubte, nicht schwer zu erringenden Besitz der gesegneten grosen Insel, war zu glänzend, als dass die durch ihre Redner immer nur halb unterrichtete und öfters schief geleitete Menge, nicht der Lüsternheit hätte nachgeben sollen. Die entfernte Eroberung foderte mehr als gewöhnliche Anstrengung; man machte sie mit freudigem Herzen bey dem Ueberflusse an Hülfsmitteln; man verdoppelte sie bey einigem Anscheine vom glücklichen Erfolg; Syrakus schien seinem Verderben nahe zu seyn; und immer machte Sparta noch keine offenbaren Anstalten, das unmäsige und gefürchtete Aufwachsen der Gegnerin zu hindern; es begnügte sich mit der Abschickung des Gylippus, welchen sich Syrakus als Anführer erbeten hatte. Erst als die durch diesen Mann getroffenen Anstalten glücklichen Fortgang hatten, und Athens Macht auf alle Fälle getheilt bleiben musste, wagte es Sparta als offenbarer Theilnehmer an der Spitze seiner Bundesgenossen aufzutreten, und durch die Befestigung von Decelia Athen in fortwährenden Belagerungsstand zu erhalten; und als durch völlig unerwartete Unfälle mit dem Verluste der Flotte und Mannschaft in Sicilien die Hälfte von Athens Macht vernichtet war, durfte man den Gedanken zur Ausführung bringen, durch Aufstellung einer Seemacht den Feind auch in seinen fernen Besitzungen zu bedrohen. Hundert Schiffe hielt man jetzt zur Ausführung des Plans für hinreichend, da

zwey

zwey Jahre früher wenigstens 500 erfoderlich geschienen hatten; denn die Wirkung des Schreckens über den fürchterlichen Verlust war in der ersten Betäubung zu Athen ganz so grofs, als man es erwarten konnte (man lese S. 224. die lebhafte Beschreibung dieses ersten Eindrucks); und die wichtigern Inseln an der asiatischen Küste machten bey der Nachricht theils sogleich Anstalt zur Abschüttelung des lästigen Jochs, theils erwarteten sie nur einige Unterstützung der Peloponnesier, um dem gegebenen Beyspiele zu folgen; sie selbst konnten durch ihre nicht unbedeutende Seemacht, welche bisher nur für die Erhebung Athens gefochten hatte, ein beträchtliches Gewicht in die Gegenschale legen. Der Versuch gelingt daher, weniger durch Spartas eigene als durch die Anstrengung seiner Bundesgenossen; und nun erst konnte man die von Persiens Satrapen dargebotenen Unterstützungen an Geld und Fahrzeugen benützen. Blofs durch diese wurde der wichtigere Theil der Seekriege fortgeführt. Sobald die eröffnete Quelle anfieng minder reichlich zu fliesen, waren die Verbündeten in auffallenden Verlegenheiten; aus eigener Kraft hätten sie auch jetzt das Gleichgewicht zur See gegen Athen nicht behaupten können, welches in seinem Verfalle noch bewiefs, wie reich seine aus ältern Zeiten gesammelten Hülfsquellen waren, und mit der Anwendung derselben sich nichts weniger als karg zeigte. Nur stetes Schwanken des übel geleiteten und bey gehäuftem Unglücke gegen jeden seiner Mitbürger misstrauischen Volks, brachte innere Spaltungen, häufige Umänderungen der Regierungsform, endlich vernachlässigten Diensteifer und dadurch den Untergang des Staats hervor. In der Entwickelung dieser so oft veränderten Lage und ihres Einflusses auf den verwickelten Gang der Geschäfte, der sich hier nur mit wenig Worten bezeichnen liefs, liegt die vorzügliche Kunst des Geschichtschreibers; die Leser werden sie in diesem Bande von Mitfords Geschichte finden. Er reicht bis zum Treffen bey Aegospotamos im Hellespont und zu der darauf erfolgten gänzlichen Besiegung Athens, oder bis zum Ende des peloponnesischen Kriegs. Rec. könnte auf einzelne Stellen, die ihm besonders gut ausgeführt zu seyn scheinen, aufmerksam machen, z. B. S. 57. auf den Beweis, dafs Alcibiades die Hermen zu Athen nicht verstümmelt habe, oder S. 313. auf die lichtvolle Entwickelung von der Staatsumwälzung zu Athen, anfangs durch das Regiment der 5000, dann durch die Oligarchie der 400, die sich bald wieder in die 5000 verlor; aber der Stellen wären zu viele, wir müssen den Leser auf das Ganze verweisen. Auch in Rücksicht auf die richtige und schöne Uebersetzung berufen wir uns blofs auf unser dokumentirtes Urtheil über die frühern Bände dieses wichtigen Werks; sie ist leicht, sie ist kraftvoll, und wer es nicht aus dem Titel, oder sonst schon weifs, glaubt zuverlässig ein Originalwerk zu lesen. Im Grunde darf man es auch als Original betrachten, da Hr. H. E. ohne dem Gang der Erzählung, oder dem innern richtigen Zusammenhang der Begebenheiten, ihren Veranlassungen und Folgen den mindesten Schaden zu thun, zu wortreiche Stellen des Engländers mit treffender Einsicht abgekürzt hat.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Religionsvorträge*, gehalten in dem Bethause der evangel. reformirten Christen in Wien, von *Karl Cleynmann*, zweytem Prediger obengedachter Gemeine, und Katecheten bey der vereinigten protestantischen Schulanstalt. *Zweytes Bändchen.* 1803. 210 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Passionsbetrachtungen nebst einer Predigt über die Gesundheit* etc.

In diesem zweyten Bande sind fünf Homilien über die Leidensgeschichte Jesu enthalten. Man findet darin alle die Fehler wieder, welche Rec. bey Beurtheilung des ersten Bandes (A. L. Z. 1803. Nr. 184.) gerügt hat; aber man vermifst manches Gute, welches die früheren Vorträge des Vfs, an sich hatten. — Es sollen *Homilien* seyn; sie *sind* es aber nur, wenn man darunter eine, an gewisse biblische Stellen sehr entfernt geknüpfte, ordnungslos zusammengeraffte Unterhaltung über allerhand moralische Gegenstände, versteht. So z. B. spricht der Vf., auf Veranlassung der Stelle Luc. XVIII, 32. *er wird überantwortet werden den Heyden* etc. unter andern auch von Erfindung der Blitzableiter, und von der Pflicht, „sich und die seinigen durch die Anlage eines solchen Ableiters vor dem unmittelbaren Schaden des Wetterstrahles, *auf immer währende Zeiten* zu sichern." Ausserdem ist die Würde der Kanzel fast auf jeder Seite hinten angesetzt. „Tretet zu Rad und Galgen" ruft er seinen Zuhörern einmal zu, und bey Paraphrasirung der Stelle: *Gott ist ein Geist* etc. meynt er: „diese Art der Gottesverehrung brachte den Tempeldienern keinen Gewinn. Der Opferdienst war ihnen willkommener — *da gabs etwas für die Küche.*" Die *ganzen* Lieder, mit welchen diese Vorträge durchwebt sind, gehören gleichfalls nicht immer zu den bessern, und auch an Sprachfehlern ist kein Mangel. Z. B. wegen *allen* möglichen Leiden; wie oft liefs man es *dir* fühlen, dafs etc. Der Vf. würde wohl thun, wenn er seine Arbeiten, ehe er sie dem Drucke überläfst, einem kritischen Freunde vorlegte, um die vielen Auswüchse hinwegzunehmen, welche geschmackvolleren Lesern jeden Genufs rauben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 9. September 1803.*

## ERDBESCHREIBUNG.

Oedenburg, gedr. b. Siess: *Topographisches Taschenbuch für Ungern* auf das Jahr 1802. Herausgegeben von *Sam. Bredeczky*, Prof. an der Bürgerschule zu Oedenburg. 191 S. kl. 8.

Dem bisherigen Mangel einer genauern Kenntniss Ungerns, dieser Hauptquelle der Macht Oesterreichs, wird auch dieses Taschenbuch mit abhelfen; es wird In- und Ausländer auf Ungerns Merkwürdigkeiten aufmerksam machen, und wird daher im In- und Auslande willkommen seyn. Es ist zu hoffen, dass nach des Hn. *Bredeczky's* Beyspiel, mehrere ungrische Theologen sich mit Naturwissenschaften auf Universitäten bekannt machen, und diese Kenntnisse sodann in ihrem Vaterlande ausbreiten und anwenden werden; die ungrischen Aerzte, meistens Schüler Jordans und Jaquin's werden das Ihrige auch thun — so scheint besonders für die Bearbeitung der Naturgeschichte in Ungern manche schöne Aussicht sich zu eröffnen.

Inhalt: A) *Dreyerley Briefe über die Karpaten.* Das trifftigste über diesen auffallenden und merkwürdigen Naturgegenstand hat unstreitig der Engländer *Townson* gesagt: aber diese Briefe enthalten eine artige Nachlese von allerley Bemerkungen. Im Vorberichte rettet der Vf. mit Recht die Ehre der Zipser wider die Behauptung ihres grämlichen Landmanns, des Predigers zu Schlagendorf *Thomas* (nicht Tobias, wie auf dem Titel der Broschüre gedruckt steht) *Mauksch*, dass keine Originalköpfe im Fache der Wissenschaften aus der Zips entsprossen wären. a) *Topographische Beschreibung des Kohlbacher Thals*, von Hn. *Gregor v. Berzeviczy*. Der Vf. (selbst eine lebende Widerlegung der obigen Maukschischen Behauptung) gesteht von sich, dass er kein Mineralog oder Botaniker sey; aber als Topograph ist er zu schätzen; und man erkennt in ihm bald den Mann, der auch fremde Länder und vorzüglich auch die Schweiz mit wissenschaftlich geschärften Augen gesehen hat. Als einen Beleg hievon und als einen Beytrag zu den schon von mehreren Gelehrten gesammelten Bemerkungen über die allmäligen Veränderungen des Erdbodens zeichnet Rec. folgende Stelle aus: „Die Karpaten müssen bey ihrer Entstehung viel höher gewesen seyn; woher kämen sonst die herabgerollten „Felsenmassen, die in den Thälern in unermesslichem „Schutte aufgethürmt liegen? An den Bergrücken „und Spitzen sind mächtige Spalten und Ablösungen; „manche Blöcke von der Grösse eines Hauses hängen „so auf dem Gleichgewichtspunkt, dass es wenig Mühe braucht, sie zum Fallen zu bringen, was bey „heftigen Wind, Donner und Regengüssen auch von „selbst geschieht. Zuweilen lösen sich daher ganze „Felsenwände mit schrecklichem Getöse von den Spitzen der Gebirge". — Der Vf. erwähnt auch, doch sehr kurz, des merkwürdigen Umstands, dass am Fusse der Karpaten auf seinen Betrieb Torf gegraben wurde. — In der That hat es Rec. nicht wenig überrascht, das was man sonst nur in tiefen, unter der Wasserhöhe des Weltmeers liegenden Gegenden erwartet, ein förmliches Torfmoor, in dieser Höhe über dem Weltmeer (etwas über 2 Stunden weit von Lomnitz,) ausgebreitet, und die *Drosera rotundifolia* mit ihrer weissflockigten Blüte über das ganze Moor hin ausgestreut zu sehen. Noch auffallender ist es aber, dass sich dieses Moor nicht etwa in einem Thal, sondern auf dem Rücken und Abhang von Hügeln, die sich am Fusse der Karpaten erheben, befindet: so dass manche Hügel zur Hälfte mit Moor bedeckt, zur Hälfte trocken sind. Unter diesem Moor liegt ein fester Lehm, oder Thon (*Argilla*) der, indem er keine Nässe tiefer hinunter durchsintern lässt, vielleicht eben die Hauptursache ist, dass der Regen und das Schneewasser seit undenklichen Zeiten die Wurzeln der Kräuter und harzigen Nadelbäume aufgelöst, und alles so unterminirt hat, dass der Erdboden, da wo er nicht zu nass ist, unter dem stampfenden Fuss hohl klingt. Ein tausend solcher Torfziegel, die einer Klafter Holz an Wirkung im Verbrauch gleich kommen, kosten an Ort und Stelle nur 2 fl. und der Vf. hofft daher mit Recht, durch sein Beyspiel dieselben (wie auch schon einige Sechzehn-Städter thun) zum Heitzen und Brantweinbrennen bey dem zunehmenden Holzmangel in grösserer Menge zu empfehlen. b) *Topographisch-mineralogische Beschreibung des grünen Sees, und des Kopperschächter Thales*, von *Joh. Asbóth*, vormals Prof. in Käsmarkt, jetzt Prof. zu Keszthely, in Briefen an den Hn. Conrector Szeletzky zu Braunschweig. Diese Briefe sind so unterhaltend und zugleich gehaltvoll, dass wir die früheren, die der Vf. erwähnt, über die Gegenden von St. Andre, Ofen, Syrmien, Törökkanisa und Kecskemét, sehr gerne gedruckt sähen. Das Kopperschächter Thal hat seinen Namen von einem Kupfergang im Granit, der über eine Klafter breit ist, meist aus derbem, doch hin und wieder mit Kupferschwärze und Kupfergrün durchzogenen Kupferkies, und aus der Gangart Quarz und Schwerspath besteht. Ueber dem grünen See geht ein zweyter eisenhaltiger Gang mit der nämlichen Gangart zu Tage aus. Wo die Natur wun

wunder- und grauenvoll ist, da thut die Dichtung bald von dem ibrigen hinzu; daher die Fabel S. 45 von einem Karfunkelthurn. Ueber die Ursache des aus einigen Stellen des Sees hervorstrahlenden grünen Lichtes wird man die sinnreichen Vermuthungen des Vfs. und des Herausgebers S. 59 mit Vergnügen lesen, und begierig seyn, welche Meynung durch nachfolgende Beobachtungen ihre Bestätigung erhalten werde. Eine an manchen Stellen auch 150 Klafter hohe sogenannte weisse Wand ist durch den Bergstrom genannt das weisse Waſser aus lauter Gerölle von Granit, Aftergranit, und uranfänglichem Kalk gebildet worden. Für Geognosten wird es besonders interessant seyn, die in diesen Gegenden vorkommenden Granit- Aftergranit- Urkalk- Kupferkies- und Sienitporphyrarten vom Vf. S. 84 ff. nach den äusserlichen Kennzeichen genau beschrieben zu lesen. c) *Briefe des Herausgebers an Lina über die Karpaten Bewohner, besonders die Zipser Deutschen.* Einige Briefe vom J. 1795 sind (S. 98—116) von leichterem Gehalt, andre vom J. 1800 sprechen vom *Charakter* der Zipser, sollen aber im nächsten Jahrgang fortgesetzt werden. Rec. dünkt, man müsse die Zipser als ein isolirtes Häuflein emsiger ehrlicher Deutschen in Gebirgsgegenden betrachten, dessen grösserer Theil mit der übrigen cultivirten Welt keinen Verkehr gehabt hat, und daher in vielen Stücken bey eingeschränkteren Begriffen und Gewohnheiten steht, auch zuweilen, wiewohl seltner als der Vf. meynt, etwas Albernes eine Zeit lang glaubt, während ein kleinerer Theil desselben durch Reisen und Weltkenntniss gebildet, auch den cultivirtesten Fremden einen lehrreichen und angenehmen Umgang gewährt, und zugleich den grössern Theil immer weiter vorwärts nach sich zu ziehen bemüht ist. Daher zeichnen sich die Kirchen- und Schulanstalten der Evangelischen in der Zips vorzüglich aus. In folgende Bemerkungen des Vfs. kann Rec. gar nicht einstimmen. S. 119. „Die Zipser haben durch die Bank genommen viel „Einbildungskraft, die, wenn sie ausgebildet wird, „sich in gute Anlagen umschaffen lässt. Unter zehn „studierenden Zipsern sind kaum zwey, die nicht „Talente zur Dichtung oder zur Musik zeigen möch„ten." Rec. glaubt gerade das Gegentheil bemerkt zu haben; er hält die Zipser für am meisten geneigt zu ernsthaften Studien; die vom Vf. S. 9 genannten Männer und mehrere andre sind Beweise davon. Zur ernsthaften Stimmung führt die vom Vf. bemerkte häusliche und frugale Lebensart der Zipser, welche zugleich mit einer rühmlichen Sorgfalt für gute Erziehung der Kinder und für die Ehre und den Wohlstand der Familien verbunden ist. B) *Oedenburg.* Dieser Artikel ist von Hn. *Bredeczky* selbst. a) *Literatur.* Hier macht Hr. B. auf eine in Handschrift vorhandene *Flora Sopronienſis* — ferner auf eine *Chronikeon Oedenburg* von 1529—1611, von *Marx Fauthen* und *Melchior Klein* u. s. w. aufmerksam. Wir hoffen, dass Hr. B., oder ein anderer Oedenburger Gelehrter, diese Schätze nicht bloss anzeigen, sondern auch fürs gelehrte Publicum benutzbar machen werde. b) *Beyträge zu einer künftigen Lithographie der Oedenburger Gegend* in Briefen an Hn. Prof. *Lenz* in Jena 1799. Hier beschenkt uns der Vf. mit einem sowohl statistischen, als auch mineralogisch merkwürdigen *Aufsatz über das Steinkohlenwerk bey Oedenburg*, auf dem (charakteristisch) sogenannten Brennberg. Die Geschichte dieses Werks zeigt, wie wenig noch Ungern ohne auswärtige Anleitung seine Naturschätze kennt und benutzt. Im J. 1793 übernahm die k. k. Wiener Kanalbaugesellschaft dieses Werk auf immerwährende Zeiten von der Stadt Oedenburg in Pacht, und versprach für jeden Centner gewonnener und verkaufter Steinkohlen einen Kreuzer an die Stadtcasse zu zahlen. Dieser Kreuzer trug der Stadtcasse 1798 gegen 400, im J. 1800 aber schon 2301 Rthl. ein, weil 138,114 Centner gewonnen wurden. Ein Oedenburger Bürger zahlt für den Centn. nur 12 Kr., sonst gilt er bey der Grube 20 Kr., in Wien soll ihn die gedachte Gesellschaft um 27 Kr. verkaufen. Dieses Werk wird erst noch recht in Aufnahme kommen, wenn der entworfene Kanal von Wien nach Oedenburg zu *Stande* kommt, und Wien, dessen Holzpreise jährlich steigen, noch wohlfeiler, als auf der Achse mit Steinkohlen versehen werden kann. Eine neuerrichtete Glashütte zu Oedenburg, dem Grafen Franz Saurau gehörig, verbraucht indessen schon wöchentlich 300 Centner Steinkohlen. In dem Steinkohlenflötz, dessen Hauptmasse eine Pechkohle ist, kommt auch krystallisirter Alaun vor. Von den übrigen *Mineralien* der Oedenburger Gegend sind die Versteinerungen (Disciten, Pectiniten und Chamiten, Ichthyoliten, als nämlich Zähne vom Hayfisch Carcharias, Pectunaliten und Trochliten) zu bemerken. C) *Die Drachenhöhle und Flussgrotte bey Demenfalva*, von Hn. *Bredeczky* beschrieben. Hier zeigt der Hr. Vf. freylich, dass mancher Zipser — (denn er ist einer) viel Phantasie besitzen. Bey ruhigerm Blute sieht er an der ganzen Höhle nichts ausserordentliches (S. 180) und ausser Tropfstein und Mondmilch hat er keine Ausbeute gewonnen. In der Nachbarschaft dieser Höhle fliesst ein Bergstrom eine geraume Strecke durch das Gebirg selbst. Den Schluss macht D). Eine *Recension von des Hn. Bartholomäides, Memorabilia provinciae Csetnek.* — Rec. wünscht sehr angelegentlich die Fortsetzung dieses Taschenbuchs; würde aber dem Hn. Herausgeber rathen, das Gezierte, Sentimentale, Schwülstige des Stils und der Darstellung in seinen eignen Aufsätzen, welches zu topographischen Arbeiten gar nicht passt, aufzugeben.

FÜRTH, im Büreau für Literatur: *Ansichten des Nordens ohne Brille und Vergrösserungsglas aufgenommen. Erstes* Bändchen. 1803. 238 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wer unter diesem unbestimmten Titel, ein freymüthiges philosophisches Culturgemälde von den nördlichen Reichen Europa's suchen wollte; der würde sich sehr getäuscht finden. Dieses Werk enthält nichts,

nichts, als eine Reihe fragmentarischer Bemerkungen über *Moskau, Petersburg, Reval, Riga, Pernau* und *Dorpat*, die zum Theil längst bekannt, zum Theil äusserst dürftig und oberflächlich, zum Theil sogar ziemlich verdächtig oder völlig unstatthaft sind. Unter die ersten rechnet Rec. alles, was der Vf. von dem Nationalcharakter, den Sitten und Gebräuchen der Russen, dem Handel der grosen Städte u. s. w. sagt; unter die zweyten, was der Vf. von den Ehsten, von der russischen Literatur, über Riga, Pernau und Dorpat beybringen will; unter die letzten endlich seine meisten Anekdoten, z. B. jene von dem Nachtgeschirr S. 144, und lächerlichen Behauptungen, z. B. S. 219, als ob *Riga* eine Festung des ersten Ranges sey; S. 84, wo er die Kasaken *vortreffliche* leichte Truppen nennt u. s. w. Wer sich indessen einen ungefähren Begriff von dem Zustande der genannten Städte, in den letzten Jahren der Regierung Catharina's II. machen will, wo diese Bemerkungen niedergeschrieben zu seyn scheinen, dem wird dieses Werkchen noch immer einige Unterhaltung gewähren, ob es gleich nie eine historisch-statistische Autorität erhalten kann.

Was den *Stil* anlangt: so hat ihn Rec. äusserst ungleich und incorrect, ja an manchen Stellen völlig undeutsch gefunden. So heisst es z. B. S. 8. *einen Handwerke obliegen.* S. 40. *Die Darstellungen der hiesigen Schauspieler sind aus dem Französischen übersetzt.* S. 50. *Sie bilden sich gemächliches Leben und Vergnügen.* S. 65. *Der Frost steht und es existirt eine Kälte.* S. 72. *Die Schönheit der russischen Weiblichkeit* u. s. w. — Auch fehlt es nicht an Plattheiten, z. B. S. 145. *Die Natur stösst den Menschen gleichsam mit der Nase auf die Stelle.* S. 147. *Die Natur gleichsam nasestäubern.*

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Darstellungen nach dem Leben, aus einer Skizze der Sitten und des Nationalcharakters der ehemaligen Polen,* entworfen während seines Aufenthalts in dem jetzigen Neu- Süd- und Ostpreussen von *Johann Friedrich Baumann.* 1803. 186 S. kl. 8. (14 gr.)

Nach der Vorrede des Vfs., der gegen die falschen Ideen spricht, die man sich gewöhnlich von dem ehemaligen Polen macht, glaubte Rec. etwas ganz anderes zu finden, als er hinterdrein wirklich las. Von S. 1—19. ist eine Beschreibung des Lebens in Warschau nach den Stunden des Tages. Sie ist dem Vf. nicht übel gerathen, destoweniger aber die Schilderung der Lebensscenen von S. 21—186. Diese sind ohne Ort und Datum, und man sieht vielen das Fabelhafte an. Aus dem Zusammenhange, dem Datum der Vorrede und manchen Localitäten schliesst Rec., dass der Vf. diese Lebensscenen in dem ehemaligen Podlachien um Bielsk erlebt haben will. Tiefe Verachtung der Polen, ihrer Sitten und Kleidung blicken überall hervor. Der Vf. vergleicht sie bald mit den Irokesen, bald mit andern rohen Völkern, und findet alles schlecht, was anders als in Deutschland ist. Ueberhaupt muss Rec. sagen, dass dieses Büchelchen gar nicht in dem wahrheitsliebenden Ton geschrieben ist, den man jetzt in manchen guten Schriften und Aufsätzen über Polen findet, wie z. B. von Holsches Statistik, mehrere Aufsätze im patriotischen Archive, in der eleganten Zeitung u. s. w. sind. Der Vf. zeigt auch an mehrern Orten Unkunde der eigentlichen polnischen Sitten und Gebräuche. Nur ein paar Beyspiele. S. 59 kommt ein griechisch unirter Dorfprediger vor. Bey dem Vf., wahrscheinlich einem Protestanten, dem jeder Geistliche für einen Prediger gilt, ist der griechische Pop oder Priester auch ein Prediger. Wusste es der Vf. nicht, dass die Popen fast niemals predigen? S. 147 leitet der Vf. zufolge einer alten deutschen Geographie von 1627 die Kleidung der Polen von den Griechen, Ungern und Russen ab. Aber der alte Geograph sagt ganz etwas anders, als der Vf. Es wäre nicht schwer, mehrere Beyspiele der Art anzuführen. Trotz allen diesen Mängeln findet Rec. dieses Buch lesenswerth, theils weil man die Denkungsart mancher neuangekommenen Deutschen über die Polen daraus ersieht, theils auch, weil der Vf. manche Localitäten z. B. die Jahrmärkte richtig geschildert hat.

Züllichau, in d. Darnmann. Buchh.: *Topographie der Neumark nach ihrem gegenwärtigen statistischen und kirchlichen Zustande,* für Kameral- und Justiz-Bediente, auch Kirchen-Inspectoren und Prediger entworfen von *P. J. G. Hoffmann,* königl. Neumärkischem Regierungsrathe. 158 S. 4. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält die Menschen-Zahl, die Schilderung der kirchlichen, gerichtlichen und landes-polizeylichen Verfassung, die Organisation der Landes-Collegien, die Beschreibung der Städte, ihrer Einwohner, derer Gewerbe u. s. w. Die zweyte Abtheilung enthält ein alphabetisches Verzeichniss sämmtlicher Städte und Dörfer in der Neumark mit einer tabellarischen Uebersicht der Anzahl der Einwohner, der Gerichtsbarkeit, unter der sie stehen, und des Postcourses, auf welchem man zu ihnen gelangt. — Die Arbeit des Vfs. trägt das Gepräge der Sorgfalt und Gründlichkeit, wenigstens hat Rec., dem die Neumark genau bekannt ist, nicht eine falsche Angabe gefunden, ausgenommen die Veränderungen der Gutsbesitzer, die seit der Herausgabe des Werks statt gefunden haben, z. B. dass Büssow den v. Wulffenschen Erben nicht mehr gehört u. dgl. m. Auch ist in dieser Rücksicht die Erscheinung gegenwärtiger Topographie ein wahrer Gewinn für Geschäftsmänner, die sie zum Nachschlagen brauchen können. Aber ungleich allgemeiner würde der Nutzen derselben seyn, wenn der Vf. die Zeit gehabt hätte, über die Cultur der Provinz, über ihre Fabriken und ihren Handel sich zu verbreiten. Die Provinz Neumark, die im Ganzen in Rücksicht ihres Bodens nicht vorzüglich von der Natur begünstigt ist, hat sich durch die Bemühungen mehrerer Landwirthe, durch den Fleiss sehr

sehr einsichtsvoller Fabrikanten, und durch einen nicht unbedeutenden Handel ausserordentlich gehoben. Aber leider findet man (die Viehstands-Tabelle ausgenommen) von diesem Allen nichts, so sehr es auch zu wünschen gewesen wäre, dass der Vf. von den wichtigen Tuchfabriken in Züllichau, Cottbus, Crossen, Neudamm, von der grossen Färberey und von dem Leinwands Verkehr in Cottbus, von dem Zwischen-Handel dieser Stadt mit Glas, Leinsaat, Farbehölzern und andern Waaren; von der kürzlich bey Zilenzig entdeckten vortreflichen Braunkohle, die ein wahrer Schatz für die Provinz ist, und von mehrern andern höchst interessanten Dingen, uns Nachricht mitgetheilt hätte. Dieses würde der grössten Anzahl der Leser ohne Zweifel mehr Nutzen gewähren, als die genaue Angabe sämmtlicher in der Provinz befindlicher Stipendien, ihres Ursprungs und Zwecks, und dergleichen Dinge mehr, die nur ein Local-Interesse haben können.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Rau: *Ueber die Nothwendigkeit das Abendmahl des Herrn zu gebrauchen.* Ein Geschenk für die eingesegnete Jugend, von M. *Sebastian Friedrich Trescho*, Diakonus zu Mohrungen in Preussen. 126 S. in 8. (6 gr.)

Eine für eine gewisse Classe christlicher und halbchristlicher Leser belehrende erbauliche Schrift des würdigen Vfs., der schon vor beynahe 50 Jahren als ein erbaulicher Schriftsteller bekannt und geachtet war. Freylich bleibt er in der Theorie dem altlutherischen System getreu, doch ist die Schrift mehr praktisch als theoretisch. Sie enthält zuerst fünf Bewegungsgründe, das heilige Abendmahl zu gebrauchen; dann Beantwortungen mancher Einwendungen dagegen, und endlich einen doppelten Anhang, der Bemerkungen enthält, deren Erwägung vielen jungen Predigern sehr zu empfehlen ist. Nach einer sehr bescheidenen Vorrede des Vfs., der die Schrift ohne Benennung seines Namens gedruckt haben wollte, folgt noch eine Vorerinnerung des Herausgebers, des Diakonus in Nürnberg *Joh. Gottfr. Schöner.*

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. Ohne Druckort, Verleger u. Jahrzahl: *Versuch einer Darstellung der Bedingungen in moralischer Rücksicht sich selbst genugthuend zu seyn.* 42 S. 8. Wir haben in dieser Abhandlung weder neue Ansichten noch andere Resultate gefunden, als welche Kants Moralphilosophie darbietet, nur zum Theil mit andern, weniger passenden Worten ausgedrückt. Dass das Streben eines vernünftigen Wesens, als eines solchen auf Selbstachtung gerichtet sey, dass der Vernunftglaube an Gott und Unsterblichkeit zu jenem Streben hinzukommen müsse, wenn die vernünftige Ueberzeugung, dass dieses Streben nicht völlig zwecklos und vergeblich sey, und mithin innere wahre Ruhe entstehen soll, dieses sind die Hauptsätze, welche der ungenannte Vf. hier darlegt. Der Vf. verräth Anlage zum Selbstdenken; aber je mehr er mit Interesse für diese Angelegenheit der Menschheit erfüllt ist; desto mehr wünschten wir, dass er seinen Nachdenken über diesen Gegenstand noch mehr Reife gegeben und in seinen Vortrag mehr Licht und Ordnung gebracht, überhaupt auch seine Sprache mehr gebildet haben möchte. Er entschuldiget sich selbst darüber in der Vorrede. „Dass der Vortrag abgebrochen und nicht systematisch sey, auch viele Wiederholungen oder Repetitionen die überflüssig scheinen, enthalte, weiss ich wohl; hoffe aber doch im Ganzen, der denkende Leser werde, mit einiger Anstrengung, den Geist des Zusammenhangs, ohne Widerspruch finden, ob es gleich nur eine zusammengedrängte, abgebrochene Darstellung ist." Hätte er seine Begriffe mehr entwickelt und schärfer bestimmt: so würde er eingesehen haben, dass er mit Kant völlig einstimmig denke, so wenig er es meynt, und dass sein Widerspruch gegen denselben auf einer falschen Ansicht der von Kant aufgestellten sittlichen Grundsätze liege. Indem er *die reine Selbstliebe* als die oberste und einzige Triebfeder des von der Sinnlichkeit unabhängigen Begehrungsvermögens macht, und behauptet, dass diese Selbstliebe kein anderes Ziel habe, als ein höheres unvergängliches Wohl zu suchen, wie es vernünftigen Wesen angemessen ist: so hat er sich selbst durch diese unbestimmten und schwankenden Begriffe in den Zugang zu einer reinen und hellen Ansicht von den moralischen Angelegenheiten der Menschheit erschweret. Und daher kam es, dass er selbst Kants Moralphilosophie S. 16 eine Glückseligkeitslehre nennet, dass er eben daselbst folgendes Urtheil niederschreiben konnte: „Das Gefühl ihrer (der Kantischen Moralgesetze) Nothwendigkeit, ihrer Allgemeinheit sammt dem Begriff des Schlechthinguten bestimmt mich, und nicht reine Selbstliebe, es führt die Idee mit sich, als wenn ich um etwas willen ausser mir, um eines Ganzen willen existirte; da ich doch als moralisch freyes Wesen nichts erkennen kann, das an und für sich gut ist, sondern alles, was ich gut oder schlechthin gut heisse, ich blos in Bezug auf mich, als gut erkenne"; oder S. 17: „die Befolgung dieser Gesetze habe nur insofern Werth und Statt, als wir in gegenseitig wirkender Verbindung mit Wesen ausser uns stehen, und sie hörten auf, wenn diese Verbindung aufhörte. Demungeachtet findet man in dieser Schrift viele gesunde Ansichten und Urtheile.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 10. September 1803.*

## GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fritsch: *Geschichte von Frankreich*, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzoglich Sachsen-Weimar. Hofrath, ordentl. Professor der Geschichte zu Jena etc. — *Zweyter Theil.* 1803. 592 S. 8.

Ueber den vorzüglichen Werth dieses lehrreichen und gründlichen Werks hat sich Rec. hinlänglich bey der Beurtheilung des ersten Theils erklärt; die genaue Prüfung dieses zweyten Theils berechtigt ihn, dieses Urtheil auch auf die Fortsetzung anzuwenden. Sie enthält die Geschichte Frankreichs von Franz I. Regierung bis zum Ryswicker Frieden oder bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Dieser Zeitraum von fast 200 Jahren ist äusserst reich an wichtigen Ereignissen, welche mit unter die Theilnahme von ganz Europa erregten, aber auch meistens eine immer wiederholte Reihe von Kriegen, von politischen Kunstgriffen und zur Zeit der Schwäche Frankreichs von innern Hofkabalen bilden. Diese lassen sich aus der Erzählung, wenn sie vollständig und genau seyn soll, schlechterdings nicht verbannen, ob sie ihr gleich eine Art von Monotonie geben, die nicht von dem Geschichtschreiber, sondern aus der Natur der Sache herrührt. Aber Hr. *H.* weiss Kraft und allgemeine Theilnahme selbst in den trocknen Stoff der Kriegsbegebenheiten durch kurze gleichsam verloren hingeworfene Bemerkungen zu legen, welche das Fortschreiten der Begebenheiten so wenig unterbrechen, dass öfters nur der aufmerksame Leser sie festhält; auch verbreitet er volles Licht über die Triebfedern, welche die Maschine in Bewegung erhalten konnten, durch die Charakteristik der einzelnen Fürsten am Ende ihrer Laufbahn, und durch die Entwicklung der Anstalten und Umänderungen in den innern Verhältnissen. So finden wir hier zwar gleich anfangs die wiederholten Kriege Franzens gegen seinen glücklichern Nebenbuhler Karl V., wie wir sie aus andern ältern und neuern Werken längst kennen; aber der sorgfältige Leser findet zugleich in dem Vortrage die Ursache, warum und wie der so oft geschlagene Franz bey einer ungleich kleinern Ländermasse immer wieder mit verjüngten Kräften gegen seinen fürchterlichen Gegner im Gleichgewichte auftreten konnte. Das schon in Frankreich, aber noch lange nicht mit gleicher Allgemeinheit in den weiten Staaten Karls eingeführte Steuersystem, verschaffte ihm die Mittel zur Anwendung der hier zum ersten Male entwickelten grossen innern Kraft von Frankreich. Wir finden aber auch zu gleicher Zeit, warum bey allen diesen Anstrengungen so wenig bewirkt wurde. Franzens unmässiges Zutrauen zu seiner tadelhaften Mutter, und seine Schwäche gegen Maitressen und Günstlinge, erzeugte Hofkabalen, die er nicht durchschauen konnte, oft auch nicht durchzuschauen verlangte; und so hemmte denn üble Verwendung der zum Kriege bestimmten Geldsummen, Unternehmungen, welche gut berechnet und am Puncte einer glücklichen Ausführung waren. Nähere Aufschlüsse giebt dann noch von S. 113 an die getroffene Schilderung von Franzens Eigenthümlichkeiten und von den Anstalten, auf welche sich die schon früher gegründete, aber jetzt in das Höhere getriebene königliche Gewalt stützte. Durch das mit dem Papste 1516 geschlossene Concordat, erhielt zwar dieser die Annaten von allen erledigten Pfründen; aber in die Hände des Königs kam das nun unbestrittene Recht der Ernennung zu Bisthümern und andern hohen geistlichen Stellen; der erste Stand des Reichs, der soviel über das Volk vermochte, und in frühern Zeiten hier so wie in allen übrigen Ländern der Christenheit der Regierung gefährlich geworden war, hängt also jetzt fast einzig von der Gnade des Beherrschers ab. Der hohe Adel war schon unter Ludwig XII. zur Nachgiebigkeit gewöhnt, und Franzens Rittergeist zog ihn ganz in sein Interesse. Unbeschäftigt in den Provinzen drängte er sich zur Residenz, und aus den rohen Kriegern der Vorzeit erwachsen nun bald schmeichelnde luxuriöse Hofleute. Wer sich der neuen Lebensweise entzog, dessen Schritte wurden, wenn nur einiger Verdacht sich regen konnte, auf seinen Gütern sorgfältig bewacht. Jetzt rief man nicht mehr die Reichsstände, sondern nur die sogenannten Notabeln zusammen, deren Ernennung vom Hofe abhieng. Das Parlament benutzte man, um durch das Einregistriren desselben gehässigen Auflagen das Zeichen des wirklichen Staatsbedürfnisses aufzudrücken, und das Verhasste einer willkürlichen Auflage von dem Regenten auf die Stellvertreter des Volks überzuwälzen, denn dafür fieng nun das Parlament an sich zu halten. Die sehr zweckmässige Entwicklung ist aus Mably genommen. Auch der niedere Adel, dem das sehr veränderte Militärsystem einen Theil seiner alten Brauchbarkeit und Wichtigkeit entzog, gewöhnte sich bald an Hofdienste, und statt der ehemaligen Turniere waren nun Bälle und Maskeraden an der Ordnung des Tags. Geldbedürfnisse erzeugten die allgemeinere Einführung der Verkäuflichkeit von Parlaments und allmählig auch von andern Stellen; eine Anstalt, von der man noch ungleich grössern Schaden hätte erwarten sollen, als sie wirk-

wirklich gebracht hat. Diefs ift der Hauptgang der Entwicklungen des Vfs., den er auch bey den Regiegierungen der Könige, Heinrich II., Franz II., Karl IX. beybehält. Schwäche der Regierung, falfche Maafsregeln, das Emporftreben der zu fehr begünftigten Guifen, und das Mifsvergnügen der Prinzen vom Geblüte erzeugen nun die Hugenotenkriege, in welchen nur bey dem niedrigen und Mittelftänden Religion der wahre Beweggrund des Kampfs war. Die fürchterlichen Scenen der Parifer Bluthochzeit erhalten durch Hn. *H's.* Vortrag S. 207 noch ein erhöhetes Intereffe. (Unter den hier citirten Schriftftellern fteht *Eremundus de furoribus Gallicis;* — *Hotomann* nannte fich aber, wenigftens in der Edimburger Originalausgabe nicht *Eremund,* fondern *Varamund.*) Befonders anziehend finden wir die Gefchichte Heinrichs IV. Unerklärbar fcheint es, warum der äufserft thätige König nach manchem errungenen Treffen ftille liegt, ohne den erhaltenen Vortheil zu benützen; feine Unthätigkeit war aber erzwungen durch die Art, mit welcher er den Krieg führen mufste. Seine Armee beftand gröfstentheils aus Familienvätern, die mit ihm aus freyem Antrieb und ohne zureichenden Sold für die gute Sache fochten. Diefe mufste er nach Haufe laffen, wenn die Erndtezeit heranrückte. Sie kamen aber wieder, wenn die nothwendigften Feldarbeiten beftellt waren. Jeder Lefer wird S. 317 ff. die Entwicklung der Lage fchön finden, in welcher Heinrich die Regierung feines fo lange zerrütteten Reichs antrat, und ihm zu feinem Sully Glück wünfchen, welcher der Schöpfer zur Ordnung in den bisher übel bewirthfchafteten Finanzen, zum Theil auch von dem aufkeimenden Wohlftand des Volks, vorzüglich aber von der unglaublich fchnell wieder hergeftellten Kraft der Nation in ihren Verhältniffen gegen Ausländer wurde. Nach dem unglücklichen Tode des vorzüglichen, aber nichts weniger als fehlerfreyen, Königs gewann unter einer minderjährigen Regierung die Hofkabale aufs Neue weiten Spielraum. Sie ift mit ihren kleinften Verkettungen und mit Rückficht auf alle Perfonen, die nur einigermafsen eine bedeutende Rolle bey den unaufhörlichen Intriguen fpielten, äufserft deutlich vorgetragen; man ermüdet aber endlich unter dem Gedränge von Menfchen, die man durch nichts als durch ihr gegenfeitiges Streben nach Einflufs merkwürdig finden kann. Richelieu, diefer felbft feinem Könige verhafste und von ihm gefürchtete Mann endigte mit despotifcher Kraft die Hofgefechte, unterdrückte den Herrfchergeift des Adels, und die Hugenoten in fo weit, dafs fie der Regierung nicht wieder gefährlich werden konnten; er verfchaffte Frankreich Anfehen unter den fremden Mächten, hinterliefs die fefte Grundlage zum Despotismus der folgenden Könige, zugleich aber den Keim zur Ueberfpannung und zum Verderben des Staats. Sein angefangenes Werk führte Mazarin durch ganz anders genommene Mafsregeln aus, und K. Ludwig XIV. genofs mit Uebermaafs die Früchte der Pflanzungen diefer Vorgänger. Doch der Lefer mag fich mehrere Refultate felbft aus Hn. H. Entwicklungen abziehen. Vermuthlich fchliefst der folgende dritte Theil, welchem wir mit Verlangen entgegen fehen, diefe kenntnifsreiche Gefchichte von Frankreich.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Chriftophori Rommel,* Haffo-Caffellani, Semin. Reg. Philol. et Soc. Gött. Priv. Stud. Priv. Sod.: *Abulfedea Arabiae defcriptio commentario perpetuo illuftrata.* Commentatio in certamine literario civium Acad. Georgiae Auguftae d. 4. Jun. 1802. praemio — ornata. 1802. VIII. u. 98 S. gr. 4.

Die Aufgabe der philofophifchen Facultät zu Göttingen war für das Jahr 1802: „*Defcribatur peninfula Arabum geographice ex Abulfeda, ita ut Abulfedea defcriptio commentario perpetuo illuftretur.*" Hn. *R's.* Beantwortung erhielt den Preis; eine Auszeichnung, die fie auch, nach Rec. Urtheil, mit vollem Rechte verdiente. Man findet hier mit grofser Vollftändigkeit Alles benutzt, was zur Erläuterung der *Abulfedaifchen* Befchreibung von Arabien dienet, und man kann diefe Schrift als ein würdiges Seitenftück zu den ähnlichen Arbeiten von *Reiske, Michaelis, Köhler, Rinck, Hartmann, Kurzmann* u. a. betrachten. Die *Prolegomena* handeln in zweckmäfsiger Kürze *de vita Abulfedae* und hauptfächlich *de fontibus hujus defcriptionis;* namentlich von *Edrifi, Jakut Alhamavi* (Verfaffer des *Ketab al Mofchtarek*), *Ibn-Haukal* (möchte der Text diefes trefflichen Geographen, den uns *Oufeley* unlängft in einer englifchen Ueberfetzung gab, bald edirt werden!) der Vf. des Buchs *Al-Lobab, Haffan Ibn-Ahmed Mohallebi, Abu Rihan Biruni, Ibn-Said* u. a. Am ausführlichften verweilt Hr. R. bey *Edrifi,* über deffen doppeltes *geographifches* Werk fich S. 2 und 3 intereffante Bemerkungen finden. „*Attamen inter utrumque (librum) discernendum effe, ex ipfo effici mihi videtur Abulfeda. Quid enim, quod quoties fere cunque librum* N o z h a t a l M o f c h t a k *cum autoris nomine laudat, in illius epitome aut verbotenus ejusmodi loca, aut ita, ut exfpectare potuisfemus, refciffa ex parte, verum, ubi folum autoris nomen appellat, aut nihil omnino, quod poffit in comparationem adduci, aut res argumenti quidem fimilis, fed in fingulis diverfae, ac fuo proprio modo expreffae reperiri folent? Hinc non poffum, quin mihi perfuadeam, Abulfedam quoties fere Edrifium fine libro appellat, opus ejus geographicum* K e t a b a l m a m a l e k i w a l m a f a l e k i, *in Geographiae fuae initio diferte excitatum, fignificare; paris argumenti autem, quamvis ufus rarioris fuiffe librum titulo* N o z h a t a l M o f c h t a k *infcriptum.*" Rec. kann den Lefern die Nachricht mittheilen, dafs Hr. R. gegenwärtig an einer Abhandlung über Edrifi und feine geographifchen Schriften arbeitet, von welcher man fich im Voraus viel Gutes verfprechen darf.

Die *Defcriptio Arabiae* S. 10 — 98 hat folgende fieben Sectionen. I. *De* A r a b i a *in univerfum: nomen et ambitus, fines et magnitudo, fluvii, divifio in provincias,* II. T e r r a Y a m a n. III. *Provincia* H H e-

H Hegiaz (*Hidschas*, حجاز). IV. *Provincia Nagd* (*Nadschd*, نجد). V. *Provincia Arudh s. Yamah.* VI. *Provincia Hagiar* (*Hadschar*, هجر) *s. Bahhrain.* VII. *Deserta: Al-Erak, Al-Dschezirah, Asscham.* Bey jeder einzelnen Provinz werden die einzelnen Distrikte, Gebirge, Flüsse, Städte etc. geschildert, wobey der Vf. die andern arabischen Geographen (vornehmlich Edrisi) nebst ihren Commentatoren, Lexicographen, neuere Reisebeschreiber u. a. überall mit Sorgfalt und Auswahl zu Rathe gezogen hat. Hin und wieder vermisste Rec. doch etwas, dessen Anführung ihm nöthig schien. S. 97 wird von *Tabuc* (in *Badijah Asscham*) das hieher Gehörige aus Edrisi beygebracht. Zu den Worten Abulfeda's (nach Edrisi): „*Ferunt, socios Al-Aicah* (الايكة), *ad quos Deus misit Schoaib, hic vixisse. Schoaib autem non ex eis erat, sed ex incolis Madian*" — hätte bemerkt werden sollen, dass der Ausdruck: „*Socii Al-Aicah*" sich auf Koran Sur. XV. 78. (Hinck.) اصحاب الايكة, beziehe und die richtige Erklärung dieser Stelle documentire. S. den *kleinen Koran* u. s. w. S. 337. Ueber den historischen Ursprung des Namens *Tabuc* wäre die von *Meidani* aufbewahrte Tradition zu vergleichen gewesen. Während Muhammed's Expedition nach Syrien (*Abulfedae Annal. Moslem. Ed. Reiske*, T. I. p. 170.) gaben sich die Krieger fruchtlose Mühe, in der Sandwüste Wasser aufzufinden. Der über die zwecklose Verzögerung aufgebrachte Prophet rief ihnen zu: مَا زِلْتُمْ تَبُوكُونَ تَبُوكًا: *Dass Ihr ewig Sand wegschaffen und Wasser suchen müsstet!* Davon erhielt der Ort den Namen *Tabuc*. S. 74 steht: „*Koba* (قُبَاء), *auctore Ibn-Haukal, vicus est a Medinah distans duo milliaria. Illic est templum Al-Takwa* (التقوي), *cujus sunt multae excellentiae* (فضايل)." Hierbey vermisst man eine nähere Nachweisung über *Masdschid-ot-Takwa*, Tempel der Furcht Gottes, welchen Muhammed in dem Flecken Koba an dem Orte, wo er von seiner Flucht aus Meccah nach Medinah ausgeruht hatte, erbauen liess. Vgl. Koran Sur. IX. 109 ff. *Reiske* (Prodidagm. p. 222.) verwechselt ihn mit der Caaba. S. 71 ist von *Gadir-Chomm* die Rede: „*Ajunt, ibi esse lucum, et a Schiitis festum celebrari, a quo ipsi denominantur.*" Der Text von *Gravius* hat: غيطة; der von *Gagnier*: غلطة. „*Utrumque*, sagt Hr. R. in der Note, *non intelligo. Suspicor, legendum esse:* غيضة, *sylva, lucus*" (welches schon die Grave'sche Version ausdrückt). Rec. hält diese Aenderung für unzulässig und glaubt, dass der Grave'sche Text einen guten Sinn gebe, غيطة ist (von غاط) *terra cava depressiorque*. Im Gagnierschen Texte muss es wahrscheinlich غلطة, *locus salebrosus*, heissen. Beide Lesarten sind als eigentliche Varianten zu betrachten, welche den Namen des Orts: غدير خم, entweder *stagnum sordidum*, oder *cavea persidorum* andeuten sollen. So lässt sich auch die Erwähnung der *Schiiten*, welche ein اهل غدير, eine *gens perfida*, sind, am ungezwungensten erklären. S. 76. muss es Not. f. Z. 12. قريطة statt قريصل heissen. S. 67 wird bemerkt, dass Meccah beym *Ptolemäus* Μακοραβα heisse, und dabey in der Note auf die geographischen Schriftsteller, wo davon gehandelt wird, verwiesen. Es hätte aber doch wohl der Beysatz ραβα, welches wahrscheinlich das *Hohe, Hochliegende* bedeuten soll, kurz erläutert, und überdiess die Verschiedenheit der Lesart beym Ptolemäus (S. Geogr. vet. Script. Vol. III. p. 24. 39.) bemerkt werden sollen. Hr. R. hat ein grosses Verzeichniss der von ihm benutzten Hülfsmittel seiner Abhandlung vorgesetzt. Wir wunderten uns: *The Memoirs of Khojeh Abdulkurreem* (welche *Francis Gladwin* 1788 zu Calcutta edirte, und wovon ein Auszug in *Paulus* N. Repertor. für Bibl. u. morgenl. Lit. 2. St. S. 50 ff. befindlich ist. Eine deutsche Uebersetzung der ganzen Schrift erschien im vorigen Jahre) nicht darunter zu finden. Aehnliche Erinnerungen liessen sich noch hin und wieder machen, ohne dass dadurch das Urtheil über den Werth dieser Schrift ungünstiger ausfällt, als es oben gefällt worden ist. Zum Schluss stehe hier noch eine literarische Anfrage. *Abraham Hinckelmann* sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Koran (*Alcoranus s. Lex Islamitica etc.* Hamburg 1694. 4.) fol. 22: „*Possideo Institutiones Astronomicas Abu Ishak Ibrahim Ibn Jahia, quibus in fine adjectae sunt Tabulae longitudinis et latitudinis Locorum nobiliorum Orientis, ex quibus errores quamplurimos detegere, cuivis desideranti, sine negotio possum.*" Sind diese *Institutiones* gedruckt, oder was ist aus diesem Manuscript geworden und verdiente es nicht neben *Alfragani*, *Ulug-Beigh*, *Nassir-Eddin* u. a. noch jetzt gedruckt zu werden?

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Englische und deutsche Gespräche.* Ein praktisches Lehr- und Hülfsbuch für Anfänger, um ihnen das Sprechen zu erleichtern. Zu Bezeichnung der richtigen Aussprache sind diese Gespräche mit Accenten versehen von *Joh. Ebers*, Prof. zu Halle. 1802. X. u. 133 S. 8. (12 gr.)

Wenn der Herausgeber in der Vorrede sagt, dass die Gespräche, die den mehresten englischen Sprachlehren angehängt sind, oft einen Handwerkspurschenton haben; so stimmt ihm Rec. völlig bey, muss aber zu-

zugleich erklären, dass auch die gegenwärtigen sich weder durch Feinheit des Tones, noch durch die Leichtigkeit einer guten Sprache des Umgangs auszeichnen. Gleich im ersten schilt eine Mutter ihre Tochter, die ausgeschickt worden ist, dass sie zu lange weggeblieben und unterwegs vermuthlich geplaudert hat. Das Uebrige und so manches andere ist in dem nämlichen Tone. Einer Menge Stellen sieht man es an, dass sie aus dem Deutschen übersetzt sind, denn man findet da weder englischen Ton, noch englische Art. Diese lassen sich nicht aus übersetzten, sondern aus wirklich englischen Gesprächen lernen, weil der Ton des gemeinen Umganges gerade das ist, wodurch verschiedene Sprachen sich am meisten von einander unterscheiden. Das beste deutsche Gespräch, aufs beste ins Englische übersetzt, wird immer nur halb Englisch seyn. Das ewige *friend* und *my friend* ist auch im Englischen sehr widerlich. Man glaubt einen Quaker zu hören. Endlich finden sich auch einige Unrichtigkeiten, obschon „das Englische nicht nur von einem gebornen, sondern auch hierin genugsam sprachkundigen Engländer übertragen worden ist." — Z. B. S. 43: *How do you fare? — Not the best* (nicht zum besten), welche letzten Worte gar nicht englisch sind. Im neunten Gespräch steht durchaus *romance* (Roman) statt *novel*, welches hier das rechte Wort ist. — Auch sollte man seine Schüler doch ja nicht an das Gemeine (um nicht zu sagen Pöbelhafte) *an't you pleased* statt *are not you p.* gewöhnen. — Aber warum füllte der Herausg. die ersten 33 Seiten mit Vocabeln und mit einigen declinirten Substantiven und conjugirten Verben, die man in jeder Grammatik findet? — — Mit der Aussprache wollte der geborne Engländer sehr weislich nichts zu thun haben; aber Hr. Prof. *Ebers* accentuirte jede Sylbe dieses Werkchens, und meynt durch drey Accente \` ' ′ die Aussprache zu lehren. Dazu giebt er 68 Regeln, die auswendig gelernt werden müssen! Ob wohl jemand auf diese Art je lernen wird, das Englische auszusprechen? Rec. hält es geradezu für unmöglich. Dazu kommen nun noch Irrungen und Druckfehler! Wehe dem armen Schüler!

Leipzig, b. Hinrichs: *Englisches Lesebuch für die gebildetere Jugend und zum Gebrauch für Schulen.* Zu Bezeichnung der richtigen Aussprache mit Accenten versehen von *Johannes Ebers*, Prof. zu Halle. 1803. XX. u. 246 S. 8. (18 gr.)

Diess ist ein Nachdruck der *Rural walks in dialogues intended for the use of young persons. By Charlotte Smith.* Die Vfn. sagt in der Vorrede, dass wir eine Menge vortrefflicher Werke für junge Leute über die grossen Gegenstände der Moral hätten; sie habe sich deswegen auf das eingeschränkt, was man *les petites morales* nennte. Ihr Zweck sey, Unzufriedenheit zu vermindern, die Nothwendigkeit, sein Schicksal mit Gelassenheit zu ertragen, einzuschärfen, eine gewisse vorlaute und naseweise Art in den Gesprächen junger Mädchen zu unterdrücken, die Fehler zu verbessern, in welche junge Leute sehr leicht im Umgange fallen, und Geschmack für Einsamkeit und die Schönheiten der Natur zu erwecken." — Wirklich hat sie ihren Plan in einem leichten und angenehmen Tone ausgeführt, und Rec. stimmt mit dem deutschen Herausgeber überein, dass das Werkchen für beide Geschlechter und ein angenehmes Lesebuch für alle diejenigen ist, die sich im Englischen üben wollen. Papier und Druck sind gut, und obgleich hin und wieder Druckfehler, besonders falsche Interpunction, vorkommen, so sind sie doch nicht von grosser Wichtigkeit, und das Ganze ist besser als englische Werke, die in Deutschland gedruckt werden, gewöhnlich sind. — Hr. *Ebers* hat das Ganze accentuirt, um die Aussprache dadurch zu bestimmen, und liefert zu dem Zwecke acht Seiten voll Regeln. Ueber dieses System hat sich Rec. umständlich bey Gelegenheit von Hn. *Ebers* „Neuesten deutschen Chrestomathie etc." erklärt, und beruft sich hier auf Alles, was er dort darüber gesagt hat.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Cahla*, in der dasigen Buchdruckerey: Dr. *Joh. Fr. Julius Mehlis allgemeinfassliche Darstellung der Fichtischen Theologie*, oder: *kann eine moralische Weltordnung die Prädicate haben, die Fichte Gott beylegt?* Zweyte Auflage. 1801. 32 S. 8. (2 gr.) Mit *Fichtens* eigenen Worten in dessen *gerichtlicher Verantwortung*, beantwortet Hr. *M.* die Fragen: welche positive und negative Prädicate legt F. Gott bey? welchen Namen giebt er ihm? Ein einziges Mal nenne F. Gott das *Princip* einer übersinnlichen Weltordnung, ausserdem immer die *übersinnliche Weltordnung* selbst. Diese letztere Bestimmung müsse man als F's. eigentliche Meynung annehmen; der erstere Ausdruck scheine ihm bloss entwischt zu seyn. Nun werden die Begriffe der Wörter *Ordnung*, *übersinnlich* und *Welt* bestimmt; und, diese Begriffe mit einander verbunden, ist dem Vf. F's. übersinnliche Weltordnung nichts anders, als „ein Zusammenstellen der Handlungen oder Thätigkeiten aller vernünftigen Wesen, nach einem gewissen Plane." Aber die Bestimmung jener Begriffe ist viel zu flach und giebt, in der Verknüpfung derselben zu dem Gesammtbegriffe, diesem weder genugsame Evidenz, noch hinreichenden Stoff zur kritischen Beurtheilung. Ohne Grund giebt auch der Vf. Fichten zu, dass die übersinnliche Weltordnung allerdings ein *reines Handeln* seyn könne. Von jener Weltordnung wird nun erwiesen, dass es logisch unmöglich sey, dass sie die Prädicate habe, die F. Gott beylegt; welches sich aber mit jener Fichten zugegebenen Behauptung, dass die übersinnliche Weltordnung ein reines Handeln sey, nicht wohl vereinigen lässt. Hierauf wird noch gezeigt, dass die Fichtische Lehre von Gott nicht neu, aber nichts weniger als heterodox sey. Zum Beschluss werden noch einige Ursachen angegeben, warum diese Lehre Fichten den Namen eines Atheisten zugezogen und so vieles Aufsehen erregt habe. Von sonderlichem Belange ist die Schrift nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 12. September 1803.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Buchh. der Realschule: *Novalis Schriften.* Herausgegeben von *Friedrich Schlegel* und *Ludwig Tieck.* *Erster* und *zweyter Theil.* 1802. 338. 552 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

„Es kann hier nicht unsere Absicht seyn," — sagt Hr. *Tieck* in der Vorrede, „nachfolgende Werke „zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl „möglich seyn dürfte, dass jedes Urtheil, welches „schon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und un„reifes wäre: denn ein Geist von dieser Originalität „muss erst begriffen, sein Wollen verstanden und sei„ne liebevolle Absicht gefühlt und erwiedert seyn, so „dass wir wohl erst, wenn seine Ideen andere Geister „befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem „geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo „er selber stand, und wie er sich zu seinem Zeitalter „verhielt."

Rec., weit entfernt, sich des Fehlers der Uebereilung schuldig machen zu wollen, begnügt sich, aufrichtig aber anspruchlos anzuzeigen, in wie fern jene Werke ihm empfehlungswürdig scheinen und in wie fern nicht. Je mehr einzelne Stimmen aus dem Publicum sich über sie vernehmen lassen, desto mehr wird der Zeitpunkt beschleunigt, ein allgemein gültiges und geltendes Urtheil über sie auszusprechen, wozu er für seinen Theil sich weder fähig noch berufen fühlt.

Novalis Schriften haben einen grossen Werth, weil sie sehr geeignet sind, die Mystik kennen zu lehren, die ächte, die man nicht genug empfehlen, die unächte, vor der man nicht genug warnen kann. Um diess Urtheil zu begründen, wird es nöthig seyn, einige allgemeine Betrachtungen über die Mystik vorauszuschicken.

Ausser den Organen und Kräften, die uns das Universum vernehmlich und verständlich machen, so fern es sichtbar, hörbar, fühlbar ist, haben wir ein Organ für das Universum, so fern es unsinnlich ist. Die Wirksamkeit dieses Organs thut sich kund in der moralischen, religiösen, ästhetischen Stimmung. Alle Sprachen sind reich an Ausdrücken, die in menschlichen Handlungen etwas bezeichnen, das ganz verschieden ist von Lust und Schmerz, ganz unabhängig von der äussern Erfahrung, an Ausdrücken, die Jeder versteht und Niemand erklären kann. Eben so sprechen die, welche für das Schöne und Heilige empfänglich sind, von Stunden der Begeisterung und Andacht, in welchen ihre Seele von inniger Lebensfülle überfliesst, obgleich ihre Sinne verschlossen sind, und ihre Denkkraft ruht. Dass jenes Organ nicht angebildet, sondern angeboren sey, sieht man an Kindern, in welchen es früh anfängt, thätig zu werden.

Die nun, welche dieses Organ vorzugsweise üben, und dadurch Anschauungen von den nicht sinnlichen Seiten des Universums erlangen, oder zu erlangen vorgeben, nennt man Mystiker.

Herrschend war die Mystik zuerst im Morgenlande. Nach Europa, wo sie in frühern Zeiten nur einzelne Pfleger gefunden hatte, wurde sie durch das Christenthum verpflanzt. Eine der lieblichsten Früchte, welche sie hier trug, war die *romantische Poesie.* Vergleicht man den Ariosto, das Haupt der romantischen Dichter, mit dem Homer, dem Haupte der unromantischen: so findet man beide in nichts so sehr verschieden als in dem Wunderbaren, worin Homer Erscheinungen darstellt, die nur übernatürlich sind, Ariosto solche, die widernatürlich sind, und doch täuschen. Nämlich: Die Homerischen Griechen hatten von den unsinnlichen Seiten des Universums nur dunkle, in ihrer Mythologie nur hie und da schwach aufdämmernde Ahnungen; die Seele war nach den herrschenden Meynungen abhängig von dem Leibe, fristete zwar nach der Trennung von diesem ihr Daseyn, aber ein ärmliches, unnützes, elendes Daseyn. Ihre Götter waren sinnliche Wesen; ihre Propheten weissagten aus sinnlichen Wahrnehmungen; ihre ganze Religion gieng aus von sinnlichen Bedürfnissen, hin auf sinnliche Zwecke. Die Einbildungskraft Homers war also auf das Gebiet der äussern Erfahrung eingeschränkt; und diess ist die Ursache, warum man durch alle seine noch so wunderbaren Dichtungen eine historische oder physische Wahrheit durchschimmern sieht. Als nun aber unter dem Menschengeschlechte die zuerst im Morgenlande erschollene Sage sich verbreitete von der überirdischen Abkunft der Seele, von dem Leibe als einem Gefängnisse, worein sie zur Strafe eingekerkert wäre, von der Beschauung des unsichtbaren Gottes als einem Mittel, jenem Kerker zu entrinnen und uns wieder in das Lichtmeer seines Wesens zu versenken: da eröffnete sich auch für die Poesie eine neue Laufbahn.

Die mannigfaltigen Mythen von einem guten und bösen Urwesen, und von dem Kampfe derselben um die Herrschaft in der Natur, von Zauberern, denen die Elemente gehorchen, von Talismanen, welche gegen jegliches Ungemach schützen, von Propheten, die durch innere Erleuchtung die fernesten Zukunft erschauen, von Wunderthieren, die den Gesetzen der Zeit und des Raumes nicht gehorchend, in einem Augenblicke

blicke unermeſsliche Strecken zurücklegen — alle dieſe Mythen haben zur Quelle die Ueberzeugung von einer einfachen Wahrheit, daſs die Seele vortreflicher iſt als der Leib, und unabhängig von demſelben, daſs das Geiſterreich andere Geſetze anerkennt als das Naturreich, und daſs dieſes ohnmächtiger als jenes ihm gehorchen muſs, eine Ueberzeugung, welche der Denkart des Mittelalters ſich ſo tief einprägte, daſs ſie eine ganz neue menſchliche Leidenſchaft hervorbrachte, die empfindſame Liebe, welche nicht ſich begnügend mit dem Genuſſe körperlicher Schönheit und Anmuth, nach dem Beſitze des Gemüthes trachtete. Und eben in einer ſolchen Darſtellung der Begebenheiten, nach welcher ungleichartige verſchiedenen Welten angehörige Weſen zuſammen oder einander entgegenwirken, beſteht das Eigenthümliche der romantiſchen Poeſie, die wir daher ohne Zweifel der Myſtik allein verdanken.

Weniger wohlthätig, als auf die Kunſt, wirkte ſie auf die Wiſſenſchaft. Der Myſtiker, da er ſich in ſeinen Ueberzeugungen beſtimmen läſst nicht durch Räſonnement, welches er verſchmäht, ſondern durch Beſchauung deſſen, was der innere Sinn ihm offenbart, kann viel leichter in Irthum gerathen, und iſt viel ſchwerer davon zurückzubringen, als die, welche ſich durch Erfahrung und Beobachtung leiten laſſen.

Die groſse Menge falſcher und ungereimter Behauptungen, welche die Myſtiker in Umlauf gebracht, der Aberglaube, den gröſsten Theils ſie herbeygeführt hatten, machten, daſs die edelſten Denker des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihnen abgeneigt wurden, um ſo mehr, da gerade im gedachten Zeitraume die der Myſtik durchaus widerſtrebende Geometrie ſich hob, und auf die übrigen Wiſſenſchaften, ſelbſt auf die Künſte einen ſolchen Einfluſs gewann, daſs man als unzuläſſig verwarf, was nicht der Demonſtration und der Rechnung unterworfen werden konnte. Gewiſs verdienen jene Männer den Dank der Nachwelt für die Bemühungen, die Seelen ihrer Zeitgenoſſen von ſo vielem Wuſte zu reinigen und zu lichten; aber vielleicht giengen ſie in ihrem edeln Beſtreben zu weit. Mit der unächten Myſtik rotteten ſie die ächte aus, an die Stelle des Aberglaubens, der das Gemüth zerrüttet, trat der Unglaube, der es verödet und entgeiſtert. Man denke an jenen groſsen König, der zur Erholung von den Geſchäften des Krieges und des Friedens zu Hauſe und im Felde nichts lieber that, als das Heilige verſpotten, und frage ſich, was er denn zuletzt gewann durch ſein unaufhörliches und übermäſsiges Lachen. Gewiſs! des beſten, des noch ſo reich begabten Menſchen inneres Leben ſtockt, ſobald der Glaube verſchwindet an das Unſichtbare und die Hoffnung auf das Unendliche.

Zeit war es, der herrſchenden Denkart eine andere Richtung zu geben. Dieſs Verdienſt gebührt Kant. Durch Entdeckung und Nachweiſung drey verſchiedener Quellen der Ueberzeugung, der Demonſtration für Gegenſtände der äuſsern, des Bewuſstſeyns und des Glaubens für Gegenſtände der innern Erfahrung, ſchlug er die eiteln Anſprüche der Metaphyſiker und Myſtiker nieder; der Metaphyſiker, welche zum Gegenſtande des Wiſſens machen wollten, was ſich nur glauben, der Myſtiker, die zum Gegenſtande des Glaubens machen wollten, was ſich wiſſen läſst. Die nüchternſten Denker verſtatten nunmehr auch in der Philoſophie dem Gefühle ſein Anſehen. Man fieng an, das ſo lange vernachläſſigte Organ für die unſinnlichen Seiten des Univerſums zu üben. Was jene Uebung in der Poeſie wirkte, ſehen wir unter andern an Schillers romantiſcher Jungfrau, was in der Philoſophie, an *eines Ungenannten Reden über die Religion.* In beiden Eigenſchaften, als romantiſcher Dichter und als myſtiſcher Philoſoph, behauptet der bereits verewigte Verfaſſer vorliegender Schriften, welcher unter dem Namen Novalis auftritt, eine der erſten Stellen.

Die ausgezeichneten Talente dieſes Mannes und ſeiner Freunde; die Herrſchbegierde, welche dieſe begeiſtert, die Gewalt, die ſie über die Herzen ſo vieler Jünglinge ausüben — dieſs alles macht es wahrſcheinlich, daſs die Denkart des Zeitalters mit merklichem Uebergewichte ſich zur Myſtik hinneigen werde. Ob zur ächten oder unächten — das geziemt uns nicht ruhig abzuwarten, ſondern, ſo viel an uns liegt, entſcheiden zu helfen. Noch ſchwankt die Wage, noch läſst der Ausſchlag ſich beſtimmen; und darum iſt gerade jetzt über dieſe Angelegenheit zu ſprechen, jeder, der darüber gedacht hat, berechtigt und verpflichtet, wenn er ſich nur frey fühlt von jeglicher Leidenſchaftlichkeit, und ſich bewuſst iſt des Eifers für die Vervollkommnung und Verſchonung des innern Menſchenlebens. — Vielleicht wäre hier der Ort, die Kennzeichen der ächten und unächten Myſtik anzugeben; allein des Rec. Meynung hierüber wird ſich aus der Beurtheilung vorliegender Schriften ſelbſt ergeben, mit denen wir uns nun beſchäftigen wollen.

Betrachten wir den Vf. zuerſt als Dichter. Als ſolchen zeigt er ſich in einem unvollendet gebliebenen Roman *Heinrich von Ofterdingen*, welcher den erſten Band und einige Bogen des zweyten einnimmt. Der Held dieſes Romans hat mit dem bekannten Minneſänger nicht viel mehr gemein als den Namen, ſoll jedoch an dieſen und ſeine Zeit erinnern.

Der Inhalt des Romans iſt die Geſchichte des innerlichen Lebens eines Dichters von dem Augenblicke an, wo er ſich ahnet und ſucht, bis zu dem Augenblicke, wo er ſich findet und verſteht. Wir lernen ihn zuerſt kennen, träumend von einer wunderbaren blauen Blume, die eine innige aber unbeſtimmte Liebe und Sehnſucht in ihm erweckt. Seine Mutter, um ihn zu heilen von der Schwermuth, worein er verſinkt, unternimmt mit ihm eine Reiſe von Thüringen, ſeiner Heimath, nach Augsburg, der ihrigen. Faſt auf jedem Schritte dieſer Wanderung gelangt Ofterdingen zu einem hellern und tieferen Bewuſstſeyn ſeines poetiſchen Selbſt. Hierzu tragen bey Reiſegefährten durch romantiſche Erzählungen von der Gewalt, welche in vergangenen Zeiten und verſchwundenen Ländern die Dichtkunſt über die Natur und die Herzen der Menſchen ausgeübt. Wunderbar hiedurch betroffen

troffen langt Ofterdingen mit seiner Gesellschaft auf einem Bergschlosse an. Hier hört er die Ritter sprechen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges und ihrer Seefahrten, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen waren, von dem fröhlichen und wilden Leben im Felde und im Lager. Er hört den Kreuzgesang singen, der so schliefst:

Hinüber zu der heilgen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Die kriegerische Begeisterung, worein den Jüngling dieses Lied versetzt, macht bald einer ganz entgegengesetzten Empfindung Raum, da er auf einem einsamen Abendspaziergange von einem Sarazenischen Mädchen, das als Gefangene auf dem Schlosse lebt, ein Lied singen hört, von welchem wir folgende unnachahmlich schöne Strophen mittheilen:

Könnt' ich dir die Myrthen zeigen,
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Säh'st du im gestickten Kleide
Stolz im köstlichen Geschmeide
Deine Freundin, wie sie war.

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heissem Blick vor ihr,
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen,
Ewge Lieb' und Treu den Frauen
Ist der Männer Losung hier.

Hier wo um krystallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt,
Und mit heissen Balsamwellen
Um den Hain zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten
Unter Früchten unter Blüten
Tausend bunte Sänger hegt.

Diese Sarazenin, mit welcher Ofterdingen sich unterredet, schildert ihm den Edelmuth ihrer Landsleute, ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens. Sie beschreibt ihm die romantischen Schönheiten der fruchtbaren „arabischen Gegenden, „die wie glückliche Inseln in unwegsamen Sandwüsten „neyen lägen, wie Zufluchtsstätte der Bedrängten „und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieses „voll frischer Quellen, die über dichten Rasen und „funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieselten, voll bunter Vögel mit melodischen Kehlen, und „anziehend durch mannigfaltige Ueberbleibsel ehemaliger denkwürdiger Zeiten."

Hiedurch erweckt sie in Ofterdingen eine starke Sehnsucht nach dem Morgenlande als der Heimath der Poesie.

Nachsinnend, wie verworren und vielgestaltet das menschliche Leben sey, trifft Ofterdingen auf seiner fernern Reise mit einem Bergmanne zusammen. Durch Erzählungen von seinen unterirdischen Wanderschaften, von den Schätzen, welche die Erde in ihrem Schoosse verbirgt, von den wunderbaren Kräften, die sich in der Tiefe der Schachten regen, gewährt dieser ihm ganz neue Ansichten von der Natur, und erweitert für ihn das Reich derselben über die Gränzen der Sinnlichkeit. Er steigt mit dem Bergmanne in eine Höle, wo er einen Einsiedler, den Grafen Friedrich von Hohenzollern antrifft, der sein abgeschiedenes Leben der Betrachtung menschlicher Schicksale weiht, und Ofterdingen Aufschlüsse über die Geschichte giebt. Mit vielen Erfahrungen bereichert langt dieser endlich in Augsburg bey seinem Grossvater an. Die Unterredungen mit dessen Freunde dem Dichter Klingsohr, und die Liebe zu Mathilden seiner Tochter enden Ofterdingens Jugend, und lehren ihn, sich und seine Bestimmung verstehen. So endet der erste Theil dieses Romans, *die Erwartung*. Von dem zweyten Theile *der Erfüllung* hat der Vf. nur wenige Fragmente hinterlassen. Hr. *Tieck* verdient den Dank des Publicums, dass er aus den Papieren und den Erinnerungen an die Gespräche seines verewigten Freundes alles mitgetheilt hat, was dienen kann, dem Leser einen Begriff von dem Plane des zweyten Theils zu geben. Dieser war: Nach Mathildens Verluste stürzt Ofterdingen sich in das Getümmel der Welt, und nachdem er hier alles, was er im ersten Theile aus Geschichten kennen lernte, selber erfahren hat, Natur, Krieg, Morgenland, Alterthum, Ritterschaft, die verschiedensten Nationen und Stände und die abwechselndsten Schicksale, wird seine Einweihung in die innersten Geheimnisse der Poesie vollendet. Mit Mathilden, die er fälschlich für todt gehalten, und die er in der Gestalt der blauen Blume wieder findet, und in welcher er zugleich die Sarazenin erkennt, besteigt er durch die Zauberkraft der Poesie den Thron der Welt, zerstört das Sonnenreich, und führt ein neues goldenes Alter herbey, in welchem Steine, Pflanzen, Thiere, Menschen als eine grosse Familie in seliger Eintracht mit einander leben. Das Ganze sollte sich auflösen in eine Allegorie, bestimmt, zu zeigen, dass die Kraft, die den Menschen der Poesie fähig macht, die Urkraft sey, welche die ganze Natur überwinden kann.

Gewiss ist es, dass dieser Roman, wäre er vollendet worden, durch seine kühne Originalität Epoche in der Geschichte der Poesie gemacht hätte. Aber auch unvollendet wie er ist, behauptet er unter den romantischen Dichtungen einen hohen Rang.

Die völlige Umwandlung der Natur, das Hineinspielen der Träume in die Handlung, das Erscheinen derselben Personen unter verschiedenen Gestalten, die Entdeckungen, die Ofterdingen macht, da er in der Höle des Einsiedlers in einem alten Buche sein eige-

nes Bildniſs ſieht, da er in Klingsohr den König von Atlantis erkennt, von welchem ihm als aus einer alten faſt verſchollenen Sage, ſeine Reiſegefährten erzählt hatten; die Vermenſchlichung der Pflanzen, Steine und Thiere; der vaterländiſche Sinn, die Andacht und das zarte moraliſche Gefühl, wodurch das Ganze beſeelt wird — dieſs alles giebt dieſer Dichtung durch Verbindung des Feyerlichen mit dem Anmuthigen, des Erhabenen mit dem Lieblichen, des Befremdenden mit dem Befreundeten einen unſäglichen Reiz. Den erſten Theil könnte man vielleicht am beſten charakteriſiren, wenn man ſagte, es ſey von der erſten Stanze in Göthens Zueignung eine freye und genialiſche Ueberſetzung oder vielmehr Umbildung in einen Roman. Jene Stanze lautet:

Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind' umfieng,
Daſs ich erwacht aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele gieng.
Ich freute mich bey einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hieng.
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Das allegoriſche Mährchen des Klingsohr, welches wie dem Rec. vielen Leſern dunkel bleiben wird, hätte wahrſcheinlich ſein Licht erhalten durch Vollendung des zweyten Theils, deſſen Grundriſs es enthält.

*(Die Fortſetzung folgt.)*

Berlin, b. Braun: *Franzöſiſche Ephemeriden.* Eine Quartalſchrift. *Erſter* Jahrgang in vier Bänden. 1801. I. 300 S. II. 282 S. III. 290 S. IV. 290 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Rec. glaubte hier ein Journal zu finden, das der allgemeinen Culturgeſchichte von Frankreich gewidmet wäre; bey genauerer Unterſuchung ergab ſich aber, daſs es bloſs eine Sammlung kleiner aus dem *Mercure de France* u. ſ. w. gezogenen Erzählungen iſt. Sie verdient indeſſen immer als ein unterhaltendes Leſebuch empfohlen zu werden, wodurch mancher ſchlechte Originalroman verdrängt werden kann. — Die Ueberſetzung könnte aber wohl hier und da etwas freyer und geſchmeidiger ſeyn. So ſtöſst man z. B. auf Stellen, wie folgende I. S. 297. „Es giebt kein Ohr im ganzen Lande, das nicht zuweilen gekitzelt würde; denjenigen, welche andern dieſes Vergnügen machen, fehlt es nicht an Perſonen, die ihnen denſelben Dienſt erzeigen. So verbreitet ſich dieſe Sitte durch das ganze Land, und wenn ja jemand ſo unglücklich iſt, niemanden finden zu können, welcher ihm dieſe Gefälligkeit erzeigt, ſo findet er für dieſe Entbehrung dadurch einen Erſatz, daſs er ſich ſelbſt kitzelt." II. S. 113. Sie wuſste den Weg nicht, *meine linke Hand leuchtete ihr vor.* III. S. 149. Friede! (dieſe fehlerhafte Ueberſetzung des franzöſiſchen „*Paix!*" wo es „*Still!*" bedeutet, kommt mehr als einmal vor) mein Herz hüpft, mein ganzes Weſen geräth in ſüſse Bebung. IV. S. 113. Das Glück wird ſchon die Unbiegſamkeit deiner Seele beſiegen, dieſe Feſſeln, die dir jetzt ſo verhaſst dünken, wirſt du ſicher noch lieben u. ſ. w.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres* von D. *Johann Georg Roſenmüller*, Superint. zu Leipzig. *Drittes Vierteljahr, Julius, Auguſt, September.* (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch in dieſem dritten Bande hat der ehrwürdige Vf. gleich zweckmäſsig für Belehrung und *Erbauung* der Leſer, für welche das Buch beſtimmt iſt, ohne Kathederton, ohne Anmaſsung und ſtolze Seitenblicke auf Schriftſteller, die nicht bey einem gewiſſen Schema bleiben, ohne eigenſinnigen Dogmatismus geſorgt. Er handelt darin von den Pflichten gegen uns *ſelbſt* in 34, und von den Pflichten gegen Andere in 26 Betrachtungen. In der Betrachtung für d. 27. und 28. Julius, vom Selbſtmorde urtheilt er mit weiſer *Mäſsigung* über diejenigen, die aus natürlicher Melancholie ſich das Leben nehmen, deren im Wahnſinn begangene Handlung keiner moraliſchen Zurechnung fähig iſt, und wie unrecht deren Mitbürger *handeln*, die ihnen auf dem Begräbniſsplatze der *Gemeine ein ehr*liches Begräbniſs verweigern. Ganz anders urtheilt er mit Recht über ſolche, die das Bewuſstſeyn eines groben Verbrechens und die Furcht vor deſſen beſchimpfender Strafe, oder die eine unbändige Leidenſchaft, Stolz, Geldgier, Verliebtheit, verſchwendende Ueppigkeit u. dgl. zum Selbſtmorde verleitet, und giebt die beſten Warnungsgründe dagegen. In der Betrachtung auf den 5. Auguſt warnet er durch gut erzählte Beyſpiele der traurigen Erfolge des Hanges zum Lottoſpiel in einer Dorfſchaft, und des klugen Benehmens eines verſtändigen Mannes, der die Bauern von der Thorheit, auf dieſem Wege ihr Glück zu ſuchen, heilte, vor dieſer Sitten- und Glückverderbenden Seuche. Den Beſchluſs macht eine erbauliche Betrachtung über den Herbſt. Wie weit mehr kann man dieſes Werk nicht nur zur Privaterbauung, ſondern auch angehenden Religionslehrern zum Muſter ihres Vortrages empfehlen, als manches im abſprechenden Kathederton gedruckte Predigtbuch, das weder Herz noch Sitten beſſern wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 13. September 1803.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Buchh. d. Realschule: *Novalis Schriften.* Herausgegeben von *Friedrich Schlegel* und *Ludwig Tieck.* *Erster* und *Zweyter Theil* etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Im *zweyten* Theile S. 79—108 folgen *Hymnen an die Nacht,* hier wieder abgedruckt aus dem Athenaeum. Mit diesen war nach einer Bemerkung des Hn. Tieck der Vf. in Ansehung der Ausführung am meisten von allen seinen Arbeiten zufrieden. Rec. scheinen sie bewunderungswürdig, weil sie fast ganz inhaltslos sind und doch gefallen. Der einfache Gedanke, dass, wenn die äussern Sinne sich schliessen, der innere mit desto grösserer Stärke erwacht und dem Menschen eine Welt enthüllet, herrlicher als die sichtbare, das ist der Stoff dieser Hymnen dargestellt unter Bildern, deren eines immer lieblicher ist als das andere. Christus, als Stifter einer unsinnlichen Religion des Herzens, wird von dem Dichter gepriesen als der, welcher das Reich des lichten Tages gestürzt und die viel wohlthätigere Herrschaft der Nacht gegründet. Diess ist der Inhalt der beiden letzten Hymnen; und in gleichem Sinne sind die geistlichen Lieder (S. 123—158) gedichtet. Wer sie von dieser Seite fasst, wird sie nicht ohne Erbauung lesen. Einige ergreifen mit solcher Gewalt das Herz, dass, wenn, wie Johannes Müller an einigen Beyspielen wirklich zeigt, die ersten Verkündiger des Christenthums von solchen Gesinnungen beseelt waren, man die schnelle Verbreitung desselben unter den Barbaren leicht und natürlich erklären kann, ohne Zuflucht zu nehmen zu den Hypothesen des herzlosen Gibbon. Dass der Vf. einige Mythen der römischen Kirche, namentlich den von der Maria in seine Dichtungen aufgenommen, werfen ihm mehrere unter uns bitter vor, und doch ist wohl nie einem noch so orthodoxen Protestanten eingefallen, einen Maler unter seinen Glaubensgenossen zu verunglimpfen, wenn er sein Talent verherrlichte durch Darstellung einer Madonna; einen Freund der Malerey zu schmähen, wenn er bekannte, dass er ein solches Götterbild mit Verehrung, Andacht und Liebe anschauete. Woher denn dieser seltsame Widerspruch? Warum der Poesie versagen, was man den übrigen Künsten verstattet? Fort mit diesem unreinen Eifer, dass er nicht das Gebiet der Kunst entweihe, und das Genie verwirre und verzagt mache, Die vermischten Gedichte (S. 109—122) zeigen des Novalis Genie nur von Seiten, die wir entweder schon berührt haben, oder noch berühren werden, daher übergehen wir sie, um Bemerkungen über des Vfs. Philosophie zu machen. Diese ist enthalten in den *Lehrlingen zu Sais* (Th. II. S. 159—246) und in den Fragmenten vermischten Inhalts (Th. II. S. 249—552.)

Indem wir im Begriffe sind, den mystischen Novalis als Philosophen zu beurtheilen, fürchten wir, mehreren unserer Leser Aergerniss zu geben. Denn obgleich das Wort *mystisch* ganz unschuldig ist, nichts bedeutet als geheimnissvoll, und zur Bezeichnung gewisser Ideen, Gefühle und Gesinnungen nur insofern gebraucht wird, als diese sich nicht bestimmt mittheilen, sondern nur andeuten lassen: so ist doch dieses Wort Vielen so verhasst, dass sie damit Begriffe verbinden, die aller Philosophie widerstreben. Gleichwohl scheint es Rec., dass jeder wahrhafte Philosoph Mystiker gewesen ist und seyn muss. Nämlich: Eine der allerwichtigsten Ideen in der Philosophie ist die von der Freyheit des Willens sowohl an sich, als auch wegen ihrer Verbindung mit den Ideen von Gottheit und Unsterblichkeit. Ohne die Realität jener Idee wäre menschliches Daseyn ohne Zweck, menschliches Leben ohne Pflicht, menschliches Herz ohne Güte, daher ist jene Idee dem Philosophen über alles theuer und werth, und an nichts liegt ihm mehr, als sie in sich stets lebendig und herrschend zu erhalten. Gleichwohl kann sie dem Raisonnement nicht unterworfen werden; die Ueberzeugung von ihrer Realität läfst durch Demonstration sich weder schwächen, noch verstärken; sie ist ein unmittelbares Factum des Bewufstseyns; nur der innere Sinn kann sie fassen; nur die Beschauung kann sie unterhalten. Diese Beschauung aber, da sie sich mit keinem sinnlichen Bilde, mit keinem bestimmten Begriffe beschäftigt, da sie über alles Wahrnehmbare und Begreifliche hinausgeht, ist ein durchaus mystischer Zustand. Die blosse Meditation also, welche Erfahrungsbegriffe entwickelt oder verknüpft, dadurch, dass sie das Besondere auf das Allgemeine als auf seine Ursache oder Wirkung zurückführt — diese Meditation, obgleich eine der edelsten Beschäftigungen des Philosophen — kann ihm nicht genügen, er wird oft das Bedürfnis empfinden, sie durch Contemplation zu unterbrechen, d. h. mystisch zu werden. Hierauf deutet Göthe, wenn er den Faust beten läfst:

Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, niederstreift,

Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert:
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mir dann mich selbst, *und meiner eignen Brust*
*Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.*

— Wie herrliche Früchte solche philosophische Selbstbeschauungen tragen, sehen wir an den Mythen des Plato. Man denke an die von der Liebe im Phädrus und im Gastmahle! Wer kann sie lesen, ohne inne zu werden, dass eine Seele in ihm lebt, die alle Verwandtschaft mit dem Staube verschmäht und der Verwesung entrinnen wird; ohne inne zu werden, dass die unsinnliche Seite des Universums die schönste und reichste ist; wer kann sie lesen, ohne, befreyet von der Schwere des Leibes, aufzutauchen über den irdischen Raum und schon hienieden sich, wenigstens für Augenblicke, selig zu fühlen und unsterblich! Auch vom Sokrates erzählet man, dass er einst einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in Beschauung versunken war, bis er endlich bey'm Aufgange der Sonne das überströmende Gefühl in ein kurzes Gebet gegen diese ergoss. Unser Garve (ein feiner Denker, aber nicht ein tiefer Sinner, vortrefflich in der Meditation, aber nicht gemacht für die Contemplation) bekennet, dass er hievon keine Vorstellung habe. Aber auch Er hätte jene Erzählung wahrscheinlich nicht in Zweifel gezogen, wenn er gekannt, was Fenelon in seinem Werke *sur la vie interieure* von ähnlichen Entzückungen sagt. Alles was wir von dem unsträflichen Wandel dieses gottseligen Mannes wissen, ist uns Bürge, dass er der Verstellung nicht fähig war, dass also der *regard simple et amoureux*, mit welchem Ausdrucke er die Beschauung des unsichtbaren Gottes, der er sich täglich eine halbe Stunde ergab, bezeichnet, bey ihm etwas reelles war.

Und um noch einen Namen zu nennen, den Namen eines der besonnensten und nüchternsten Denker — Kant sagt diese merkwürdigen Worte: „Die „Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu „uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernschrift „ist uns im moralischen Gefühle verliehen. — Schon „der blosse Reiz in Farben und Tönen nimmt gleich„sam eine Sprache an, die einen höhern Sinn zu ent„halten scheint, und die Natur näher zu uns führt." (Krit. der Urth. S. 170. 172. Hier citirt nach Jacobi, welcher in dem Motto zu Allwills Briefsammlung Kants zerstreute Worte ihrem Sinne gemäss verbunden hat.)

— Diess alles zum Beweise, dass die Mystik an sich der Philosophie keineswegs widerstrebe. Gewiss! die Beschauung, wenn sie zur Quelle hat moralisches Bedürfniss, zum steten Aufseher das Gewissen, zum einzigen Zwecke, nicht die Meditation zu *ersetzen* sondern *zu ergänzen*, ist des Philosophen im höchsten Grade würdig. Aber freylich (man merke was hinzugesetzt wird) aber freylich, wenn sie von irgend einer Leidenschaft ausgeht, wenn sie frech sich in das Gebiet des Denkens drängt, so, dass das Herz sprechen will, wo der Verstand zu reden hat: dann ist sie das Vollmaass der Täuschung (*le comble de l'illusion.*)

Nichts so ungereimtes giebt es, was solche Beschauer nicht als wahr, nichts so frevelhaftes und abscheuliches, was sie nicht als gut priesen. Richtig also Johannes Müller: „Nirgendwo anders als in der „Mystik ist der grosse Geist so nahe wohnhaft bey „Bedlam"; und, setzen wir hinzu, der Heilige so nahe der Sünde.

Jetzt von diesem Allen die Anwendung auf Novalis.

Die Principien seiner Philosophie enthalten folgende Verse:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freye Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Diese Verse erklären, was Hr. Tieck S. 50 sagt, seines Freundes Absicht sey gewesen, nach Vollendung des Osterdingen noch sechs *Romane* (!) zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe, so wie im Osterdingen der Poesie niederlegen wollte.

In gleichen Sinne heisst es S. 193:

Wer zur Kenntniss der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde dem edeln Kerne seines Innern gemäss, und wie *von selbst* wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener grosse und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannichfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht und in strengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weis, ist ewiger Meister der Natur.

S. 233. 234.

Wie seltsam, dass gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so *todter* Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen; sie, die den schöpferischen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniss der Liebenden, Mysterien der höhern Menschheit seyn sollten, werden mit *Schaamlosigkeit* und *sinnlos* von *rohen* Geistern hervorgerufen, die nie wissen werden, welche Wunder ihre Gläser umschliessen. Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen.

Ganz übereinstimmend hiemit sagt Osterdingen Th. I. S. 45.

Ich weiss nicht, aber mich dünkt, ich sähe zwey Wege, um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabseh-

fehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der andere fast *Ein Sprung*, der Weg der innern Betrachtung.

Diese Grundsätze, nach welchen der innere Sinn einziger Quell der Wahrheit und Erkenntnifs ist, nach welchen die Beschauung das Denken und Beobachten ganz entbehrlich macht, und das Herz den Verstand meistern und beherrschen soll — diese Grundsätze sind keineswegs neu. Fenelon in dem erwähnten Werke führt sie als verwerflich an. S. 101 daselbst heisst es:

Die Meditation ist nichts als ein unfruchtbares und trocknes Studium; das Räsonnement (*les actes discursifs et reflechis*) ist nichts als eine eitle Arbeit, welche die Seele ermüdet ohne sie zu nähren. Auf diesem Wege macht man nie Fortschritte. Man muss eilen, die guten Seelen davon abzubringen, um sie zur Beschauung zu führen, wo das Räsonnement nicht an seiner Stelle ist, (*où les actes ne sont pas de saison.*) So reden, setzt Fenelon hinzu, heisst, die Seelen von der Gabe Gottes abwendig, heisst, die *Grundlage des menschlichen Lebens* verächtlich machen, heisst nehmen wollen, was Gott giebt; und wollen, dass man frecher Weise auf das rechne, was ihm vielleicht nicht gefällt zu geben, heisst, das Kind von der Brust der Mutter reissen, noch ehe es starke Nahrung vertragen kann.

— Die Falschheit der Principien des Novalis wird folgende Betrachtung anschaulich machen.

So unmöglich es ist, mit dem Auge zu hören, und mit dem Ohre zu sehen: so unmöglich ist es, mit dem innern Sinne Gegenstände der äussern Erfahrung aufzufassen. Mit eben dem Rechte, mit welchem der Mystiker die Gegenstände der Meditation den Aussprüchen des Herzens unterwirft, kann der Materialist die Gegenstände der Contemplation den Aussprüchen des äussern Sinnes unterwerfen.

Wie also, wenn Jemand (und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo dieses geschehn wird, wir müssen auf alles gefasst seyn) mit einer transcendentalen *Osmatik* aufträte, mit einer Theorie, das Universum vermittelst des Geruches aufzufassen; wenn er weiter faselte, die einzigen Sitze ächter und untrüglicher Metaphysik wären die englischen Manufakturstädte, als woselbst die mannichfaltigsten Düfte von allen Weltgegenden zusammenwebeten; daher Niemand Philosophie weder lehren noch lernen könne, der nicht wenigstens Manchester in Nasenschein genommen; wenn kühn gemacht durch dieses Beyspiel (denn die Frechheit imponirt, an Anhängern und Nachfolgern würde es einem solchen nicht fehlen) ein anderer uns den Gaumen, oder den Magen, oder ein anderes Organ, als die einzige Quelle aller Erkenntnifs, als das einzige grosse Thor der Weisheit priese! Was würde denn aus der Verbreitung solcher Lehre folgen? Folgen würde, dass wir alle vor Aberwitz den gesunden Verstand verlören, und vor lauter Weisheit rasend würden, dass wir alle in einen allgemeinen Wahnsinn verfielen, gegen den kein Heil und keine Rettung wäre; *denn wenn der Wahnsinn epidemisch wird: so heisst er Vernunft!* sagt Jacobi. *Jacobi sagt's!* Hört! Hört!

Uebrigens erklärt sich aus dem bisher gesagten hinreichend, warum eben der Novalis, der an manchen Stellen seiner Schriften das Höchste erreicht, wohin unsere Empfindungen, Gedanken und Ahnungen uns tragen, an andern Stellen tief unter das Gemeine herabsinkt. Hier einige Beyspiele.

S. 338 heisst es:

Die Flamme ist thierischer Natur. Es giebt vier Arten von Flammen 1) diejenigen, deren Excremente die unorganischen Naturen sind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menschen sind.

Also die Flamme ist thierischer Natur, und das Thier ist ein Excrement der Flamme. Was ist nun das Thier und was ist die Flamme?

Nicht wahr Leser?

Das ist ein Fall, wo man bey'm Denken nichts gewinnt,
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer dass man sinnt

Mephistopheles im Faust macht die Bemerkung:

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

— Ob Jemand auch bey folgenden Worten sich etwas denken kann? S. 357:

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen absoluten Discant, im Mittelpunkt an, und steigt die Scala herunter; die Betrachtung unserer selbst fängt mit dem unendlichen absoluten Bass an, der Peripherie, und steigt die Scala aufwärts. Absolute Vereinigung des Basses und Discantes — das ist die Systole und Diastole des göttlichen Lebens.

Und S. 299—300:

Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig vom Geiste in *beliebige* Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Schaam, der Freude, der Phantasie sind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugsam Beyspiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über einzelne gewöhnlich der Willkür entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können; dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht im Stande sogar seyn, *verlorne Glieder zu restauriren, sich bloss durch seinen Willen zu tödten*, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, *einen Stoff zu beseelen*; er wird seine Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichsten Verstande in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend seyn, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet, er wird *sehen, hören und fühlen, was und in welcher Verbindung er will*.

Fällt

Fällt Einem hier nicht ein der Pater Brey bey Göthe, von welchem Ballandrino sagt.

> Bild't sich ein wunderliche Streich'
> Von seinem himmlisch geistigen Reich!

S. 493 heisst es:

> Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der gröfste Reiz für die Liebe der Gottheit; je fündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der *Zweck* (!) der Sünde und Liebe.

*Gnade ihr Götter den Frommen; dem Frevelnden solche Zerrüttung!*

Doch, um uns nicht dem Verdachte der Schadenfreude auszusetzen, enden wir hiemit die Auszüge solcher und ähnlicher Stellen. Auf die Verirrungen des Novalis und die Quelle derselben aufmerksam zu machen, schien uns Pflicht, aber ferne sey es, in das pöbelhafte Gelächter einzustimmen, das sich über ihn hie und da so vorlaut vernehmen läfst. Bey den Fehltritten eines wahrhaft grofsen und edeln Geistes mit Vergnügen zu verweilen, wollen wir solchen Bedaurungswürdigen überlassen, von welchen es scheint, sie können ihrer eignen Vorzüge sich nicht bewufst werden, als indem sie ihren Blick auf das Untugendliche in Andern richten.

Belohnender und anziehender ist das Geschäft, einen solchen Geist in seinen glücklichen Augenblicken zu belauschen, und den geheimen Sinn seiner Worte zu erforschen.

Und hier sey dem Rec. zuerst erlaubt anzumerken, dafs der oben angeführte Grundsatz des Novalis, der innere Sinn, das Herz sey die Quelle aller Wissenschaft, in dem Umfange zwar, in welchem er ihn behauptet, falsch ist, gleichwohl aber eine gröfse, leider! zu sehr verkannte Wahrheit in sich schliesst. „Man kann, sagt Kant, vor jedem Irthume „gesichert bleiben, wenn man sich nicht unterfängt, „da zu urtheilen, wo nicht so viele Gründe vorhan„den sind, als zu einem bestimmenden Urtheile er„fodert werden." Woher aber weiss man denn, wenn diese Gründe vorhanden sind? — Hierüber kann allein das Gewissen belehren, welches daher in dieser Rücksicht allerdings die einzige Quelle zwar nicht der Erkenntnifs ihrem Stoffe nach, aber doch der *Gewifsheit* in der Erkenntnifs ist. *Wahr ist für jeden Menschen das, wovon er sich bewufst ist, es sey das Resultat von Forschungen oder Betrachtungen, die er mit möglichster Gewissenhaftigkeit* angestellt. Wie viel besser würde es um die Wissenschaften und namentlich um die Philosophie stehn, wären die Lehrer und Pfleger derselben gewissenhaftere Männer, schärften und verfeinerten sie ihren moralischen Sinn, sofern er die Uebereilung im Urtheilen und die Anhänglichkeit an Meynungen verhütet, da, wo das Bewufstseyn hinreichender Gründe fehlt, thäten sie diefs nach dem edeln Beyspiele des Sokrates, der von sich rühmt, seine Weisheit bestehe nur in der Freyheit vom Irthume, sein einziges Geschäft sey, sich und Andere unablässig auszuforschen, ob sie etwa Meynungen und Gesinnungen Beyfall gäben, ohne bestimmt zu wissen, warum.

(*Der Beschluss folgt.*)

Breslau, b. Gehr u. Comp.: *Schnaken und Schnurren in poetischem Gewande*, oder, *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Laune*. Herausgegeben von *Fabian Spasvogel*. 1799. VIII und 209 S. — *Zweyte Sammlung*. 1800. VIII und 182 S. — *Dritte Sammlung*. 1801. XIII und 162 S. — *Vierte Sammlung*. 1802. VIII und 175 S. 12. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber dieses Taschenbuchs gesteht selbst, dafs er sichs zu keinem grofsen Verdienst anrechne, aus dreifsig Büchern seine Sammlung von komischen Gedichten, Erzählungen, Epigrammen und Anekdoten zusammengetragen zu haben. Es war jedoch wirklich kein übler Gedanke, den Vorrath unsrer poetischen Literatur an kleinern Stücken dieser Art zu solch einem Vademecum für Liebhaber des Scherzes und der Laune zu benutzen, und dadurch manche einsame und gesellschaftliche Aufheiterung in einem Zeitalter zu bewirken, dessen Ereignisse das Gemüth weniger zur Freude als zum Ernst und Trübsinn stimmen. Unter vielem Bekannten wird doch auch der belesene Dichterfreund hier manches Unbekannte finden. Ueberstrenge ist die Auswahl freylich nicht; und es läuft mancher unbedeutender, auch wohl ungesalzner und abgeschmackter Schwank mit unter; das Meiste ist indefs zweckmäfsig genug gewählt. Am zahlreichsten sind die Erzählungen und kleinern Gedichte von *Pfeffel*, die man überall gern wieder findet; die übrigen bessern Stücke sind von *Kästner*, *Weisse*, *Hensler*, *Langbein*, *Becker*, *Kretschmann*, *Falk* u. a. m. Zu der vierten Sammlung ist das zweyte Titelblatt gekommen: *Schnaken und Schnurren unter allerley Gestalt; ein Noth- und Hülfsbüchlein für Hypochondristen und Grillenfänger für das Jahr 1802*. Auf Schonung der Sittlichkeit hat übrigens der Sammler nicht durchgehends hinlängliche Hinsicht genommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 14. September 1803.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der Buchh. der Realschule: *Novalis Schriften.* Herausgegeben von *Friedrich Schlegel* und *Ludwig Tieck* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Höchst vortrefflich spricht Novalis ferner an allen den Stellen, wo er zur Sammlung des Gemüths, zur Ruhe, zur stillen Selbstbeschauung ermahnet; denn das ist wahr. Die unglückselige Polypragmosyne, worin so viele ihre Thätigkeit erschöpfen, die Zerstreuung, worin sie ihre Erholung suchen — betrügt uns um unsere edelsten Gefühle. Und solche in dem Strudel der Welt verschlungene Menschen sind es dann, die einem frech in's Angesicht lachen, wenn man spricht von dem Allerheiligsten der menschlichen Seele, von der Macht des Willens, von der Würde der Kunst, von dem rein-Schönen und rein-Guten, und von dem uneigennützigen Wohlgefallen an demselben.

> Wärest du, o Gott, betet der fromme Fénelon, ein Wesen, plump, vergänglich und unbeseelt, eine Masse ohne Tugend, ein nichtiger Schatten: dann würde deine eitle Natur ihre Eitelkeit beschäftigen, du wärest ein ihren niedrigen und thierischen Gedanken angemessener Gegenstand. Aber weil du zu tief in ihrem Innern wohnest, wohin sie nie kommen, bist du ihnen ein verborgener Gott. In der Verwirrung, worin sie sind, ist ihr Inwendiges am fernesten von ihrem Blicke.

Uebrigens gereicht es in des Rec. Augen dem Novalis zur grossen Empfehlung, dass mehrere seiner vornehmsten Behauptungen, die er am öftersten wiederholt, obgleich er sie gewiss nicht entlehnt, sondern unverkennbar aus dem Innersten seines Geistes geschöpft hat, ihm nicht eigenthümlich sind, sondern mit andern Mystikern gemein, namentlich mit dem edeln Hemsterhuis, von welchem es befremdet, ihn jetzt fast gar nicht genannt zu hören, so dass man wohl auf ihn anwenden kann, was Lessing sagt: einige Leute sind berühmt und andere sollten es seyn.

Den Satz des Novalis, dass der Mensch nur in der poetischen Stimmung Wahrheit finden könne, trägt auch Hemsterhuis vor, aber auf eine Art, dass er allen den unrichtigen Folgerungen vorbeugt, die Novalis daraus zieht. So spricht jener Philosoph in seinem Alexis:

> Der Zweck der Poesie ist Darstellung des Schönen. Die Schönheit löset sich auf in die Menge der Ideen, und in die Kürze der Zeit, deren es bedarf, sie an einander zu fügen oder zusammenzusetzen. Die Fähigkeit, die Ideen am meisten und am besten zu nähern, ist es, was das Schöne und das Erhabene hervorbringt, und was jene Seelen, die darum einen nähern Umgang mit der Gottheit zu haben scheinen, grosse Wahrheiten gleichsam unmittelbar und auf einen Blick entdecken lässt. Die Poesie ist der Wahrheit, was Aurora der Bildsäule des Memnon, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

Th. II. S. 311 sagt Novalis:

> Alle Ueberzeugung ist unabhängig von der Naturwahrheit, sie bezieht sich auf die magische oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in so fern sie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fusst auf Ueberzeugung, ist mithin nur ein Nothhelf im Zustande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten.

Hemsterhuis in seinem Dialoge über die Gottheit trägt denselben Gedanken vor, aber freylich viel verständlicher, wie sich von einem Manne erwarten lässt, der keiner Affectation fähig war. Er sagt:

> Der Mensch ist offenbar zweyer Arten von Ueberzeugung fähig, die eine ist ein inneres in dem wohlgearteten Menschen unvertilgbares Gefühl, die andere geht aus vom Räsonnement, d. i. von einer methodisch geleiteten Arbeit des Verstandes. Die zweyte kann nicht Statt finden, ohne die erste zur einzigen Grundlage zu haben: denn steigt man zu den ersten Principien aller unserer Kenntnisse, von welcher Art sie auch seyn mögen, hinauf: so gelangt man zu Axiomen, d. i. zur blossen Ueberzeugung des Gefühls; und sey versichert, dass der Olymp, der Tänarus und die lachenden Eluren jenseit des Acheron, obgleich ausgeschmückt und umgebildet durch die Poesie, zur ursprünglichen Quelle die Ueberzeugung von einer einfachen Wahrheit haben.

Und dann setzt er weiter unten hinzu:

> In dem Maasse als die Menschen ihre Bedürfnisse vervielfältigt, haben sie ihre Verstandesfähigkeiten ausgebildet; und das innere Gefühl hat von seiner Lebendigkeit verloren. Der sichere und geometrische Gang des Verstandes hat gemacht, dass man die bestimmte und scharfbegränzte (*précise*) Ueberzeugung vorgezogen hat der Ueberzeugung des Gefühls, die von einer unendlichen Einfachheit ist, und deswegen schwankend und unbestimmt scheint. Die erste dieser Ueberzeugungen ist mehr analog denen unserer Organe, die wir am meisten zu brauchen gelernt haben, und die daher am meisten geübt sind; die zweyte richtet sich nach den Graden der Vollkommenheit, Erhabenheit und des Gehaltes (*trempe*) der Seele jedes Individuums. Ferner kann ich vermittelst der Sprache die Einsicht eines andern so umändern, dass für ihn dieselbe geometrische und bestimmte Ueberzeugung entsteht, die ich habe, während die bloss auf Gefühl beruhende Ueberzeugung in

in dem innern Wesen (*essence*) ihren Ursprung nimmt, und sich nicht mittheilen läst.

Oft spricht Novalis von einer Zeit, wo die Menschen der Natur näher waren, von einem verloren gegangenen Urvolke, dessen entartete und verwilderte Ueberreste die heutige Menschheit zu seyn scheine.

Hemsterhuis hat der Ausführung dieses Gedankens ein eignes Werk gewidmet, den erwähnten Dialog Alexis, in welchem er sehr wahrscheinlich macht, dass die bey verschiedenen Völkern erhaltenen Sagen von einem goldenen Weltalter keine Fabeln sind, und dass die Menschen in der ungeheuren Revolution, welche das Reich des Saturnus stürzte, einige Organe oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verloren haben, welche wir noch jetzt in gewissen Stimmungen schmerzlich vermissen.

Th. II. S. 296 sagt Novalis:

> Verstand, Phantasie, Vernunft, diess sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspühren. Wer weiss, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehn.

Hemsterhuis in seinem Aristäus sagt:

> Es scheint, dass, wenn der Mensch durch Anstrengung oder durch die Vortrefflichkeit seiner Natur zur vollkommnen Harmonie der Kräfte, die wir an ihm kennen, gelangt ist, dass dann andere bis dahin unbekannte Kräfte anfangen, sich in ihm zu entwickeln, und seine Gleichartigkeit mit Gott vermehren.

In dem tiefsinnigen Dialoge *Simon, von den Kräften der Seele*, legt er der Diotima diese Worte in den Mund: (citirt nach der deutschen Uebersetzung, da das Original nicht zur Hand war)

> Auf ähnlichen Flügeln erheben sich einige glückliche Seelen. Sie überlassen sich gänzlich dem Triebe, sich zu vervollkommnen; sie machen sich von Allem, was um sie her irdisch und vergänglich ist, los; sie beschleunigen ihre Entwickelung, und *neue Organe* zeigen sich. Alsdann werden unsere Verhältnisse mit den Göttern unmittelbarer, und wir entdecken an dem Weltall verschiedene Seiten, die für dich Sokrates und andere Menschen noch in dem Nichts sind; alsdann sehen wir das Verhältniss zwischen Wirkung und Ursache, *dringen dadurch in die Zukunft ein*, und erhalten von denen, die uns hören und sehen, den geheimnissvollen Namen von Sehern.

Nicht wahr, Leser? diese mystischen Worte lauten etwas lieblicher, als was wir oben hörten von einem absoluten und unendlichen Grundbass und Grunddiscant? Fragt ihr vielleicht, ob es nicht ein Mittel gebe, die Wohllaute reiner Mystik immer bestimmt herauszuhören, und hiedurch der so gefährlichen Verlockung in diesem Labyrinthe widerstehn zu können: so antworten wir: Ja, es giebt ein solches Mittel, und dieses ist ein treues und eifriges Studium der Werke des Plato. Was diesen von andern Mystikern vornehmlich unterscheidet, ist, dass er mit einem lebendigen, innigen und tiefen Gefühle für das Ueberirdische einen zarten moralischen Sinn vereinigte, und einen Verstand, eben so ausserordentlich an Umfang als an Feinheit. So oft nun die göttliche Begeisterung, die ihm seine Mythen eingab, ihn anwandelte, ruhte sein Verstand; sobald sie von ihm gewichen war, trat dieser wieder in seine Rechte. Der Wahrheit liebende Mann wollte nicht läugnen, was er gefühlt, und nicht behaupten, was unbegreiflich war. Was that er? Er behandelte es als Spiel. So entstand in ihm jene wunderbare, jene unnachahmliche, sich selbst belächelnde *Ironie*. Habt ihr euch den Sinn für diese Ironie angebildet: dann könnt ihr euch getrost der Mystik ergeben; ihr könnt alle Mystiker lesen; alle werden euch, wie Novalis, erbauen oder ergötzen, keiner wird euch verwirren.

Leipzig, b. Hartknoch: *Bruder Anton*. Erstes bis drittes Buch. 1803. 242 S. 8. (20 gr.)

Dieser kleine Roman zeichnet sich durch Wahl und Bearbeitung des Stoffes zu seinem Vortheil aus. Der junge, feurige Bruder Anton, der aus dem Kloster entspringt, um sich in die Welt zu werfen, die schöne, reizbare, unglückliche Rahel, die seine Retterin, und nachher seine Geliebte wird, beide flössen ein lebhaftes Interesse ein, und beider Charaktere sind auch im Ganzen recht gut gehalten. Schade, dass der Vf. nicht immer mit gleicher Liebe gearbeitet zu haben scheint; schade, dass er seinen sonst guten Stil nur zu häufig vernachläßigt hat. Er würde uns sonst mit mancher langweiligen Seite verschont, er würde sich keine Stellen und Ausdrücke erlaubt haben, wie z. B. folgende sind. S. 1. Er war seit drey Wochen fast Tag und Nacht *im Wagen*, *oder in anstrengender Geistesthätigkeit* gewesen. S. 4. Welche Reihe widerlich-schlaffer Gestalten! Hier bemühte sich einer, seinen *hängenden Schlapperwangen eine würdevolle Mine abzuzwingen*, und wurde dadurch vollends Carricatur. Dort verzog ein anderer die breiten Wulstlippen zu einem Lächeln, das menschenfreundliche Milde ausdrücken sollte; *indess die kleinen trüben Augen darüber zu weinen schienen, dass jener Versuch so hässlich misslang. Auf einem dritten Gesichte ächzte die erschöpfte Sinnlichkeit aus jedem schlaffen Zuge: „Ich habe genug!“ und die Gluthröthe des Klumpens, den der Besitzer seine Nase zu nennen pflegte, antwortete: „Sie hat genossen!“* S. 142. *zusammengehozelte Mumie* u. s. w. S. 241. *Ich hatte Zuversicht auf dein Ehrgefühl* u. s. w. Ungern bemerken wir auch, dass sich der Vf. S. 84. 142 ff., so wie S. 168 niedrige literarische Ausfälle erlaubt hat. Wer ein wenig mit der geheimen Geschichte der jetzigen Schriftstellerwelt bekannt ist, sollte vielleicht den Namen des Vf. aus seiner Animosität gegen St—l und G. bald errathen können; Rec. will ihm aber diese Ungezogenheit hingehen lassen, und dafür lieber noch eine Stelle anführen, worüber man sie vergessen wird: S. 159. „Der Staat ist ein *grosses Gebäude*, bey welchem die ein-

einzelnen Menschen und ihr Glück nur als Baumaterialien in Anschlag kommen; eine bewundernswürdige *Maschine*, deren künstliche Triebwerke und Räder unaufhörlich von dem Blute einzelner Zermalmter triefen; ein *Labyrinth* (sinnreich verschlungener Irrgänge) — wozu dieser leere Zusatz? — in deren Mittelpunct der Minotaur, politische Nothwendigkeit, täglich seine hundert *oder* tausend Opfer, heimlich *oder* öffentlich zerreisst." — So viel sich auch über einzelne Ausdrücke, und über die Verbindung des Ganzen sagen liess, so zeichnet sich diese Stelle doch durch Stärke und Wahrheit aus. — In dem Motto hätten die Fehler: *über sie*, und *derselben*, statt *darüber* und *davon*, verbessert werden sollen.

Stockholm, b. Marquard: *Svenskt musikaliskt Lexicon efter Grekiska, Latinska, Italienska och Franska Språken af* (Schwedisches musikalisches Lexicon, nach den aus der griechischen, lateinischen, italiänischen und französischen Sprache aufgenommenen Wörtern von) *Karl Envallsson*, Notarius publicus in Stockholm und Mitglied der musikalischen Akademie. 1802. 346 S. 8. mit 14 Notenkupfern.

So wie alle schöne Künste in Schweden durch K. Gustav III. gleichsam neu erschaffen und belebt wurden, so auch die Musik, zu deren Cultur die von ihm gestiftete und fortdauernde musikalische Akademie, die den König selbst zum Beschützer, und weit über 100 angesehene Mitglieder beiderley Geschlechts hat, nicht wenig beyträgt. Bey aller Liebe zur Tonkunst fehlte es jedoch an einem musikalischen Lexicon. Diese Lücke füllt Hr. *E.* aus, der mehr als 20 Jahre für Theater und Musik gearbeitet, und die Werke der berühmten Meister, eines *Gluck*, *Picini*, *Cimarosa*, *Gretry*, *Monsigny*, *Aleyrac* und vieler andern Partituren täglich unter Händen gehabt hat. Er hat aus *Rousseau dictionnaire de musique*, aus dem *Essai sur la musique*, aus *Sulzer*, *du Bosc*, *Hülphers*, *Micklins*, *Voglers*, *Matthesons*, *Mersenne*, *Sauveur*, *Brossard*, *de la Serre* u. a. Schriften, den Berlin'schen Theater-Almanachen u. d. m. gesammelt, die griechischen, lateinischen, italiänischen, französischen, und einige wenige schwedische Musikwörter nach dem Alphabet aufgestellt, jedem fremden Ausdruck den schwedischen Namen, wo es einen dafür giebt, und eine Erklärung der dadurch bezeichneten Sache selbst beygefügt. Diese Erklärungen sind theils artistisch, theils historisch, und einige zum Theil ziemlich ausführlich, als z. E. bey den Wörtern und Redensarten: *battre la mesure*, *canone*, *canzone*, *caratteri della musica*, *chiave*, *clavier*, *dramma*, *färgor* (Farben), wo auch von der Analogie der natürlichen Farben mit den Tönen der Musik nach *Newton* gehandelt ist, *gusto*, *harmonica*, *instrument*, *komedi*, *kyrk-musik*, *ljud* (Laut), *mesure*, *modus* (Tonart), *musica*, *noten*, *opera*, *skala*, *stafvelse* (Sylbe), *teatro*, *temperatura* und *tempo*, *ton*, *voce* u. s. w. Die verschiedenen Bedeutungen eines Worts sind angeführt. Auch die ältern und neuern musikalischen Instrumente, doch lange nicht alle; so fehlt z. B. das *Sistrum* der Alten, der von Chladni erfundene *Clavicylinder* und das *Euphon*. Ueberhaupt hätte der Vf. aus *Chladni's* Akustik noch manches gebrauchen können.

Die Kupfer stellen alle Arten von Musikzeichen und Noten, ältere und neuere nach verschiedenen Skalen, und alle mögliche Musiktacte, Versuche, Musik ohne Noten, z. B. mit Zahlen, zu schreiben, einen Gesang der Perser, der Wilden in Canada, der Hottentotten u. dgl. vor. Der Vf., der durch eine in Schweden ungewöhnliche Menge von Subscribenten unterstützt worden, dürfte bey einer künftigen Auflage dieser Schrift noch manches zu verbessern und zuzusetzen finden.

## *ORIENTALISCHE LITERATUR.*

London, b. d. Vf. und b. Murray u. Highley: *A Dictionary of Mohammedan Law, Bengal Revenue-Terms, Shanscrit, Hindoo, and other words used in the East Indies;* with full explenations; the leading word of each Article being printed in a new nustaleek type. To which is added an *Appendix* containing Forms of Firmans, Perwanehs, Arizdashts, Instruments and Contracts of Law, Passports etc. Together with a Copy of the Original Grant from the Emperor Furrukhseer in the English East India Company, in Persian and English. By *S. Rousseau*, Teacher of the Persian Language. 1802. LXIV. und 287 S. 8. (3 Rthlr. 18 gr.)

Bey dem mannichfaltigen Verkehr zwischen England und Ostindien muss die Sprache und Sitte des letzten für die Bewohner des ersten immer interessanter und unentbehrlicher werden. Daher läfst sich die Erscheinung so vieler persischen Grammatiken, Chrestomathien, Glossarien und Wörterbücher in England erklären. Hr. *R.* will denjenigen, die nach Ostindien reisen, dort richterliche oder Handels-Geschäfte zu besorgen haben, oder auch sich bloss von den ostindischen Angelegenheiten überhaupt näher unterrichten wollen, ein Handbuch (er selbst nennt es in der Vorrede ein „*Vade mecum*") liefern, aus welchem sie sich in schwierigen Fällen Raths erholen und sich desselben als eines treuen Dolmetschers bedienen können. Man darf also hier kein eigentliches *Wörterbuch*, sondern bloss ein Verzeichniss der im gemeinen Leben, in Geschäften u. s. w. am häufigsten vorkommenden Ausdrücke, Namen etc. suchen. Die Vorrede giebt Nachricht von drey ähnlichen Werken, nämlich: *Indian Vocabulary* — London 1788. 12.; *Dictionary of Mohammedan Law and Bengal Revenue Terms, by Mr. Gladwin.* Calcutta 1797. 4.; *Indian Glossary by Mr. Roberts.* 1800. 8. Hr. *R.* tadelt an ihnen hauptsächlich, dass sie die Originalworte nicht mit persischen Typen, sondern transcribirt geben, was ihren Gebrauch erschwere; auch hätten mehrere aus Indien

zu-

zurückgekommene Sachverständige versichert, dass sie sehr mangelhaft und nicht allgemein brauchbar wären. Soviel Rec. darüber zu urtheilen im Stande ist, entspricht das Buch seiner Absicht, obgleich die Verfertigung desselben so gar viel Mühe eben nicht gemacht haben kann. Das „*Dictionary*" geht von S. 13—242. und ist alphabetisch, doch nur in Absicht auf das Englische; denn bey den persisch-indischen Worten ist diess nicht immer der Fall, wie sogleich aus folgender Probe, welche wir auch deswegen auswählen, um von der Manier des Vfs. einen Begriff zu machen, erhellen wird. S. 13. عبد الله (als ein Wort) *Abdallah. This is an Arabic proper name, which signifies the slave or servant of God; from* **abd**, *a slave or servant, and* **Allah**, *God.* عبد الي, **Abdallies** (das *s* ist dem Originalwort fremd.) *A tribe of Afghans, also called Duraunies. The King was sometimes, erroneously, called Abdally, as if it had been the name of a person. His authority extended over Ghezna, Candahar, Cabul, Peishwer, with a part of Multan and Sind on the side of Persia, the greatest part of Khorasaun and Sheistaun, and all Bamia, on the side of Tartary.* — ابق, **Abik**. *An absconded male, or female slave is termed* **abik**, *or* **fugitive**; *but an infant slave is called* **zal**, *or* **strayed**." Manche Artikel sind ziemlich ausführlich, z. B. S. 91 ff. *Feel* (فيل, *Fil*, Elephant); S. 196 ff. die Grussformel *Salam*; S. 73—88. **Deep** (ديپ, *the world, or islands*) u. s. w.; andere dagegen zu kurz abgefertiget, z. B. S. 93. *Farsang* (Meile), *Amir* S. 21. *Rajah* S. 191 u. a. Gewöhnlich werden keine Beweisstellen angeführt; nur hin und wieder wird bey sehr bekannten Dingen auf eine neuere Schrift, z. B. *Ouseley's Oriental Collections, Flowers of Persian Literature* u. a. verwiesen. Im *Anhang* S. 249 ff. sind mancherley Dinge enthalten, die für den beabsichtigten Gebrauch nicht unpassend seyn mögen: **Arizdashts**, *or Forms of Address, Forms of Passports, Orders, Firmauns* etc. in englischer Sprache. S. 265. ist ein vollständiger *Firman* des Kaysers *Furrukhseer* vom Jahr 1717 in der Originalsprache, nebst wörtlicher Uebersetzung mitgetheilt. Den Beschluss macht eine Abhandlung über die *Hedschrah* der Muhammedaner (*Observations on the Era of the Mohammedans called the Hejira*), welche aus den *Philosophical Transactions* (Vol. LXXVIII.) entlehnt ist. Die vorgesetzte „*Description of Bengal, Bahar and Orissa*." S. XI—LXIV. hätte füglicher wegbleiben können, da sie nicht hieher gehört und als etwas Unvollständiges den Raum für etwas Besseres wegnimmt. Für die orientalische Literatur ist aus diesem *Dictionary* freylich kein Gewinn zu erwarten; doch verdient es Lob, wenn dadurch Dinge, die den Orient angehen, zur Kenntniss des grössern Publicums gebracht werden. Noch müssen wir erinnern, dass der neue persische Typus (*a new Nustaleek type*), den Hr. R. in seiner neu eingerichteten arabischen und persischen Druckerey eingeführt, und womit er nicht nur dieses Wörterbuch, sondern auch einige neuere Schriften abgedruckt hat, unsern Beyfall auf keine Weise erhalten konnte, da er nicht nur ungefällig für's Auge, sondern auch höchst undeutlich ist. Er nähert sich freylich den Schriftzügen, die im gemeinen Leben und in den Handschriften die gewöhnlichsten sind, am meisten; allein der hier abgedruckte ist von keiner guten Hand copirt worden.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Die Natur und die Menschen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit, von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. *Zweyter Band.* 1803. 459 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch in diesem Bande hat der Vf. für die Unterhaltung seiner Leser reichlich gesorgt, wie schon der blosse Inhalt der Abschnitte zeigt, z. B. *Merkwürdigkeiten der Erde. Erste Erziehung und Behandlung des Menschen. Schätzung und Behandlung des weiblichen Geschlechts. Sitten bey Verstorbnen* (ist etwas zweydeutig ausgedrückt, und soll heissen: Gebräuche verschiedner Völker bey Leichenbestattungen), *Heirathssitten* u. s. w. Im 12ten Abschnitt, welcher die Ueberschrift hat: *Mancherley Aberglauben*, erzählt der Vf. unter andern von dem berühmten Künstler *Jacques Droz*, dass derselbe mit einem seiner Automate nach Spanien gekommen sey, und es am Hofe vorgezeigt habe. Mehrere der umstehenden Herrn wären aus Furcht, dass es dabey nicht mit rechten Dingen zugehe, nach und nach davon geschlichen; nur der Minister des Seewesens habe (nebst dem Könige) den Muth gehabt, *zu bleiben*. Der König trug sodann dem Minister auf, den kleinen Neger, welcher auf der Uhr stand (das Automat war nämlich eine Uhr mit verschiedenen Figuren), zu fragen, wie viel Uhr es sey? Der Minister fragte, aber es erfolgte keine Antwort. *Droz* entschuldigte den Neger damit, dass ihm die Landessprache noch nicht bekannt sey, und ersuchte den Minister, denselben französisch zu fragen. Der Minister that diess, und der Neger antwortete sogleich. Das war dem Minister zu arg; er lief aus dem Zimmer, und schrie: *es ist der Teufel!*

Bey dieser Anekdote hätte der Vf. billig seinen Lesern — die doch grossen Theils aus Ungelehrten bestehen werden — einen Wink geben sollen, wie sich jene Wirkung des Automats aus mechanischen Ursachen erklären lasse, sonst möchte sie vielleicht bey Manchem den Aberglauben selbst befördern. *Droz* musste es nothwendig in seiner Gewalt haben, den Neger sprechen zu lassen, wenn es ihm (Droz) beliebte, und diess konnte nicht anders seyn, als dass er entweder *unmittelbar*, oder *mittelbar* (z. B. durch einen Magnet) Einfluss auf den Mechanismus der Figur hatte, jedoch so versteckt, dass auch der aufmerksamste Zuschauer getäuscht wurde.

Die Anmerkung S. 456. es sey gut, dass Demoiselle nicht durch *Jungfer* übersetzt werden könne, ob es gleich dadurch ganz wörtlich ausgedrückt werde, scheint nicht auf die lesende Jugend berechnet zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 15. September 1803.

## PHILOLOGIE.

LONDON, b. Payne, Sewell, Murray u. Highley: *A Specimen of the conformity of the European Languages, particulary the English, with the Oriental Languages, especially the Persian;* in the order of the Alphabet: with notes and authorities. By *Stephen Weston*, B. D. F. R. S. S. A. 1802. XXX u. 218 S. 8. (3 Rthlr.)

Es giebt nur Einen Weg, auf welchem man sich mit einiger Sicherheit in das Feld etymologischer Untersuchungen wagen darf, den *historischen*. Sobald man diesen verläſst, ist man in Gefahr, in willkürliche Deutungen und etymologische Witzeleyen zu gerathen, woraus man nur mit Mühe sich wieder loszuwinden vermag, und wobey man sich zuletzt zu dem nicht erfreulichen Bekenntniſs genöthiget sieht, daſs man ein böses Spiel gespielt habe. Wir wünschen, daſs Hn. W., der sich durch seine *Hermesianactis Fragmenta* als einen guten Philologen gezeigt und auch in der gegenwärtigen Schrift schöne philologische Kenntnisse documentirt hat, dieses Schicksal nicht treffen möge; aber seiner Manier, die Verwandtschaft zwischen den Orientalischen und der Englischen Sprache aufzusuchen und darzustellen, müssen wir unsern Beyfall versagen. Wir finden nirgends den Unterschied zwischen *Verwandtschaft* und *Einbürgerung*, auf den doch Alles ankommt und der den Vf. vor manchem Miſsgriff bewahrt haben würde, gehörig beachtet. Der Vf. nimmt alle Wörter, die im Arabischen, Parsischen und Samskredanischen nähere oder entferntere Aehnlichkeit mit englischen Ausdrücken haben, in seine Vergleichung auf, ohne nur zu fragen, ob sie auch die historische Kritik aushalten oder nicht? Er stellt sich dadurch einem *Marcus Zuerius Boxhornius*, *Andreas Müller*, *Herrmann von der Hardt*, *Abrahamus Hinckelmann* und andern keinesweges glücklichen Etymologisten an die Seite. Des letzteren thut er S. 193 Erwähnung, wo er aus ihm noch einen Nachtrag einiger lateinischen Ausdrücke liefert, ohne daſs sich auch nur ein Fingerzeig von der Unzulässigkeit solcher Vergleichungen dabey fände. Natürlich! Denn wie sollte Hr. W. einen Fehler rügen, dessen er sich selbst so oft schuldig macht! Zuweilen kommt zwar eine Bemerkung vor, die eine richtige Ansicht zu verrathen scheint; wenn sie nur nicht wieder durch das ganze höchst fehlerhafte Verfahren des Vfs. verdunkelt würde. Z. B. Vorr. S. XV: „*Conquest and Commerce were the great channels, through which the language of the Goths passed into Persia, and by which the terms of the English are current all over the world.*" Ferner S. XXVII: „*It may, perhaps, be more easy to account for the Arabic words in our language than the Persian; if we consider that wen the star of the great monarchies was set, the Arabian luminary arose, and like Timur, became the lord of the fortunate conjunction at its rise. The great empires that have been founded on the ruins of the widely extended dominions of the Khalifs, in all which Arabic has been, and is still, legally and religionsly cultivated, must, no doubt, have influenced the states of Europe and mixed their tongues with hers.*" Allein das ist auch alles, was der Vf. hierüber hat. Auf die wichtigen historischen Ereignisse, wodurch der Orient mit dem Occident in nähere Verbindung trat, auf die *Kreuzzüge*, *die Eroberung Spanien's und Sicilien's durch Araber*, *die Einwanderung der Juden und Türken in Europa* u. s. w. ist weiter keine Rücksicht genommen. Man sieht sich vergeblich nach einer Andeutung des Weges um, den die Sprache des Orients durch *Spanien*, *Italien*, *Frankreich*, *Deutschland* etc. nach *England* genommen haben dürfte; man erwartet vergeblich eine Vergleichung der genannten Sprachen, welche doch durchaus nothwendig ist, wenn man die prätendirte Harmonie nicht zu einem bloſsen Werk des blinden Zufalls machen will. Kurz, Hr. W. hat durchaus das nicht geleistet, was Rec. mit Recht von ihm fodern zu können glaubt. Die auf dem Titel versprochenen „*Authorities*" sind nur sparsam angeführt und bestehen theils aus einigen Versen des *Hafyz*, *Hariri* u. a., theils aus Stellen aus griechischen oder römischen Schriftstellern, Shakespeare, Dryden, u. a. mehr des Beyspiels als des Beweises wegen. Denn die Autorität der *Wörterbücher* ist überall vorausgesetzt. Die Folge von diesem Verfahren des Vfs. ist, daſs unter den 368 Artikeln (ohne den Nachtrag S. 211—218.) höchstens der *dritte* Theil die Beleuchtung der historischen Kritik aushalten kann. Wir wollen nur einige Proben solcher höchst unglücklichen Derivationen geben. S. 2: ابليس *Eblis, Devil. Eblis, the Persians say, was sent from Heaven to chastise the genii, whom he roused, and with Gian ben Gian their leader, drove from the face of the earth and reigned in their stead. His name was Haves, the Guardian, or Protector; but, proving refractory, and disobedient to the commands of Heaven, he was called Iba the Stubborn, Eblis the Desperate and Sheitan the Proud.* (Was soll das alles hier?) ديو ابليس, *Diveblis* makes. *Devilish*, *Devil* etc. S. [illegible] انكد, *Enked*- Un-

*Unked. Enked is avaricious, wretched, from whence we have perhaps a term in English of unked; disagreeable, melancholy, tiresome. In Oxfordshire every thing unpleasant is unked*"!! S. 52: „جوان *Juvan — Juvenis. Juven, a boy, or young man.* جنرال *General — General is from the Portuguese (?), but the root* (Wurzel) *is in Arabic.*" S. 144: „كير, *Kir* — Κύριος *Kir is a lord in Arabic* (*Kir* ist ein aus dem griechischen corrumpirtes syrisch - arabisches Wort) *and means baalpeor (??) in one word*". S. 154: „مطا *Mata — Extendit. From this word in Arabic comes* مطيت *a beast of burden that is drawn along, or driven, and stretched out, as is a camel, in moving forwards. To stale in English signifies the same thing, setaler, to stale, and is said only of a horse, qui ut urinam reddat, se extendit v. stale in Shakespeare, ubi est prostibulum*". S. 162: „نر *Ner* — Ἀνήρ. *From ner in Persian the Greeks have made* ἀνήρ, *or vice versa! Ner signifies male, manly, masculine*". S. 192: „فيل, *Feel — Elephant. Phil, alphil, auphin, dauphin, See Twiss on Chess*". Doch genug, weil wir nicht weiter abschreiben mögen, obgleich fast jede Seite etwas der Art darbietet. Rec. ist übrigens weit entfernt, nicht auch manches Gute in dieser Schrift zu finden, Die Artikel *Opium* (S. 10), *Balcon* (S. 16), *Barberry* (S. 20), *Algebra* (S. 46), *Guitar* (S. 58), *Shawl* (S. 95), *Huzar* (S. 62), *Check — mate* (ebendas.), *Taus* (S. 192) u. a. verdienen alles Lob. Wir wunderten uns, dass Hr. W. so manche Wörter, welche unbezweifelt orientalischen Ursprungs sind und sich auch in der Englischen Sprache vorfinden, gänzlich übergangen hat. Wir rechnen dahin *Admiral*, *Alberge*, *Alcali*, *Alcohol*, *Almanach*, *Campher*, *Kalfatage* (to calk) *Nadir*, *Rice*, *Terras*, *Tobacoo*, *Zenith*, a. a. Auf jeden Fall hätte sich an ihnen auf dem historischen Wege ein besseres Glück versuchen lassen, als an den vom Vf. erklärten. In der Vorrede, aus welcher wir schon oben einiges angeführt haben, erklärt sich der Vf. S. XVI — XXV über die berühmte Stelle aus den Acharnensern des *Aristophanes* (v. 91 — 92 und v. 100, wo ein Gesandter des Königs von Persien auftritt und seinen Auftrag in *Persischer Sprache* dem souverainen Volk von Athen kund thut — eine Scene, die in jeder Hinsicht so viel Aehnlichkeit mit *Plauti Poenulus* Act. V. Sc. 1 und 2 hat, wo der Punier *Hanno* Punisch redet, was denn zu sonderbaren Missverständnissen Veranlassung giebt. Unser Vf. hat auf diese Parallel - Stelle seine Aufmerksamkeit nicht gerichtet. Er führt von den Worten: Ταρταμαν εξάρξαν απισσνασαρτα die Erklärungen von *Anquetil* und *Wahl* an: „*Afferent nobis ex arce regia opes*", und giebt dann seine eigene Erklärung. Er theilt die Persischen Worte so ab: „*Awurdé am men jezer* (*dschezer*) *na fizun az dara*" i. e. „*I, the Ambassador, have brought no money from the King*". Rec. scheint diese Erklärung des Contrastes wegen am besten zu passen. Der Gesandte hebt pathetisch an: „Ich, der Gesandte des grossen Königs bringe Euch nicht Geld" (oder Truppen u. s. w., sondern guten Rath, oder so etwas.) Das dollmetschet der Πρεσβυς dem neugierigen Δικαιοπολις: „Er sagt, der König wolle Euch Geld schicken (πεμψειν Βαβιλα Φησιν υμιν χρυσιον)". Den 104 v., wo Pseudartabas sagt: ου ληψι χρυσο, χαυνοπρωκτ ταοναυ — (woraus dann wieder nur Missverstand entsteht) hat Hr. W. ohne Erklärung gelassen. Rec., der gern auch das Gute dieser Schrift anerkennt, bedauert, dass Hr. W. von den schönen philologischen Kenntnissen, die er sich erworben hat, keinen bessern Gebrauch gemacht, sondern sich allzu sehr der Willkürlichkeit etymologischer Vermuthungen überlassen hat.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RIGA u. LEIPZIG, in d. nord. Comm. Handl.: *Nordisches Archiv vom Jahre* 1803. *Erstes Bändchen. Januar, Februar, März. Zweytes Bändchen. April, May, Junius.* 8.

Diese Monatsschrift, welche von dem ehemaligen Schauspieler und jetzigen Buchhändler *Kaffka* in Riga herausgegeben wird, und deren Plan aus einer weitläuftigern Anzeige bekannt ist, könnte sowohl für Liefland als Deutschland interessant werden, wenn es ihr glückte, bey ihrer Fortsetzung in eben dem Verhältnisse thätige Mitarbeiter zu erlangen, als deren Zunahme bey der Fortschreitung derselben sichtbar wird. Wie manchem Gelehrten in *Kurland* und *Liefland* müsste es nicht willkommen seyn, kleinere Arbeiten, besonders über die immer noch etwas vernachlässigte Geschichte dieser Provinzen, wozu doch in Mitau und Riga bereits so vortrefliche Materialien vorhanden sind, in einem häufig gelesenen Journale dem Publikum mittheilen zu können, sobald dieses Journal durch strenge Auswahl bey den eingesandten Aufsätzen und besonders durch Vermeidung aller gehässigen Persönlichkeiten, an denen der gebildetere Leser nun einmal keinen Gefallen haben kann, und wenn sie auch die berühmtesten und bekanntesten Namen beträfen, sich mehr Zutrauen und Eingang zu erwerben wissen wird. Um die Uebersicht der in diesem ersten halben Jahrgange mitgetheilten Aufsätze zu erleichtern, bringt Rec. sie unter folgende Rubriken.

I. *Beyträge zur Landeskenntniss.* 1) *Ueberblick des diessjährigen* (soll wohl heissen *vorjährigen*) *Handels der Stadt Riga.* Die Zahl der im Jahre 1802 eingelaufenen Schiffe betrug 1130, und die der ausgehenden 1134. Diess ist alles, was man unter der vielversprechenden Ueberschrift dieses Aufsatzes erfährt. 2) *Kurze Beschreibung der wichtigsten Inseln am finnischen Meerbusen.* Die nur sehr kurz beschriebenen Inseln sind: *Hochland*, *Tyttersaari*, *Lawensaari*, *Peni* und *Seizsaari*, die alle zu dem Wiburgischen Gou-

Gouvernement gehören. Die Einwohner bekennen sich zur lutherischen Religion, haben zwar keine eigenen Prediger, aber dreymal des Jahres, im Frühjahr, Herbst und Winter, fährt ein Prediger aus *Cakis* oder *Birken-Eiland* zu ihnen hinüber, der neben dem Religions-Unterrichte auch über ihre häusliche Verfassungen wacht, und Zucht und Ordnung unter ihnen einführt. *Hochland* ist ein 8 bis 10 Werste langer und 3 bis 4 Werste breiter Fels, fast mitten im finnischen Meerbusen, den 32 Familien bewohnen. Hier werden zwey Feuerbacken von der Mitte des Augusts bis zum ersten November, durch Birkenholz und englische Steinkohlen, auf Kosten des Staats unterhalten. Die Schilderung der Hochländer ist sehr zu ihrem Vortheil. *Tyttersaari*, hat 10 Werste im Umkreise und 4 in der Breite, und besteht theils aus Felsen, theils aus Morast. Sie wird von 22 Familien bewohnt. *Lawansaari* hat 7 Werste in der Länge und 4 in der Breite. Hier wohnen 40 Familien, die fleissig und arbeitsam, aber unter sich selbst meist uneins, neidisch und unverträglich sind. *Peni* ist etwa 8 Werste lang und eben so viel breit. Im Jahre 1763 befanden sich hier 8 Familien, die in demselben Jahre von Räubern besucht und gänzlich geplündert wurden, wobey auch fünf Personen ihr Leben einbüssten. Dreyen Brüdern wurden die Augen ausgestochen, und die übrigen auf andere Art ermordet. Ein paar Jahre nach dieser Begebenheit glich Peni einer wüsten Insel, indem niemand sich darauf wohnhaft niederzulassen getrauete. Nach und nach verschwand die Furcht und jetzt ist sie wieder so ziemlich bewohnt. *Seizsaari* hat 5 Werste in der Länge und 2½ in der Breite; hier wohnen zwanzig Fischerfamilien, die vorzüglich vom Seehundsfange leben. 3) *Sanct Petersburg*. Unbedeutend. 4) *Nachricht von der Universität zu Dorpat*. Enthält die bekannte Stiftungsakte dieser neuen kaiserlich dotirten Lehranstalt. 5) *Bemerkungen über das Armenwesen, mit einem Vorschlage zur Hemmung der Betteley in Russland*. Die Bemerkungen sind nicht neu; der Vorschlag besteht darin, in einer fruchtbaren Gegend den fremden Bettlern eine eigene Heymath zu geben und ihnen einen angemessenen Wirkungskreis anzuweisen. 6) *Geschichte der russischen Armee*. Peter I. ist der Schöpfer der auf europäischen Fuss eingerichteten Kriegsmacht in Russland. Die Errichtung der neuen Armee fängt mit dem Jahre 1699 an; sie soll damals aus 40 000 Mann Infanterie und 20.000 Dragonern bestanden haben. Peter hinterliess seinem Nachfolgern eine Armee von 180 bis 190.000 Mann. Bey dem Tode der Kaiserin Anna bestand sie aus 240.000, unter Elisabeth aus 330,000 Mann. Die jetzige reguläre Landmacht wird gegen 400.000 Mann angegeben. 7) *Ueber Cherson und den Handel des schwarzen Meeres*, aus *Ismailow's* Reise durch das südliche Russland, von Hn *Richter* in Moskau mitgetheilt. 8) *Ueber Odessa*, ebendaher. Da diese Reise bereits von einer sehr geschickten Feder ins Deutsche übersetzt ist: so halten wir uns bey diesen beiden Aufsätzen nicht auf. 9) *Die Kunst in St. Petersburg*, Probe-Auszüge aus Briefen über Russland, die nächstens in Druck erscheinen sollen. Ziemlich oberflächlich, am ausführlichsten über den durch sein ausserordentliches Talent eben so merkwürdigen als durch seine unglückliche Sinneszerrüttung bedauernswürdigen Violinspieler *Diltz*. Hier wird indessen einer Art von Schauspiel erwähnt, das dem grössern Publikum wohl nie bekannt geworden ist, und das vor mehrern Jahren die feinern Kreise der Petersburgischen grossen Welt, vorzüglich der weiblichen, beschäftigte. Diess war die Darstellung irgend eines interessanten Sujets der alten griechischen Geschichte oder Mythologie durch lebende Personen auf einem Theater. Der interessanteste Augenblick ward gewählt, die Bühne war dem Zeitalter und dem Sujet angemessen dekorirt bis auf die geringste Kleinigkeit, alle Theilnehmende nach Antiken mit verschwenderischer Pracht gekleidet, die Bühne mit einer Gaze überzogen und nach malerischen Effekt beleuchtet, die Gruppen von einem geschickten Maler geordnet; der Vorhang rollte auf und man staunte wenige Minuten lang, so lange nämlich das sprudelnde Blut der menschlichen Statuen eine gleiche Attitüde aushalten liess, das Zaubergemälde an, das mit dem Herabrollen des Vorhangs sich wieder, in Nichts auflöste. Der Vf. sah auf diese Art Venus an der Toilette von Grazien und Amoretten umgeben, und Pygmalion vorstellen. 10) *Ueber einen neuen Industriezweig im südlichen Sibirien*. Der ungenannte Vf. trug durch seinen und seiner Freunde unermüdeten Eifer dazu bey, dass den polnischen Kolonisten in den Dörfern Bobrofsky und Sekissofskoy, in der Nahe des Altaischen Gebirges, Bienenstöcke aus der Baschkirey gebracht wurden, wodurch die Bienencultur im ganzen südlichen Sibirien ausgebreitet und ein sehr belohnender Erwerbszweig der dortigen fleissigen Bauern wurde. 11) *Communication von der Wolga und andern Flüssen nach dem St. Petersburgischen und Archangelschen Hafen*. Aus dem Russischen übersetzt. Ein mit Ort- und Sachkenntniss verfasster Aufsatz, der jedoch keinen Auszug leidet.

II. *Philosophische und politische Aufsätze*. Diese sind von sehr ungleichem Werthe. 1) *Der letzte Zweck des Menschen ist Freude*. Gut gemeynt. 2) *Apologie des Spiels*, mit den bekannten Gründen vertheidigt. 3) *Weibliche Schönheit*, nach dem Französischen von *Kaffka*, ein Aufsatz, bey dessen Weglassung die Leser nichts entbehrt haben würden. 4) *Was gehört zu einer glücklichen Ehe?* Nach dem Vf. sehr wenig. Ein gutes und *festes* Herz, ein richtiger Verstand von Seiten des Mannes; nichts als Nachgiebigkeit von Seiten des Weibes — und sie steht da, dauerhaft und gut. 5) *Ueber die Mode, mit Anwendung auf die Lieblingstracht der Rigaischen Damen*. Die Abhandlung über die beste Form der Schuhe wird hier *Campe* zugeschrieben. 6) *Abgerissene Gedanken*. Wie leicht es sey, solche Gedanken abzureissen und hinzuwerfen, ist bekannt. Man findet hier Sätze wie diesen: Der Weise prüft und wählt seinen Weg; der Narr treibt mit dem Strom. *Bist du nicht schon weise;*

se: so wir des dich wenig nützen einen Weisen zu hören. — Was muss der Mann für eine Vorstellung von dem Menschen haben, der folgende Stelle niederschreiben konnte: Ein chinesischer Kaiser, als ihm der Sieger Gift zu trinken zwang, betete, ehe er den Becher leerte: Gott, wenn ich wieder geboren werden soll: so lass mich nur nicht wieder Kaiser werden! — *Nicht wieder Mensch werden! würde das Gebet der halben Erde seyn!* 7) *Wohlgemeynter Rath an junge Schriftsteller.* Nichts Neues, es müsste denn etwa folgendes Gleichniss seyn: *Isst nicht der Mensch den Kohl so gut, wie die Ziege ihn isst, die sich davon nährt? und verwandelt er sich nicht bey beiden in ihre Bestandtheile? Nun, eben so gut können zehn Menschen, durch ein Original, alle zehn auch Originale werden, d. h. eine Sache von einer neuen Seite darstellen.* 8) *Freymüthige Bemerkungen eines aufgeklärten und unpartheyischen Politikers, des bekannten und geschätzten Karamsin, über die letzten Vorfälle in der Schweiz.* Aus dessen Journal Westnik Jewropii, der Bote Europens. Freymüthig und stark. 9) *Freyheit und Gleichheit;* ein kurzer, nichts neues enthaltender Aufsatz aus den *Beschäftigungen meiner Muse* des Hn. *Alexei Narischkin* übersetzt. 11) *Ueber den Grundsatz eines weisen und gerechten Fürsten, die Rechtssachen seiner Unterthanen niemals nach eigener Willkür zu entscheiden, sondern solche immer dem Gerichte zur gesetzmässigen Entscheidung zu überlassen.* Uebersetzung einer schönen von dem Hn. Professor *Schlözer* in Moskau, am Namensfeste Alexanders I. gehaltenen lateinischen Rede. Wir heben aus derselben einen noch wenig bekannten Zug aus dem ersten Jahre der glücklichen Regierung Alexanders des Menschenfreundes aus. In verschiedenen Gegenden Russlands giebt es eine Art unschuldiger, gutmüthiger Schwärmer, welche mit den Quäckern sehr viel Aehnlichkeit haben, und unter dem Namen Duchoborzen bekannt sind. Diese weichen in mancher Hinsicht von den Glaubenslehren der übrigen russischen Kirche ab. Man hatte hievon Veranlassung genommen, sie zu bedrücken, um sie mit Gewalt zum Uebertritte zur übrigen russischen Kirche zu bewegen. Sobald Alexander zur Regierung kam, übertrug er zweyen durch Kopf und Herz gleich ausgezeichneten Gliedern des Senats, die Lage jener armen Verirrten zur Untersuchung. Auf die Vorstellung dieser beiden Männer wurden die Duchoborzen von allen Bedrückungen befreyt, und der Kaiser billigte in mehrern Schreiben, welche er an die Senateurs erliess, alles, was sie zur Erleichterung ihrer Lage gethan hatten.

III. *Lebensbeschreibungen und Anekdoten.* 1) *Ueber den vermeyntlichen Bauer in dem Begräbniss-Gewölbe der ehemaligen Herzoge von Kurland auf dem Schlosse zu Mitau.* Der Vf. dieser eigentlich nur für die kurische Geschichte interessanten Mikrologie beweist mit sehr guten Gründen, dass dieser vermeynte Bauer eigentlich der Leichnam des vor Ofen gebliebenen Prinzen Alexanders, eines Sohnes des durch seine merkwürdige, und einer ausführlichern Bearbeitung würdige Regierung berühmten Herzogs Jakob von Kurland ist. 2) *Lebensumstände des* am 9ten Julius 1802 verstorbenen, auch in Deutschland rühmlichst bekannten Probst *Christoph Friedrich Neander*, und 3) *des* durch seine vielen Schriften und sein thätiges Leben berühmten Professor *Johann Melchior Gottlieb Beseke.* Des letztern schöne und vollständige Sammlung kurländischer Vögel hat der Adel von Kurland für 600 Alberts-Thaler gekauft und dem akademischen Gymnasium in Mitau geschenkt.

IV. *Gedichte.* Mit Recht nennt Rec. hier ausser der niedlichen Dichtung: *die Waaren der Musen*, aus *Nowikows* satirischen Zeitschrift: der Maler, den *Trauergesang der Krieger Igors*, von welchem Hr. *Richter* in Moskau hier ein Fragment liefert. *Da dieses* merkwürdige Gedicht jetzt hoffentlich *den meisten* unsrer Leser aus den *Russischen Miscellen* bekannt ist: so wäre eine nähere Anzeige überflüssig. Auf die übrigen Gedichte setzen wahrscheinlich ihre Verfasser selbst keinen grossen Werth.

V. *Theater.* Nachrichten. Chronologie des russischen Theaters. Mad. Chevalier. Nachrichten von den Theatern zu St. Petersburg, Moskau, Wilna, Riga, Mitau und Libau.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Meinike: *Neue und geprüfte Mittel den Krebs und alle bösartige, fressende, scrophulöse Geschwüre, wie auch den Krebs der Gebärmutter zu heilen.* Von *Claudius Champelle.* Aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Einleitung und einigen Anmerkungen versehen von *Joh. Karl Wilhelm Lehmann*, Prosector bey dem anatomischen Theater zu Dresden. *Zweyte* und verbesserte Auflage. 1802. 36 S. 8. Ohne Vorrede. (5 gr.) Diese Schrift enthält weder neue Bemerkungen, noch praktische Beobachtungen, die der Anführung werth gewesen wären. Auch die eingestreueten Zusätze sind von keiner besondern Erheblichkeit. Die Uebersetzung lieset sich recht gut, und scheint treu gerathen zu seyn, so viel sich dieses, ohne das Original damit verglichen zu haben, muthmasslich angeben lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 16. September 1803.*

## LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Desenne u. Martinet: *Vie de François-René Molé, Comédien français et Membre de l'Institut national de France.* 1803. 223 S. 8.

*Molé* war Schauspieler und zugleich Mitglied des National-Instituts. Wie sehr gereicht nicht die Verbindung dieser beiden Eigenschaften und Charakter auch dem Institute, so wie dem berühmten Schauspieler zur Ehre! *Molé* wurde den 24. November 1734 in Paris geboren. Ungeachtet sein Vater, ein Kupferstecher, in äusserster Dürftigkeit lebte, gab er gleichwohl den Kindern, so viel er vermochte, eine gute Erziehung; er vertraute die beiden ältern Söhne als Copisten einem Notar an. Bey gänzlichem Mangel an Vermögen, sollte er auf Unkosten der Pfarrgemeine beerdigt werden. Bey seinem Tode war der junge *Molé* nicht älter, als vierzehn Jahre. Die Beerdigung auf öffentliche Unkosten schien ihm für das Andenken des Vaters ein Schandflecken; er war damals Commis in einem Finanzbureau mit einem Gehalte von nicht mehr als 800 Livres; um die väterliche Leiche bestatten zu können, wollte er auf diesen Gehalt Geld entlehnen, allein seine Versuche blieben fruchtlos; endlich nach wiederholtem Zudringen und nicht ohne bittere Thränen bewog er einen alten Nachbar, ihm 12 Louis vorzustrecken, die er hernach eben so gewissenhaft zurückgab, als er sie zu religiösem Gebrauche anwendete. Hätte *Molé* dem Rathe seiner frommen Aeltern gefolgt, so würde er nie dem Berufe eines Canzleybedienten entsagt haben: allein sein älterer Bruder, *Dalainville*, war bereits in eine Schauspielergesellschaft getreten, und nun verliess, ungeachtet aller Einwendungen von Seiten der Mutter, auch er die betretene Laufbahn. Eines Tages, als er (wie er öfters zu thun pflegte) vom Schreibpulte herab, den Stühlen rund um ihn her, tragische Verse vordeclamirte, überraschte ihn mitten unter seiner Begeisterung Hr. *Blondel de Gagri*, der Finanzintendant. Dieser ermunterte ihn, und hörte mit seiner Gemahlin den Declamationen des jungen Menschen nicht selten zu; er sicherte ihm sein Gehalt zu, foderte aber von ihm nicht weiter Canzleyarbeit; gewöhnlich nahm er ihn, wenn er das Schauspiel besuchte, mit sich in seine Loge. Mit Enthusiasmus widmete sich der Jüngling dem Theater, und zwar vorzüglich dem tragischen; den ersten Versuch wagte er im *Tempel*, unter einer Gesellschaft von Dilettanten, in Verbindung mit *Augé*, *Feuilly* und *Lekain*. Seine Muster waren *Grandval*, *Bellecour*, *Dumesnil*, *Clairon*; seine Lieblingsschriftsteller *Racine* und *Voltaire*; seine Hauptstudien Sprach- und Redekunst. Von der Natur hatte er eine sehr schöne Bildung mit ausserordentlicher Geschmeidigkeit der Glieder erhalten; moralisch, wie physisch, besass er eine kraftvolle Organisation; er verliess sich aber nicht allein auf die glücklichen Anlagen, auch liess er sich nicht durch den Beyfall verblenden; immer strebte er nach höherer Vervollkommnung, und gerne gab er der Kritik Gehör.

Hauptst. II. *Molé's* erste Versuche in Paris; seine Reisen aufs Land, seine Aufnahme bey der französischen Comödie. S. 29—44. Parallele zwischen dem damaligen blühenden Zustande des französischen Theaters und seinem heutigen Verfalle; zum erstenmale trat auf diesem Theater *Molé* den 7. November 1754 auf, in dem zwanzigsten Jahre seines Alters. *Britannicus* und *Olinde*, *Nerestan* und *Seïde* waren die ersten Rollen, die er spielte. *Seïde* in dem Trauerspiele *Mahomed* war seine Lieblingsrolle. Seine Stimme fand man zu schwach, seinen Ton zu überspannt; er zog sich zurück, und liess sich unter einer Truppe in der Provinz anwerben. Der Reihe nach trieb er sein Spiel in verschiedenen Städten, in Lyon, Toulouse, Marseille. Nur auf förmliche Einladung kehrte er am 28. Januar 1760 nach Paris auf das französische Theater zurück, und mit Beyfall spielte er die Rolle des *Andronicus*, nur tadelte man die etwas gekünstelte Manier, die er sich in der Provinz angewöhnt hatte. In kurzem aber vervollkommnete er sich so sehr, dass er sich allgemeine, laute Bewunderung zuzog. Anstatt seine Erholungsstunden beym Trinktische und Gastmale zu verschleudern, übte er sich in der Musik, in der Fecht- und Tanzkunst. Dadurch verschaffte er seinem Körper eine solche Leichtigkeit, dass er noch in seinem neun und sechzigsten Jahre den *Fat* und den *Markis* bis zur Täuschung spielte. Beym Anfange seiner theatralischen Laufbahn warf man ihm Mangel an Wärme, beym Fortgange hingegen zu heftiges Feuer vor; erst nach wiederholten Versuchen vermied er gleicher Weise beide Extreme.

Hauptst. III. Dramatische Laufbahn bis zu *Molé's* Rückzug im J. 1776. S. 45—67. Hier sind die Reden eingerückt, die er theils bey der Zuschliessung, theils bey der Wiedereröffnung der Bühne im Namen der Schauspieler auf dem Theater vortrug; sie zeichnen sich sowohl durch den ernsthaften Inhalt als durch den bescheidenen Ton aus. Die wichtigsten Rollen, die er während dieser Zeit spielte, sind der *Ilus* in Dubelloi's *Zelmire*; *Maxime* in dem Trauerspiele *Cinna*; *Lindor* in Rochon de Chabannes *Heureusement*; der *Markis* in dem modischen *Cercle*. Sonderbar ist hierbey

bey die Bemerkung des Biographen: „Anstatt den Ton, die Gebehrden und Stellungen des super-eleganten Markis als übertrieben und lächerlich zu vermeiden, ahmte sie die ganze schöne Welt nach.“ Durch heftige Bewegungen und unermüdliche Geschäftigkeit, zog er sich im October 1766. eine gefährliche Krankheit zu, die ihn für sechs Monate von der Bühne zurückzog.

Hauptst. IV. *Molé's* Rückkehr auf die Bühne bis zu *Bellecour's* Tode. Als Jubelfest feyerte man in den Logen und im Parterre seine Rückkehr. *Beverley's* Rolle spielte er so ganz nach der Natur, mit so viel Gefühl und Feuer, dass Mlle. *Clairon* am Ende des Spieles sich mit Gewalt die Thüre von *Molé's* Loge öffnen liess, und sich auf den Knieen zu dem grossen Schauspieler hinschleppte, um ihm tief durchdrungen die höchste Bewunderung zu bezeugen. In den entgegengesetztesten Rollen war er gleicher Weise unübertrefflich. Im J. 1769 spielte er mit aller Lustigkeit eines jungen, unbefangenen Bauern die Rolle des *Hilas* in einer Pastorale von *Rochon de Chabannes*. Für ihn war der glänzendeste Tag, als er jene beiden so verschiedenen Rollen schuf, die eine in dem Trauerspiele *Regulus*, die andere *Damis* in der *Feinte par Amour*. Den Beschluss dieses Abschnittes macht *Molé's* Epilog zur *Irene*, in *Voltairens* Anwesenheit.

Hauptst. V. *Bellecour's* Tod. *Molé* spielt die ersten komischen Rollen. In der Geschichte des französischen Theaters macht das J. 1778 Epoche durch den Tod *Lekain's* und *Bellecour's*. Nach dem Tode des letzten, sah sich *Molé* zur Uebernahme aller komischen Hauptrollen genöthigt. Selbst den *Misanthrope* spielte er mit grossem Beyfalle. Die Leichtigkeit, mit der er sich in jede Rolle hineinarbeitete, machte es ihm nicht schwer, seine natürlichen Grazien und die Anmuth seiner Gesichtszüge in den Ernst des Misanthrope zu hüllen.

Der *Vieux Célibataire* von Colin-d'Harleville ist das letzte Stück, das er vor der Verhaftnehmung seiner Cameraden, unter der Schreckensregierung, auf die Bühne brachte. Einzig seinem Alter dankte er's, dass nicht auch er in die Proscription fiel. Nothgedrungen prostituirte er sein Talent bey den revolutionären Paraden.

Hauptst. VI. *Molé's* Privatleben. Von früher Jugend an hatte er auf der Bühne so oft die Rolle eleganter *Markis* gespielt, dass er auch im täglichen Umgang und in der Welt vielmehr ein Hofling als ein Komödiant zu seyn schien. Noch in seinem acht und sechzigsten Jahre spielte er mit Beyfall Molierens *Philint* und den *Amant Bourru*. Niemals mischte er sich in die niedrigen Intriguen hinter den Coulissen. Nur er allein war's, der ungescheut gegen den Marschall von *Duras* der verfolgten Mlle. *Sainval* Parthey nahm. Bey seiner Rückkehr auf die Bühne gaben die Schauspieler zu seinem Benefiz ein Stück, welches ihm in einem Abende 24000 Franken eintrug; sogleich verwandelte er diese Summe in Geschmeide für seine Maitresse. Ueberhaupt lebte er prächtig, und immer hielt er offene Tafel; dabey bewiess er sich ungemein mildthätig gegen Arme. Im J. 1769 hatte er sich mit Mlle. *Dépinay* verheyrathet, einer jungen und artigen Schauspielerin; bis zum Tode bewiess er ihr die zärtlichste Zuneigung. Er bildete mehrere gute Schauspieler: „Die Natur, pflegte er zu sagen, schafft auch „sie, so wie die Dichter. Ihre ganze Wissenschaft be„schränkt sich auf folgendes Axiom: vom Herzen muss „man sich hinreissen lassen, über den Kopf aber Mei„ster bleiben.“ Gegen die herrschende Sitte der Schauspieler, hegte *Molé* grosse Hochachtung für vorzügliche Schriftsteller; nur zuweilen, wenn ihn mitten unter *bonnes fortunes* ein Schauspieldichter unterbrach, wiess er ihn öfters verächtlich zurück. Ein junger Autor hatte ihm ein Heft zum Prüfen überreicht; zwanzigmal wiederholt er umsonst beym Aristarch den Besuch; endlich sagt er ihm: Nun hab' ich Ihr Stück gelesen. Sie verlangen, dass ich Ihnen darüber meine Meynung freymüthig eröffne. Ihr Versuch verräth Talent, aber für uns taugt er nicht. — Und warum? — Der Stoff ist zu leicht, *er hat* zu wenig Verbindung, und ist nicht theatralisch genug. — Aber der Dialog? — O, der ist zu weitschweifig. — Und die Anordnung? — Dunkel. — Die Entwicklung? — — zu rasch. — Ich danke Ihnen, mein Hr. *Molé*, aber Ihre Bemerkungen kann ich nicht benutzen. Indem der Autor es sagt, reisst er von der Handschrift das Band weg, und lässt den Schauspieler sehen, dass er ihm nur ein Heft von weissem Papier überreicht hatte.

Hauptst. VII. *Molé's* Werke. Gelehrte Erziehung hatte er nicht genossen, aber seinen Geschmack durch Lectüre gebildet. Sein erster Versuch war ein kleines Lustspiel, das *Qui-pro quo*, welches aber nicht im Drucke erschienen. Er schrieb ein *Eloge de Mlle. Dangeville*, und eine kurze *Notiz über den unsterblichen Lekain*, die der Biograph hier mittheilt.

Hauptst. VIII. *Molé's* Tod. Während der Revolution hatten er und seine Cameraden beynahe alles Vermögen eingebüsst. Noch im spätern Alter spielte er für sein Benefiz den *Amant bourru*, und zwar unter so heftiger Bewegung, dass er sich starke Schmerzen auf der linken Seite zuzog; er spielte gleichwohl wenige Tage nachher schon wieder, und zog sich darauf beym Nachtessen eine Unverdaulichkeit zu. Die Lästerchronik fügt hinzu: nach Tische habe er in seinem Greisenalter so gar noch die Rolle des Verliebten gespielt. Seitdem kam er nicht wieder zu Kräften. Während dass die eine Hälfte seines Körpers gänzlicher Erschöpfung immer noch entgegenarbeitete, litt die andere an peinlichem Krebs. Endlich schwächten sich auch seine Geisteskräfte; er liess es sich nicht ausreden, dass die Hälfte seines Körpers unter einer fürchterlichen Last niedergedrückt sey. Einige Tage vor seinem Hinscheiden beichtete er, und genoss noch die Sacramente. Vor dem letzten Athemzuge dictirte er zur Empfehlung armer Verwandten noch einen Brief an den Oberconsul. Er starb in der Nacht vom 20. Frimaire XI. J. in einem Alter von 69 Jahren. Unter grossem Gepränge wurde seine Leiche beerdigt; sein Camerad, *Monvel*, feyerte sein Anden-

denken durch ein *Eloge funèbre*, und die französische Schauspielergesellschaft bestimmte für seine Enkelin ein Jahrgehalt von 1200 Franken.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**Moskau**, in d. Universitätsbuchh.: *Westnik Jewropii*, isdawaemüy *Nikolaem Karamsinüm* (d. i. der Verkündiger Europens, herausgegeben von *N. Karamsin.*) 24 Hefte 1802. und 10 Hefte 1803. 8.

Diess ist das, auch in Deutschland durch mehrere Anzeigen bekannte, Journal des Hn. *v. Karamsin*. So wie die Schriften dieses Vfs. überhaupt in der russischen Literatur Epoche machen, [s. die Uebersicht d. russischen Literatur im Intelligenzbl.] so gehört vorzüglich dieses Journal unter die bedeutendsten literarischen Erscheinungen des *neuen* Jahrhunderts in Russland. Der würdige Herausgeber, der bloss der Literatur und den Musen lebt, und in thätiger Zurückgezogenheit seinem Vaterlande auf eine Art dient, die in Russland mehr als anderswo zu den nützlichsten und verdienstlichsten gehört, hat auch bey dieser Zeitschrift unverkennbar keinen andern Zweck, als den Geschmack seiner Landsleute zu bilden, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, die Liebe zur Literatur allgemeiner zu machen, und überhaupt das grosse Werk der Aufklärung, das jetzt in Russland mit solchem Eifer getrieben wird, so viel an ihm ist, zu befördern. Daher ist denn auch sein Journal nicht ausschliesslich einer oder der andern Wissenschaft gewidmet, sondern alles, was Grosses und Merkwürdiges im Gebiete der Literatur, oder der Menschheit, geschieht, gehört in den Plan desselben. Lehrreiche Aufsätze wechseln mit unterhaltenden, Prosa mit Gedichten ab, aber alles, was es enthält, zeugt von geschmackvoller Wahl, die meisten Aufsätze erheben sich weit über das Mittelmässige, und alle sind in einer reinen, anziehenden, nicht selten classischen, Sprache geschrieben. Diess vorläufig über den Geist dieser Zeitschrift. Jetzt wollen wir ihren Inhalt genauer betrachten, und die vorzüglichsten Aufsätze umständlicher anzeigen.

Jedes Heft des Westnik zerfällt, wie schon in der Uebersicht der russischen Literatur im Intelligenzblatt bemerkt worden ist, in zwey Hälften, wovon die eine *Litteratura i Smes*, d. i. schöne Literatur [unter dem Worte *Litteratura* versteht man im Russischen wie im Französischen unter *litterature* meistentheils nur die schöne Literatur] und Allerley, und die andern *Politika*, d. i. Politik, überschrieben ist. Die erste enthält Erzählungen, Gedichte, Fabeln und andere, unter jene Rubrik passende Aufsätze, theils Originale theils Uebersetzungen, nebst vermischten Nachrichten aus französischen, englischen und deutschen Journalen gezogen; die zweyte hingegen beschäftigt sich ausschliesslich mit Politik. Dieser Abschnitt enthält eine fortgesetzte Uebersicht der politischen Lage Europens, bey welcher der Herausgeber in Rücksicht der Begebenheiten zwar grösstentheils den öffentlichen Blättern des Auslandes folgt, doch aber auch immer seine eigene unbefangene Meynung hat, die nur höchst selten mit Wahrheit und Billigkeit in Widerspruch steht; wie seine frühern Erklärungen über die Angelegenheiten der Schweiz, die er aber nachher zum Nachtheile der Franzosen umänderte. Ueberhaupt herrscht in diesem Theile des Karamsinschen Journals eine Freymüthigkeit, die bisher in Russland unerhört war, da gewöhnlich weder Schriftsteller noch Censoren wussten, woran sie waren, und welches die Gränzen wären, die sie nicht überschreiten durften. Unter Alexanders lichtvoller Regierung ist das anders. Da wissen Schriftsteller und Censoren, dass der bescheidene Gebrauch jenes Vorrechtes nicht nur keine übeln Folgen nach sich zieht, sondern dass sie sogar dem Geiste der Regierung und der Zeit huldigen, wenn sie engbrüstige Zurückhaltung und einseitige Partheylichkeit vermeiden.

Eine vollständige Anzeige der einzelnen Aufsätze würde zu viel Raum einnehmen; Rec. glaubt daher am besten zu thun, wenn er etwas über die vorzüglichsten Originalaufsätze sagt, besonders über solche, welche sich auf Russland beziehen. Das *zweyte* Heft enthält einen solchen Aufsatz, der *Strannost* d. i. etwas Seltsames überschrieben ist. Dieses Seltsame ist nämlich folgendes: Ein Franzose, der lange als Hauslehrer in Russland gelebt hat, und nun in sein Vaterland zurückgekehrt ist, macht in den russischen Zeitungen bekannt, dass er in der Nähe von Paris eine Erziehungsanstalt für junge Russen errichtet habe, und ladet die Aeltern ein, ihm ihre Kinder zu schicken. Gegen diese Bekanntmachung ist der Aufsatz gerichtet. Der Vf glaubt zwar nicht, dass es in Russland so thörigte Aeltern giebt, die ihre Kinder nach Frankreich schicken werden, um sie dort erziehen zu lassen, da man ja nirgends ein besserer Russe werden könne — worauf es denn doch in Russland am meisten ankomme — als in Russland selbst; aber demungeachtet hält er es für nöthig, die Lächerlichkeit dieser französischen Unternehmung zu zeigen, und den Aeltern in Russland die Thorheit und Schädlichkeit einer ausländischen Erziehung auseinander zu setzen. Diese Meynung, so wie der Aufsatz im vierten Hefte über die Liebe zum Vaterlande und den Nationalstolz, in welchem der Herausgeber wieder gegen die zu grosse Werthschätzung des Auslandes eifert, kann nur demjenigen auffallen, der Russland nicht kennt. Wer aber weiss, wie sehr, besonders in den höhern Ständen, die Gallomanie wüthet, wer den schädlichen Einfluss kennt, den diese Krankheit auf Moral und Nationalcharakter hat, der wird es einem patriotischen Schriftsteller gewiss nicht verargen, wenn ihn sein Eifer auch etwas zu weit führen und er das Kindlein mit dem Bade auszuschütten scheinen sollte. Denn im Allgemeinen ist die Erziehung junger Russen im Auslande, oder d. h Ausländer, doch wohl nicht so schlimm, als sie der Vf. macht. Diess bezeugen die Beyspiele mehrerer noch lebender würdiger Russen, die im Auslande erzogen sind. Und wem verdanken am Ende Russen, die sich durch Bildung des Geistes und Herzens auszeichnen, diese Bildung anders als Aus-

Ausländern? Diess führt uns zu dem Auffatze über die neuzuerrichtenden Adelsschulen in Russland, der sich im *achten* Hefte befindet, und in welchem sich der Herausgeber gleichfalls gegen die ausländischen Erzieher erklärt und Vorschläge thut, wie sie nach und nach durch russische ersetzt werden sollen. Gewiss ist es nicht zu läugnen, dass es unter den sogenannten *Utschiteln* [Hauslehrern] in Russland sehr unwürdige Mitglieder gegeben hat; aber auf der andern Seite findet man auch wieder, selbst unter den französischen *Utschiteln* sehr würdige Männer, denen Russland für die Bildung mehrerer geschickter und rechtschaffener Staatsbürger gewiss Dank schuldig ist. Warum nun diese mit jenen vermengen? Und warum überhaupt sich gegen etwas ereifern, das für's erste nicht wohl anders seyn kann? — Das *neunte* Heft enthält einen interessanten Aufsatz über den *Buchhandel* und die *Leselust* in Russland, der seinem Hauptinhalte nach aus Richters russischen Miscellen — wo sich auch die drey vorher angeführten Aufsätze finden — bekannt ist.

Unter den übrigen Originalaufsätzen dieses Jahrgangs zeichnen wir noch als besonders interessant aus: *Historische Erinnerungen und Bemerkungen auf einer Reise nach Troiza* im 15. 16. und 17. Hefte. Jeder Schritt auf diesem Wege geht über merkwürdigen Boden. Das Dorf *Alexeewskoe*, der Lieblingsauffenthalt des Zaren Alexei Michailowitsch, die Wasserleitung — ein Denkmal von *Catharinens* Grösse und Wohlthätigkeit, — die Moskau mit trefflichen Quellwasser versorgt, und bey dem Dorfe *Mütisch'sche*, siebenzehn Werste von Moskwa anhebt, die Dörfer *Taininskoe*, *Puschkino*, *Bratowschina*, *Wosdwischenskoe*, und endlich das Kloster *Troiza* selbst, die alle in historischer Beziehung merkwürdig sind, geben dem Vf. Veranlassung, mehrere interessante und scharfsinnige Bemerkungen über die russische Geschichte anzustellen, die wir hier um so weniger ausheben, da, wie aus einer Nachricht über die russische Literatur im Freymüthigen bekannt ist, dieser Aufsatz auch in den russischen Miscellen übersetzt erscheinen wird. — Ferner im 24. Heft: *Von den Begebenheiten und Charakteren der russischen Geschichte, die sich zu Gegenständen der bildenden Künste eignen.* Es wird in diesem Aufsatze erwähnt, dass in der Akademie der Künste zu St. Petersburg schon drey Gemälde von russischen Künstlern befindlich sind, die sich auf merkwürdige Vorfälle aus der russischen Geschichte beziehen. Diese Gemälde stellen die Eroberung Kasans, die Wahl Michail Romanows zum Zaren, und die poltawische Schlacht vor. Die Gegenstände, welche der Vf. des Aufsatzes von russischen Künstlern behandelt zu sehen wünscht, sind: die Gründung des russischen Reichs oder die Berufung der drey Brüder Rurik, Sinaus und Truvor — Oleg, der sein Schild an die Thore von Constantinopel heftet — Olegs Tod — Olga, wie sie den Tod ihres erschlagenen Gemahls rächet — Swätoslaw in der Schlacht mit den Griechen — Rogneda, die ihren grausamen Gemahl Wladimir ermorden will — der Kampf des tapfern russischen Jünglings Perejaslaw mit dem petschenegischen Riesen u. s. w. — Endlich verdienen mehrere Fabeln von *Puschkin* ehrenvolle Erwähnung.

Der neue Jahrgang hebt mit einer vortrefflichen Erzählung vom Herausgeber an, die *Marfa Possadinza* oder die Bezwingung Nowgorods überschrieben ist. Auch diese Erzählung wird, nach der obenangeführten Nachricht im Freymüthigen, in den russischen Miscellen übersetzt erscheinen. Wir enthalten uns also etwas weiter darüber zu sagen, als dass sie der Freymüthigkeit des Vfs. Ehre macht. Ferner verdienen ausgezeichnet zu werden: *Der junge Philosoph* eine artige Erzählung von *Wlad. Ismailow* im 5. und 6. Heft. — *Ueber den Ursprung der geheimen Kanzley in Russland* im 6. Heft, wo gegen Tatischtschew, Schlözer und Levesque behauptet wird, dass die geheime Kanzley nicht unter dem Zaren Alexei Michailowitsch, sondern erst unter Peter dem Grossen ihren Ursprung in Russland genommen habe. — Ueber den verstorbenen Dichter *Bogdanowitsch*, der Lafontaine's Psyche mit vielem Glücke im Russischen nachgeahmt hat, im 9. und 10. Hefte. — Auch findet man im 4. Hefte eine Probe von *Derschawins* [Justizminister und Generalprocüreur] Uebersetzung des Pindar, und im Verse von dem Greise *Cheraskow*, dem Dichter der Rossiade, die noch voll Feuer und Leben sind.

Gewiss verdient Hr. *v. Karamsin* um so mehr den Dank seiner Nation für diese und andere *literarische* Arbeiten, da er die schönsten Aussichten zu einer glänzenden Laufbahn, wozu ihn sein Stand und seine Talente berechtigen, aufopfert, um seinem Vaterlande auf eine Art zu nützen, die, wie schon oben gesagt worden ist, in Russland, wo es noch so wenig gute Schriftsteller giebt, und wo doch Bücher und Lectüre von Tage zu Tage mehr Bedürfniss werden, zu den verdienstlichsten Arten, dem Vaterlande zu dienen, gehört.

---

NÜRNBERG, in d. Steinischen Buchh.: *Neue Erde und Neuer Himmel, durch gereinigte Religion, Kirchen- und Staatsverfassung, von Gutlieb Frey,* einem Landmanne. Erste Abtheil. 2te Auflage. Religion, die allein den Menschen als wahr einleuchten, sie vervollkommen und beglücken kann. 1801. 112 S. 8. (10 gr.) Erste Abtheil. 3te Auflage. 1802. 112 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätter. 3ter Jahrg. Nr. 38.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 17. September 1803.*

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

St. Petersburg, b. Schnor: *Istoritscheskoe Isobraschenie Grusiy* etc. d. i. Historische Darstellung Grusiens [d. i. Georgiens] in seinem politischen, kirchlichen und gelehrten Zustande. Verfasst bey der Alexandro-Newskischen Akademie. 1802. 100 S. ohne Vorrede und genealogische Tafeln. 8.

Der Vf. dieser Schrift ist der Rector der auf dem Titel genannten Alexandro-Newskischen Akademie, einem Seminar für Geistliche, zu St. Petersburg. Zwar ist sie noch ziemlich unvollkommen und grösstentheils nur Skizze, aber sie enthält auch dafür fast lauter neue und bisher noch unbekannte Nachrichten, die nur ein Mann, wie der Vf. geben konnte, der, mit der grusinischen Sprache bekannt, aus Originalquellen schöpfte, wie er selbst im Vorberichte sagt, die ihm von den, in St. Petersburg bey Gelegenheit der Thronbesteigung anwesenden grusinischen Gesandten und Deputirten mitgetheilt worden waren. Ueberhaupt hat der Vf. Recht, wenn er [im Vorberichte] sagt, dass Grusien, seitdem es ein Theil des russischen Reiches geworden, für Europa ungleich interessanter ist, als es zuvor war, und dass deswegen eine genaue Beschreibung desselben nicht anders als willkommen seyn könne, wenigstens so lange, bis, wie der bescheidene Vf. sagt, die gelehrten Russen, die sich jetzt in Grusien befinden, diesen Mängeln abhelfen, und umständliche und genaue Beschreibungen von Grusien liefern.

Nachdem der Vf. im *ersten* Kapitel etwas über den ältesten Zustand Grusiens nach griechischen Schriftstellern und über die Benennungen desselben: Iberien, Georgien [vom heiligen Georg, der in Grusien besonders verehrt wird], Grusien [von dem türkischen Gurdschi, welches Georg heisst] gesagt hat, giebt er (S. 5—46.) einen Abriss der *grusinischen Geschichte* von Noah bis auf die neuesten Zeiten, nach den grusinischen Jahrbüchern und was die Vorfälle der neuern Zeit betrifft aus diplomatischen Urkunden der Russen. Dieser kurze Abriss enthält manches merkwürdige, wovon wir hier einiges zur Probe anführen wollen: Mit Persien wurde auch Grusien, das damals unter persischer Oberherrschaft stand, Alexandern von Macedonien unterthan. Er setzte seinen General *Ason* zum Statthalter über Grusien; aber nach Alexanders Tode wurde dieser von einem persischen Grossen, mit Namen *Farnabas* getödtet. *Farnabas* war der erste Zar oder König Grusiens. — *Tiflis*, die Hauptstadt Grusiens ward im J. 446. nach Christi Geburt von dem Zaren Wachtang I. erbauet. — *Tamar* und ihre Tochter *Russ-Udan* regierten im zwölften Jahrhunderte über Grusien; ihre Regierungen waren sehr glücklich. Die erste war mit einem russischen Fürsten, einem Sohne des Grossfürsten Andrei Bogolubsky, vermählt. Tamars Regierung war die blühendste Epoche der grusinischen Literatur. — Der Zar Alexander I. theilte Grusien im J. 1414 in drey, von einander unabhängige Fürstenthümer: Kartalinien, Kachetien und Immeretien, die er seinen drey Söhnen hinterliess — der kachetinische Zar Alexander II. begab sich im J. 1586 unter russischen Schutz — dasselbe that bald darauf der immeretische Zar. — Im Jahre 1653 kam zuerst ein grusinischer Fürst mit seiner ganzen Familie und mehrern vornehmen Geistlichen nach Russland. — Der bekannte Zar *Irakli* [Heraklius] wurde in seiner Jugend besonders von Schach Nadir geliebt, und musste sich öfters an seinem Hofe aufhalten. — Im Jahre 1783 unterwarf er sich Russland. — Im Jahre 1793 fielen die Perser in Grusien ein; diess war die Veranlassung zum Kriege zwischen Russland und Persien, in welchen die Russen schon mehrere Vortheile erfochten, und die Städte Derbent, Schamach, Baku und Gandsch erobert hatten, als Paul I. die Truppen zurück rief. — Irakli starb im J. 1798. — Innerliche Unruhen, die nach seinem Tode ausbrachen, so wie die Einfälle der Perser und Lesgier, nöthigten endlich Grusien sich Russland gänzlich zu unterwerfen. — Paul I. erklärte die Grusier durch ein Manifest vom 18. Januar 1801 für russische Unterthanen, und diess Manifest ward durch ein anderes von Alexander I. [vom 12. September 1801.] bestätigt. Grusien ist nun ein russisches Gouvernement, oder gehört vielmehr zu dem kaukasischen Gouvernement. Es ist in fünf Kreise eingetheilt. Alle Landeseinkünfte werden zum Besten des Landes verwendet. — Die heutigen Einwohner Grusiens sind, ausser den eigentlichen Grusinern, noch Armenier, Perser, Berg- und Hordentataren, Juden und Griechen.

Das *zweyte* Kapitel handelt von dem *kirchlichen Zustande Grusiens* (S. 46—5[illegible]). Der oberste Geistliche in Grusien führt den Titel *Katholikos*, der jetzige heisst *Antoniy* und ist ein Sohn des Zaren Irakli. — Die Anzahl der grusinischen Kirchen beläuft sich auf drey Tausend — die prächtigste ist die Cathedralkirche in *Mzcheti*, einst der Haupt- und Residenzstadt Grusiens, jetzt einem Flecken, am Flusse Kur, achtzehn Werste von Tiflis. Diese Kirche ist vor neunhundert Jahren erbauet. Die Zaren wurden in derselben gekrönt und die Bischöfe werden gleichfalls nur in dieser Kirche geweihet. — In ganz Grusien giebt es nicht mehr als

als elf grusinische und zwey griechische Klöster, welches lauter Mönchsklöster sind. Nonnenklöster sind nirgends in Grusien, als in Mingrelien, wo, wie der Vf. sagt, *eine Art* Nonnenklöster ist. — Schon seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sind katholische Missionarien in Grusien. Sie haben jetzt an fünf Orten Missionen errichtet, nämlich in Tiflis, in Goriy, in Kutais, in Mingrelien und zu Ahalzich. — In Tiflis sind 20 grusinische, 15 armenische und eine katholische Kirche. Ferner eine persische Moschee. Die Juden haben hier keine Synagoge und überhaupt in ganz Grusien nur eine einzige, nämlich in der Stadt *Zchinwali*, wo sich auch die meisten derselben aufhalten.

Das *dritte* Kapitel betrifft den *grusinischen Gottesdienst und die bey dem Gottesdienste gebräuchlichen Bücher* (S. 60—64.) Der Gottesdienst wird in der Landessprache gehalten. Die zum Gottesdienste nöthigen Bücher sind schon vor langen Zeiten aus dem Griechischen übersetzt worden. Nur wenige derselben sind gedruckt; die meisten existiren blofs handschriftlich. — Die grusinische Bibelübersetzung ist nach der Septuaginta gemacht. — Der Zar *Artschil* veranstaltete im siebenzehnten Jahrhunderte zuerst eine verbesserte und berichtigte Sammlung der Bücher der Bibel, die bisher nur einzeln und zerstreut in Grusien zu finden waren; doch konnte er, alles Nachforschens ungeachtet, nicht alle Bücher der Bibel auffinden, und musste deshalb das Buch Sirach, so wie die Bücher der Makkabäer von neuem übersetzen lassen. Diese grusinische Bibel liess sein Neffe, der Zar *Wachtang Leonowitsch* drucken. Er legte zu diesem Behufe eine Druckerey in Tiflis an, wozu er die Buchdrucker und andere dabey nöthige Personen aus der Wallachey kommen liess; allein diese Buchdruckerey wurde bald darauf bey einem Einfalle der Perser zerstört. Sie hatte schon mehrere Bücher der Bibel und verschiedene geistliche Schriften gedruckt, wovon aber fast alle Exemplare bey dieser Invasion verloren gingen. Im J. 1724 begab sich der Zar Wachtang nach Moskau, und hier wurde endlich die Bibelausgabe von seinem Sohne *Bakar* vollendet. Dieser legte nämlich nicht weit von Moskau, in dem Dorfe *Wsefswätskoe* eine grusinische Druckerey an, und im Jahre 1743 war der Druck der grusinischen Bibel vollendet. Sie ist in Folio in zwey Kolumnen auf Royalpapier mit vorzüglich schönen Lettern gedruckt. Die Vorrede von dem Zarewitsch *Bakar* enthält eine kurze Geschichte dieser Ausgabe der grusinischen Bibel. — Nach vollendetem Bibeldruck ward die grusinische Typographie nach Moskau in das Kloster verlegt, in welchem sich der grusinische Metropolit Affanassi aufhielt, und von dieser Zeit an hat sie mehrere zum Gottesdienste gehörige Schriften geliefert. — Der Zar *Irakli* legte auch wieder eine Buchdruckerey in Tiflis an, in welcher gleichfalls verschiedene Kirchenbücher gedruckt worden sind. Auch diese Buchdruckerey ist von den Persern zerstört worden.

*Viertes* Kapitel *von der grusinischen Sprache* (S. 65—71.) Die grusinische Sprache ist ein Gemisch aus der persischen, armenischen, türkischen und griechischen Sprache. — Der beste grusinische Dialect ist der in Kartalinien. — Der Dialect von Saatab und Mingrelien weicht von den übrigen beträchtlich ab. — Wie die Russen das Altrussische in den Kirchenschriften beybehalten, so brauchen auch die Grusiner bey ihrem Gottesdienste das Altgrusinische, das viel Vorzüge vor dem Neugrusinischen hat. — Die grusinische Sprache liebt, wie ihre Schwestern im Orient, die Pracht und den Pomp. Der Vf. führt zum Beweise den Anfang eines Schreibens von einem kachetinischen Chan an Peter den Grofsen an. Hier erscheint dieser Monarch als der stärkste aller Riesen und Goliathe, die es auf der Erde giebt; vor seiner Stimme zittern die Herrscher der Erde, er glänzt wie die Sonne, u. s. w. — Die grusinische Sprache hat viele ähnlichklingende Wörter, daher kommt es wahrscheinlich, dafs die Grusiner grofse Liebhaber von Wortspielen sind. Schon seit langen Zeiten kennen sie ein Spiel *Sma* genannt, das noch jetzt sehr beliebt bey ihnen ist. Es besteht darin, dafs man ein Wort aufgiebt, und dieses durch Veränderung eines oder einiger Buchstaben auf einen Menschen oder auf eine Sache anwendet, deren Name einige Aehnlichkeit mit dem Worte hat.

*Fünftes* Kapitel *vom literarischen Zustande Grusiens* (S. 71—78.). Die Grusiner haben immer grofse Neigung zu den Wissenschaften gezeigt. Schon im zwölften Jahrhunderte schickte der Zar *David* mehrere grusinische Jünglinge nach Athen, um sie dort in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Einige davon zeichneten sich in der Folge durch Kenntnisse aus; vor allen aber machte sich Johann *Petrizi* berühmt, der mehrere philosophische und theologische Schriften aus dem Griechischen übersetzte. — Die Regierung der Zarin Tamar, die nach David regierte, war, wie schon oben erwähnt worden ist, die blühendste Epoche der grusinischen Literatur. Zu ihrer Zeit lebten die vier gröfsten Schriftsteller, die Grusien je gehabt hat; zwey davon sind die Dichter *Rustawel* und *Tschachruchadse*, von welchen weiter unten die Rede seyn wird. — Allein die Einfälle des Tschingischan, der Perser und Lesgier erstickten diese schönen Keime, und die grusinische Literatur ging gänzlich unter ihren Nachfolgern zu Grunde. Nur unter dem Zaren *Irakli* und dem Katholikos *Antoniy*, in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts fieng wieder ein Schimmer von Aufklärung zu leuchten an. Besonders that Antoniy viel für die vaterländische Literatur. Er schrieb eine grusinische Grammatik, und um sich dazu vorzubereiten, lernte er bey den katholischen Missionarien Lateinisch. Diefs machte ihn als Ketzer verdächtig, und er sahe sich genöthigt, Grusien zu verlassen. Diefs geschah im J. 1755. Er wandte sich nach Rufsland. Hier legte er vor dem Synod sein Glaubensbekenntnifs ab, und da diefs in allen Punkten mit den Lehren der griechischen Kirche übereinstimmend gefunden wurde, so ernannte ihn die Kaiserin Elisabeth im J. 1757 zum Erzbischof von Wladimir. Auf diesem Posten blieb er sechs Jahre,

re, und während dieser Zeit vollendete er seine grusinische Grammatik, und übersetzte Baumeisters Philosophie und Wolfs Physik in das Grusinische. Diese Bücher nahm er mit nach Grusien, als er im Jahre 1763 dahin zurück gieng, um seinen vorigen Posten einzunehmen, und führte sie in den, von ihm angelegten, Schulen ein. — Eine andere kurze grusinische Grammatik rührt von dem Erzbischof *Warlaam*, gleichfalls einem Grusiner, der sich in Moskau aufhält, her. Sie ist in St. Petersburg gedruckt. Auch ist die Arithmetik und der allgemeine Atlas für die Volksschulen aus dem Russischen übersetzt. Endlich existirt auch noch ein grusinisches Wörterbuch, welches im siebenzehnten Jahrhunderte von einem Fürsten *Sulchan* zusammengetragen worden ist, und von dem Vf. sehr gerühmt wird. Doch ist von allen diesen Büchern nichts gedruckt, als die kurze grusinische Grammatik von Warlaam, die übrigen werden nur handschriftlich gebraucht.

*Sechstes* Kapitel *von den grusinischen Jahrbüchern und andern Schriften* (S. 79—83.). Die Grusiner haben drey ziemlich weitläuftige Jahrbücher, die, wie die russischen, nach und nach von verschiedenen Verfassern zusammengetragen worden sind. Aus diesen Jahrbüchern hat der Fürst *Wachuschta Bagrationow* im verflossenen Jahrhunderte eine vollständige grusinische Geschichte verfasst. Einen kurzen Abriss dieser Geschichte hat auch der mehrerwähnte Katholikos Antoniy geliefert, und der Zarewitsch David hat im Jahre 1800 gleichfalls einen kurzen Abriss der grusinischen Geschichte in Tiflis drucken lassen. Auch hat man mehrere historische Gedichte. Ein solches Gedicht hat der Katholikos Antoniy zum Lobe berühmter Grusiner geschrieben. — Von demselben hat man mehrere Oden zum Lobe des Zaren *Irakli* — Telemach und Esops Fabeln sind in's Grusinische übersetzt. — Aus dem Persischen übersetzt man vorzüglich Romane als z. B. das Leben Alexanders des Grossen und Ussuph Salichaniani d. i. die Geschichte von Joseph und Potiphars Weibe Salichaniani. Unter den Zaren Wachtang und Irakli sind mehrere *grusinische Originalromane* gedruckt worden. Am meisten achten die Grusiner zwey Romane, die von zwey der oben angeführten berühmten Schriftsteller herrühren, die unter der Regierung Tamars lebten, und wovon der eine, wie der Vf. sagt, im Geschmack von Rousseaus Heloise geschrieben ist. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, dass Grusien auch ein Gesetzbuch hat, das im vorigen Jahrhunderte von dem Zaren Wachtang verfertigt worden ist. Es gilt noch jetzt, auch seitdem Grusien mit Russland vereinigt ist. — Eine ziemlich vollständige Sammlung von grusinischen Büchern und Handschriften hatte der Katholikos Antoniy mit grosser Mühe und vielen Kosten zusammengetragen, und diese kostbare Sammlung ist nach seinem Tode — er starb im J. 1790 — an den jetzigen Katholikos in Grusien gekommen, der gleichfalls Antoniy heisst.

*Siebentes* Kapitel *von der Dichtkunst und der Musik der Grusiner* S. 83—96. Die besten grusinischen Dichter sind die schon oben erwähnten Rustawel und *Tschachruchadse*. Beide waren Grosse am Hofe der Zarin Tamar. Ihre Gedichte sind noch vollständig vorhanden. Rustawels Gedicht führt den Titel: *Wepchistkaossani* d. i. das Tigerfell. Der Inhalt desselben ist aus der indischen fabelhaften Geschichte genommen. In Ansehung des Reichthums der Begebenheiten, sagt der Vf., gleicht diess Gedicht dem wüthenden Roland des Ariost; aber in Ansehung der Schönheit und Originalität der Darstellung grosser Naturscenen und der Einfachheit und Wahrheit der Gedanken und Empfindungen kann man es mit Ossians Gedichten vergleichen. Es ist unter dem Zaren Wachtang V. in Tiflis gedruckt worden; allein die Exemplare desselben sind sehr selten. Den Titel *Tigerfell* führt es von dem Helden der Geschichte, einem indischen Prinzen, der auf seinen Wanderungen durch die Welt ein Tigerfell trug, und daher den Beynamen „Tigerfell" erhielt. — Tschachruchadse's Gedicht ist überschrieben: *Tamariani* d. i. Lob der Tamar — und diess Lob besteht das ganze ziemlich lange Gedicht hindurch aus nichts als Beywörtern oder Epitheten dieser Fürstin, die mit grosser Kunst zusammengestellt sind. Das Gedicht besteht nämlich aus vierzeiligen Strophen, und jede Zeile enthält allemal vier solcher Epitheten zum Lobe der Tamar, wovon jedes aus vier Sylben besteht, und die sich in den beiden letzten Sylben immer auf einander reimen, so dass derselbe Reim in einer jeden Strophe sechszehnmal in sechszehn verschiedenen Wörtern wiederholt wird. Welcher Reichthum an Harmonie daraus resultirt, lässt sich leicht denken. Was sind dagegen unsere armseligen Sonnete und andere Reimspielereyen? Zur Probe setzen wir hier einige Zeilen her, die der Vf. anführt; vielleicht findet diese klingende Spielerey in Deutschland Beyfall und Nachahmung. Nur möchte sie im Deutschen wohl etwas mehr Mühe kosten, als im Grusinischen:

*Tamar zknari, schessazknari, chmanarnari, pirmzanari,*
*Mse mzinari, satschinari, zkalimknari, momdinari.*

d. i.

Tamar die sanfte, die angenehme, die süsstimmige, die reizendgebildete,
Die gleich der Sonne glänzende, die majestätische, die langsam einherschreitende, die einem vollen Strome ähnliche.

Die grusinische Prosodie hat, wie die griechische und römische, verschiedene Versmaasse. Den Reim hat sie von der persischen entlehnt. Alter Versmaasse zählen die Grusiner neun, wovon das eine nur für geistliche Gesänge angewendet wird. Diese Versart heisst *Jambik*. Auch die andern haben Namen, grösstentheils von ihren Erfindern, wie *Tschachruchauli* von Tschachruchadse. Ausser diesen alten Versarten giebt es noch eine grosse Menge neuere, die von den Persern entlehnt worden sind. — Die Grusiner haben keine Noten und singen bloss nach dem Gehöre. Ihre alten Nationalgesange sind ohne Zeitmaass und werden

den einstimmig gesungen, wie die alten russischen Volkslieder. Doch haben sie auch neuere in persischem Geschmack, die ein musikalisches Zeitmaass haben. — Die Grusiner lieben rauschende Instrumente am meisten. Ihre ältesten Nationalinstrumente sind die Davidsharfe und die Posaune; von den Russen und Persern haben sie die Handtrommel, die Geige, die Flöte und mehrere andere entlehnt.

Diess ist der Hauptinhalt dieser Schrift, die dem Fleisse des Vfs., so wie der russischen Literatur überhaupt, zur Ehre gereicht, und von welcher wohl eine deutsche Uebersetzung zu wünschen wäre.

Ein kurzer Anhang enthält Nachrichten über die an Grusien gränzenden Hordenvölker, die in dem Buche erwähnt werden, und endlich folgen drey genealogische Tafeln, wovon die erste das Geschlechtsregister der kachetischen, das zweyte das der kartalinischen, und das dritte das der immeretischen, Fürsten darstellt.

## KINDERSCHRIFTEN.

Jena, b. Frommann: *Naturhistorisches Bilder- und Lesebuch, oder Erzählungen über Gegenstände aus den drey Reichen der Natur*, von *Jakob Glatz*, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Nebst 300 illuminirten Abbildungen von *Horny* und einer kurzen Erklärung derselben in Versen. 1803. VIII. u. 360 S. 8. (4 Rthlr.)

Nur für die reifere Jugend hält der Vf. die systematische Behandlung der Naturbeschreibung anwendbar. Deswegen wollte er nur Kindern von 7—10 Jahren ein mehr unterhaltendes und ihren Sinn für diese schöne Wissenschaft weckendes und vorbereitendes Buch in die Hände geben, und er suchte darin Mannigfaltigkeit mit Leichtigkeit zu verbinden. Dabey sind eine ziemliche Menge *nichtnaturhistorische* Erzählungen absichtlich von dem Vf. — um jungen Lesern zuweilen Erholungspunkte zu geben — öfters sehr unnatürlich mit eingemischet. Die Ursache, warum er bey den mehresten Gegenständen so kurz (?) sich gefasst haben will, soll seyn, um dem Lehrer das zu Ergänzende zu überlassen. Diesen Erzählungen ist eine poetische Erklärung der Kupfer nebst einer poetischen Vorrede von einem andern Vf. vorgedruckt. Dass diese für *jüngere* Leser zu hoch sey, gesteht Hr. G. selbst, meynt aber, dass sie für ältere Leser angenehm sey, und doch zu Anregung einer ästhetischen Ansicht der Natur für jene beytragen könne. Rec. darf nur ungesucht gleich die ersten Strophen anführen, um dieses Urtheil zu würdigen:

Die erste Classe — Thiere welche säugen.
Von ihnen kann der Mensch nur aufrecht gehn;
Zur Erde hin das Haupt die Andern neigen. —
Mit Federn wirst du nur die zweyte sehen;
Denn nur den Vögeln sind die Flügel eigen,
Und Schnäbel; auf zwey Füssen sie nur gehen.
Doch beide muss das warme Blut bestimmen,
Sie mögen gehen, fliegen oder schwimmen.

Solche Reimereyen sollen angenehm seyn *und ästhetische* Ansicht gewähren!!

Die XIV. Kupfertafeln, welche, weil der Künstler jedes Plätzchen recht ökonomisch benutzen musste, an instructiver Form und Deutlichkeit verlieren, hatte der Verleger dem Vf. zugeschickt, um eine in Erzählungen eingekleidete Erklärung darüber zu geben. Also *textum post picturam!!* Dass diese Erzählungen und besonders die vielen eingestreuten *heterogenen* Geschichten für 7—10 jährige Kinder sich ganz und gar nicht eignen, dass solche unpädagogische Recepte, wie man S. 233. für den bösen Grind etc. findet, äusserst zweckwidrig sind, braucht Rec. nicht weitläuftig darzuthun. Sehr natürlich ists, *dass durch so* viele Nebenzwecke, welche man bey *diesem* Werke zu erreichen dachte, der Hauptzweck verloren gehen, und Methodik und Wissenschaft verlieren mussten. Und doch muss immer die liebe Jugend, für welche man durch solche literarische Producte wahrhaftig sehr schlecht sorgt, ihren Namen dazu hergeben!

## KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Ueber den immer noch verkannten Werth des sächsischen Bergbaues.* Als Fortsetzung der Abhandlung: *Ueber das Silberausbringen.* 1803. 16 S. nebst 1. Tabelle, 8. (3 gr.) Der Zweck dieses Aufsatzes ist, so wie der des vorher erschienenen *„über das Silberausbringen"* die grossen Vortheile zu zeigen, welche der Bergbau Sachsen gewährt, und das Publicum zum eifrigern Bau zu bewegen. Beide Aufsätze erschienen zuerst in den Freyberger gemeinnützigen Nachrichten, und die Thatsachen, die sie enthalten, werden als treu und genau aus den Freybergischen Ausbeutbogen gezogen verbürgt. Diesen zu Folge sind seit 1701 bis 1800, also in 100 Jahren, 3,579,767 Thaler Currentgeld bloss an die Freybergischen Gewerke vertheilt worden, ohne zu rechnen, was die Gewerke des Silber-Zinn-Kupfer-Eisen- und Kobaldbergbaues im Gebirge und Obergebirge, dessen Summe wohl eben so hoch, wo nicht noch höher steigen kann, erhalten haben. — Im Verlaufe der letzt verflossenen 10 Jahre betrug der Arbeitslohn, das Fuhrlohn, die Berg- und Baumaterialien etc. bloss im Freyberger Bezirke 5,351,414 Thaler.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 19. September 1803.*

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

Leipzig, b. Barth: *Predigten in Gegenwart* Ihrer Majestäten *des Königs* und der *Königin von Preussen*, der *königlichen Prinzen*, und eines Theils des *königlichen Hofes*, in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam gehalten, von *J. C. Pischon*, Hofprediger Sr. Maj. des Königs. 1803. 356 S. gr. 8.

Es ist ein schweres Amt über Religion und Moral vor Königen und Fürsten zu reden. Dem Redner drohn zwey gefährliche Klippen, an denen seine Wahrheitsliebe scheitern, und sein Beruf nützliche, aber oft verkannte oder gehasste Wahrheiten zu sagen, verletzt werden kann. Schmeicheley auf der einen Seite, bey wahren oder scheinbaren Tugenden der Regenten; auf der andern sklavische Menschenfurcht, wenn Fehler, die überhaupt am Menschen getadelt werden sollen, gerade Fehler des Regenten sind.

Dem Vf. dieser Predigten ward ein glückliches Loos beschieden, dass er vor einem Königspaare zu predigen hat, welches mit allen fürstlichen und häuslichen Tugenden geschmückt, keiner Schmeicheley bedarf, und keine noch so strenge Rüge der Untugend fürchtet. Ihm wird nicht, wie dem Apostel Paulus vom Landpfleger Felix, wenn er von Gerechtigkeit und Keuschheit reden will, mit einem: *Davon will ich bey Gelegenheit ein andermal hören*, der Mund geschlossen; er kann vielmehr, wenn er von häuslicher Glückseligkeit redet, deren vollkommenstes Bild er hier im königlichen Hause findet, mit der Begeisterung eines Ulysses vor der Nausicaa sprechen:

> Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend
> Als wenn Mann und Weib in herzlicher Liebe vereinigt,
> Ruhig ihr Haus verwalten, den Feinden ein kränkender Anblick,
> Aber Wonne den Freunden, und mehr noch geniessen Sie selber.

Ist nun gleich Hr. P. durch sein glückliches Verhältniss von einer Peinlichkeit der Lage frey, die so manchen braven Hofprediger drückte: so sind doch seine Vorträge, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, von einer andern Seite grossen Schwierigkeiten ausgesetzt, indem sie bey der ihnen vorgeschriebenen Kürze, da die religiöse Versammlung auf *eine* Stunde eingeschränkt ist, vor einer Gemeinde gehalten werden, in welcher Personen von der höchsten und feinsten Bildung mit so vielen andern, die nach ihrem Stande und Berufe auf den untern Stufen der Geistescultur stehen, zugleich seine Zuhörer sind. Jenen nicht trivial und langweilig, diesen nicht unverständlich und unnütz zu werden, diess ist gewiss eine der schwersten Aufgaben der Kanzelberedsamkeit. Unserm denkenden und beredten Vf. ist es gelungen, ihre Foderungen zu erfüllen.

Zuerst sind seine Themata einer solchen Gemeinde angemessen. Man durchlaufe diese Anzeige ihres Inhalts: 1) Es ist thöricht und schädlich, die Gränzen überschreiten zu wollen, welche unserm religiösen Wissen gezogen sind. 2) Wie wohlthätig die Religion in jedem Alter, in jedem Stande, und in jeder Lage des Lebens auf ihre Verehrer wirkt. 3) Es ist viel werth, ein ehrlicher Mann zu seyn. 4) Von den Mitteln, ein ehrlicher Mann zu bleiben. 5) Der Mensch *mit* Religion bringt es weiter in der Tugend, als der *ohne* Religion. 6) Wie die Freunde der Religion ihr auch bey Andern Achtung und Eingang verschaffen können. 7) Ueber den Charakter des Richters Jesu. 8) Wie wir das Gute, welches wir, jeder in seiner Lage finden, geniessen sollen. 9) Wie und wozu wir Erfahrungen einsammeln sollen. 10) Wozu wir die Erfahrung benutzen sollen, dass manche Menschen weniger gut sind, als wir es dachten. 11) Warum wir uns in unserm Verhalten nicht immer nach Andern richten sollen. 12) Wie man seine Liebe zum Leben auf die rechte Art zeigt. 13) Es ist unrecht und strafbar, sein Leben zu gering zu schätzen. 14) Von der Liebe zum Vaterlande. 15) Von einigen Bewegungsgründen zur Wohlthätigkeit. 16) Man soll sich auch derer liebevoll annehmen, die durch ihre eigene Schuld unglücklich geworden sind. 17) Ueber den Genuss sinnlicher Vergnügen. 18) Wie wir die Hindernisse besiegen können, welche uns abhalten, so gut zu werden, als wir es gern seyn möchten. 19) Wozu uns die Natur im Frühlinge ermuntert. 20) Wozu uns das Gute, welches wir unsern Königen verdanken, ermuntern soll. 21) Rühme nicht die Vergangenheit auf Unkosten der Gegenwart. 22) Wie man seinen Beruf wählen, beurtheilen, und treiben soll. 23) Welches ist unsere irdische Bestimmung? 24) Was wir zu erwarten haben, wenn wir unsere irdische Bestimmung erfüllen.

Nicht nur die Abwechslung in der äussern Form dieser Hauptsätze, sondern auch die Mischung bekannter Wahrheiten (wie 3. 13.) mit weniger beachteten (wie 1. 5.) leichterer Fragen (wie 12. 19.) mit schwerern von mehr verborgener Entscheidung (wie 10. 13.) zeigt, dass der Vf. über die Foderungen nachgedacht hat, die ihm ein so gemischtes Auditorium auflegt.

Die Texte aus Büchern A. und N. T. sind fast alle schicklich gewählt. Doch hätte unsers Bedünkens sich für die erste Predigt ein besser passender Text als die Erzählung von der Frage des Johannes: Bist du der da kommen soll, Matth. XI, 2. auffinden lassen. Und in Philipp. IV, 8. liegt der Satz nicht, dass es der Mensch mit Religion weiter bringe, als der ohne Religion, sondern eine allgemeine Ermahnung zu allen Tugenden. Weislich aber ist zuweilen statt der lutherischen eine eigene Uebersetzung der Texteswörte gewählt.

Die Schreibart in diesen Predigten ist auf die so sehr gemischte Gesellschaft von Zuhörern in der Gemeinde des Vfs. richtig berechnet. Er weiss neuen Gedanken Fasslichkeit, und bekannten Wahrheiten den Anstrich von Neuheit zu geben, und durch beides die Aufmerksamkeit anzuziehen und zu fesseln. Hätte er lediglich vor den höchsten Personen darunter, vor dem königlichen Hause allein, und denen die es zunächst umgeben, Vorträge zu halten: so könnten und müssten sie geschmückter, eleganter, und durch schönern Numerus der Redesätze und Perioden für das Ohr angenehmer seyn. So aber sind der sich in der Mitte haltende Ton des Vortrags, der kunstlos scheinende Bau der Perioden, die Vermeidung aller schimmernden Verzierungen lauter Beweise von der Beurtheilungskraft des Redners, dem es mehr darum zu thun ist, zu nützen als zu glänzen, und der darauf rechnet, dass um eben so viel Stufen, als er die niedern Stände seiner Gemeinde zu sich hinauf zieht, die höhern sich, um jenen nicht die Früchte seiner Predigten unerreichbar zu machen, zu ihm herablassen werden.

BRESLAU, b. Grasses E. u. Barth: *Unterhaltungen für Reisende nach der himmlischen Heimath über Sentenzen und auserlesene Stellen aus verschiedenen Schriften*, von *Heinrich Siegmund Oswald*, K. Geh. R. 1802. 231 S. 8. (14 gr.)

Die Schriften, deren Sentenzen und einzelne Stellen zu diesen dreyssig Unterhaltungen Anlass gegeben haben, sind *Jungs* „*Heinrich Stillings* Heimweh" und *J. L. Ewalds* Schriften. Es sind zufällige Gedanken: 1) *Ueber den Herbst.* 2) *Ueber die Verwandelung des Seidenwurms zum Schmetterling* (wo bey dem Ausdruck S. 37. „*Cocon* der Sinnlichkeit" das *tertium comparationis* verfehlt ist; als *Coccon* hat die Raupe keine Sinnlichkeit, schläft empfindungslos und nur erst im Schmetterling erwacht die Sinnlichkeit, der Begattungstrieb). 3) *Das Heimweh alles Erschaffenen*, das der Vf. in dem steten Streben alles aus den vier Elementen entstandenen aus dem erzwungenen ihm fremden Zustande (der Verbindung zu einem Körper ??) und der das Princip seiner Thätigkeit einschränkenden Form (?) nach Extension und Vereinigung mit der Quelle seines Ursprungs fetzt. Ist denn, nach S. 40. das Verwelken der Blume, wodurch es als Zierde der Körperwelt zerstört wird, Heimweh? Das Abfliessen nach dem Gesetz der Schwere der durch Regen, Schnee und Thau auf Bergen entstandenen Quellen und Bäche bis zum Ocean ein Heimweh? Das Verdunsten des Weingeistes Heimweh? Dem setzt der Vf. den natürlichen Menschen entgegen, der in der Verbannung und Gefangenschaft seines intellectuellen Wesens (??) kein Streben nach den höhern Regionen seines Ursprungs hat, und meynt, diess natürliche Verderben sey höhern Intelligenzen ein eben so grosses Geheimniss, als das Mittel der Gnade u. s. w. 4) *Das Schürzenmachen*, (Beschönigung der Sünde) *das erste Handwerk des Menschen*, der sich lieber vom Herrn in haltbare Felle kleiden lassen solle (Gen. 3.) Sonderbarer Witz! 5) *Hüte dich vor zu vielem Gepäck auf der Reise zum Himmel.* Es ist nicht nach dem Sinne Paulus richtig geschlossen: „wenn schon die da reich werden *wollen*, in Versuchung und schädliche Lüste gerathen, *wie vielmehr im Besitz*?" Nur das heftige Streben hält Paulus für verleitend zu Ungerechtigkeiten, welches der Vf. S. 50. selbst zugiebt. 6) *Vom Archenbauen.* Das hier Gesagte ist nicht völlig auf *jeden* Abzug von der temporellen Hofluft anwendbar!!! — 7) *Wem darf man auf der Reise die Bruderhand reichen? Von ächten Fruchtbäumen und Bäumen mit Holzäpfeln.* 8) *Von ausgezeichneten Männern. Vom rechten Gebrauch der Fühlhörner und des Stachels.* Komisch sagt der Vf. vom Salomo, als einem so ausgezeichneten Manne (der er in Absicht der Moralität gewiss nicht war) die Königin von Arabien habe sich gegen ihn *nicht* ihres Stachels, sondern Fühlhorns bedient, sie habe seine hohe Weisheit nicht für Schwärmerey, Ueberspannung und Betrug erklärt (gewisse Leute halten den Salomo für einen Adepten in der Alchimie) ihre Reise zu ihm sey von gesegnetem (?) Erfolge *gewesen*. Die Geschichte lehrt diesen gesegneten Erfolg. — Den Glauben an Jesu Lehren, Wunder und Thaten vergleicht er mit Fühlhörnern, die Schrifterklärungen heutiger gelehrter Exegeten mit dem Stachel, und führt dabey die Stelle: es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken, so an, dass man sieht, ihr bildlicher Sinn sey ihm nicht bekannt. Paulus, als pharisäischer Verfolger der Christen, hatte nicht den Stachel (zugespitzten Stab) womit man damals die beladenen Maulthiere antrieb, wie jetzt mit Sporn oder Peitsche, in der Hand, sondern er wird dem stätigen oder widerspenstigen Maulthiere verglichen, das hinten aus schlägt, und sich dem Führer — Gott — vergeblich widersetzt. 9) *Geschlechtsregister und Familienverbindung der Sünde.* Wie man leicht denken kann, hält der Vf. es für einen biblischen und orthodoxen Lehrsatz, der Satan habe aus Unglauben den Stolz gebildet, und diesem die Schlange zum Weibe zugesellet; wer des Teufels Einfluss zum Verderben der menschlichen Seelen leugne, zerrütte das ganze System der Bibel (??) [wobey er sich auf das apokryphische Buch der Weisheit Kap. 2, 24. beruft] weil er dem Menschen, als dem *Verführten*, weniger Entschuldigung und schonende Gerechtigkeit wiederfahren lasse, als dem *Verführer*, (ein triftiger Grund!) 10) *Verbindung des Glaubens mit der Weltweisheit, der ägyptischen Magd, deren Kinder, die Ismaels, von der*

*Jagd ihrer guten Werke leben*, und sich nichts daraus machen, einen Joseph in Aegypten zu verkaufen. (Waren es nicht Josephs Brüder, die ihn verkauften? nicht die Ismaeliten, die ihn durch Kauf vom Brudermorde retteten? führten sie ihn nicht auf eine Bahn, die sich so ehrenvoll und mit Versorgung der Familie Jakobs endigte? Das wäre also eher eine rühmliche Apologie [wenn dergleichen Anspielungen sonst Werth hätten] der Weltweisheit, wenn nicht das Folgende zeigte, wie wenig der Vf. versteht und unterscheidet, was Paulus unter damaliger Weltweisheit [Sophisterey] verstand, und was Philosophie heisst, die seiner Meynung nach dem Menschen „während seines „Exils auf Erden (?) zur Dienstmagd wohlthätig beyge„sellet wurde, um sein Hauswesen in Ordnung zu hal„ten, wobey es doch mit dem Brodterwerb oft nicht „gehen wolle, und sie dann die Welt um ein Almo„sen bitten müsse, die daher unter den Gehorsam des „Glaubens gefangen genommen werden müsse, wo„durch dann die Dienstmagd in den Adelstand erhöhet „werde." — Das mögen sich dann die Philosophen merken, die gern geadelt seyn wollen. — 11) *Die Wahl dessen, was der Sinnlichkeit am wehesten thut, ist in zweifelhaften Fällen Gottes Wille??* 12) *Mittel, sündliche Begierden und Leidenschaften loszuwerden*, die er mit Raubthieren in unserm eigenen Bezirk, die wir füttern, vergleicht. 13) *Das Bestehen im Wasser und Feuer. Fegefeuer, Verwandelung der Metalle in Gold.* Der Vf. meynt, Grab und Verwesung vollende die Heiligung unsers philischen (physischen) Menschen, aber die Läuterung der Seele müsse nach dem Tode in dem Grade fortgesetzt werden, als man hier darin zurück geblieben sey, doch ohne Pein, durch ein Läuterungsfeuer der göttlichen Liebe; aber für Unbekehrte, die den Stein der Weisen, Christum, nicht durch Projection mit ihm (??) zur Verwandelung ihres Wesens in Gold gemacht haben, schmerzhafte Feuerprobe, die sie so lange ausbrennen wird, als brennbarer Stoff in ihrem Wesen da ist (!!!). 14) *Wirkung der aufgehenden Sonne.* 15) *Hieroglyphen und Signaturen der göttlichen Gnade im menschlichen Angesicht.* Manche richtige physiognomische Bemerkungen, nur in theosophischen Ausdrücken. 16) *Bereitwilligkeit, die irdische Bekleidung der Seele abzulegen.* 17) *Incognitoreisen des Christen zum Himmel*, darunter versteht er diejenigen, die ihren Körper nicht schmücken, und oft verkannt werden; wogegen er den Körper derer, die ihn schmücken, mit einem Bettlermantel vergleicht (doch hat die Erfahrung oft gelehrt, dass manches Incognito-Wirken nicht ein gutes Wirken war, und dass mancher, der Arges that, die Publicität scheuete.) 18) *Verhalten in drohenden Gefahren, wenn das eigene Rudern nicht mehr helfen will.* 19) *Von falschen und ächten Augenoperationen. Warnung für unächten Schriftgelehrten.* In diesem Abschnitt findet man den ganzen Geist des Vfs. der *Analogie der leiblichen und geistlichen Geburt* wieder. 20 und 21) *Von den verschiedenen Tactarten des menschlichen Lebens, dreyachtel-dreyviertel- und vierviertel Tact.* Eine Idee *Jungs*, die einer scharfsinnigen moralischen Ausführung fähig und werth wäre, und worüber auch des Vfs. Gedanken wahr und witzig sind, viel Theorie und Geschmack in der Musik zeigen, welcher schon durch seine sonst herausgegebene Compositionen rühmlich bekannt ist. Einer der besten vernünftigsten Abschnitte dieser Schrift. 22) *Vom Opfern seines* [illegible] *ehe man zum Anschauen Gottes gelangen kann.* Auch gut, nur in des Vfs. beliebter Bildersprache. 23) (Hier fangen die Unterhaltungen über *Ewalds* Sentenzen an.) *Von der Gleichheit der Handlungsart Gottes im Naturreich und in der Erziehungsmethode des Menschen*, wobey die bekannte Theorie des Vfs. und seiner *Ordensbrüder*, die auch Aristoteles hatte, *anima vegetativa, sensitiva* und *rationalis*, wovon die zwey ersten sich nach und nach verlieren, und die letzte endlich alles in allem wird, von den drey Principien im Menschen, Leib, Seele und Geist, welchen letztern er hier als eine eigene von der menschlichen *unsterblichen* Seele *wesentlich* verschiedene Substanz ansieht; eine Theorie die er mit verachtender Wegwerfung der gewöhnlichen Unterscheidung oberer und unterer Seelenkräfte, oder der Vernunft und der Sinnlichkeit aller Theologen, Philosophen, Psychologen und Aerzte als eine nothwendige berichtigende Grundwahrheit zur Aufnahme in ihre Lehrsysteme empfiehlt. 24) *Wer ist ein vollkommner Mann?* Der ists, der sich, wenn die Vorsehung will, aus seinem grössern Wirkungskreise gelassen zurückzieht, und wartet, bis sich sein Umfang der Thätigkeit wieder erweitert. — — (??? Kann man sich enthalten, dabey des Abzuges aus *Sans souci* 1796 sich zu erinnern?) Rec. dachte an Washington, der das letzte nicht einmal begehrte. 25) *Ueber Warten und Nichtwarten können.* 26) *Von dem verschiedenen Beruf zum Guteswirken für Wenige und für Viele.* Dass nicht Quantität sondern Qualität den Werth guter Werke ausmacht. Ganz recht. 27) *Die von der Erde aufsteigende Dünste lehren, dass nichts vom Himmel herabkommt, wenn nicht zuvor Etwas hinaufsteigt.* Wenn der Vf. S. 184. sagt, dass doch die menschliche Seele erst von der Gnade Zubereitung und Fähigkeit, die sie von Natur nicht habe, zum Gebet und auf Gott gerichtetem Sinne erlangen müsse, so käme ja doch zuerst Etwas von oben herab; — auch hat er wohl nicht an Joh. 3, 12. 13. gedacht. Sonst urtheilt er von des Gebets Zweck ganz richtig. 28) *Unreine Gedanken erzeugen unreine Worte, aber unreine Worte vermehren auch unreine Gedanken*, subjectiv und objectiv. 29) *Das erste Gesetz der Liebe*, drücke Niemand, thue Niemanden wehe mit deiner Gewalt, deinem Verstande, Werth, Ueberfluss, Gesichte, Worte, Witz. 30) *Allgemeine Sprache Gottes mit dem Menschen durch die Natur; besondere Sprache in seinen Schicksalen.*

Des Vfs. Denkart, die aus seinen frühern Schriften bekannt ist, bleibt sich gleich. Sein Witz ist von einer eigenthümlichen Art. Es steht zu erwarten, ob noch jetzt so viele gleichgestimmte beyfallgebende Leser dieser Schrift sich finden werden, dass die in der Vorrede versprochene Fortsetzung in einem zweyten Bande erfolgen könne.

War-

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz, und insbesondere zur Beförderung religiöser Ueberzeugungen und Gefühle*; von B. *S. Walther*, erstem Prediger an der St.[redacted]iskirche in Dessau. *Vierter und letzter Ba*[redacted]welcher theils von den Gewächsen, theils von den Mineralien handelt, und auch ein Register über alle vier Bände enthält. 1802. 464 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Von diesem schätzbaren gemeinnützigen Werke ist in der A. L. Z. der erste Band 1800. Nr. 278. der zweyte 1801. Nr. 103. und der dritte 1802. Nr. 70. recensirt, und von diesem vierten Theil kann Rec. sagen, dass er mit eben so viel Sachkenntniss, eben so zweckmäsig für Leser, die nicht eigentliche Naturforscher sind oder werden wollen, (also nicht nach dem Linneischen System) geschrieben ist und Empfehlung verdient. In der *ersten* Hälfte handelt der Vf. in acht Abtheilungen von allem, was zum *vegetabilischen* Reiche gehört, und in der neunten vom moralischen Einfluss dieser Belehrung: in der *zweyten* Hälfte von *Mineralien* oder unorganischen Körpern, von der Erde und den Steinen, von Salzen, von brennbaren Mineralien, von Metallen, und macht zuletzt Anwendungen dieser Betrachtungen auf die Religion. Alles mit ausgebreiteter Belesenheit und Sachkenntniss. Bey dem Kapitel von Ernährung und Wachsthum der Pflanzen S. 50. hätten die Resultate der Versuche *Gleichen's* von *Russwurm*, die er in einer merkwürdigen Schrift 1782. (Dessau), bekannt gemacht hat, Erwähnung verdient, welcher in zweymal destillirtem Wasser in einer hermetisch versiegelten, dem Sonnenlichte ausgesetzten Flasche ohne alle Erde aus Bohnen Pflanzen und Früchte erzeugte, die gerade so viel wogen, als das Wasser an Gewichte verloren hatte, wodurch er bewies, dass nicht Erde, sondern blosses reines Wasser und Licht oder elektrische Materie bey gehöriger Sonnenwärme die Bestandtheile sind, die durch Entwickelung des Keims eines Samenkorns, Ernährung und Wachsthum der Pflanzen bewirken. — Wenn der Vf. S. 344. 345. sagt, dass das Entstehen der Mineralien durch das Anfügen verwandter Körper an einander entstehen, so bleibt doch die Frage unbeantwortet, wie Quarz, Feldspat und Glimmer, die ganz heterogene Bestandtheile haben, mit einander verwandt sind, um einen Granitfelsen zu bilden? — Eine Probe der Bescheidenheit im Urtheilen giebt der Vf. dadurch, dass er sich nicht anmasst, zu entscheiden, ob Basalt ein Product der Vulkane oder des Wassers ist, da bekanntlich die Meynungen der Mineralogen noch immer darüber getheilt sind, und jede Parthey Gründe für ihre Meynung hat, die die Gegenparthey nicht völlig widerlegen kann. Hiemit schliesst der Vf. diess Werk, das ihm mühsame, weitläufige Belesenheit und Studium gekostet, und das er so ausgeführt hat, dass man es jedem Liebhaber der Naturkunde, der nicht diess oder jenes Fach zu seinem Hauptstudium macht, als eine belehrende und unterhaltende Lectüre, so wie Lehrern auf Gymnasien und Hofmeistern als Lehrbuch sehr *empfehlen* kann.

## KINDERSCHRIFTEN.

Zürich u. Leipzig, b. Schiegg: *Geographisch-Naturhistorisches Bilderbuch.* Ein Geschenk für die Jugend. *Ersten Bandes, drittes Heft.* Mit illuminirten und schwarzen Kupfern. 1802. 43 S. 4. (16 gr.)

Rec. bezieht sich auf sein allgemeines Urtheil über das Unternehmen der Vf., welches er bey der Anzeige der ersten Hefte (A. L. Z. 1802. Nr. 36c.) äusserte, und fügt nur hinzu, dass dieses Heft die Fortsetzung der Beschreibung von Grönland, nebst einer Karte von der östlichen Halbkugel und zwey schwarzen Kupfern enthält.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Göttingen*, b. Röver: *Commentationis de jure singulari feminae intercedentis Romanae et Hamburgensis* pars prior; auct. *Henr. Diederic. Suse.* 1803. 47 S. 4. Rec. hat diese, von eben so viel Sach- und Sprachkenntniss, als eindringendem Scharfsinn zeugende Probeschrift mit wahrem Vergnügen gelesen, und hält es um so mehr für seine Pflicht, sie dem Publicum zu empfehlen, je seltener täglich Arbeiten dieser Art werden. Der Inhalt der Abhandlung geht im Wesentlichen auf eine allgemeine Darstellung der Natur der Intercession, des *SCti Velleiani*, und der neuern Vorschriften Justinians über dasselbe. Was der Vf. über die letzten sagt, hat Rec. besonders interessirt; doch ist es ihm unmöglich, einen Auszug aus den Ideen des Vfs. zu liefern, da bekanntlich die ganze Materie sehr verwickelt ist. Recht sehr wäre es zu wünschen, dass Hr. *S.* die Lehre vom *SCto Velleiano* vollständig bearbeitete, und dann, um dem Geschmack des Publicums nachzugeben, sich der deutschen Sprache bediente, welches auch für die versprochene zweyte Abtheilung, worin das Hamburgische Recht folgen soll, in aller Rücksicht das zweckmässigste seyn würde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Dienstags, den 20. September 1803.*

## *GOTTESGELAHRTHEIT.*

WEIMAR, b. Gädike: *Der Schriftforscher*, zur Belebung eines gründlichen Bibelstudiums und Verbreitung der reinen, verschönernden Religion. Herausgegeben von *Joh. Ludw. Wilh. Scherer*. *Erstes Stück.* VIII. u. 164 S. *Zweytes Stück.* von S. 169—330. 8. (jedes 16 gr.)

Der Herausgeber, welcher bis jetzt im theologischen Publicum sich mehr durch schriftstellerische Betriebsamkeit als Gründlichkeit bekannt gemacht hat, will, ausser der Belebung eines gründlichen Bibelstudiums, die *verschönernde* Religion verbreiten. Ueber dieses verschönernde Aushängeschild seiner Sammlung giebt er in der Vorrede den wichtigen Aufschluss, dass Religion (seine verschönernde nämlich) „*mit Pflichten nichts zu thun hat*,“ und dass „ihr Princip nicht im *Verstandesvermögen* des Menschen zu suchen ist.“ Im Verstandesvermögen hat, soviel wir wissen, seit langer Zeit niemand weder das Princip, noch den Endzweck der Religion gesucht, wohl aber in Vernunftideen, in dem Absoluten der Willensvollkommenheit oder in der Heiligkeit und in der durch diese allein denkbaren Harmonie der Natur und aller Geister. Dieses Absolute (das vollkommene, königliche, allgemeingültige, Gesetz für die Freyheit, Jacob. 2, 8. 1, 25.) und die darauf nothwendig beruhende, sich selbst ordnende Ordnung der Geister, welche vom höchsten derselben bis zu dem niedersten herab alle zu gleichem Gebrauch des Willenslosen (der Natur) verbindet, ahnet und fühlt der Mensch, ehe er es sich denkt. Und so ist allerdings Religio[illegible] als „Sache des *Gefühls* in den heiligen Schri[illegible] der Hebräer und der Christen“ (S. VII.). Nur [illegible] wenn der Mensch sich dieses Gefühl selbst deutlich macht und es auf die reine Idee der Heiligkeit, als Ideal aller Realität, denkend zurückführt, wird die Religiosität Sache des ganzen Menschen; sie umfasst alsdann das Vernunft- und Empfindungsvermögen, und wird durch jenes von den Verirrungen des letzteren (von Religionsschwärmerey und Aberglauben) gereinigt, denen sie, wenn sie nach Hn. *Sch.* durchaus „*Sache der Phantasie*“ seyn sollte, unrettbar ausgesetzt bliebe. Andere leere Redensarten, z. B. „die Religion ist eigentlich nicht für diese sublunarische Welt *berechnet*“ mögen wir kaum berühren. Bey der Religiosität kann, wenn man nicht bloss Worte machen will, nicht vom Berechnen oder Berechnetseyn gesprochen werden, weil sie ein heiliges Gefühl ist. Soll aber je der Ausdruck *berechnen* hier gebraucht werden, so ist das Religionsgefühl gerade etwas für unsern sublunarischen Zustand berechnetes, d. h. es ist ihm gerade angemessen, da die Geister in diesem Zustand gewiss mehr fühlend als denkend sind. Wie ferner vor einem Journal, welches die Religion als heilige Dichtung aus den heil. Schriften der *Hebräer* „lebendig vor Augen legen will“ gesagt werden könne, dass Religion *die Tochter der Kunst* sey, mag Hr. *Sch.* erklären. Wäre Kunst die Mutter der Religion, so müsste kein Volk gewisser ohne Religion gewesen seyn, als die Hebräer! Die bedenklichste Aeusserung des Herausgebers ist, dass durch die Betrachtung der Religion, als *Sache der Phantasie* zu der „so nöthigen, so wünschenswerthen, baldigen Vereinigung der Religionspartheieen etwas beygetragen werden solle.“ Keineswegs. Die Religionspartheyen sind nicht durch Verschiedenheiten im Religionsgefühl entstanden; wie sollte der Punct der Einigung dort liegen, wo der Punct der Trennung nicht liegt? Vielmehr gerade, weil sich die Menschen von ihrem Religionsgefühl Rechenschaft geben wollten, dabey aber sich mehr der Phantasie überliessen, als die Vernunft hörten, gerade hieraus entstand das, was in ihren verschiedenen Dogmen das unrichtige ist. Menschen, welche ihre Phantasie andern zur Lehrvorschrift zu machen die Anmasslichkeit hatten, haben alsdann dieses Unrichtige zur Partheysache erhoben. Ohne das Getreibe politischer Vereinigungsversuche, welche nie andere Folgen haben, als dass aus zwey Partheyen drey werden und dass die entschlafende Streitsucht wieder die Wortführerin werden möchte, sind die Religionspartheyen in Deutschland der stillen und wahren Vereinigung dadurch näher gekommen, dass man das Unrichtige der streitigen Puncte nicht mehr zur Sache der Phantasie, sondern der gründlichen, ruhigen Beurtheilung machte und daher lebhaft einsah, wie nicht an diesen ehemaligen Einwirkungen der Phantasie in Bestimmung solcher Fragen, welche bloss das geübte Nachdenken hätte entscheiden sollen, vielmehr an der Einheit praktisch religiöser Gesinnungen und daran, dass das blosse, ungebunden freye Phantasiren (das heisst, Aberglauben und Religionsschwärmerey) durch einen vom Nachdenken geleiteten Enthusiasmus für das Wahre und Gute von den Religionsgefühlen entfernt gehalten werde, der Menschheit und den aus Menschen von verschiedenen Kirchen bestehenden Staaten gelegen sey. Uebrigens ist die „verschönernde Religion“ wirklich nur Sache des Titels in diesem Schriftforscher. Alle Abhandlungen, ausser der einzigen von Hn. *Horst*: ob Religion aus dem Gesichtspunct der Scienz oder der Dichtung zu betrachten sey?

sey? haben den ganz ordinären Zuschnitt und Gang exegetischer Aufsätze. Die Horstische Abhandlung selbst, ob sie gleich nur „hingeworfene, anspruchlose Ideen" verspricht, hat viel mehr Gedachtes als die Vorrede des Herausgebers. Einseitigkeit aber ist ihr Fehler und daher auch vielfache Uebertreibung. Schön ist das Ziel (S. 111.) „So wird denn *die durch „Vernunft erkannte Pflicht stets durch die religiöse Em„pfindung geheiligt* und vereinigt werden und das „wirkliche Leben selbst durch die Religion eine höhe„re Weihe erhalten." Richtig ist die Auffoderung: Man verwechsle nicht unaufhörlich Katechismus und Dogmatik mit Religion! Aber wie soll daraus die Regel folgen: Ziehe besonders die Gränzlinie zwischen Moral und Religion immer bestimmter? Mit andern Worten ausgedrückt würde diese Regel sagen müssen: Sondere, o Mensch! das, was du, als Nachdenkender, für Pflicht zu achten hast, immer mehr von dem ab, was du, als Empfindender, für Pflicht nimmst. So weit nämlich, wie die Vorrede, verirrt sich Hr. H. nicht, dass er behauptete: Religion hat mit Pflichten nichts zu thun. Vielmehr vereinigt er die durch Vernunft (nothwendige Einsicht) erkannte Pflicht mit religiöser Empfindung. Was aber konnte denn doch den denkenden Vf. nach seinem gerechten, eifrigen Protestiren, dass Religion und Dogmatik nicht verwechselt werden sollten, auch zu einer Nichtvereinigung der Moral (Anerkennung der pflichtmässigen Handlungsweise durch absolute Einsicht) und der Religion verleiten? Einzig die Einseitigkeit, Religion bloss als Sache des Gefühls und der Phantasie zu nehmen. Daher die Regel: „die Religion solle uns durch „*Phantasie* und Gefühl *nur im Allgemeinen* auf die un„sichtbare, unnennbare Welt hinweisen, um unsere „Gesinnungen zu *heiligen;* auf den Gott in und über „uns, in dem wir leben, wirken und sind; sie gebe „dem, unsrer Natur inwohnenden, religiösen Triebe „durch zweckmässige, äussere heilige Rituale die *ge„hörige* Pflege und Richtung um diesen — zur Ver„einigung mit allem Göttlichen zu erheben." Was aus einem solchen „Hinweisen *nur im Allgemeinen*" werde, sagt uns längst, wenn nicht die Psychologie, selbst die Geschichte aller aus Phantasie und Gefühl entsprungener, nicht durch Nachdenken gereinigter Phänomene von Religion unter den Menschen. So „nur im Allgemeinen hingewiesen" auf die unnennbare, unsichtbare Welt, bevölkert die Phantasie diese mit Göttern, welche nicht Willensvollkommenheit, sondern blosse Macht über den Menschen erhebt und die nur dadurch Götter sind, dass das Uebermaass der Leidenschaften, welches den Sterblichen verzehrt, bey ihnen mit dem vollsten, nie zerstörten, nie zerstörenden Gebrauch vereint ist. Wo wäre die Phantasie-Religion, welche *Gesinnungen heiligt*? Nur eine *sinnliche* Heiligkeit ist Product der Phantasie. So geleitet verfällt der Vf. selbst S. 104 in die Declamation: „Musste nicht der, auf welchen nach Jahrhunderten noch die Welt als auf ein reines Bild der Heiligkeit zurückblicken sollte, von den Sündern abgesondert und *heilig und rein von seiner ersten Empfängniss an* seyn, wie man sich nur ein himmlisches Kind denken kann?" Dahin gerade verläuft sich leicht die Phantasie, dass Heiligkeit Absonderung von Sündern (statt: von Sünden) sey, dass sie von reiner Empfängniss des Körpers abhange, da sie nur in reinen Entschlüssen des Geistes nach der begeisternden Idee der Pflicht *und* der Gottheit, als des realisirten Ideals von höchster Macht- und Willensvollkommenheit, bestehen kann. Diese geistige Heiligkeit allein giebt *Gesinnungen* ihre gehörige Richtung. Sie und nicht die Phantasie ist es, welche auch Katechismus und Dogmatik so reinigen muss, dass man nicht immer nöthig hat, nur auf ihre Absonderung anzutragen. Ist nämlich gleich im Menschen die dunkle Ahnung des göttlichen (der höchsten Einheit von Kraft und Pflicht), ist gleich in diesem Sinn Religion *vor* aller Religionslehre: so darf der Mensch doch, wenn er nicht der Gefahr, im Dunkeln nach tausend und abermals tausend Phantasmen von Göttlichkeit herumzutappen, sich immer überlassen will, durchaus nicht versäumen, die *dunkle Ahnung* durch das eben so wesentlich in ihm *gegründete* Nachdenken sich zu entwickeln, zu prüfen und von allem, was bloss als göttlich phantasirt wird, zu reinigen. Eine solche beurtheilende Analysis des Religionsgefühls nun ist die Dogmatik, wenn sie ist, was sie seyn soll! Und alsdann kann der denkende Religionsfreund sie eben so wenig sich verbitten, als der Menschenfreund im Namen eines heranwachsenden, meist noch vom Gefühl abhängigen Menschen dagegen protestiren wird, wenn dessen Erziehung das Lenken der Gefühle durch Selbstdenken sich zum Zweck setzt. Eine solche Dogmatik weiset in die unsichtbare Welt gerade so hin, dass sie zeigt, wie und warum man von ihr weit weniger wisse, als man sich *phantasirt* hat, inwiefern sie also eine „unnennbare" sey. Sie führt aber auch auf das, was man von jener unnennbaren Welt weiss und was den Menschen zu wissen noth ist, auf das eigentlich-Göttliche, nämlich die untrennbare Einheit der Heiligkeit mit jeder andern Kraftvollkommenheit nicht nur so im Allgemeinen (d. i. im dämmernden, jedem Phantasiespiel günstigen Zwielicht), sondern mit heller Einsicht hin. Wie viele sind, weil man durch abergläubische Geburten der Phantasie und der darauf ruhenden geistlichen Despotie ihre Religionsgefühle gemissbraucht hat, mit Widerwillen und Verachtung gegen Religiosität im Stillen erfüllt! Wodurch anders als durch ein gut geleitetes Nachdenken über das ächte und das unreine in jenen Gefühlen kann dieser schätzbare Theil unserer Mitwelt wieder zur Achtung und Liebe für Religion gründlich bewogen werden? Beredet sich aber der Religionsfreund eine Zeitlang, dass die Lenkung des Religionsgefühls der Phantasie zu überlassen sey: so begegnen ihm dann leicht in einer solchen Dämmerungsperiode seines Nachdenkens Phantome von der Art, wie S. 104—109 dem Vf., wo er z. B. das Abendmahl, diese in ihrer ersten Einrichtung so wichtige Vergegenwärtigung des seiner Ueberzeugung Leben und jede Scheingrösse aufopfernden Stifters der christlichen Religionsgesellschaft, dadurch als ein „zweckmässi-

mässi-

mäſsiges" Ritual zu phantaſiren ſich beſtrebt, daſs „wir dort *mit himmliſchem Brodte geſpeiſst* werden und „den ſinnlichen, ſterblichen Theil unſerer Natur *gleich*„*ſam* an das Ueberſinnliche und Unſterbliche verpflan„den." Wenn einem Mann, wie Hr. *H.*, die Phantaſie durch ihre „nur ſo im Allgemeinen" geſchehene Hinweiſungen zu dergleichen Galimathias erhebt, wer kann ſich wundern, daſs, wie die Geſchichte aller Religionen darthut, die Phantaſie jeden launenhaften Einfall über das Göttliche zum Dogma und Ritual erheben konnte, und ihn in tauſend Variationen und Umgeſtaltungen immer noch mehr vervielfältigt haben würde, wenn nicht da, wo allein von dem Nachdenken die einzig gute Beſchränkung durch Einſicht und Gründe zu bewirken geweſen wäre, die Trägheitskraft der Prieſter und Politiker ihrem unbegränzten Flug Bley angehängt hätte. Rec. hat ſich gerne bey dieſer Abhandlung verweilt, weil ein richtigeres Urtheil über den Antheil, welchen Gefühl eben ſowohl als Einſicht an den religiöſen Geſinnungen eines jeden, dem das Wahre, wie das Gute, theuer iſt, haben können und ſollen, für manche unſerer Zeitgenoſſen ein Bedürfniſs zu ſeyn ſcheint, und weil zugleich die Horſtiſche Abhandlung trotz allem dem, was wir ihr entgegen hielten und noch weiter entgegenzuſetzen hatten, doch in dem ganzen erſten Stück des Schriftforſchers die einzige iſt, die ſich über das ganz gewöhnliche erhebt. *Hartmanns* Verſuch einer Charakteriſtik des Apoſtels Paulus iſt Fragment und auch als ſolches betrachtet, äuſserſt oberflächlich. Daſs Paulus von Schwärmerey nicht freyzuſprechen ſey, ſoll aus 2 Kor. 12. folgen, wo doch Paulus gerade an der ſchwärmeriſchen Vorſtellung, daſs Menſchen körperlich ins Paradies entrückt würden, zweifelt. Gelang es gleich dem Apoſtel nach dem Maaſs der Zeitbegriffe nicht, ſich dergleichen Viſionen pſychologiſch zu erklären: ſo beweiſt doch jenes Zweifeln und „Gott weiſs es", wie wenig Schwärmerey (Unterwerfung des Nachdenkens unter die Gefühle) in Paulus's Charakter ein eigenthümlicher Grundzug war. Daſs er unter dem Satansengel V. 7 nicht, wie Hr. *H.* es deutet, einen Plagegeiſt verſtand, haben gute Schriftforſcher ſchon lange aus Vergleichung des K. 11, 13. 14. eingeſehen. Nach Apg. 23. 6. ſoll es ſich nicht läugnen laſſen, daſs Paulus eine Unwahrheit geſagt habe. Sagt denn aber Paulus dort: ſein Proceſs betreffe *bloſs* die Todtenauferſtehung? Dieſs wuſsten ſeine phariſäiſchen Gegner ſelbſt ganz anders. Wenn aber, wie dort, ein Beklagter erklärt, ſein Proceſs betreffe zum Theil einen Punct, gegen welchen ein Theil ſeiner Richter überhaupt zum Voraus Parthey genommen habe, wenn er dadurch natürlich nur darauf dringen will, daſs er mit Recht dieſe Parthey perhorreſcire, will er alsdann die fruchtloſe Unwahrheit ſagen, daſs ſein Proceſs einzig von dieſem Punct abhänge? P. Abſicht iſt, dem ſadducäiſchen Theil des Synedriums, welcher, ſeit das Chriſtenthum auf eine Todtenauferſtehung ſich berief, am meiſten gegen daſſelbe wüthete, und auf deſſen Befehl er eben jetzt mit einem Backenſtreich bewillkommt worden war, zu ſagen, warum er zum Voraus ſie nicht als Beurtheiler anerkennen könne. Soll eine neue Charakteriſtik eines Mannes, wie P., nicht bloſs das Alltägliche wiederholen: ſo muſs man in das Pragmatiſche gerade ſolcher ſtreitigen Puncte tiefer eindringen. Hr. Prof. *Hezel* giebt *neue exegetiſche Unterſuchungen über ſchwierige Stellen im Brief an die Galater und Epheſer.* Z. B. die πηλικα γραμματα ſollen *grobe, derbe* Buchſtaben geweſen ſeyn, in denen P. geſchrieben habe, *weil er ein gelehrter Jude, Sopher* [?] geweſen ſey und die Schriftzüge der *Hebräer* ſehr grob ſeyen. War doch der Brief griechiſch! Soll dieſer Aufſatz nach S. 60 Probe einer Erklärung ſämmtlicher kleiner pauliniſcher Briefe ſeyn, welche Hr. *H.* geben wolle: ſo iſt ſehr zu wünſchen, daſs das Ganze weniger dem Abdruck eines bloſsen Collegienhefts ähnlich ſeyn möge. Die theologiſche Antinomie: *ob die Vaterliebe Gottes oder die Erlöſung durch einen blutigen Mittlertod, Grundlehre Jeſu ſey?* ſucht Hr. Dr. *Th.* durch die Unterſcheidung zu löſen, daſs das erſtere Jeſu, das zweyte der Apoſtel Sinn geweſen ſey. Nach des Rec. Einſicht kann exegetiſch bloſs behauptet werden, daſs gewiſſe Ausdrücke in den Briefen der Apoſtel den an Verſöhnopfer gewohnten Heydenchriſten und den aus ihnen entſprungenen Kirchenvätern Veranlaſſung gegeben haben, den Apoſteln einen andern Sinn, als Jeſus hierüber gehabt, zuzuſchreiben. Und wie leicht macht man ſich die Fortpflanzung dieſer heidniſchchriſtlichen Auslegungen. Der Vf. führt aus 1 Petr. 2, 24. an: „Welcher *unſere Sünden* ſelbſt geopfert hat, an ſeinem Leibe auf dem Holze" etc. Wie kann nun dieſe Stelle, ſelbſt wenn die Unrichtigkeit der Lutheriſchen Ueberſetzung nicht berichtigt werden müſste, als eine Beweisſtelle dafür gebraucht werden, daſs nach Petrus Chriſtus *ſich für* unſre Sünden geopfert habe. Gerade die ſtreitige Beſtimmung: daſs Jeſus *ſich* geopfert, und daſs er *für* Sünden ſich geopfert, iſt das, was auf jeden Fall Petrus nicht ausgedruckt hat. Auch in dem Artikel von ewiger Dauer der Verdammung ſoll Jeſus von den Apoſteln verſchieden ſeyn. Rec. findet, exegetiſch betrachtet, im A. und N. Teſtament keine andere Maxime, als daſs der Tod die den Menſchen von Gottes Vaterliebe geſtattete Zeit der Beſſerung ſchlieſse und ihr voriges Betragen alsdann für immer ihr Schickſal beſtimme. Hr. *L. Hohenſtein* macht gegen Hn. Prof. Auguſti in Beziehung auf deſſen Commentar über die kathol. Briefe viele Worte, um zu verneinen, daſs Jakobus ein Eſſäer geweſen ſey. Wollte Hr *H.* die Frage ihrer Entſcheidung nahe bringen, ſo muſste er ſie zuvor beſtimmt genug faſſen. Niemand behauptet, Jakobus ſey in allem und förmlich ein Eſſäer geweſen, wohl aber, daſs einige bey den Eſſäern charakteriſtiſche Sätze und andere Eigenthümlichkeiten der Denkart auch die Seinige geweſen ſeyen und man Grund genug habe, anzunehmen, daſs er ſelbſt dieſe von den Eſſäern ſich angeeignet habe. Hr. *H* iſt ſelbſt Vf. einer „philoſophiſch - praktiſchen" Bearbeitung des Br. Jacobi. Oft verweilt er dabey, daſs Jakobus mit Jeſus in dergleichen Sätzen harmonire. Allein konnte nicht

nicht auch Jesus, ungeachtet er noch weit weniger als Jakobus (in Forma) Essaer war, doch einzelne auffallende Maximen als gut von den Essäern angenommen haben? — Hr. Prof. *Palmer* vermuthet, der Vf. der Schöpfungsgeschichte habe selbst eine physikal. Erdrevolution erlebt und daraus sich die Idee vom Emporsteigen des Ganzen aus dem Meeresgrund gebildet. — Der Herausgeber giebt den 72 Pf. „nach Regeln der höhern Kritik harmonisch geordnet." Statt, dass jetzt (poëtischer) in wechselnden Strophen immer etwas von dem, was der gerechte König thun werde und alsdann sogleich etwas von den daraus entspringenden guten Folgen gesagt ist, hat der Vf. alle Verse, welche das, was der König zu thun habe, zuerst gestellt und ununterbrochen aneinander gereiht; nach dieser Operation folgen die Verse, welche die Folgen beschreiben, eben so ununterbrochen hintereinander. Welche „Regel der höhern Kritik" eine solche unpoëtische Monotonie empfehle, ist dem Rec. unbekannt. Hr. *Sch.* sagt ohne Weiteres: „die Regeln der höheren Kritik haben mich geleitet." Soll denn dieser vornehme Ton auch unter die Exegeten übergehen? — Nach Nr. IX. soll Luk. 23, 43. *σημερον εση μετ εμου εν τω παραδεισω* ein Fingerzeig seyn, dass auch jener Gekreuzigte heute noch in *den Garten Josephs von Arimathäa* gebracht und dort sein Leben gerettet werden würde. Um nicht Einwendungen zu häufen, nur diese Eine: Jesus hätte alsdann etwas laut zugesagt, welches seine Freunde zu erfüllen sich nicht einmal bemüht hätten. Nach der Geschichte wurden den Schächern die Beine zerschlagen und keiner von ihnen in Josephs Garten gebracht. — Hn. *A. T. Hartmanns* Nachlese zu dem I. Theile von Hn. Prof. Augusti's Erklärung der kathol. Briefe. 1, 12. soll *ὁ κυριος*, nicht Gott, sondern Jesus bedeuten *müssen*. Den nöthigenden Grund sieht Rec. nicht. Einige andere dieser Bemerkungen können als eine brauchbare Nachlese gelten. Doch setzt Hr. *H.* zuviel auf Vergleichung Paulinischer Eigenthümlichkeiten mit Petrinischen. — Was das Ganze betrifft, kann Rec. nicht bergen, dass dieses Probestück des Schererischen Schriftforschers nicht einen einzigen reifen Aufsatz enthalte. Sollen Journale ein Mittel werden, das Publicum mit allzu frühe gebrochenen, wenigstens halb sauren Früchten, zu unterhalten, so möchte leicht das prophetische Sprüchwort in Erfüllung gehen, dass Lesern, Verfassern und Verlegern darüber *die Zähne stumpf werden*.

(*Der Beschluss folgt.*)

## ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell: *Journal of a party of pleasure to Paris*, in the month of August, 1802. By which any person intending to take such a journey may form an accurate idea of the expense that would attend it, and the amusement he would probably receive. Together with 13 views from nature, illustrative of french Scenery; aquatinted by *J. Hill*, from drawings by the author. 1802. 102 S. 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede: „er wisse gar wohl, dass man viele und bessere Nachrichten über den angegebenen Strich habe, als er liefern könne; allein er habe die Reise in diesem Jahre (1802) gemacht, habe Alles sorgfältig niedergeschrieben, und hoffe, denen nützlich zu werden, die den Weg nach ihm machen, und besonders gern wissen möchten, wie viel ungefähr der Aufwand einer solchen Reise betrage. Wirklich findet der unterrichtete Leser hier sehr wenig, das er nicht schon wüsste; und doch hat Rec. das Werkchen mit vielem Vergnügen durchlaufen, da man durchaus grosse Aufmerksamkeit auf alles, was dem Vf. vorkam, Wahrheitsliebe, Billigkeit, Liberalität und Unparteylichkeit im Urtheile findet. Auch ist es für den, der Frankreich in frühern Zeiten gekannt hat, interessant, die alten Preise gewisser Dinge mit den gegenwärtigen zu vergleichen. Der Vf. besucht die mehresten Orte, an die ein Reisender gewöhnlich geht, und belustiget hin und wieder durch seine Ansicht der Dinge. Kurz, für Engländer ist es immer ein sehr nützliches Bändchen. Die Sprache ist einfach, leicht und unterhaltend. Die Gegenstände der Zeichnungen sind mehrentheils gut gewählt, und die Ausführung, in *aqua tinta*, obschon nicht sehr fleissig, doch nicht ohne Verdienst.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Görlitz*, gedr. b. Burghart: *Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19ten Jahrhunderte. Erster Beytrag.* Eine Einladungsschrift von M. *Christian Aug. Schwarze*, Rector. 1803. 20 S. 4. Von dem Rathe zu Görlitz ist die nachahmungswerthe Verfügung getroffen worden, dass alle, im Laufe eines Schuljahres vorgefallene, wichtige Schulveränderungen jedesmal durch ein Programm bekannt gemacht werden sollen. Das gegenwärtige wird mit einer kurzen Nachricht von dem dermaligen Personale der Lehrer — es sind ihrer, ausser dem Zeichen- und Schreibmeister, neun — eröffnet. Inscribirt wurden von Ostern 1802 bis dahin 1803 38 Schüler; sieben gingen auf die Universität. Nach Mittheilung des neuen Lectionsplans, den wir im Ganzen sowohl in Absicht auf Lehrbücher, als Vertheilung der Lehrgegenstände, sehr zweckmässig finden, gedenkt Hr. *S.* noch zweyer Stiftungen: einer von 1500 Rthlr. zur Unterstützung der Schullehrerwitwen — eine Stiftung, die in unsern Tagen um so mehr einer ehrenvollen Erwähnung verdient, je weniger noch der Staat bisher auf die Versorgung dieser bey den so spärlich zugetheilten Besoldungen ihrer Männer, oft ganz hülflos verlassnen Personen Bedacht nahm; — einer andern von 100 Rthlr. zur Armenbibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 21. September 1803.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

WEIMAR, b. Gädicke: *Der Schriftforscher*, etc. Herausgegeben von *Joh. Ludw. Wilh. Scherer*. etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Im *zweyten* Stück setzt Hr. *Horst* die Mittheilung seiner Gedanken, dass Religion als Sache des Gefühls *und der Phantasie* zu betrachten sey, fort. Es gäbe keine eigentliche Definition von Religion; was sich in Worte aussprechen und wie ein todter Leichnam [!?] in Begriffe zerlegen und gleichsam einbalsamieren lasse, sey schon nicht mehr das, was als das heilige, unnennbare Gefühl in den Stunden der Andacht und Begeisterung in uns erscheine. Das Gebiet der Religion sey Unendlichkeit im Denken, Wollen, Dichten und Empfinden. Wäre mit dergleichen spielenden Redensarten etwas ausgerichtet, so würde Rec. seine Furcht bekennen, dass jene *unnennbaren Erscheinungen* leicht um nichts besser als das Gespenst der weissen Frau seyn möchten. Bey dem Zerlegen in Begriffe aber kommt alles darauf an, ob der Eine ein Todtengeripp leerer Worte sich zum Gegenstand macht, während der Andere die lebendige Wirklichkeit so aufmerksam umfasst, dass er sie sich und andern auch zu beschreiben vermag. Gehört Religion unter die „unaussprechlichen Worte" wozu alles Reden und Schreiben darüber? II. Metrische Uebersetzung des Nahum, von *C. W. Justi*. Den übrigen von dem Vf. schon bekanntgemachten schönen Proben gleich. Er wird sie, mit einem Commentar, besonders abdrucken lassen. III. Zur Geschichte der Schrifterklärung. Von *J. H. Bekhaus*, reform. Pred. zu Gladbach. Diessmal Auszüge aus *Andr. Althameri Brenzii Annot. in Epist. b. Jacobi. Argentor.* 1527. 8. Nichts als ein Beyspiel von Schrifterklärung nach einer vorher geschlossenen Dogmatik. Der alte Vf. war sehr gegen diesen Brief, weil er *„aliam perfectionem atque justitiam a nobis contendit, quam fidei."* IV. und V. Ueber die Inaugurationen der hebräischen Propheten und des Apostel Paulus, vom *Herausgeber*. Exod. 3. 4. soll ein Lied seyn, worin Mose seinen Beruf und Plan zur Befreyung seines Volks *als Dichter* darstelle. (Ehe man so in Masse diese Reste des Alterthums kurzweg erklären kann, muss erst die Kritik, wie bey der Genesis, auch im Exodus die ursprünglich verschiedenen Erzählungen wieder sondern, aus denen jetzt dergleichen Beschreibungen zusammengesetzt sind. Möchte *Ilgen* bald durch Fortsetzung seiner kritischen Arbeit gründlichen Schriftforschern neuen Anlass zu dieser Art von Untersuchungen geben!) Wer im Original oder in Hn. *Scherers* Uebersetzung diese Kapitel liederartig finden kann, müsste wohl alle historische Bücher des A. Ts. für Lieder halten. Bey der ähnlichen Erklärung von 1. Sam. 3, 1—14. wird ohne allen Beweis vorausgesetzt, dass schon vor Samuel Prophetenschulen sich gebildet hatten. Sauls Bekehrungsvision soll davon abhängen, dass die Inauguration des Mose ihm vorschwebte. Und doch ist zwischen beiden Erzählungen nicht ein einziger Zug gleich. Was Hr. *Sch.* als parallel nimmt, der Lichtglanz, ist dort ein vom Himmel, hier ein auf der Erde (im Busche) strahlendes Licht. VI. *Horst* über die „Gedanken und Wünsche in Hinsicht auf Religion. Zerbst 1802." Hr. *H.* eifert immer (mit Recht) gegen die Zurückführung der Religion auf lauter bestimmte Dogmen, Formeln und Buchstaben. Auch ahnet er hier schon (S. 283.) dass der Zeitgeist dem entgegengesetzten Extrem, in tändelnden inhaltsleeren Mysticismus zu verfallen, nahe sey. VII. Versuch einer systematischen Uebersicht der göttlichen Eigenschaften. Von L. F. B. Gott ist dem Vf. der Realgrund der physischen und moralischen Welt. Noch aber fehlt ihm der Begriff einer moralischen Weltordnung, als *ordo ordinans*, ganz, da er dazu eine objective und persönliche Realität der Gottheit erfodert. VIII. Die Verkündigung der Maria. Eine heilige Dichtung, von Lukas, dem sanft dichtenden Maler, wie *der Herausgeber* meynt, nach Jesu Tode entworfen, damit mit dem himmlischen Geiste des Lebens Jesu nur eine reinmenschliche Hülle vereinigt erschiene. IX. Petrus Vision. Apostelgesch. 10, 9—21. vom *Herausgeber*. Petrus fand es schicklich und interessant, vor dem Römer mit einer begeisterten Dichtung über die Frage: ob das mosaische Gesetz aufhöre? aufzutreten. Wer den sehr allmälichen Stufengang des ersten Christenthums genauer studiert, weiss, dass Petrus erst nur bis zu der Idee: nicht alle Christen müssen zuvor Anhänger oder Proselyten des Judenthums seyn! gekommen war, noch bey weitem aber nicht an Aufhebung des mosaischen Gesetzes für Juden und Judenchristen gedacht hat. Hr. *Sch.* aber lässt nur allzu oft seinen leichten Darstellungen die schwerere Mühe der eigentlichen Schriftforschung nicht vorangehen. Nach X. wiederholt Hr. *U. T. Hartmann*, dass das βαπτιζεσθαι ὑπερ τ. νεκρων sich beziehe auf die Gewohnheit der Christen, sich für ihre als Juden oder Heyden verstorbene Freunde, um ihnen dadurch die Seligkeit zu verschaffen, taufen zu lassen. Andere wissen längst, dass diese sogenannte Gewohnheit keinen historischen Erweis hat und eine Fiction ist, welche das Unwahrscheinliche, dass man schon so frühe und mit Zu-

Zulassung der Apostel selbst der Taufe eine solche Wunderkraft der Beseligung zugeschrieben habe, voraussetzt. XI. ἐσθης λαμπρα Jacob. 2, 2. sey durchaus ein *weisses* Kleid. Philologen wissen, dass λαμπρος das *Glänzende* z. B. des Purpurs, eben so wohl bedeutet, als das Glänzende der weissen Farbe. Dr. *Hensler* in seiner Uebersetzung des *Br. Jacobus* hat daher, als genauer Forscher, mit Recht übersetzt: in glänzender Kleidung, oder Augusti: in einem Prachtkleide. Denn λαμπρος bestimmt die Farbe nicht. XII. συντριβειν Mark. 14, 13. soll *umschütteln* bedeuten. Auch hier lässt es der Herausgeber völlig am Beweise fehlen. XIII. Dr. Med. K. *Aug. Wilh. Scherer* führt eine Stelle aus Richters Wundarzneykunst zu Tob. 11, 13. an, zur Erläuterung, dass das λευκωμα oder die Verdunkelung der Hornhaut durch Fischgalle curirt zu werden pflegte. Er verspricht nächstens mehr über die Krankheiten, die in der Bibel vorkommen.

1) Stendal, b. Franz u. Grosse: *Lehrbuch der Tugend- und Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung* für die gebildetere Jugend. Von *J. C. Meyer*, Feldpr. des Königl. Preuss. Inf. Reg. v. Kalkreuth. 1801. XII. u. 169 S. 8. (12 gr.)

2) Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. Comp.: *Anleitung zu einem christlichen Religionsunterricht.* 1801. 118 S. 8. (6 gr.)

3) Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Christliches Lehrbuch.* Zum Gebrauch für die Jugend in Bürger- und Landschulen; von *Ludw. Friedr. Aug. von Cölln.* 1802. 216 S. 12. (9 gr.)

4) Halle, b. Hendel: *Materialien zum Religionsunterricht* für Catechumenen aus mehrern Ständen. Von *F. W. Heike*, Pred. zu Magdeburg. 1801. VIII. u. 284 S. 8. (18 gr.)

5) Hadamar, in d. n. gel. Buchh.: *Kurzer Leitfaden beym christlichen Religionsunterrichte;* nebst einem sogenannten Spruchbüchelchen. Zur Wiedererinnerung und Abfragung dessen, was den Kindern von dem Prediger gesagt und erklärt worden ist. Zunächst für meine Schulen zum Drucke befördert von *Karl Christian Ludw. Schmidt*, Pfarrer in Willmenrode. 1802. 24 S. 8. (2 gr.)

Unter diesen fünf Religionsunterrichtsbüchern zeichnet sich Nr. 1. am vortheilhaftesten aus. Der Vf. nimmt nicht nur von der Tugend- und Religionslehre solche Ansichten, die von einem hellen und ziemlich unbefangenen Blicke, so wie von einer guten Bekanntschaft mit den neuern Untersuchungen im Gebiete der Moral- und Religionsphilosophie zeugen, sondern er weiss auch seine Ideen so geordnet vorzutragen, dass die Uebersicht des Ganzen erleichtert wird. Der erste Theil: *Tugend- und Religionslehre der Vernunft* enthält alle hierher gehörige Lehrsätze in den Beantwortungen der Fragen: was soll ich thun, glauben und hoffen? Im zweyten Theil: *Tugend- und Religionslehre der Offenbarung* nimmt Hr. *M.* denselben Gang. Wiederholungen, die man nach dieser Anordnung hätte befürchten sollen, sind meistentheils sehr glücklich vermieden. Die Erklärungen, die der Vf. von den sogenannten Offenbarungslehren giebt, lassen sich mit den Grundsätzen der Vernunft wohl vereinigen. Nur bey dem Satze, dass sich Gott auch als Sohn offenbaret habe, dürfte diese Behauptung einige Einschränkung leiden.

In Nr. 2. und 3. ist die Aufeinanderfolge der Materien weniger natürlich. Beide fangen mit der Religionslehre an; in beiden macht die Lehre von den Engeln einen *Hauptabschnitt* aus; beide mischen überhaupt zu viel Historisches und Symbolisch-Dogmatisches in die christliche Religionslehre ein. Gleichwohl schimmern aus beiden geläuterte Begriffe bald stärker, bald schwächer vor.

In Nr. 3. wird noch jeder theoretische Lehrsatz mit einer sogenannten Nutzanwendung begleitet.

Dass der Vf. von Nr. 4. es herzlich gut *meyne*, dass er auch kein steifer Anhänger der ältern kirchlichen Dogmatik sey, ja, dass er sich recht sehr bestrebe, jeden Lehrsatz nach seiner Art praktisch zu machen; diess alles verkennen wir keinesweges. Allein die ermüdende Weitschweifigkeit und die öftern Wiederholungen, die er sich zu Schulden kommen lässt, nöthigen uns, diesen Materialien, wenn wir sie auch als Erbauungsbuch ansehen wollen, *in* der Reihe ähnlicher Schriften eine ganz unbedeutende Stelle anzuweisen. Nicht nur seine Klage in der Vorrede S. IV., dass es uns noch sehr an guten Lehrbüchern zum Religionsunterricht fehle, sondern auch das seinem Buche zum Grunde liegende Moralsystem, — der noch ganz unveredelte Eudämonismus — beweisen zur Gnüge, dass Hr. *H.* mit dem Geiste und den bessern Schätzen des Zeitalters nicht so vertraut sey, als es wenigstens jeder Schriftsteller seyn sollte. Wenn er es S. 98. für *eine Anordnung Jesu* ausgiebt, dass der Täufling *dreymal* mit den *Worten:* ich taufe dich im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geistes unters Wasser getaucht werde: so möchten wir ihn doch fragen, woher er diese Nachricht habe.

Nr. 5. bestehet aus einzelnen Fragen, welche nach gewissen ohne allen logischen Grund gemachten Rubriken zusammengestellt sind. Anstatt der Antwort werden blos einige Bibelsprüche citirt. Einige Proben können diese Arbeit hinlänglich charakterisiren. Wie viel sind Götter? 5. Mos. 6, 4. Joh. 17, 3. Wie alt ist Gott? Ps. 90, 2. Was hält Gott? Ps. 33, 4 Angehängt ist ein Verzeichniss solcher Bibelsprüche, welche von den Kindern auswendig gelernt werden sollen. Unter diesen befinden sich mehrere, von welchen uns die praktische Tendenz, die man doch bey der Aufgabe biblischer Sprüche nie aus den Augen verlieren sollte, nicht einleuchten will. Zum Beweise führen wir nur Luc. 24, 39. Sehet meine Hände etc. an.

ARZ.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M, b. Simon: *Abhandlung von der Hasenscharte, nebst einem Vorschlage solche nach einer neuen Methode zu heilen.* Von *Franz Joseph Ring*, ausübendem Wundarzt in Maynz. 1803. 144 S. 8. m. 1. Kpft.

Hr. R. hat dasjenige gesammelt, was in den neuern Zeiten von den besten chirurgischen Schriftstellern über die Operation der Hasenscharte gesagt worden, auch hat er eine anatomische Beschreibung der bey dieser Operation interessirten Theile beygefügt. Dieser Fleiss ist allerdings lobenswerth, und zeugt von dem guten Willen des Vfs., in seiner Kunst nicht zurück zu bleiben; aber dass diese Auszüge aus bekannten Büchern, als Specimen des Privatfleisses, nun gleich mussten gedruckt werden, findet Rec. nicht so lobenswerth; und dass diesem sogleich ein Vorschlag zu einer neuen Methode folgt, welche noch durch keine einzige Erfahrung bewährt ist, und welcher man das Verwerfliche auf den ersten Blick ansieht, findet er um so tadelnswerther, da in der ganzen Schrift sich keine Spur findet, dass der Vf. jemals die Operation der Hasenscharte weder nach einer der ältern Methoden, noch nach seiner neuen Methode verrichtet habe. Das Eigene dieser neuen Methode besteht in einem zusammengesetzten, sehr verkünstelten, Apparate, wodurch im Wesentlichen nichts anders bewirkt wird, als dass die wundgemachten Ränder der Hasenscharte durch die Knopfnath auf einer im Munde liegenden silbernen Platte vereinigt werden sollen. Hätte Hr. *Ring* seine neue Methode nur einmal bey einem Kinde (und bey diesem fallen doch die meisten Operationen dieser Art vor) angewendet: so würde er gefunden haben, dass diese Methode nicht die Vorzüge habe, wie er wähnt, und dass die jetzt gebräuchlichen Methoden, wenn auch nicht vollkommen, doch nicht so verwerflich sind, als er glaubt.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Synopsis anthropologiae physico medicae, nimirum ac forensis;* commentariis, de rebus selectis atque memorabilibus, maxime nostro aevo gestis, illustrata.

Auch unter dem Titel:

*Grundriss einer auserlesenen gemeinnützlichen Literatur für die physisch-medicinische Aufklärung zur Begründung der Felicität im Staate, in der Gesellschaft und im häuslichen Leben* u. s. w. von D. *Wilhelm Julius Augustin Vogel.* 1802. 668 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. mag es herzlich gut mit diesem Buche meynen; dennoch hatte er ein Buch zu schreiben keinen Beruf. Man höre nur, wie er räsonnirt, und wie er spricht. S. 26. die *Verwirrung* der Himmelsstriche, die Verschiedenheit der Nahrungsmittel und die Leidenschaften sind überhaupt betrachtet offenbar diejenigen Umstände, welche den grösten Einfluss auf die Länge oder Kürze des Lebens verhältnissmässig äussern. Insbesondere aber gereizte *heisse* Leidenschaften sowohl angenehme als unangenehme reiben die Kräfte auf; da im Gegentheile Menschen mit *erschlafften* Fibern oder Fasern in einer milden Stimmung der Leidenschaften wohl ein Jahrhundert vorbeyschleichen sehen können. S. 42. kommt der Vf. nach einer Apostrophe an Unverheyrathete und der Geschichte einer Blödsinnigen unmittelbar, man weiss gar nicht wie, auf die *Lymphe* oder das *dicke Blutwasser*, welches er als den *reinsten Theil des Blutes* vielerley Schärfen fähig werden lässt: z. B. der *skorbutischen*. Die Cavitäten des Körpers nennt er S. 70. auch *Etagen*, das Knochengebäude das *Zimmerholz*, die Ligamente das *Eisenwerk*, die Muskeln *elastische Federn*. Sodann soll auch *Reinlichkeit* und Geschmeidigkeit im ganzen Hause seyn, deshalb legte der Schöpfer die Absonderungsbehälter, die Drüsen, an. S. 176. fängt die Reflexion an: Wo findet der Säugling seine erste Nahrung? An der mütterlichen Brust. Und wer sagt ihm, dass sie das Behältniss sey, aus dem er die Kräfte zum ersten Fortkommen schöpfen könne? Ihre *Rundung* und *schwellende Wellenlinie* (!!) Legt die Mutter den Säugling ohne sein Bewusstseyn an ihren Busen? Gewiss nicht u. s. w. S. 215. Warum haben die Bauermädchen keine Vapeurs? Ey sie arbeiten, sie waschen, kochen und sind den ganzen Tag in Bewegung. Sobald unsere deutschen Mädchen *vom Stande* ein reiferes Alter erlangt haben, suchen sie sich durch Lectüre allerley Empfindeley voller Bücher, die Langeweile zu vertreiben. Romane, Komödien, Verse und andere dergleichen *Schnurrpfeifereyen* sind ihre Lieblingsbeschäftigungen. Darum bekümmern sie sich wenig, was in der Küche vorgeht und glauben fest, die *gebratenen Vögel kämen einen auf den ersten Pfiff ins Maul geflogen.* So dachte ein dergleichen *adelisches* Frauenzimmer in Wien: dass die Mundsemmeln, wie die Aepfel, auf den Bäumen wüchsen, (dennoch empfiehlt der Vf. S. 221. die famöse Elisa!) Von Num. VI. an hören die Kommentarien des Vfs. auf, und er begnügt sich mit Anmerkungen, die theils ähnliche Reflexionen, theils Geschichten (aus der Nationalzeitung u. s. f.) als lebende Belege angegebener Behauptungen, enthalten. „Bisher hat man, sagt der Vf. bey Gelegenheit eines Aphorismus, Reflexionen beygefügt, von nun an wird man solche weglassen und nicht weiter fortsetzen, weil man (der Vf.) fürchtet, diess Buch möchte zu kostbar *für die Liebhaber* werden. Alles übrige Wissenswürdige wird man (der Vf.) bloss durch die Literatur zu beleuchten und zu umfassen suchen." Diese ist auch in der That höchst reichhaltig, und mag leicht die vorzüglichste Seite des Buches seyn. Es giebt fast kein irgends bedeutendes Werk, was der Vf. nicht citirt hat. So sind z. B. eine Menge Schriften angegeben, welche von Verbesserung der *Stubenöfen* handeln. Darüber rechtfertigt sich der Vf. in der Anmerkung folgendergestalt: „Es ist leicht zu erachten, dass *je weniger* Holz zur Feuerung man in seinem Hause nöthig hat; *desto wenigern* Dampf und Rauch man ausgesetzt ist, mithin

hin auch *reinere Luft* in den Zimmern erhalten wird." Bey den Planen zur Ausrottung der Blattern ruft der Vf. aus: „Also, Sie, werthen Gelehrten, die Sie wirken mögen, Wie? und Wo? sie wollen. — Lassen Sie sich das Generalprincip der Felicität der menschlichen Gesellschaft hiermit ans Herz legen: Harmonie! Harmonie!" — Uebrigens ist diese Schrift eigentlich der *zweyte Theil* eines Ganzen, wovon der *erste Theil*, welcher den Geist der Humanität und Misanthropie unseres Zeitalters im Tempel der Themis enthalten wird, noch erscheinen soll, aber vermuthlich nicht erscheinen wird.

Erfurt, in d. Henningsschen Buchh.: *Conrad Georg Ontyd's theoretisch-praktische Untersuchungen über die Ursachen des Todes bey den meisten acuten und chronischen Krankheiten, so wie über die Entstehung, Erkenntniss und gründliche Heilung derselben.* Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Johann Ernst Gotthelf Eichwedel.* Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen von Dr. *Johann Christian Stark*, Hofrath u. Professor der Arzneygelahrtheit zu Jena. 1802. 2 Alph. 4 Bog. 8. (3 Rthlr.)

Das gegenwärtige, manche neue Ansichten und viele sehr gute praktische Bemerkungen und Winke enthaltende, Werk eines glücklichen und selbstdenkenden Arztes kam zuerst im J. 1797 in lateinischer Sprache heraus. In der vor uns liegenden zweyten Ausgabe hat der Vf., seiner Versicherung nach, einige seiner vorigen Grundsätze verbessert, und Zusätze angebracht. Da Rec. zwischen beiden Auflagen keine Vergleichung anstellen kann, indem er jene erste (die bereits in der A. L. Z. 1801. Nr. 229. von einem andern Rec. angezeigt worden ist) nicht besitzt: so muss er sich begnügen, die Leser dahin zu verweisen, zumal, da in der Anlage und dem Plane des Werks diessmal nichts verändert ist. Die, dort gemachten, wenigen literarischen Erinnerungen sind noch unerledigt geblieben.

Die Anmerkungen des Hn. Hofr. *Stark* enthalten einige Berichtigungen des Vfs., hören aber gegen das Ende des Werks fast ganz auf, indem Hr. *St.* es für hinreichend hielt, wegen seiner eignen Meynungen im Allgemeinen auf sein praktisches Handbuch zu verweisen.

Die Uebersetzung ist sehr wohl gerathen. Nur möchten wir den englischen Ausdruck: *beef-tea*, nicht geradeweg durch: Rindfleischbouillons, übersetzen, wie S. 180. geschehen ist; der Deutsche denkt sich gemeiniglich unter dem letztern Worte mehr, als der Engländer damit meynt. — Ein Sachregister und eine genauere Anzeige des Originals vermisst man ungern.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Schwerin* u. *Wismar*, b. Bödner: *Abhandlung von den Mecklenburgischen Münzen, Maassen und Gewichten und deren Vergleichung mit auswärtigen Münzen, Maassen und Gewichten, ingleichen mit dem neuen französischen Maass- und Gewichts-System*, von *Johann Jakob Heinrich Westphal*, Organisten an der Neustädter Kirche und Schreib- und Rechenmeister an der Domschule zu Schwerin. 1803. 64 S. 4. Der Vf., als vorzüglicher Rechenmeister in seinem Vaterlande bekannt, erwirbt sich durch diese Arbeit um so mehr ein Verdienst und den Dank seiner Landsleute und des, mit Mecklenburg Geschäfte treibenden, Publicums, da, wie er im Vorbericht mit Recht bemerkt, das hierüber vorhandene unbestimmt und schwankend ist, und er diesem Mangel so vollständig abgeholfen hat. Die besten Werke in diesem Fache z. B. *Kruses* Hamburgischer Comtorist, *Gerhards* allgemeiner Comtorist u. a. m. erhalten hierdurch in Beziehung auf Mecklenburg nicht unwichtige Berichtigungen, obgleich der Vf. diese und andere schätzbare Werke bey den Angaben der auswärtigen Maasse, Münzen und Gewichte zum Grunde gelegt hat, wobey Rec. jedoch mehrere neuere Werke über das gegenwärtige französische Maass- und Gewichts-System vermisst. Auch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. das allmälige Aufkommen und Entstehen des heutigen Mecklenburgischen Maass- und Gewichts-Systems — denn in Ansehung des der Münzverfassung haben wir dieses meisterhaft aus der Feder des verstorbenen geheimen Archiv-Raths *Evers* — dargestellt und entwickelt, und dadurch seiner Arbeit auch ein wissenschaftliches Interesse gegeben haben möchte. In den einzelnen Abschnitten handelt er von den Mecklenburgischen Münzen, Gewichten, Getreide-Maass, Maassen der flüssigen Dinge, von den Mecklenburgischen Längen-Flächen-Feld- und Körper-Maassen, von zählenden Gütern und Dingen, Vergleichung der Mecklenburgischen Maasse und Gewichte mit dem neuern französischen Maass- und Gewichts-System, und mit dem der mehresten europäischen und deutschen Staaten.

---

*Druckfehler.* In Nr. 243. Sp. 445. Z. 31. von oben statt *Elodas* l. *Eladas*, und Z. 8. von unten st. Fra Barthol. di San Murco l. Fra Barthol. di San Marco.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 22. September 1803.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden, gedr. in d. kurfürstl. Hofbuchdr.: *Entwurf zu einer neuen Gerichts-Ordnung für die kursächsischen Lande.* 1803. Erste Abtheilung 550 S. Zweyte Abtheilung von S. 553 — 994. und ein Register von 100 S. (2 Rthlr. 20 gr.)

Der rege Geist des Forschens in dem Gebiete der Philosophie und des Rechts, welcher unserm Zeitalter eigen ist, macht einen Hauptzug in dem Charakter der jetzigen preiswürdigen kursächsischen Regierung aus. Welchem Freunde des Guten, dem es interessant ist, das Loos der Völker, so wie es ihnen mehr oder minder glücklich fiel, zu beobachten, sollte es unbekannt seyn, was *Friedrich August III.* zu dem Wohl seines Volkes thut, wie Ihm die Grundverfassung des Staates heilig ist, wie Er durch sein Beyspiel überall rücksichtslose Gerechtigkeit und väterliche Vorsorge für das Beste der Unterthanen lehrt, wie vielen Unbestimmtheiten des Rechts, wodurch die Chikane freyen Spielraum gewinnt, unter seiner weisen Regierung durch einzelne Gesetze abgeholfen worden! — Welcher Freund der Menschheit insonderheit sollte nicht herzlichen Dank dem Fürsten zollen, welcher durch Abschaffung der Tortur und durch Einführung einer menschenfreundlichern Criminal-Gesetzgebung das Leben und die Ehre von tausend Unschuldigen nicht nur in seinen Staaten, sondern auch in andern, denen dieses Beyspiel ein Muster der Nachahmung geworden ist, gerettet hat! Es blieb Seinen treuen und dankbaren Unterthanen noch Ein Wunsch übrig, der Wunsch einer bestimmteren und schleunigeren Rechtspflege. Die Wichtigkeit der Sache erforderte eine reifliche Erwägung; nach mehrjähriger Erwartung und wiederholten Versprechungen auf den Landtagen, hat die wegen der Gesetzgebung verordnete Commission im Februar dieses Jahres den Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für die kursächsischen Lande, als Vorläufer der neuen Prozesordnung, in der Absicht durch den Druck bekannt gemacht, „dass den sämmtlichen Mitgliedern der Justiz-„Collegien und Dicasterien, deren gutachtliche Erin-„nerungen und Bemerkungen hierüber zuförderst bin-„nen Jahresfrist vernommen werden sollen, eine desto „vollständigere und geschwindere Uebersicht des gan-„zen Entwurfs im Zusammenhange verschafft wer-„den möge." Zugleich ist durch erlassene höchste Befehle alles öffentliche Schreiben, Commentiren und Disputiren über diesen Entwurf durchgehends und vornehmlich auf den Academieen Leipzig und Wittenberg untersagt worden.



Die Art und Weise, wie dem Bürger auf dem geschwindesten Wege zum Genuss seiner Gerechtsame geholfen werden solle? ist an sich ein zu wichtiger Gegenstand, und das vorliegende Werk enthält zu interessante Resultate des Forschens der aufgeklärtesten Männer, als dass wir nicht die Leser dieser Blätter durch einen vollständigen Bericht in den Stand setzen sollten, in den Geist der neuen Gerichtseinrichtung in einem so beträchtlichen Theile des deutschen Vaterlandes zu blicken, und zu beurtheilen, in wie fern durch dieses Erzeugniss des forschenden menschlichen Verstandes in der Wissenschaft selbst ein Fortschritt gemacht worden sey?

Der Entwurf zerfällt in zwey Abtheilungen; die erste bestimmt in 40 Titeln die allgemeinen Begriffe von dem richterlichen Amte und der Bestellung der Gerichte (Tit. I.) von den Advocaten, (Tit. II.) von Vormündern und den ihnen gleichzuachtenden Personen, (Tit. III.) von den rechtlichen Handlungen mündiger Weibespersonen vor und ausser Gericht, (Tit. IV.) und von den Bevollmächtigten; (Tit. V.) und endlich den ordentlichen Prozessgang (Tit. VI — XL.). Die zweyte Abtheilung handelt folgende summarische Prozesse ab: die eigentlich sogenannten und summarisch zu erörternden Rechtssachen (Tit. XLI.), die Rechnungssachen (Tit. XLII.), die Pacht- und Miethssachen (Tit XLIII.), das Verfahren auf die Provocation *ex l. diff.* und *ex l. si cont.* (Tit. XLIV.), das Verfahren auf die Spolienklage (Tit. XLV.), den Executiv- und Wechselprozess (Tit. XLVI. XLVII.), den Prozess über den gegenwärtigen Besitz (Tit. XLVIII.), den Concursprozess (Tit. XLIX.) S. 691 — 963.) und die Edictal Citation ausserhalb dem Concursprozesse (Tit. L.).

Würde die Frage aufgeworfen: *Haben die kursächsischen Lande nach Maassgabe des gegenwärtig bekannt gemachten Entwurfs einen neuen, von dem vorigen ganz abweichenden und wesentlich verschiedenen Prozessgang zu erwarten oder nicht?* so lässt sich die Antwort nur mit Unterschied geben. Auch nach den neuen Ideen bleiben beybehalten: die eigentliche Führung des Prozesses durch Advocaten, die interlocutorischen Erkenntnisse, die verschiedenen Verfahren, die mehreren Instanzen und Rechtsmittel der Leuterung und Appellation, die Actenversendung an die Facultäten und andere sonstige Eigenheiten des sächsischen Prozesses: und in *sofern verläugnet auch die neue Gerichtsordnung nicht ihren alten eigenthümlichen Charakter.* Zieht man aber in Erwägung, dass nicht nur ein jeder von den bereits gesetzlich bestimmten Abschnitten des Processes jetzt die wichtigsten Erläuterun-

terungen erhalten, sondern auch eine Menge überhaupt noch gar nicht durch Landesgesetze organisirter Gegenstände ihr gesetzliches Daseyn nunmehr erhalten haben (wozu, um nur einiges zu nennen, mehrere summarische Procesarten, das Contumacialverfahren, die Fatalienrestitution, die Lehre vom Eide, von den Proceskosten, die Nullitätsklage, gehören), erwägt man endlich und besonders, *dass die Basis*, auf welcher nunmehro das Gebäude des kursächsischen Processes ruhen wird, *eine ganz andere ist, als die vorhergehende*: so muss allerdings die nunmehr einzuführende Verfassung eine ganz *neue und wesentlich verschiedene Processordnung* genannt werden.

Um sich hiervon zu überzeugen, wollen wir von den Eigenheiten, welche den Charakter des vorliegenden Werkes ausmachen, zuförderst I. die Basis betrachten, welche dem Ganzen zum Grunde liegt. Der gemeine deutsche Process hat den Grundsatz: nichts von Amtswegen; — die preussische Gerichtsordnung die Untersuchungsmaxime: alles von Amtswegen. Die neue kursächsische Processverfassung endlich, welche dem Advocaten wie bisher die eigentliche Führung der Rechtssachen überläfst, bleibt in der Mitte zwischen beiden stehen, und übergiebt dem Richter lediglich das Directorium des Processes mit allen seinen Ausflüssen, jedoch so, dass sie ihm die Pflicht auferlegt, im Laufe des Processes sich über alles, was zur Entscheidung beytragen kann, die nöthige Klarheit zu verschaffen. Wir wollen die hierher gehörigen Stellen auszeichnen: 1) Tit. VIII. §. 4. no. 2. „Ueberhaupt bedarf es in allen Fällen, wo von „dem Gesetze oder dem Richter einer Parthey unter „einer legalen Verwarnung etwas angedeutet, von „derselben aber nicht befolgt worden, weder einer „Aufforderung noch einer Ungehorsamsbeschuldigung „von dem andern Theile, um auf den begangenen „Ungehorsam, der Verwarnung gemäss, zu erkennen.“ 2) Es sind ferner im angeführten Titel verschiedene Fälle angemerkt, in welchen der Beklagte anderweit zu citiren ist, z. B. wenn in der ersten Ladung Mängel vorgefallen sind und der Beklagte im Termine nicht erschienen ist. Der Richter soll alsdann nach §. 3. no. 3. die anderweitige Verordnung sofort nach Ablauf der ersten Frist ergehen lassen, ohne deshalb ein Ansuchen des Klägers zu erwarten. Gleichergestalt soll in den Fällen, wo ausser dem erkannten Beweise etwas von einer Parthey zu leisten ist, der Richter die Parthey, welche die ihr auferlegte Leistung binnen 14 Tagen von der Rechtskraft der Sentenz in oder binnen der in dieser vorgeschriebenen Frist nicht bewirkt, *ohne ein Ansuchen des Gegners zu erwarten*, durch von Zeit zu Zeit zu erhöhende Strafauflagen und jedesmahlige Einbringung der verwirkten Strafen dazu anhalten. (Tit. XII. §. 5. nr. 2.) 3) Zwey höchstmerkwürdige Verordnungen kommen in dem Xten Tit. §. 7. nr. 3. und §. 8. nr. 5. vor, welche dem Richter nicht bloss bey dem Versuch der Güte gegeben, sondern zur allgemeinen Pflicht gemacht zu werden verdienen. Sie heissen: „Ist in ältern in den Ge„richten vorhandenen Acten und Protocollen etwas „vorhanden, welches auf den gegenwärtigen Process „Einfluss haben kann — weshalb bey einiger Vermu„thung sorgfältig nachzuschlagen ist, — so hat der „Richter solches den Partheyen, obgleich darum nicht „gebeten worden ist, in dem Termin zur Güte vor„zulegen.“ — „Findet der Richter, dass es über einen „oder den andern Umstand, auf welchen bey der Er„örterung der Sache etwas ankommt, und welcher „der Parthey aus eigener Wissenschaft bekannt seyn „muss, an einer deutlichen und bestimmten Antwort „oder Erklärung in den zu den Acten gekommenen „Schriften ermangelt, so hat er die Parthey darüber „zu befragen, und diese bey Vermeidung der wegen „des freventlichen Läugnens gesetzten Strafe eine „deutliche und bestimmte Antwort darauf zu erthei„len.“ 4) Ganz entsprechend den Grundsätzen, worauf das Richteramt beruht, ist die Vorschrift des 23sten Titels §. 11. nr. 2. „In sofern kommt die von einer „Parthey eingewendete Leuterung der Gegenparthey, „welche kein Rechtsmittel wider die Sentenz ergrif„fen hat, von selbst zu statten, dass wenn in der Leu„terungssentenz die vorige zum Vortheil des Leute„ranten abgeändert wird, diese Abänderung aber nach „der Lage der Sache nicht statt finden kann, ohne „in gewissen Puncten die vorige Sentenz auch zum „Vortheil des Leuteraten abzuändern, auf diese letzte „Abänderung in der Leuterungssentenz zugleich zu „erkennen ist.“ 5) Wenn dagegen (Tit. VI. §. 11. nr. 2.) der Richter auf die Klage auswärtiger, in den kursächsischen Landen nicht angesessener noch wohnhafter Personen nicht eher verfügen soll, als bis die Caution der Unkosten wegen berichtiget ist, widrigenfalls er dem Beklagten wegen dessen Interesse für die Caution auf 30 Rthlr. hafte; so dürfte derselbe nur dann in seiner gehörigen Sphäre bleiben, wenn *diese* Vorschrift folgendergestalt ausgedrückt würde: „*Der* „Richter soll, sobald der Beklagte von dem auswär„tigen Kläger den Vorstand der Unkosten *verlangt*, „der letztere aber damit säumt, in dem Processe nicht „eher etwas weiter verfügen, als bis diese Caution „berichtiget ist.“ 6) Schon aus der erläuterten sächs. Gerichtsordnung v. J. 1724 ist bekannt, dass der Richter ein fehlerhaftes Libell so viel als möglich aufrecht zu erhalten verbunden sey. Zu diesen in der neuen Gerichtsordnung wiederholten und genauer bestimmten Vorschriften sind noch andere ähnliche gekommen, z. B. dass der Richter, nicht die Parthey, die allgemeinen Fragstücke in Obacht zu nehmen (Tit. XVI. §. 11.), ingleichen dass wenn die Appellation hätte an die Regierung gerichtet werden sollen, aber unstatthafterweise an die Hofgerichte geschehen ist, der Unterrichter sofort an die eigentliche Behörde den Bericht zu erstatten habe. — Diese angeführten Vorschriften werden hinlänglich seyn, um nach dem Geiste der neuen kursächs. Gerichtsordnung das Wesen des Richteramtes darein zu setzen: „dass er den Pro„cess leite; dass er alles, was in den Granzen des Di„rectorii des Processes liegt, unaufgefodert thun müsse; „dass er zwar nicht den Anwald der Partheyen vor„zustellen beauftragt, wohl aber verpflichtet sey, über „alle

„alle vorkommende, zur Entscheidung der Haupt„sache dienenden Thatumstände, Licht, Klarheit und „Wahrheit zu verbreiten; alle einkommende Schrif„ten, so wie sie eingereicht werden, behörig zu lesen „und darauf, was der Sache Nothdurft, so wie der „Processgang mit sich bringt, zu decretiren, und nicht „eher zum Urtheil zu beschliessen, als bis über die „Existenz oder Nichtexistenz eines solchen Thatum„standes in den Acten die nöthige Nachweisung ent„halten sey."

II. Die neue kursächsische Gerichtsordnung zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie, wie wir bereits erinnert haben, eben sowohl die aus dem älteren Rechte beybehaltenen gerichtlichen Handlungen vollständiger und genauer bestimmt, als auch an die Stelle der älteren *neue Maximen* und einige ganz *neue Lehren* aufgenommen hat. Beyspiele der ersten Art sind: die genaue Bestimmung der verschiedenen Fälle, wenn die Beweisfrist abgelaufen ist (Tit. XII. §. 2.), des Falls, wenn von dem einen Theile Leuterung, von dem andern Appellation eingewendet worden (Tit. XXIV. §. 5.), und die lehrreiche Instruction für den Richter bey Vollstreckung der rechtskräftigen Urtheile (Tit. XXXVII. und XXXVIII. S. 417—538.) Dem sächsischen Processe *ganz neu*, sind, — die wichtigsten anzuführen und mit einigen Anmerkungen zu begleiten — folgende Lehren: 1) Da dem Richter überhaupt zur Pflicht gemacht worden ist, so oft er Gefährde vermerkt, die behörige Untersuchung anzustellen und nach Befinden den Eid vor Gefährde aufzulegen, so verordnet der 17te Titel, welcher von dem Beweise durch Eidesdelation handelt, §. 6. nr. 1.: „dass derjenige, welcher den Eid deferirt, vor „der Leistung des deferirten Eides den Eid vor Ge„fährde schwöre, ist forthin nicht erfoderlich" und nr. 3.: „wird eine Parthey überwiesen, dass sie über „ein Anführen wissentlich, dass es ungegründet sey, „den Eid deferirt habe: so ist dieselbe acht Wochen „lang mit Gefängniss, oder um 20 Rthlr., oder der „Advocat, wenn es dessen Schuld ist, mit vierteljäh„riger Suspension von der Praxi zu bestrafen, und „der Schuldige alle der Gegenparthey dadurch ver„ursachten Unkosten zu erstatten verbunden." Eine Verordnung, über die der Richter nie genug wachen kann! 2) Da der Richter überall unaufgefodert verfahren soll, so sind Tit. VIII. §. 4. nr. 2. alle von einem Advocaten schriftlich oder mündlich vorgebrachte Auffoderungen oder Ungehorsamsbeschuldigungen aufgehoben worden. Hierbey dürfte der Weisheit der erleuchteten Verfasser des Entwurfs das Bedenken vorzulegen seyn: dass eines Theils der Sachwalter durch jene Pflicht des Richters von der seinigen, die Rechtssache und den Vortheil seines Machtgebers zu betreiben, nicht entbunden werde; anderntheils hier und da bey überhäuften Geschäften, der Richter leicht etwas vergessen könne; dass mithin die Auffoderung und Erinnerung an den Richter eben so nothwendig als nützlich sey. Wir finden über diesen Fall ein merkwürdiges Particular Gesetz, und theilen solches zur Vergleichung hier mit: In einer vor wenigen Monaten in der Russisch-Kayserl. Herrschaft Jever von der gegenwärtigen Landes-Administration wegen Verbesserung des gerichtlichen Verfahren erlassenen Verordnung, welche den Richter aus demselben Gesichtspuncte, wie das neue kursächsische Recht, betrachtet; heisst es: (I. nr. 6. pag. 7.) „Damit, wenn ja der Richter wider Verhoffen hierinnen eine Nachlässigkeit beginge, solches zur gehörigen Kenntniss gelange, so soll jeder im Process von einer Parthey begangene Ungehorsam spätestens auf den nächsten Gerichtstag von dem Gegentheile angeschuldiget werden; im Unterlassungsfall ist dessen Anwald nicht nur der Gebühren dieses Satzes verlustig, sondern auch die sämmtlichen Gebühren, welche bey gehörig angebrachter Ungehorsamsbeschuldigung anzusetzen gewesen wären, zur Strafe aus seinem eigenen Vermögen in die Sportelcasse des Gerichts zu erlegen schuldig." — 3) Nicht selten fällt ein neues Gesetz in den Fehler, dass es die Menschen zu vollkommen verlangt, dass es zu streng ist, und um deswillen nicht durchaus befolgt werden kann, ohne die höhere Absicht des Gesetzes selbst, das Beste der Bürger nämlich, aufzuopfern. Ein zu abgekürztes Verfahren, wo der Richter von Amtswegen ohne Ungehorsamsbeschuldigung bey Versäumnissen die Sache zu beschliessen so pflichtig als befugt ist, kann die unschuldige Parthey oft in einen grossen Nachtheil bringen, der um so unersetzlicher ist, je seltener von dem Advocaten, an welchem vielleicht die Schuld des Versäumnisses liegt, eine vollständige Entschädigung zu erwarten steht. Aus dieser Ursache hat die neue kursächs. Gerichtsordnung die Fatalien-Restitution in der Maasse eingeführt, dass wenn das Versäumniss im Wege Rechtens nicht abzulehnen ist, die Fatalien-Restitution bey dem Oberrichter (den Regierungen, Hofgerichten etc.) gesucht, und von selbigem gegen Erstattung aller Unkosten und Erlegung einer Geldstrafe von 20 bis 100 Rthlr. oder verhältnissmässiger Gefängnisstrafe, von Seiten des schuldigen Theils (derselbe sey nun die Parthey selbst oder deren Bevollmächtigter) ertheilt werden möge; dass die Restitution jedoch unstatthaft sey, wenn sich aus den Umständen eine absichtliche Verzögerung oder andere Gefährde ergiebt, oder aus dem Versäumniss keine erhebliche Verletzung entsteht, und dass es bey der Resolution des Oberrichters: ob die gesuchte Fatalien-Restitution Statt finde oder nicht? sein unabänderliches Bewenden jederzeit haben solle. — Gewiss ist die Absicht des Gesetzgebers bey dieser Verordnung eben so gerecht und weise, als die letztere selbst zweckmässig abgefasst. Es liessen sich vielleicht noch einige nähere Bestimmungen bey §. 3. nr. 8. und 10. angeben; allein dieses thun, würde den Gutachten der gründlichen Gelehrten, welche dazu höchsten Orts aufgefodert sind, vorgreifen heissen.

III. Die Langwierigkeit der Processe war bisher ein Hauptgebrechen der sächsischen Rechtspflege. Die neue Einrichtung enthalt bedeutende Abkürzungen. Sie bestehen darin, dass a) alle zur Hauptsache gehörigen gerichtlichen Handlungen von den Nebenpuncten mit

mit Schärfe abgesondert, und für die letztern ein kurzes Verfahren, wodurch die Hauptsache in ihrem Fortgange nicht gehemmt werden soll, eingeführt worden ist. (Tit. XXXVI. von dem Verfahren bey Incidentpuncten.) Hiernächst sind b) die nicht wesentlichen Formen abgeschnitten. Dahin gehören folgende Fälle: 1) die Zahl der Sätze ist für jeden Theil in der Regel zwar auf zwey bestimmt, jedoch mit verschiedenen Modificationen. Das erste Verfahren wird eigentlich schon mit der Replik für beendigt gehalten, und nach deren Einreichung der Gütetermin angesetzt und dem Beklagten *steht nur frey, wenn er eine Duplik einzureichen für nöthig erachtet*, damit drey Tage vor dem angesetzten Termine einzukommen (Tit. X. §. 3. nr. 1.). Im Hauptverfahren fällt, wenn der Beklagte keine Exceptionsschrift übergeben hat, die Replik, und wenn keine Replik eingereicht worden ist, die Duplik weg (Tit. XVIII. §. 6. u. 7.). In der Leuterungs-Instanz fallen, wenn der Leuterat mit einer Schrift nicht eingekommen ist, die Replik und Duplik weg (Tit. XXIII. §. 8. nr. 3.). In den beiden letztgenannten Verfahren sind auch die Fristerstreckungen und im Hauptverfahren die Fatalienrestitution verboten. a. a. O. §. 9. nr. 4.). In der Leuterungsschrift müssen die Beschwerden bestimmt und deutlich angegeben seyn. Es bedarf alsdann der weitern An- und Ausführung nicht, und diese kann (jedoch mit Vorbehalt der dafür sonst anzusetzenden Gebühren) wegbleiben, ohne dass das Rechtsmittel selbst desert wird (Tit. XXIII. §. 6. nr. 3.). Gleichergestalt mag sich der Appellant, welcher vorher geleutert hatte, auf die in den Leuterungsschriften, von ihm an- und ausgeführten Beschwerdepuncten, ohne besondere weitere Deduction beziehen, und ist die Appellation um deswillen nicht für desert zu achten. (Tit. XXIV. §. 1. nr. 2.). 2) Bey den Beweisartikeln ist die Deduction der Formalien abgeschaft (Tit. XII. §. 9.). 3) Wegen des Befugnisses zu brauen findet nur die gewöhnliche Beweisfrist Statt. ibid. §. 1. nr. 2. 4) Es bedarf nicht weiter einer besondern Production der Zeugen, mithin auch keines dazu anzuberaumenden Termins (Tit. XVI. §. 8. nr. 5.). 5) Das Erscheinen der Gegenparthey im Schwörungstermine ist nicht nothwendig (Tit. XXI. §. 7.). 6) Der Anberaumung eines Inrotulationstermins bedarf es nicht (Tit. XIX. §. 3. nr. 3.). 7) Bey Appellationen ist das Fatale der Berichtsablösung aufgehoben (Tit. XXI. §. 3.). Auf mehrere Appellationen wider einerley Sentenz wird nur Ein Bericht erstattet, §. 6. nr. 3. und wegen des Abgangs der Berichte in möglichst kurzer Zeit enthält der 2te §. die bestimmten Vorschriften. 8) Wider Drey übereinstimmende Sentenzen ist die anderweitige Einwendung eines Rechtsmittels unzuläsig, wenn dieselben auch nicht unmittelbar auf einander gefolgt sind, sondern in dazwischen publicirten anders gesprochen worden ist (Tit. XXXIII. §. 1. nr. 8.). 9) Endlich sind an mehrern Stellen der Gerichtsordnung denjenigen Advocaten, Richtern und Actuarien, welche sich einer Nachlässigkeit oder Uebertretung der gegebenen Vorschriften, insonderheit derer, welche auf Abkürzung des Verfahrens gerichtet sind, schuldig machen, ausser dem Ersatz der Kosten, besondere zweckmässige Geldstrafen angedroht, welche binnen 14 Tagen von der Einlangung des Rescripts oder der Publication der Sentenz an gerechnet, bey Strafe des Vierfachen an die Regierungen eingesendet werden sollen (Tit. XIX. §. 7.).

IV. Wie sehr überhaupt auf das wahre Beste der Staatsbürger und auf jede mögliche Ersparung in dem Entwurfe der neuen Gerichtsordnung Rücksicht genommen sey, davon zeugen ausser den vorhandenen noch folgende Beyspiele: 1) Den Armen, welche sich zum Armenrechte qualificiren, soll eine eben so schleunige und gründliche Rechtspflege, wie den Wohlhabendern, angedeihen; widrigenfalls der Richter nachdrücklich bestraft, und die Sache von ihm evocirt, er aber angehalten werden soll, an das Gericht, welchem die Fortstellung der Sache aufgetragen wird, die auf des Armen Antheil kommende Kosten [mit Vorbehalt des Regresses] zu bezahlen. 2) Die dem Richter im 10ten Titel gegebenen Vorschriften, wegen Pflegung der Güte — womit Tit. XXIV. §. 4. zu verbinden ist, wo der Unterrichter in gewissen Fällen vor Abgang des Berichts einen Verhörstermin anzuberaumen angewiesen wird — sind keines Auszuges fähig. Sie sind aber musterhaft. Bey der 13ten nr. des 7ten §., worin der Richter aufgefodert wird, auch andere Gelegenheiten zu ergreifen, um die Partheyen in Güte zu vergleichen, dürfte der Wunsch entstehen, dass dem Richter die Zeit eines nochmaligen Versuchs der Güte bestimmt vorgeschrieben würde; so wie es zum Beyspiel in den preussischen Staaten nach aufgenommenen Beweismitteln zu thun anbefohlen ist; und dass ihm, wie ebenfalls in den letztern und einigen andern Ländern geschieht, für seine gehabte Bemühung nach Verhältniss des Werthes des streitigen Gegenstandes, eine angemessene Belohnung ausgesetzt würde. 3) Um dem kostspieligen Unfuge, der hie und da mit den Abschriften der im Gerichte eingegebenen Schriften getrieben wird, zu steuern, verordnet der Tit. XXII. §. 9. nr. 4., dass sie nach so vielen Blättern als die bey den Acten befindliche Schrift enthält (welche ebenfalls vorschriftmässig geschrieben seyn muss), die Abschrift mag mehr oder weniger Blätter ausmachen, mit einem Groschen von jedem Blatte anzusetzen sind. Hier dürfte der Ort gewesen seyn, auch die Dicasteria anzuweisen, dass sie ihren Schreibern den Unfug verbieten, welcher zuweilen in den Urtheln getrieben wird, nicht nur mit der Handschrift, welche unleserlich und ekelhaft gedehnt ist, sondern sogar mit dem Format des Papiers, das durch immer weiteres Beschneiden allmählig von der Folio- zur Octavform herabkommt. — Gleichfalls weise verordnet 4) Tit. XIV. §. 8. nr. 3., dass der Richter, wenn er offenbar unnöthigerweise aus eigener Bewegung Besichtigungen veranstaltet, die Kosten davon selbst übertragen soll — und 5) Tit. XXII. §. 5. nr. 1. dass keiner Parthey die Publication eines Rescripts, Urtheils oder Bescheids wegen der noch nicht dafür bezahlten Gebühr versagt werden könne.

*(Der Beschluss folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 23. September 1803.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden, gedr. in d. kurfürstl. Hofbuchdr.: *Entwurf zu einer neuen Gerichts-Ordnung für die kursächsischen Lande.* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die Bestimmung dieser Blätter erlaubt uns eben so wenig, das interessante Gemälde der neuen kursächsischen Gerichts-Verfassung weiter auszuführen, als in das Detail der summarischen Processarten einzugehen. Diese letztern werden überhaupt durch ihre eigene Natur bestimmt, und die Vorschriften darüber in wohl eingerichteten Staaten haben daher viel übereinstimmendes mit einander. Es sey uns dafür erlaubt, mit einigen aus unserer individuellen Ansicht des Gegenstandes geschöpften Bemerkungen zu schliessen, und sie sowohl der Weisheit der Gesetzgebungs-Commission bescheidenst vorzulegen, als auch das Nachdenken derer, welche ihr Gutachten über die neue Einrichtung zu erstatten aufgefodert sind, hierauf zu leiten.

A. Die Mängel der bisherigen kursächs. Gerichts-Verfassung hatten ihren Hauptgrund in der Menge der Verfahren, Instanzen und Rechtsmittel und in der Versendung der Acten fast über jedes Verfahren nach den Dicasterien, wo sie oft Jahre lang unexpedirt lagen. 1) Die neu aufgenommenen Abkürzungen sind eine unverkennbare Wohlthat für das Land, und der dem Richter angedrohete Verlust der Gebühren, wenn er eine Leuterung angenommen hat, die im nachmaligen Urtheil schlechterdings für unzulässig erkannt wird, (Tit. XXIII. §. 5. Nr. 7.) kann nicht anders als die erspriesslichsten Folgen haben. Allein der sächsische Process wird immer ein sehr langwieriger Process bleiben, so lange interlocutorische Sentenzen, und gegen diese die gewöhnlichen Rechtsmittel, nach wie vor, stattfinden. Sollte es nicht rathsamer seyn, dass der Richter den ganzen Lauf des Processes bis zur Definitiv durch behufige Decrete leitete: gegen welche letztern der Parthey, die sich für beschwert hielte, nur eine Appellation an die Regierungen oder Hofgerichte unter Erlegung eines Succumbenzgeldes nachgelassen würde? 2) Die Besetzung der Gerichte, besonders der Patrimonial-Gerichte, ist ein sehr wichtiger, noch nicht genug berücksichtigter, Gegenstand für die Aufsicht der gesetzgebenden Gewalt. Die Rechtspflege wird sehr mangelhaft bleiben, so lange nicht die Gerichtshalter, aus vorzüglich erfahrnen und rechtskundigen Männern gewählt, als wirkliche Staatsdiener betrachtet, und für ihre Mühe gehörig belohnt werden; alsdann kann auch von ihnen die vollkommene Erfüllung ihrer Pflichten erwartet und verlangt werden. Das Appellations-Gericht hat seit einiger Zeit den weisen Grundsatz angenommen, die Gerichtshalter als wahre Staatsdiener anzusehen, welche, so lange sie ihre Schuldigkeit thun, ihres Amtes sich für beständig gewiss halten können. Die neue kursächsische Gerichtsordnung Tit. I. §. 4. Nr. 18. scheint davon wieder abzugehen, wenigstens jedem neuen Gerichtsherrn eine Aenderung mit der Person des Gerichtshalters nachzulassen. 3) Waren die Gerichtshalter bisher in Sachsen grösstentheils schlecht bezahlt, woraus eine Menge Missbräuche entstanden: so wird ihr Honorar jetzt noch geringer ausfallen, nachdem der Process abgekürzt worden ist. Wäre es nicht gerecht, den Gerichtsherrn anzumuthen, dass sie, bey Verlust der Jurisdiction, ihrem Gerichtshalter eine billige Erhöhung machten, wenigstens die Fuhre aus der Stadt nach dem Gerichtsorte vergüteten! Und wäre es nicht überhaupt zu wünschen, dass der Gerechte, der Weise *Friedrich August* das System annähme und seinen Nachfolgern hinterliesse: die Patrimonial-Gerichtsbarkeit durch Kauf oder auf andere Weise wieder an den Staat zu bringen, und mit den Justizämtern zu vereinigen! — Bis dieses aber geschehen könnte, sollte der Annahme eines Gerichtshalters dieselbe Prüfung vorhergehen, welche den kurfürstlichen Justizamtleuten vorgeschrieben ist. 4) Die neue kursächsische Gerichtsordnung hat es zwar in einigen Fällen dem Richter zur Pflicht gemacht, selbst zu erkennen; allein unserem Ermessen nach, dürfte es in Rücksicht auf Beschleunigung und Wohlfeilheit der Processe gerathener seyn, in den kurfürstlichen Aemtern und in denjenigen grösseren Städten, wo die Stadtgerichte mit mehrern Personen, welche alle die Rechte gehörig studirt haben, besetzt sind, die Actenversendung in erster Instanz in der Regel, und wenn nicht die Partheyen durch ein Compromiss ausdrücklich auf Verschickung antragen, ganz zu verbieten, und dieselben bloss in den Patrimonial-Gerichten, so lange diese nicht besser organisirt sind, als sie sich grösstentheils gegenwärtig befinden, nachzulassen. Hat man keine Gefahr dabey gefunden, dem Richter die Abfassung der Sentenzen zu *erlauben*: so kann man ihn unter den angegebenen Modificationen auch hierzu *verpflichten*. — „Aber es entsteht dadurch ein Ausfall in den Einnahmen der Facultäts-Beysitzer?" Diese Rücksicht kann in einem so blühenden Lande, wie der kursächsische Staat ist, und unter einem so gnädigen Fürsten kein Grund seyn, um etwas Gutes zu verhin-

hindern? 5) Schon vormals ward in Sachsen über die niedrige Taxe der processualischen Arbeiten, welche mit den Bedürfnissen und den andern Preisen der gegenwärtigen Zeiten nicht im Verhältniss steht, geklagt. Jetzt ist der Process abgekürzt und die Gebühren sind in vielen Fällen herabgesetzt, an statt erhöhet zu werden: dagegen übernehmen Richter und Advocat wegen der auf jedes Versehen gesetzten zweckmässigen Strafen mit jedem Processe ein ungeheures Risico. Den erleuchteten Einsichten des weisen Kurfürsten von Sachsen wird diese Ungleichheit nicht entgehen, und sein menschenfreundliches Herz wird die Nothwendigkeit erkennen, derselben auf irgend eine Art abzuhelfen. Wenn auch das allgemeine Beste der Unterthanen die Maxime ist, welche den Gesetzgeber bey seinen öffentlichen Einrichtungen leiten muss: so machen doch auch die mit der Verwaltung der Gerechtigkeit beauftragten Personen, sie mögen heissen wie sie wollen, eine achtbare Classe der Staatsbürger aus, welche des Schutzes und der Vorsorge des Oberhaupts eben so sehr würdig ist, als seine übrigen Kinder.

B. Bey genauer Prüfung eines so weitläuftigen Werkes, wie die neue kursächsische Gerichtsordnung, ist es leicht bey einzelnen Stellen einiges zu erinnern. Es ist aber meist unwesentlich und liegt zum Theil in der Natur des Werks, als eines Entwurfs. So finden wir z. B. die Lehre vom Gerichtsstande darin nicht abgehandelt: so dürfte der 4te Titel, wie mündige Weibes-Personen vor und ausser Gericht handeln mögen, weniger in eine Process-Ordnung als in ein Gesetzbuch gehören; so wünschten wir, dass dem Richteramte ein besonderer Titel gewidmet und darin dem Richter eine auf allgemeinen Grundsätzen ruhende Instruction gegeben worden wäre, weil sonst theils Wiederholungen unvermeidlich sind, theils für *einzelne* Verfahren Vorschriften gegeben werden, die eigentlich *ihm als allgemeine Richtschnur im ganzen Processe vorschweben sollten* (vergl. oben das über Tit. X. §. 7. Nr. 3. und §. 8. Nr. 5. gesagte.) Einer nochmaligen reiflichen Erwägung möchten indessen folgende Gegenstände würdig seyn: 1) In Tit. IX. §. 11. Nr. 1. wird dem Beklagten, welcher zerstörliche Einreden vorschützt, zur Pflicht gemacht, wenn er sich darüber der Eidesdelation zu bedienen gedenkt, solches gleich in der Antwortschrift zu thun, bey Verlust dieses Beweismittels. Da aber der Beklagte nicht immer vorbereitet zum Processe ist, und zur Zeit der Einlassung vielleicht Zeugen zu haben vermeynt, welche ihm hernach abgehen können: so dürfte, wie es bisher Rechtens war, dem Beklagten, dafern ihm der Beweis der Einreden aufgelegt wird, die Gewissensrührung mit den andern Beweismitteln vorzubehalten seyn. 2) In dem XXVI. Titel sind die Fälle, wo eine Nullitätsklage Platz greift, *namentlich* angeführt. Wenn dagegen mehrere hier nicht benannte, aber in andern Stellen der Gerichtsordnung vorkommende Förmlichkeiten bey Strafe der Nichtigkeit vorgeschrieben sind, so entsteht der Zweifel: ob bey einem sich äussernden Mangel dieser Art die Nullitätsklage angestellt werden könne, oder ob nach dem Sinne des 7. §. des XXVI. Titels nur die gewöhnlichen Rechtsmittel zulässig seyn? Wir führen von mehrern Beyspielen nur folgende an: Tit. I. §. 9. Nr. 6. wo die *wesentlichen* Erfordernisse einer *gültigen* Registratur angegeben, Tit. VII. §. 4. Nr. 5. wo die zur Ungebühr verlängerten Fristen für *nichtig* und *ungültig*, und Tit. XIX. §. 1. Nr. 3. wo der Bescheid, welchen ein Richter gegen das Compromiss der Partheyen selbst abgefasst und publicirt hat, in der Maasse für null und nichtig erklärt wird, dass es der Einwendung eines *Rechtsmittels nicht bedarf, und der Bescheid wider keinen Interessenten die Rechtskraft erlangen soll.* Dieser letztere Fall ist offenbar mit Tit. XXII. §. 7. unvereinbar. Es wird also einer Bestimmung von der gesetzgebenden Gewalt bedürfen; vielleicht könnte diese in der Art gegeben werden: „so oft irgend eine in der Gerichtsordnung bey Strafe der Nichtigkeit und Ungültigkeit vorgeschriebene Solennität nicht beobachtet worden, so finde allerdings die Nullitätsklage statt; dafern jedoch derjenige Theil, der das Verfahren oder die Sentenz aus dieser Ursache anzufechten vermeynt, nachher, nachdem sich der Fehler geäussert hat, annoch den Process eine Zeitlang fortgesetzt hätte, ohne das Verfahren oder die Sentenz als nichtig anzufechten, ob ihm gleich das, oder dieselbe erweislicher Weise bekannt gewesen: so sey anzunehmen, dass er der Nullitätsklage durch sein Factum entsagt habe, und könne er sich nicht weiter auf die Nullität berufen." 3) In Tit. VII. §. 4. Nr. 6. und Tit. XII. §. 6. Nr. 4. ist verordnet, dass bey Fristgesuchen in gewissen Fällen des Gegners oder dessen Bevollmächtigten Einwilligung beygebracht werden müsse. Lässt man aber hierin die Willkür des letztern sich einmischen, und macht man nicht vielmehr zum Gesetze, dass die Einwilligung des Gegners *in Person* herbeygeschafft werden müsse: so wird die Absicht des Gesetzgebers verfehlt, und es ist eine vergebliche Hoffnung, dass die im Tit. VII. §. 4. Nr. 7. an die Advocaten geschehene Verwarnung, den Processverschleifungen Einhalt thun werde. 4) Nach der Verordnung des X. Tit. §. 11. Nr. 1. soll, wenn der Güte-Termin circumducirt worden ist, mit fernerem Verfahren in der Sache bis auf der einen oder der andern Parthey Ansuchen Anstand genommen werden. Wir sind der Meynung, dass diese Verordnung mit dem letzten Zwecke der richterlichen Gewalt in der bürgerlichen Gesellschaft nicht vereinbar sey, welcher offenbar in der Erhaltung der Gewissheit des Eigenthums besteht, und die Verpflichtung des Richters zur Folge hat, dahin zu sehen, dass die einmal anhängig gemachte Rechtssache entweder durch richterlichen Ausspruch oder durch Vergleich beendiget werde, oder, wenn sie aus gerechten Ursachen eine Zeitlang ruhen soll, dieses der wahre Wille der Partheyen sey, der Saumseligkeit und Trägheit mancher Bevollmächtigten aber möglichst vorgebeugt werde.

Rec. kann diese Anzeige nicht schliessen, ohne mit jedem Freunde des Guten die freudige Erwartung zu theilen, dass Kursachsen durch das vereinigte Nachden-

denken der erfahrensten und aufgeklärtesten Männer sich bald einer musterhaften Gerichtsverfassung werde zu erfreuen haben, nicht ohne aus der Fülle seines Herzens den Wunsch auszusprechen: dass alle kursächsischen Staatsbürger, besonders diejenigen, welche mit der Rechtspflege beauftragt sind, mit eben so regem Eifer und eben so inniger Liebe für das Beste ihrer Mitbrüder dieses neue Werk aufnehmen, und zur Vollziehung bringen mögen, als der Gedanke und Plan dazu von dem weisesten und gerechtesten Fürsten entworfen, und die Ausarbeitung von den einsichtsvollsten Staatsdienern verfasst worden ist!

Jena, b. Stahl: *Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften* von D. *Gottlieb Hufeland.* — — *Fünftes Stück.* 92 S. 8. (9 gr.)

Indem der Vf. durch die Fortsetzung dieser Beyträge den allgemeinen Wunsch der Rechtsgelehrten erfüllt, rechtfertiget er zugleich denselben durch das fortwährende Interesse seiner Bemerkungen. Wenn man gleich hier keine grösseren Ausführungen findet, und die Beobachtungen aus ganz besondern Fällen ihr Entstehen haben, so erheben sie nichts desto weniger doch manche bedeutende theoretische Resultate. Dieses Heft enthält nach fortlaufenden Nummern XII. *Merkwürdige Rechtsfälle.* XIII. *Vermischte juristische Bemerkungen durch praktische Arbeiten veranlasst.* XIV. *Nachträge zu einigen Abhandlungen in den früheren Stücken dieser Beyträge.* In dem ersten Rechtsfalle wird die Frage: *welcher Platz den nothwendigen Depositen im Concurse des Depositars einzuräumen sey?* nach dem gemeinen Rechte entschieden, dass der Deponent, wenn er seine hinterlegte Sache selbst nicht mehr erhalten kann, in der vierten Classe, jedoch nicht gleich den übrigen Gläubigern dieser Classe, bloss im Verhältnisse der Quantität seiner Foderung, sondern vor allen andern Gläubigern, ob schon mehrere solche Deponenten unter sich zugleich zugelassen werden, zu befriedigen sey. Die Vergleichung dieses gemeinen Rechtssatzes mit der Anspachischen Concursordnung liefert ein Beyspiel zur Erläuterung des Grundsatzes, dass Particulargesetze über Gegenstände, welche auch dem gemeinen Rechte bekannt sind, als *jus correctorium* nur eine strenge Auslegung zulassen, wobey Rec. nur bemerken will, dass diese Regel nur da wohl Anwendung findet, wo die Bestimmung des gemeinen Rechts unzweifelhaft ist, was aber von der hier gegebenen Entscheidung der obigen Frage eben nicht gesagt werden kann. Der zweyte Rechtsfall gehört unter die ganz seltenen, und betrifft eine *Ersatzfoderung für den durch Versäumniss einer Postflasette verursachten Schaden.* Die mit Sorgfalt aufgesuchten Gründe, wodurch die Postverbindlichkeit beseitiget werden sollte, sind hier sehr gut entkräftet; indessen, so wenig sich gegen die vorliegende Entscheidung mit Bestande einwenden lässt: so glaubt doch Rec., dass im allgemeinen bey Fehlern der Extrapost und Stafetten der Postmeister, oder derjenige, welcher von dieser Anstalt den unmittelbaren Vortheil zieht, und erst subsidiarisch das Postamt oder die Postdirection, welche das Extrapostwesen eigentlich nur unter ihrer Aufsicht hat, und garantirt, den Ersatz leisten müsse. — Unter den vermischten Bemerkungen zeichnet sich die: *über den doppelten Vorstand der Wiederklage halber,* aus. Hr. H. hält, nach unserer Ueberzeugung ganz richtig, die *cautio de reconventione* für eine Unterart der *cautio de judicio sisti,* von welcher aber der Vorstand zu unterscheiden sey, welcher auf Sicherung der wirklichen Erfüllung dessen geht, wozu der Wiederbeklagte verurtheilt werden könnte, und der eine wahre *cautio judicatum solvi* ist; die Grösse dieser letztern Caution muss, nach dem Vf., nicht dem Objecte der Gegenklage gleich seyn, sondern sie kann auch nur, in der gerichtlichen Hinterlegung des durch die Vorklage erstrittenen Geldes oder andern Objects, bestehen. — Die Nachträge zu den früheren Abhandlungen betreffen die Angriffe *Posse's* gegen die Vorstellung des Vfs. von einem gemeinen deutschen Privatrechte, und die Erinnerungen *Hugo's* gegen einige Bestimmungen und Eintheilungen in der *Hufelandschen* Encyklopädie.

Jena, in d. Gröker. Buchh.: D. *Joh. Lud. Schmidts,* Herzogl. Sachsen - Coburg - Meyningischen Hofraths und ordentlichen Professors der Pandecten auf der Herzogl. Sächsischen Gesamtakademie zu Jena, wie auch des Herzogl. Sächsischen gemeinen Hofgerichts, des Schöppenstuhls und der Juristenfacultät das. Beysitzers, *praktisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.* Sechste verbesserte Ausgabe mit einigen Zusätzen und Berichtigungen von D. *Adolph Dieterich Weber,* Prof. zu Rostock. 1803. 992 S. 8. (2 Rthlr.)

Ausser den Berichtigungen, die der Ausdruck hie und da erhalten hat, ist das Lehrbuch in dieser neuen Ausgabe, wie schon die Verschiedenheit der Seitenzahl vermuthen lässt, (die vorige Auflage hatte nur 950 S.) mit vielen Zusätzen z. B. §. 21. Not. k. §. 83. Not. b. §. 101. Not. * §. 466. Not. d. §. 706. Not. p. §. 897. Not. i. §. 902. Not. l. §. 916. Not. * §. 920. Not. k. §. 941. Not. hh. §. 1005. Not. q. u. s. w. bereichert worden. Besonders hat Hr. *W.* die neuere Literatur überall nachgetragen, und neben häufigen Allegaten aus *Müller ad Leyser., Kleins* Annalen, seinen eigenen Schriften u. a. vorzüglich auf die neueren Sammlungen von rechtlichen Gutachten und Entscheidungen der Hn. von *Berg,* von *Bülow* und *Hagemann, Klein* u. a. verwiesen.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Ueber Verrenkungen und Beinbrüche.* Von *Johann Gottlob Bernstein.* 1802. 622 S. 8. (2 Rthlr.)

Es fehlt schon lange in Deutschland ein Werk über die Knochenkrankheiten überhaupt, und über die Verren-

renkungen und Brüche derselben insbesondere. *Böttcher's* bekanntes Buch über die Knochenkrankheiten half diesem Mangel nur unvollkommen ab; unterdessen verbesserten sich die Methoden und Verbandarten auf eine für die Kunst rühmliche Weise; dieser Reichthum aber war zerstreuet in aus- und inländischen Schriften, und kam entweder gar nicht, oder doch nicht in gehörigem Zusammenhange zur Notiz des grofsen Haufens der praktischen Wundärzte. Hr. B. sammelte diese zerstreuten Data mit seinem bekannten Fleifse und einer richtigen Unterscheidungsgabe des Wahrhaftnützlichen von dem Scheinbaren, und das Resultat dieser Arbeit ist vorliegendes Buch. *Ludwig Petit's* immer noch schätzbares Werk von den Knochenkrankheiten liegt hier gröfstentheils zum Grunde, und die neuern Beobachtungen und Erfindungen sind gehörigen Orts eingeschaltet. Die meisten und bedeutendsten Zusätze sind von *Desault* und *Brüninghausen* hergenommen, aber auch einzelne Angaben Anderer sind nicht übergangen werden. Das Buch ist also ein Repertorium des Neuesten und Besten in diesem Fache der Chirurgie, und deshalb einem jeden Wundarzte zu empfehlen. Einen eigenen, sehr schätzbaren Werth erhält es noch dadurch, dafs jeder einzelnen Verrenkung und jedem Bruche eine anatomische Beschreibung der betroffenen und benachbarten Theile vorausgeschickt ist. Die Nützlichkeit dieser Einrichtung erleidet gar keinen Zweifel; und mit Recht sagt der Vf. selbst hierüber: „ob es nützlich oder überflüssig ist, dafs ich die Beschreibung der Gelenke bey den Verrenkungen, und die der Knochen bey den Beinbrüchen vorangeschickt habe? — will ich dem Urtheile Anderer überlassen. Ich meines Orts suchte darin einen grofsen Nutzen, weil es mir sehr vortheilhaft zu seyn scheint, wenn man sich das Bild von dem Gegenstande, mit welchem man sich beschäftigen soll und will, lebhaft vor die Augen stellt, und weil eine grofse Anzahl Wundärzte das Bifschen Anatomie, was sie etwa in der Jugend hörten, gemeiniglich bald wieder vergessen haben; und gleichwohl kommt bey diesen Krankheiten der Knochen auf die genaue Kenntnifs ihrer Gestalt, ihrer Verbindung, Bewegung, und der sie umgebenden Theile alles an. Ueberdiefs ist ja das meiste von der Anatomie Gedächtnifswerk, und wer liefse sich nicht in nöthigen Fällen gern wieder daran errinnern?" Uebrigens hat der Vf. die Liebe zur Vollständigkeit manchmal etwas zu weit geführt, z. B. die Verrenkung der Muskeln als eine für sich bestehende Krankheit würde man hier nicht suchen. Auch ist die Existenz derselben noch nicht durch die anatomische Untersuchung erwiesen, und deshalb wenigstens noch zweifelhaft; denn warum finden sich bey Knochenverrenkungen, wobey Muskelverrenkungen nothwendig coexistiren müssen, die Zeichen und Zufälle der angeblichen Muskelverrenkung nicht? Verrenkung der Zähne S. 79, Verrenkung des Zungenbeins S. 82, Verrenkung der Beckenknochen S. 104, kann man so wenig unter diesem Namen annehmen, als man einen etwa im Halse stecken gebliebenen Knochen eine Verrenkung nennen kann.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Altenburg*, im lit. Comtoir: *Anleitung zu zweckmäfsiger Führung von Haushaltungsbüchern für Hausväter und Hausmütter*, nebst dazu gehörigen Haushaltungstabellen zum Gebrauch für grofse und kleine Wirthschaften; auch für jede andere Art von kaufmännischer, ökonomischer und kameralistischer Rechnungsführung brauchbar. Ohne Jahrzahl. 48 S. 8. (4 gr.) Dieser kurze Entwurf ist fast ganz nach dem Schmidtischen gröfsern Werke gemacht worden. Der Vf. erfodert nämlich zur möglichstsorgfältigen Verwaltung eines Hauswesens eine dreyfache Art von Rechnungsführung. Diese besteht in der Anlage und Unterhaltung: 1) eines *Haushaltungsjournals*, in welches alle und jede Einnahmen und Ausgaben, wie sie vorfallen, täglich eingezeichnet werden; 2) eines *Haushaltungsmanuals*, in welches die einzelnen, in jenem Buche nur flüchtig notirten Posten von Zeit zu Zeit mit Mufse, unter gehörige Rubriken und Kapitel geordnet überzutragen sind; 3) einer *Vermögensinventur*, in welcher alles, was zum activen und passiven Vermögenszustand gehört, sorgfältig verzeichnet, und sowohl der Zugang, als Abgang, die Verbesserung oder Verringerung alles dessen, was als Zubehör des Vermögens betrachtet werden kann, gehörigen Orts von Zeit zu Zeit nachgetragen und bemerkt wird. Auf diese allgemeinen Angaben folgt nun ein genaueres Detail: z. B. das *Haushaltungsjournal* besteht in doppelt linirten Blättern mit einer Seitencolumne des Datums u. s. w. wo die Anweisung durch ein mitgetheiltes kurzes Schema verständlicher gemacht, auch der Vortheil dieser Einrichtung mit wenigem bemerkt wird. Eben so wird beym *Haushaltungsmanual* ein solches *Schema* mitgetheilt und die weitere Anweisung gegeben, dafs, ehe man davon Gebrauch mache, zuförderst die Gegenstände der Einnahme und Ausgabe zu überschlagen; dann dieselben besonders auseinander zu setzen, um für jeden derselben ein eignes Kapitel zu bilden, wo zugleich mehrere Beyspiele dazu angeführt werden. Sind diese Kapitel festgesetzt, so bestimmt man für jedes in dem dafür einzurichtenden Theile des Manuals eine verhältmäfsige Anzahl von Blättern, und ein, über das ganze Manual gehaltenes Register erleichtert das Aufsuchen. Von der *Vermögensinventur* heifst es, sie werde am schicklichsten zuerst am Schlufs eines alten Jahres, oder vor der Einrichtung jener beschriebenen Haushaltungsbücher aufgenommen, und das dazu angelegte Buch so eingerichtet, dafs es durch gehörige Einzeichnung alles Zu- und Abgangs eine immerwährende Ansicht des ganzen eigentlichen Vermögensbelaufs darbiete. Es folgt nun auch hier die nähere Anweisung mit einem dazu gehörigen Schema. Am Ende wird noch bemerkt, dafs in der Verlagshandlung geschmackvoll gebundene Exemplare von allen drey Arten von Büchern unter dem dreyfachen Titel: *Haushaltungsjournal*; *Haushaltungsmanual*; *Vermögensinventur* zu haben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 24. September 1803.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Annalen des medicinisch-chirurgischen klinischen Instituts zu Göttingen*, herausgegeben von *J. Arnemann. Erstes Stück.* 1801. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Nach einer *Einleitung* von der *Entstehung*, *Einrichtung* und *Verfassung* seines klinischen Institus, welche jedoch nicht in allen Stücken ausreichend ist, folgen die Annalen selbst in drey Abschnitten: 1) *Fieber*, 2) *chronische*, und 3) *chirurgische* Krankheiten. Ganz recht sagt der Vf., dass diese Schrift nicht die Bibliotheken alter und erfahrener Aerzte mit seltenen oder ausserordentlichen Beobachtungen bereichern könne. Denn die meisten Fälle gehören unter die alltäglichen. Aber eben das Alltägliche gut behandeln zu lernen, ist dem Schüler der Arzneykunst höchst wichtig; und es wär ein Missgriff klinischer Institute, nur Gelegenheiten zu seltenen und ausserordentlichen Fällen aufzusuchen. — Den Anfang machen also die Fieber. Von den meisten Arten derselben, ja man möchte sagen von den meisten Krankheiten ist ein Exemplar zur Ansicht ausgestellt worden. In allen zeigt Hr. *A.* seine Neigung zum älteren Systeme deutlich und nur einigemale ist von sthenischer oder asthenischer Form, jedoch S. 65. von einem *asthenischem Fieber*, die Rede. Auch eine *Pneumonia typhodes* nach Masern kommt vor. Ausleerende Mittel sind überhaupt selten angewendet, auf Würmer aber sehr reflectirt, jedoch die eigenthümlichen, pathognomonischen Charaktere weder bey diesen, noch bey andern Krankheiten immer so herausgehoben worden, dass die Richtigkeit der Diagnose jeden Leser gleich, stets und unwandelbar anspräche. Im Ganzen zeichnet sich auch die Methode zu heilen durch nichts, als durch die *grossen Gaben* und *grossen Portionen* aus: z. B. S. 34. einem Kinde von 2½ Jahren liess der Vf. *Hb hyssopi Manip. III. coqu. c. Aqu. unc. VI. ad unc. IV.* mit *Terra ponderosa scrup. I.* alle 2 Stunden zu einem Esslöffel voll nehmen; ein Kind von 2 Jahren bekommt S. 35. eine Potion von *Sem. cynae drachm. VI. ebull. Aqu. unc. VI. adde Extr. aurant. dr. II. Laudan. liquid. gtt. XII.* Alle 1½ Stunden 1 Esslöffel voll; ein Kind von 2 Jahren bekam *Sumitat. arnic. unc. sem. Colat. unc IX. adde Extr. opii gr. III.* Alle Stunden 1 Esslöffel voll. Welche ungeheure Gaben und Humpen von Arzneyen sind das nicht! Und was sollen *Sumitates arnicae* seyn? Die *Arnica* bildet einzelne schöne gelbe Blumen, gleich verjüngten Sonnenblumen, keine Blumenbüschel wie Ysop, *centaureum minus*, *millefol.* u. d. gl. von welchen man die *Summitates* verschreibt. Weiter: einem Kinde von 2 Jahren ward S. 40. *Tartar. emet. gran. II. solv. Aqu. unc. sesqui*, alle *Viertelstunden zu einem halben Esslöffel* voll gegeben; einem Knaben von 7 Jahren *Infus. sambuc. unc. VI. Extr. taraxac. drachm. VI.* verordnet. Hierbey ist auch das vage Infusum, was dem Apotheker zur willkürlichen Bereitung überlassen bleibt, zu tadeln. Es kommt dieses mehrmals vor z. B. an mehrern Orten auch das *Infusum valerianae*. Einem Knaben von vier Jahren wird S. 45. ein *halber Gran Opium* auf einmal gereicht, welches auch in der That keine geringe Dosis ist. S. 46. verschreibt der Vf. das *Infusum herbae valerianae*, welchem Rec. wenig oder keine Kraft beymisst. Ein Kind von 2 Jahren bekommt S. 50. *Sumit. arnic. dr. II. infund. Aqu. fervid. unc. VI. adde Spirit. Mindereri unc. I. Extr. hyoscyam. gr. IV. Syr. diacod. semiunc.* Alle 2 Stunden 1 starken Esslöffel voll. Auch weiterhin *Tinct. aurant. unc. un. Extr. arnic. dr. II.* Alle 3 Stunden 15 Tropfen. Ein Kind von 2 Jahren bekommt S. 51. *Gummi mimosae seminunc. solv. in Aqu. coct. unc. III. Tinct. thebaic. dr. sem. Syr. emulf. semiunc.* Alle 2 Stunden ½ Esslöffel voll. Dann *Rad. Valerian. semiunc. ebull. Aqu. fontan. q. s. ad col. unc. VIII. adde Syr. comm. unc. I.* Alle 2 Stunden 1 Esslöffel voll. S. 57. Wird 1 Loth Senegawurzel auf 6 Unzen Colatur gegeben, welches ziemlich im Halse gekratzt haben mag. S. 79. wird einem Kinde von 2 Jahren den 10. Julius verschrieben: *Sem. cynae dr. VI. ebull. c. s. q. Aqu. ad Col. unc. VI. add. Extr. aurant. dr. II. Laud. liquid. gtt. XII.* Alle 1½ Stunden 1 Esslöffel voll. Den 11ten bekommt dasselbe: *Sem. cynae unc. I. Ebull. c. Aqu. s. q. ad rem. unc. VIII. in col. solv. Extr. tarax. dr. III.* Alle 1½ Stunden 1 Esslöffel voll. Am 12ten *Rad. Colomb. dr. VI. Coque ad reman. unc VIII. adde Extr. hyosc. gr. VIII. S.* Alle 2 Stunden 1 Esslöffel voll. Unmöglich hat das Kind nur den sechsten Theil dieser Arzneyen binnen diesen drey Tagen nehmen können. Und wie überladen sind nicht diese Vorschriften? Ueberhaupt erregt diese ganze Krankheitsgeschichte einige Zweifel über die kunstmässige Behandlung des Vfs. Das Kind behielt nach vorhergegangenen Fieberkrankheiten (also nach mehrern Fiebern?) *Husten* zurück, auf welchen *sehr ermattender Durchfall* folgte. Nach gebrauchtem Wurmsamen waren mehrere (eine nicht weiter bestimmte Zahl) Würmer abgegangen. Es war nun *äusserst schwach* und bekam obige Arzney mit *sechs Quentet* Wurmsamen. Warum nun keine flüchtigen Reizmittel, Bisam, Hirschhornsalz, Aether u. d. gl.? Der Durchfall liess nach, der Leib blieb aufgetrieben, Wür-

mer gingen nicht ab, es war Husten und *starkes Fieber* da, der Puls hatte 140 Schläge und *klein*. Der Vf. gab obiges Gemisch vom 1sten aus *einer Unze* Wurmsamen und *drey Quenten* Löwenzahnextrakt. *Tags darauf* heisst es: *Täglich* noch einige flüssige und schleimige Stüle, *Tags* vorher hatte doch der Durchfall nachgelassen? Diese neue Diarrhöe war die ganz natürliche Folge der Arzney. Nun gab der Vf. die grosse Menge Kolombo, darauf gieng *ein Wurm* und nach acht Tagen gingen noch *einige* (wie viel?) ab, und das Kind wurde (*feliciter*) gesund. Aehnliche Bemerkungen liessen sich auch bey *Num. VIII. Pneumonia*, Lungenentzündung, machen, wo bey Brustschmerzen, heftigem Fieber und Blutauswurf Baldrian mit Salmiak gegeben ward. Von chronischen Krankheiten mag folgendes Beyspiel gelten: Num. 2. *Hämorrhoidalfluss*. Die Kranke litt an Krämpfen im Unterleibe, der Bauch war sehr *aufgetrieben* und beym Berühren die rechte Seite *schmerzhaft*, sie hatte Mangel an Hunger, aber *vielen Durst*. Der Vf. gab *M. P. balsam. Stahl* mit *Mercur. dulc.* Die Frau ward darauf (natürlich) nicht besser, die Krämpfe und die Angst grösser, der Puls geschwinde und etwas voll, jedoch der Leib nicht ganz so aufgetrieben und nicht schmerzhaft (?) dagegen stellte sich ein fixer Schmerz in der Gegend des *Coeci* ein. Der Vf. gab *Rhei dr. sem. Castorei gr. Viij.-Calomel gr. III.* Alle 2 Stunden ein solches Pulver. Dabey Terpentin - Klystire. Nun sprang die Kranke im Delirio aus dem Bette, trank viel, war nach starkem Schweisse sehr matt u. s. w. Ein merkwürdiges Beyspiel einer durch Opium geheilten Wassersucht findet man S. 112. S. 124. wird einem Kinde das Stützische Mittel, *oleum tartari per deliqu.* gegeben, S. 125. *statt* desselben *Laudanum*. Aber jenes Mittel besteht eigentlich in abwechselnd gereichtem Alcali und Opium. Ein Lieblingsmittel des Vfs. scheint *Tinctura digitalis p.* zu seyn. Die chirurgischen Krankheiten sind, im Durchschnitte genommen, bey weitem besser behandelt; besonders reich ist die Abtheilung an Augenkrankheiten. Interessant ist unter andern Num. 9. S. 215. ein Knabe mit grauem Staare auf beiden Augen, in einem Auge ist die Pupille ganz in die Höhe geschoben und verwachsen, so dass am obern Rande nur eine kleine Oeffnung übrig geblieben war. Num. 16. enthält zwey Krankheiten des Auges unter dem Namen *Glasstern*. S. 253. kommt eine *lymphatische Geschwulst der Schleimbeutel*, S. 265. *chronische Entzündung der Hüftmuskeln* vor. Vom Galvanismus ist die Rede nicht. Kuhpocken hat der Vf. im ersten Semester 105, in zweytem 5 Kindern eingeimpft.

Breslau, b. Korn: *Triumph der Heilkunst*, oder durch Thatsachen erläuterte praktische Anweisung zur Hülfe in den verzweiflungsvollesten Krankheitsfällen. Ein Repertorium für Aerzte und Wundärzte, von *Christian August Struve*, Arzt zu Görlitz. *Zweyter Band.* 1801. 416 S. *Dritter Band.* 1802. 496 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ermuntert durch die gute Aufnahme, welche der erste Theil, nach der Versicherung des Vfs. hier und da (bey uns war das jedoch nicht der Fall!) gefunden hat, liefert derselbe schleunig noch einige. Auch aus diesen beiden Bänden resultirt kein grösserer Nutzen für die Kunst, keine grössere Ehre für die in denselben aufgeführten Heilkünstler und kein grösseres Lob für den Scharfsinn und die Kenntnisse des Herausgebers, als aus dem ersten. Was soll eine Sammlung von medicinischen Heilungsgeschichten für Nutzen stiften, bey welchen grösstentheils das Ohngefähr die Hauptrolle spielt? Wie kann man das einen Triumph der Heilkunst nennen, wo die Schwäche und Ohnmacht der Kunst überall zum Vorscheine kommt? Mit bey weitem grösseren Rechte verdiente diess ein Triumph der Natur über die Kunst genannt zu werden. Oder meynt der Vf. im Ernste, mit dieser Schrift seinen jüngern Amtsbrüdern eine *praktische Anweisung* d. h. eine Anweisung zur Praxis, sich in den *verzweiflungsvollesten Krankheitsfällen* darnach zu richten, in die Hände zu geben? Dann würden wir Lehrer und Lernende bedauern müssen! Alles, was diese Schrift, und wozu sie nutzen kann, ist, in schwierigen, dunkeln, verwickelten Krankheits*fällen* zu derselben, als zu einem medicinischen Schatzkästlein und Gebetbuche seine Zuflucht zu nehmen, aus demselben sich zu ermuntern, im schwachen Glauben an die Kräfte der Natur zu stärken, in der Hoffnung auf einen guten Ausgang sich zu befestigen, und bis ans Ende der Krankheit dem Kranken und sich selbst Muth und Trost zuzusprechen. Oft war die Diagnose der in diesem Buche vorgelegten Fälle undeutlich, ungewiss, ja unmöglich, die Indication zweifelhaft, die Heilmittel ohne vernünftigen Grund gewählt — und die Heilung erfolgte demungeachtet glücklich. Oft glaubte der Arzt an ein ganz anderes Uebel, als sich im Verlaufe zu erkennen gab; dennoch ward der Kranke gesund. Die Natur triumphirte fast überall! Man lese nur z. B. im zweyten Bande S. 6. wo bey höchstem Schwächezustand eines Typhus, welcher alle Augenblick den Tod fürchten liess, der Kranke mit Trinken, Ueberschlägen und Klystiren von vielem *kalten Wasser* geheilt ward. — S. 9. wurde ein Fontanell gelegt; sobald das anfing seine Wirkung zu thun, nahm der Kranke weiter keine Arzney. Dafür heisst es aber auch: Er muss das Fontanell *Zeit Lebens tragen!* — S. 34. sind, nach der Ueberschrift, *bösartige Pocken* durch *Jalappe* geheilt, und es heisst daselbst, dass *am elften Tage* die Pocken in ihren *gewöhnlichen* Gang gekommen seyen. Hier hätte wenigstens, ausser der Warnung, dass nicht jede bösartige Pockenkrankheit auf eine ähnliche Weise zu heilen sey, beygefügt werden müssen, welches der gewöhnliche Gang der Pocken am elften Tage sey. — S. 35. Nutzen des *heissen Bades* in *bösartigen Pocken*. Ein Kind bekam, nach heftigem Ausbruchfieber, viele aber einzelne Blattern, die sich im Gesichte nicht recht heben wollten, aber an den Extremitäten mit Lymphe füllten. Die Oeleinreibungen brachten den gewöhnlichen (es würde interessant gewesen seyn, diesen gewöhnlichen Erfolg eines ungewöhnlichen Mittels näher bestimmt zu finden) guten, aber nur vorübergehenden Erfolg.

Am

Am sechsten Tage kam Knirschen mit den Zähnen u. s. w. (wie wunderlich und unordentlich ist dieses alles erzählt! Um über den Gang der Krankheit urtheilen zu können, hätte durchaus ein Tag nach dem andern müssen specificirt werden.) — S. 37. Wahnsinn durch *kaltes Wasser* geheilt, wobey jedoch auch Aderlassen, Umschläge, *Laudanum* angewendet wurden. — S. 87. wird ein Recept beygefügt, in welchem *Semen malvae, althaeae, Semina IV. frigida, Cicer rubr. Grana alkekengi, Folia capilli vener. Sebest.* lauter allerliebste Sachen vorkommen. — S. 101. wird von einer Wassersucht gesprochen, welche bey dem Gebrauche des Bolus, einer ölichten Mixtur, spanischer Fliegentinktur, auch ein paar Tage nachher von einem Scrupel Jalappe mit 10 Gran Ingber die nämliche blieb. Aehnlich diesen Kranken- und Heilungsgeschichten sind mehrere im dritten Bande beschaffen z. B. S. 26. liesst man die Heilung eines Darmgeschwüres, wo der Vf. bald auf Flechten, bald auf Würmer, bald auf wer weiss was sonst curirte, alle gewöhnliche Mittel vergebens angewandt wurden, und der Kranke doch genass. — S. 76. handelt Konvulsionen von *Wurmreiz* ab, wo der Arzt ganz naiv gesteht, die Zeit sey zu kurz gewesen, um die *Ursache* der Krankheit untersuchen zu können, wo folglich allerley Krampfmittel nach einander gegeben wurden, *vier Würmer* abgiengen, die Konvulsionen *nach und nach* abnahmen, und die Krankheit jenen Namen bekam. — S. 136. Mutterblutfluss durch *Kampfer* geheilt. Vor fünf Wochen hatte die Frau glücklich geboren, die *Lochien* 3 Wochen lange gehabt; der Vf. machte *Tampons* von Alaunsolution in die Mutterscheide, *Umschläge* von Essig und Wasser, empfahl Ruhe, kühles Verhalten und *gab Salpeter mit Kampfer.* Jetzt sah sie einer Todten ähnlich, der Vf. fand den Muttermund zusammengezogen, entfernte das in der Scheide befindliche Blut u. s. w. (Wie kann man einer solchen Geschichte jenen Titel geben?) — S. 143. kommt eine Mischung vor, welche Markgrafenpulver, Magnesie und Zinkkalch zusammen in sich fasst, das muss doch wohl helfen! — S. 161. *Nutzen* der absorbirenden Mittel gegen *saure Gifte.* Es hatte jemand *weissen Vitriol* statt Zucker genommen, es erfolgte darauf heftiges Erbrechen, dagegen gab nun der Vf. präparirte Krebsaugen. — S. 202. wird eine hartnäckichte (entzündungsartige) Krankheit des Unterleibs durch Klystire aus Tabaksabsud geheilt, nachdem ungenannte schmerzstillende Tränkchen, Castoröl, *Extr. cathartic* und *Calomel* fruchtlos gegeben worden. So liessen sich aus beiden Theilen noch mehrere Beobachtungen anführen, wenn die angegebenen nicht hinreichen sollten, unser obiges Urtheil zu belegen. Auch mehrere die äussere Heilkunst betreffende Beobachtungen liessen sich mit leichter Mühe auffinden, welche weder für die Kunst, noch für die Künstler, wohl aber für die Heilkräfte der Natur einen Triumph abgeben; überhaupt wünschten wir, dass Hr. *Str.* seine Talente, welche er in diesem Werke nicht von der glänzendsten Seite, nicht einmal in den Noten vortheilhaft gezeigt hat, zu etwas besserem verwendete, als zu solchen chaotischen Arbeiten, in welchen die neuern mit den alten pathologischen und therapeutischen Grundsätzen auf die widrigste Weise amalgamirt sind.

Altona, gedr. b. Eckhardt: *Krankengeschichten nebst Bemerkungen, wie auch eine Krankengeschichte eines innern Wasserkopfs,* von *H. Wolff,* ausübender (m) und Armenarzt (e) zu Hamburg. 1802. 14 Bog. 8. (18 gr.)

Den Stoff zu diesem Werkchen gaben dem Vf. neunzehn verschiedene, meistens wenig erhebliche, zum Theil, wie der fünfte und sechste, alltägliche, Fälle. Er erzählt sie in einem schlechten Stile sehr gedehnt, und durchwebt sie mit äusserst weitschweifigen, oft ermüdenden, mit Raisonnement überladenen, dennoch aber eben nicht lehrreichen Bemerkungen, die oft auch gegen das Brownsche System gerichtet sind. Auch die angewandte Curmethode ist nicht immer lobenswürdig, z. B. der erste Theil derselben bey dem dritten und vierten Kranken. Die sechste Geschichte (S. 162. ff.) betrifft den, auf dem Titel ausdrücklich angeführten, innern Wasserkopf und enthält einiges Merkwürdige. Man bemerkte den letzteren erst vierzehn Tage nach der Geburt an einem sonst gesunden Mädchen. Zwar litt dasselbe im Anfange sehr viel an Schmerzen im Unterleibe, „weil es zum Theil zu „viele und zum Theil zu schwere Milch bekommen „hatte, wodurch es unruhig und schlaflos wurde;" auch hatte es zuweilen Zuckungen, und wurde mager: jedoch erhohlte es sich wieder, wurde ruhig, und nahm sowohl an Fleisch, als an Kräften zu; allein der Kopf wurde täglich immer mehr ausgedehnt, so, dass er, da das Kind ein Jahr alt war, im Umfange 36, und vom Anfange des Hinterhauptsknochens bis zum Ende des Stirnbeins 28½ Zoll hielt. Die Knochen wurden dabey immer mehr von ihrer Stelle verdrängt, kleiner, und verzehrt. Dagegen nahm in Verhältniss der übrige Körper an Schönheit und Festigkeit des Fleisches zu: das Gesicht wurde vollkommen schön und blühend, und zeigte nichts Aufgedunsenes. Das Kind bewegt, den Kopf natürlich ausgenommen, alle Glieder sehr leicht, und muss beständig sehr vielen Harn lassen, welches wohl dem vorhergegangenen Gebrauche urintreibender Mittel, die jedoch weiter nichts halfen, zuzuschreiben ist. Es schläft ganz ruhig, ohne zu schnarchen, ist immer warm anzufühlen, hat einen sehr natürlichen Puls, scheint bis jetzt ein sehr gutes Gehör zu haben, und hat seit der oben angeführten Zeit keine Zuckungen wieder gehabt etc. Die Augen sind nicht immer hervorragend und nicht immer so gedrückt, dass der Augenstern vom untersten Augenliede bedeckt wird, und nur die Hornhaut allein zu sehen ist, sondern sehr oft und anhaltend ganz natürlich. Allein die Sehekraft scheint gelähmt zu seyn, da auch ein vor die Augen gehaltenes Licht nicht im Stande ist, eine Zusammenziehung des Augensterns zu bewirken. Am Schlusse empfiehlt der Vf. gegen den innern Wasserkopf

kopf dringend die Operation, besonders, wenn das Uebel nach der Geburt entstanden und kein örtlicher Fehler zu vermuthen ist: seinen Gründen wäre aber noch vieles entgegenzusetzen. — Die achte Krankengeschichte gehört allerdings zu *Werlhof's morbus maculosus haemorrhagicus*, der Bedenklichkeiten des Vfs. ungeachtet, der seinen *Wichmann* zu flüchtig nachgelesen und in dessen Ideen zur Diagnostik B. I. S. 99. übersehen hat.

## PÄDAGOGIK.

Hof, b. Grau: *Der deutsche Schullehrer in seinem Berufe.* Ein praktisches Handbuch, welches lehret, wie der Unterricht in Schulen einzurichten sey, wenn die Bemühungen den gesuchten Endzweck: die Jugend auf ihr künftiges Leben gehörig vorzubereiten, nicht verfehlen sollen. Herausgegeben von *Joh. Siegm. Klinger.* 1803. X. u. 296 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Verstandesübungen*, oder erste Erweckung der Aufmerksamkeit, der Sprache und des eigenen Nachdenkens durch Unterricht, mit einer durchgängigen Beyspiel-Sammlung und socratischen Unterredungen. *Zweytes Bändchen.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. etc.

Hn. *Klinger's* Manier, Bücher zu machen, ist unsern Lesern schon aus den frühern Anzeigen seiner Schriften bekannt (vgl. A. L. Z. 1799. Nr. 5. und 264. 1801. Nr. 46.) Bey dieser neuen Auflage ist er doch ehrlich genug, seine Quellen: *Walkhof, Villaume, Salzmann, Stephani, Streithorst, Thümmel, Wohlfahrt, Heym, Gieseler, Zerrenner* etc. zu nennen. Bald in Regeln, bald in *sogenannten* Katechisationen wird Anleitung zum Buchstabenunterricht, Spruchenklären und Rechnenlehren in der zweyten Classe — und zum Bibelerklären, Religions- bibl. Geschichts- Rechnen- Schreib- und Sprüchwörterunterricht für die erste Classe ertheilt. Eine Reihe von Erzählungen für Schullehrer beschliesst dieses saure Stück Arbeit. Dass Hr. *Kl.* sich nicht einmal die Mühe gab, seine zusammengestoppelten Anweisungen in einer natürlichen Ordnung vorzutragen, ist eine unverzeihliche Nachlässigkeit. Was er giebt, ist von ungleichem Werthe. Wir haben *weit* bessere katechetische Anleitungen, als die sind, die Hr. *Kl.* hier mittheilt. Doch was würde ihm für die Folge bleiben, wenn er diese schon jetzt gegeben hätte?

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Schwerin* u. *Wismar*, in d. Bödner. Buchh.: *Etwas über Staatsversammlungen überhaupt und über die Folgeordnung der Verhandlungen in den Versammlungen der Stände Mecklenburgs insbesondere.* 1803. 70 S. 8. Rec. hat schon bey einer andern Veranlassung (A. L. Z. 1802. Nr. 226.) den Mangel an bestimmter Folge-Ordnung der Verhandlungen auf den Mecklenburgischen Landtägen bemerkt; dieser Mangel ist auf einigen Landtagen öffentlich gerügt, zum Theil aber zur weitern Abhelfung intimirt. Die vorliegende ideenreiche, schöne Abhandlung aus der Feder eines ungenannten sehr schätzbaren Mitgliedes des Magistrats einer der vorzüglichsten Städte Mecklenburgs ist auf dem Landtage vom J. 1802 materialiter schon zum Landtags-Protocoll übergeben und gleichsam vorbereitend für die fernern Comitial-Verhandlungen über diesen Gegenstand. Vertraute Bekanntschaft mit der Mecklenburgischen Verfassung, und mit dem Gange und Mechanismus der Geschäfts-Verhandlung auf den Mecklenburgischen Landtagen, verbunden mit Ordnungsliebe, richtigem philosophischen Blick und mit dem besten regsten Willen für Ordnung und für das Gute, charakterisiren diese kleine Abhandlung, welche Rec. mit wahrer Befriedigung studirt hat. Sodann folgen einige treffende Bemerkungen (der §. 1. scheint Rec. jedoch etwas weit auszuholen) z. B. §. 2. dass der Begriff öffentlicher Verhandlungen schon das Bedürfniss der Form in sich schliesse, dass die Form der Bürge des Wesentlichen sey — ein Grundsatz, der in unsern Tagen nicht oft genug wiederholt werden kann. — Hierauf kommt er §. 3. auf die Mecklenburgischen, besonders gewöhnlichen — eigentlicher allgemeinen — Staatsversammlungen (wobey jedoch die beiden landesherrlichen Landtags-Commissionen S. 6 und 18. unrichtig Gesandtschaften genannt werden); dann trägt er die nothwendigen Vorbereitungsmittel und die wesentlichen Ordnungsbestimmungen vollständiger vor, als der anspruchslose Vf. §. 7. glaubt, und giebt in den folgenden §§. scharf gezeichnete Züge der Ordnungsvorschrift für die, genau bemerkten und bestimmt angeführten, drey Hauptzweige der landtägigen Verhandlungen — die landesherrlichen Propositionen, die Propositionen des Directoriums und die des engern Ausschusses an. Zuerst soll die zweyte, mit der darin zu begreifenden ersten, Gattung abgehandelt, und dann zur Verhandlung über die dritte Gattung geschritten werden, eine Folgeordnung, deren Gründe lichtvoll entwickelt werden. Vom §. 19. an werden die Bestandtheile einer jeden Classe einzeln vorgetragen, und die Folge bemerkt, nach welcher sie abzuhandeln sind; diese soll nicht die chronologische, sondern die, vom Vf. in einer sehr natürlichen systematischen Folge angegebene, materielle Ordnung seyn. Am Schlusse giebt er treffende, erläuternde, praktische Bemerkungen über diesen Gegenstand, und endlich eine Skizze eines, nach diesen Vorschlägen abzuhaltenden, Landtags-Protocolls, nebst Grundzügen einer Propositions- und Deliberations-Ordnung.

Jeder Unbefangene wird diese Abhandlung mit herzlichem Danke und mit dem Wunsche der Realisirung der darin enthaltenen Vorschläge aus der Hand legen; Rec. kann jedoch den Wunsch, dass der Vf. den allmäligen Ursprung des bisherigen Geschäftsganges auf den Mecklenburgischen Landtägen, und die von ihm selbst §. 4. erwähnten, schon vorhandenen Ordnungs-Beschlüsse entwickelt und angegeben haben möchte, um so weniger unterdrücken, da seine Talente und Verhältnisse ihn in den Stand setzen, auch hierin etwas vollständiges zu liefern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den 26. September 1803.*

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Nestler: *Summarien der philosophischen Sittenlehre, oder propädeutischer Kursus einer wissenschaftlichen Moral*, ohne Anhänglichkeit an irgend ein System und ohne die Terminologie desselben. Für Gymnasien und bessere Erziehungsanstalten und für den Gebrauch der Privaterzieher in gebildeten Familien, geschrieben von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1802. LIV u. 678 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Zu dem Gebrauche, für welchen der Vf. dieses Buch bestimmt, ist es viel zu weitläuftig. Da es blofs die *Summarien* der Sittenlehre enthalten soll, die doch oft, und besonders in dem reinen Theile, zu einem ziemlich weitläuftigen Discours ausgedehnt sind, diese sogenannten Summarien aber schon 678 Seiten einnehmen, wie viel Zeit gehört erst dazu, wenn man dieselben bey dem mündlichen Vortrage erklären und erläutern soll! In wiefern dieser Cursus, der bey seiner Ausführlichkeit nichts unberührt läfst und sogar mehr giebt als nöthig ist, und überdem keine Vorbereitungen zur Moral, sondern diese selbst in ihrem ganzen Umfange liefert, *propädeutisch* heissen soll, ist auch nicht einzusehen. In der Vorrede giebt der Vf. einen Abrifs von seiner sogenannten *neutralen* Philosophie, in deren Geiste auch diese Moral ausgearbeitet seyn soll. Wir brauchen uns aber dabey nicht aufzuhalten, da wir schon in der Recension der Pölitzischen *Fragmente zur Philosophie des Lebens*, wo diese neutrale Philosophie in Nr. VII. ausführlich vorgetragen ist, das Nöthige dagegen erinnert haben. Nach Hn. P. ist die *Sittenlehre* die Wissenschaft von den menschlichen Anlagen und Kräften, von den Gesetzen ihrer Entwicklung und Ausbildung, um das Ideal ihrer Bestimmung zu realisiren, von den mannichfaltigen Verirrungen der menschlichen Freyheit und von den Mitteln, diese Verirrungen zu verbessern und aufzuheben. Nach dieser Erklärung wäre die Sittenlehre das System der gesammten Erkenntnisse von dem Menschen, nicht blofs in Rücksicht dessen, was er seyn und wie er handeln *soll*, sondern auch dessen, was und wie er *ist*. Sie zieht also Dinge mit in ihr Gebiet, mit welchen sie gar nichts zu schaffen hat. Was unter den Gesetzen, nach welchen die Anlagen und Kräfte des Menschen sich entwickeln und ausbilden sollen, zu verstehen ist, finden wir nirgends erklärt, es ist auch in der Ausführung der Sittenlehre selbst keine Rücksicht darauf genommen worden. Das Uebrige, was jene Erklärung noch enthält, bestimmt die Sittenlehre blofs als eine Wissenschaft von dem, was *nicht* gethan und wie das Laster vermieden werden soll, aber nicht als eigentliche Lehre positiver Pflichten. Der Vf. nimmt, so wie Block (*neue Grundlage zur Philos. der Sitten, Braunschw.* 1802.) ein *gemischtes* oder ein solches Princip der Sittenlehre an, welches die doppelte Eigenschaft eines formalen und materialen Princips in sich vereiniget, das nicht allein die Art und Weise, wie der *freye Wille* handeln, sondern auch die Gegenstände, nach denen er streben soll, anzeigt; und das zwar aus dem Grunde, weil der Mensch zugleich ein vernünftiges und ein sinnliches Wesen sey und einen doppelten Zweck habe, Tugend und Glückseligkeit, deren jeder dem andern nicht subordiniret, sondern coordiniret sey. Auf den so wahren als einleuchtenden Gedanken ist der Vf. nicht gerathen, dafs nicht die Sinnlichkeit, nicht das sinnliche Begehrungsvermögen, nicht der begehrte Gegenstand, von welcher Beschaffenheit er seyn mag, sondern nur die Vernunft, der Willkür Gesetze vorschreiben kann, dafs, wenn beiden, der Sinnlichkeit und der Vernunft, die Gesetzgebung im Reiche der Sitten gemeinschaftlich zuftände, nie ein Gesetz zu Stande kommen würde, und dafs ein solches nur dann möglich sey, wenn die Vernunft allein herrscht und das sinnliche Begehrungsvermögen sich ihr gänzlich unterwirft. Durch diese Alleinherrschaft der Vernunft geschieht auch dem Menschen, als sinnlichem Wesen, kein Eintrag; er kann und darf und mufs seine Glückseligkeit suchen und befördern, aber er soll es nur auf eine Art, die mit seiner Pflicht bestehen kann. Glückseligkeit ist also der Tugend allerdings subordinirt. Was aber das Sonderbarste ist: so hat dieses sogenannte gemischte Princip, welches auch an keiner Stelle der Schrift durch eine Formel ausgedrückt ist, auf die Ausführung der Pflichtenlehre selbst gar keinen Einflufs, und obgleich gesagt wird, dafs es nicht allein die Art und Weise, wie der freye Wille handeln, sondern auch die *Gegenstände*, nach denen er streben soll, anzeige: so stöfst man doch nirgends auf die Anzeige irgend eines bestimmten Gegenstandes, von welchem gesagt würde, dafs alle Menschen nach demselben, um seinetwillen, zu streben verpflichtet wären. In den Gegenständen unseres Bestrebens, die für Bestandtheile der menschlichen Glückseligkeit gehalten werden, und die nach eines jeden Menschen Begriffen und Neigungen sehr mannichfaltig, diesen wünschenswerth, und für andere keinen Reiz haben können, kann der Grund der Verbindlichkeit, nach ihnen zu streben, nicht liegen, und in der Vernunft liegt eben so wenig ein Ge-

Gesetz, das den Menschen allgemein und unbedingt geböte, nach äusserer Macht, Reichthum, Ehrenstellen u. s. w. zu streben. Wenn sich unsere Vernunft praktisch thätig erweisen soll, so müssen freylich Gegenstände vorhanden seyn, auf welche das Begehrungsvermögen gerichtet ist; aber es wäre seltsam, zu sagen, dass dergleichen Gegenstände dem Menschen erst durch das Princip der Sittenlehre angezeigt werden müsten. Wollte der Vf. dagegen einwenden, das sey nicht seine Meynung, sondern es lasse sich gar keine specielle Pflichtenlehre und keine Eintheilung der Pflichten, ohne besondere Hinsicht auf bestimmte Gegenstände denken: so hätte er allerdings recht; aber er darf nur nicht behaupten, dass der Grundsatz der Sittenlehre das Princip des Systems derselben sey und die Eintheilung der Pflichten begründe; das thut sein durchaus ohne Zweck und Consequenz aufgestellter gemischter Grundsatz so wenig, als der formale der kritischen Sittenlehre, die doch auch ein System ist, und eine Eintheilung der Pflichten enthält.

Die Sittenlehre selbst besteht hier aus *drey Theilen*. Der *erste* liefert eine Darstellung des Menschen nach den sinnlichen und geistigen Anlagen und Kräften, die er ursprünglich besitzt und durch Freyheit in Thätigkeit setzt. Was hier nicht das Begehrungsvermögen betrifft, — und auch die Lehre von diesem ist bey weitem noch nicht erschöpft und mit Bestimmtheit und Gründlichkeit ausgeführt — gehöret gar nicht hieher; von der Vernunft, als praktischem Vermögen, wird gar nichts gesagt. In der Erklärung der Freyheit des Willens bleibt der Vf. sehr von weitem stehen. Sie ist ihm das seinem Wesen nach unerklärbare Vermögen, das *in der Mitte* zwischen den beiden Theilen unseres Wesens schwebt, und nach welchem es in der Macht des Menschen steht, entweder sich dem gesammten Ziele seines Daseyns zu nähern, oder sich von demselben zu entfernen. Das, was die Natur auf geheimnissvolle Art vereinigte, die sinnlichen und übersinnlichen Anlagen, soll die Freyheit des Menschen, in Hinsicht auf ihre Zwecke fortsetzen, und was die Natur ursprünglich als Anlage verband, soll die Freyheit durch Entwicklung und Fortführung zur Reife vereinigen. (Das ist nicht sonderlich verständlich!) Es giebt eine doppelte Wirksamkeit der Freyheit, das *Gute* und das *Böse*. Jenes besteht in der freyen Annäherung an das letzte Ziel des menschlichen Daseyns; dieses, in der freyen Entfernung von diesem Ziele, der Sittlichkeit und Glückseligkeit. Hieraus lernen wir, dass es in der Freyheit des Menschen stehe, nicht allein tugendhaft, sondern auch glücklich zu werden, und dass der Mensch eben so moralisch frey handelt, wenn er Böses, als wenn er Gutes thut. *Pflicht* ist dem Vf. die Verbindlichkeit zu freyen Handlungen, durch welche der Endzweck des Menschen, Sittlichkeit und Glückseligkeit, realisirt werden soll; und es giebt so viele besondere Gattungen von Pflichten, als es der Freyheit des Menschen auf verschiedene Weise *möglich* ist, das *Ideal* der menschlichen Bestimmung zu realisiren. Wie die Erfüllung jenes letzten Endzwecks des Menschen, oder auch nur der eine Theil desselben, die Erfüllung des Sittengesetzes und der Begriff von Pflicht und Tugend, bey einer solchen *Freyheit des Willens*, welche die Causalität der Vernunft vom Empirischen abhängig macht, möglich seyn kann, ist uns unbegreiflich, da ein Vermögen, das die Vernunft, in demselben Momente des Handelns, von dem Sittengesetze und dem Naturgesetze der Erscheinungen mit gleicher Nothwendigkeit abhängig macht, sich selbst widerstreitet, und der Handlungsweise nach dem Sittengesetze in Rücksicht auf Sittlichkeit, vor der Handlungsweise nach dem Gesetze der empirischen Natur, keinen Vorzug, sondern beiden Handlungsweisen gleichen Anspruch auf Allgemeingültigkeit giebt. — Der *zweyte* Theil enthält eine Darstellung der einzelnen freyen Thätigkeiten des Menschen, zu welchen er, nach seinem Standpuncte, als ein gemischtes Wesen, verbunden ist, wenn er sich dem Ideale seines Daseyns nähern und dasselbe allmählig realisiren will, oder, welches hier eben so viel heissen soll, die *Pflichtenlehre*. Wenn der Vf. seinem Begriffe von Freyheit angemessen und consequent hätte verfahren wollen, so hätte er nicht bloss solche Pflichten aufstellen müssen, die den Charakter der Nothwendigkeit einer Handlung um des praktischen Vernunftgesetzes willen an sich tragen, sondern auch solche, die eine Nothwendigkeit vermöge desGesetzes der empirischen Natur mit sich führen. Dass er Pflichten der letztern Art nicht anführt und anführen konnte, hätte ihm seinen Grundsatz billig verdächtig machen sollen. Auch gegen die Eintheilung der Pflichten und die Bestimmungen derselben im Einzelnen liesse sich vieles erinnern; wir wollen uns aber nicht dabey aufhalten. *Der dritte* Theil begreift eine moralische *Krankheitskunde* in Verbindung mit einer moralischen *Heilungslehre*. Die moralischen Krankheiten werden eingetheilt in die des Vorstellungs - Gefühls - und Begehrungsvermögens. Um diese Classification zu rechtfertigen, giebt der Vf. an, dass der Grund der Verirrungen der menschlichen Freyheit, oder der *Krankheitsstoff*, ganz subjectiv und ausschliessend in jenen drey genannten Vermögen zu suchen sey. Das ist aber ganz falsch. In wiefern die Krankheiten *moralisch* sind, kann der Grund derselben nicht in dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen, sondern er muss lediglich in unserm Begehrungsvermögen, und besonders in der bloss sinnlichen Art und Weise, wie es sich in Rücksicht dieser oder jener Gegenstände äussert, gesucht werden. Uebrigens war dieser dritte Theil ganz überflüssig, da er doch nichts enthalten kann, als das, was den Pflichten entgegen steht. Wenn es also nöthig war, neben den Pflichten auch noch die Verletzungen derselben besonders aufzustellen: so hätte dieses in der Abhandlung der besondern Pflichten im zweyten Theile geschehen müssen. So wie die Sachen jetzt daliegen, stösst man im zweyten Theile auf Pflichten, zu welchen im dritten Theile keine Uebertretungen derselben, und in diesem Theile auf Uebertretungen von Pflichten, die in

in jenem nicht namhaft gemacht sind, so weitläuftig und ermüdend auch das Detail der Pflichten ist, in welches der Vf. sich einläſst.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Das Fichte'sche Naturrecht im Auszuge, als Handbuch zu Vorlesungen* von *J. L. G. Hübner.* 1802. XIV. u. 150 S. 8. (12 gr)

Weil das *Fichte'sche* Naturrecht nicht bequem zu Vorlesungen gebraucht werden kann, und ausser demselben, wie der Vf. meynt, noch gar kein wissenschaftliches Naturrecht vorhanden ist: so hat er aus demselben zu jenem Behufe diesen compendiarischen Auszug gefertiget. Im Fichte'schen Sinne, nach welchem alle einzelnen Zweige der Philosophie überhaupt und ihre Sätze aus einem ersten Grundsatze einer sogenannten *Philosophia prima* oder *Wissenschaftslehre*, herfliessen und ihre Gewiſsheit erhalten sollen, ist das Naturrecht dieses Philosophen freylich auch das erste und einzige *wissenschaftliche.* Mit welchen Fehlern aber die Fichte'sche Begründung aller Philosophie und sein Begriff des Wissenschaftlichen behaftet sey, ist schon von mehreren, am ausführlichsten und gründlichsten aber erst neuerlich von *Fries*, in seiner Schrift, *Reinhold, Fichte und Schelling*, gezeigt worden. Da nun das Fichte'sche Naturrecht, als Wissenschaft, sich auf die von Fichten zur Begründung der Philosophie angenommene irrige Hypothese stützt: so läſst sich das Verdienstliche, das dessen Naturrecht, als Wissenschaft, haben soll, von selbst ermessen. In der *Einleitung* wird zuerst die Frage beantwortet, warum Fichte sein Naturrecht nach Principien der Wissenschaftslehre behandelt habe, dann das deducirte Recht, *gleichsam* als logisches Denken, bestimmt; ferner auf den Unterschied und die Gränze zwischen Recht und Moral, die noch immer entweder verrückt oder gar nicht anerkannt würde, aufmerksam gemacht und endlich mit Erläuterungen über die Eigenschaft eines Erlaubniſsgesetzes beschlossen? Die ersten 127 Seiten des Fichte'schen Naturrechts übergeht der Epitomator, weil sie zu viel allgemeine Principien enthalten, die bloſs vorausgesetzt werden müſsten, die aber Fichte nicht voraussetzen durfte und konnte, „gerade weil er der Schöpfer war, und aus der Wissenschaft der Wissenschaften diese besondere Wissenschaft genialisch herausgriff.“ Der Auszug, welcher mit S. 128 anhebt, handelt im *ersten* oder theoretischen *Theile*, von dem reinen Naturrechte, und dessen *erstem Buche* oder dem fingirten oder formalen Naturrecht, von dem Urrecht und dem Zwangsrecht; im *zweyten Buche*, von dem realisirten Naturrecht oder reinen Staatsrecht. Im *zweyten Theile*, oder dem angewandten Naturrechte, hat Hr. *H.*, statt daſs *Fichte* das Staatsrecht dem Familienrechte vorausgehen läſst, dieses jenem besser vorausgeschickt, worauf dann das Völkerrecht und das Weltbürgerrecht, so wie bey Fichten, den Beschluſs machen. Da dieses Compendium nur die verkleinerte Copie eines gröſseren Werkes, dieses aber in unsern Blättern schon angezeigt ist: so können wir nicht länger dabey verweilen, und nur noch hinzusetzen, daſs der Auszug den Grundsätzen und der Gedankenfolge seines Originals treu geblieben, und zu Vorlesungen für Lehrer, die der Fichteschen Schule zugethan sind, ganz geschickt ist. Voran steht ein Gedicht *an Fichte* in reim- und sylbenmaaſsfreyen Absätzen oder Versen. Es heiſst darin unter andern: „Es wurde Licht mit dir, so wie am Schöpfungstage; Es leuchtet ewig!“ und am Schluſs: „Weder verkündetes Lob Tausender, noch die stille Freude des einzelnen Weisen, werden erhöhen den Geist, *welcher wuſste, daſs er es wuſste.*“ Nur die dankbare Empfindung, sagt der Vf. in einer Note, soll diese Gedanken entschuldigen, Fichte gab mir Wahrheiten, die ich als solche nicht hatte, denn er führte mich in mich.“ Das ist mehr als *zierlich* gesprochen.

Hamburg, b. Bachmann u. Gunderman in Comm.: *Pennyleſs, oder die Kunst immer fröhlich zu seyn.* Ein Taschenbuch für 1801. Aus dem Englischen. 130 S. kl. 8. (6 gr.)

Weiter nichts als ein neuer Abdruck einer schon im Jahre 1770 in Leipzig in 8. unter dem Titel: *Empfindsame Gedanken bey verschiedenen Vorfällen, von Peter Pennyleſs, a. d. Englischen*, erschienenen Uebersetzung. Sie enthält sieben Erzählungen, von moralischer Tendenz, und besonders auf die Beförderung der Zufriedenheit der Menschen mit ihrem Schicksale und ihrer Lage abzweckend, nicht ohne Witz und voll gutmüthiger Laune. Nach dem Inhalte der beiden ersten Erzählungen, in welchen der Autor seine Leser mit sich selbst und seiner groſsen Familie bekannt macht, scheint der Name desselben, *Pennyleſs*, bloſs erdichtet und eine allegorische Bedeutung zu haben. An vielen Stellen hätte die alte Uebersetzung, die hier unverändert abgedruckt zu seyn scheint, verbessert, flieſsender und geschmeidiger gemacht werden sollen. So bequem sollte es sich billig kein Herausgeber einer bereits vorhandenen Schrift, der von dem Seinigen gar nichts beyträgt, machen. Angehängt ist noch *Kleist's* bekanntes Gedicht, *die Unzufriedenheit der Menschen an Sulzer.* Das Taschenbuch hat einen farbigen Einband, und ist mit einem Titelkupfer geziert.

Görlitz, b. Anton: *Die Freyheit des Willens mit Hinsicht auf die neuesten Einwendungen wider dieselbe*, dargestellt von *J. G. Rätze.* 1801. XVI. u. 203 S. 8. (18 gr.)

Die Lehre von der Freyheit des Willens war unstreitig der faſslichen Darstellung werth, welche sie hier von dem schon sonst bekannten Vf. erhalten hat. Er wurde vorzüglich zu dieser Arbeit durch die Einwürfe veranlaſst, welche Hr. *Eckermann* in seinen theologischen Beyträgen gegen die unbedingte Freyheit des Willens aufgestellt hat, und noch von keinem einer Prüfung unterworfen worden sind. Wir sind

zwar

zwar überzeugt, dass diese Einwürfe nicht viel zu bedeuten haben (woraus sich wohl auch das Stillschweigen über sie erklären lässt); indessen konnte ihre Beantwortung für manche Leser doch von Nutzen seyn, da der Vf. in einem ruhigen und ernsten Tone prüft, immer auf den Grund des Irrthums und Missverständnisses dringt, woraus sich die Berichtigung von selbst ergiebt. Sein Hauptaugenmerk ging dahin, den Gegensatz zwischen absoluter Causalität der Vernunft und zwischen der bedingten Causalität der Natur ins Licht zu setzen und zu zeigen, dass die Freyheit des Willens kein Gegenstand des theoretischen Wissens ist. Die Abhandlung ist in sieben Abschnitte vertheilt, in welchen der Vf. von der Anerkennung und Abläugnung der Freyheit, von dem Begriff der absoluten oder transcendentalen und der bedingten oder empirischen Freyheit, von der Willkür, von den Einwendungen aus der Erfahrung und aus Natursachen wider die absolute Freyheit, von den Einwendungen aus den Nachtheilen, welche die absolute Freyheit für den Glauben an Gott und für die Moralität haben soll, und endlich von den Einwendungen gegen das Kantische Freyheitssystem aus der Unbegreiflichkeit desselben (gegen Garve) handelt. An einigen Stellen vermisst man Deutlichkeit oder Bestimmtheit in den Begriffen, z. B. wenn die empirische Freyheit als eine Vereinigung der Naturcausalität mit der Freyheitscausalität vorgestellt wird: „Die Natur wird nämlich entweder von der Freyheit, oder die Freyheit von der Natur bestimmt. Jenes geschiehet, wenn die erste Ursache von einer Naturwirkung in der Freyheit existirt; dieses geschiehet, wenn die erste Ursache von einer Willensbestimmung in der Natur zu suchen ist." Diese Unterscheidung liegt aber ganz ausser dem Kreise der empirischen oder psychologischen Freyheit, welche bloss eine Bestimmbarkeit durch Vorstellungen ist, wo eine Vorstellung immer die Wirkung von einer vorhergehenden und also nie eine letzte Ursache zu finden ist. Eben das lässt sich von der Erklärung der Willkür sagen; wo z. B. S. 122 gesagt wird, aus der Verbindung der Freyheit mit der Natur entstehe die *Willkür des freyen* Willens, welche sich theils auf die Wahl der Bestimmungsgründe zum Handeln, theils auf die Wahl der Mittel und Zwecke bey dem Handeln beziehe; in dem ersten Falle sey die Willkür, das Vermögen des Willens, entweder das Gesetz oder die gesetzwidrigen Neigungen zum Bestimmungsgrunde des Wollens wählen zu können. Es ist schwer, sich in die Begriffe des Vfs. zu finden, und zu einer bestimmten Einsicht zu gelangen, wie sich Wille und Willkür zu einander verhalten, ob die Freyheit dem Willen oder der Willkür zukomme. Ueberhaupt wäre zu wünschen gewesen, dass er auf Kants neuere Erklärungen darüber in den Prolegomenen zu den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre Rücksicht genommen hätte. Hierdurch würde diese Schrift einen grössern Werth erhalten haben, und für diejenigen, welche das Kantische Freyheitssystem kennen lernen wollen, noch mehr Nutzen stiften. Unter den populären Schriften über diese Materie behauptet sie indessen doch immer ihre Stelle. Der Vortrag ist, im Ganzen, gut, nur zuweilen fällt er etwas ins Niedrige und verfehlt die schicklichen Ausdrücke, z. B. S. 123. zweyerley Antriebe, welche einander ununterbrochen *anfeinden*, S. 20. 21. das nicht edel ausgedrückte Gleichniss von der Allianz und dem Kriege der praktischen und theoretischen Vernunft.

## ERDBESCHREIBUNG.

Wien, in d. Camesinaischen Buchh.: *Neuester wienerischer Wegweiser* für Fremde und Inländer vom Jahre 1802. oder *kurze Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens. Dritte* verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer und Plane. Ohne Jahrszahl. 377 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Noch immer erhält sich dieses sorgfältig ausgearbeitete, und zweckmässig, einfach und anspruchlos geschriebene Werk! Zwar ist das bey Degen 1802 herausgekommene und in dieser Zeitung kürzlich angezeigte Werk besser geschrieben, in seiner Einrichtung geschmackvoller, im Ganzen gedrängter und mit mehr Beurtheilungskraft ausgearbeitet; doch kann sich das vor uns liegende noch immer daneben erhalten, weil es über einige Artikel umständlicher ist, und ganz besonders durch die Beschreibung sich auszeichnet, welche es von einer Menge Orten liefert, die Wien nicht nur in der Nähe, sondern auch bis auf die Ferne von mehreren Meilen umgeben. Uebrigens liefert dieses Werk eine blosse Beschreibung der Gegenstände, ohne Auswahl, und ist also im eigentlichsten Verstande ein Wegweiser für den Fremden, der freylich selbst zusehen muss, was er aufzusuchen hat, oder nicht. Auch ist daran zu tadeln, dass von sehr vielen Dingen mit unbedingtem Lobe gesprochen wird, und dass die Sprache hin und wieder etwas Wienerisch ist. In dieser dritten Auflage findet man bis in das Jahr 1802 die neuen Veränderungen. S. 354 u. 355 werden noch einige angezeigt, die sich vermuthlich während des Druckes zutrugen, oder die übersehen worden waren. — Ohne irgend einen Grund oder Beweis anzugeben, setzt der Vf. die Bevölkerung von Wien auf 320,000 Menschen. Diess ist um so auffallender, da er vorher nur 50,000 in der Stadt zählte, und kurz nachher 196,989 für die Vorstädte angiebt. Gleichwohl wiederholt er seine ungeheure Angabe, und sagt S. 211: Am sichersten rechnet man, wenn man 320,000 Menschen annimmt. — Der beygefügte Plan sowohl als die Aussicht auf Wien ist ohne Bedeutung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 27. September 1803.*

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

London, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry into the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By *Henry Thornton*, Esqu. M. P. 1802. 320 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk, welches schon öfters in deutschen Blättern, z. B. in den englischen Miscellen, der Allgem. Zeitung etc. rühmlichst erwähnt worden ist, sollte zunächst blofs eine Rechtfertigung der neuesten Maafsregeln der Bank von England seyn, nach welchen sich dieses Institut genöfsiget sah, die Geldzahlung eine Zeit lang einzustellen. Der Vf. wollte zugleich die im Publicum fast allgemein verbreitete Meynung berichtigen, als ob das vermehrte Papiergeld allein, oder doch hauptsächlich die Ursache der grofsen Vertheurung der Lebensmittel in England sey. Indem er aber dieses Ziel verfolgte, stiefs er auf viele Puncte, deren Erörterung ihm wichtig schien, theils weil sie auf die vorhabende Materie Bezug hatten, theils weil sie ein allgemeines Interesse zu haben schienen, und entweder noch ganz im Dunkel lagen, oder doch nicht mit der gehörigen Genauigkeit von englischen Schriftstellern abgehandelt waren. So entstand also ein ganz allgemeines Werk über den Papier-Credit, dessen Lectüre für jeden Staatskundigen von dem gröfsten Interesse seyn muss. Die Abhandlung selbst geht folgenden Weg.

Im ersten Kapitel zeigt der Vf., wie der Papier-Credit aus dem Kaufmanns-Credite entspringt und entwickelt den Begriff des Handelskapitales. Die beiden folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Beschreibung der verschiedenen Arten des Credits. Es wird gezeigt, wie edle Metalle zum Umtausch der Waaren gebraucht und diese durch Credit erspart werden; die Natur der Wechsel — der Versprechungsscheine — Banknoten und Hülfswechsel (*Bills of accommodation*) wird auseinander gesetzt, und gezeigt, wie insonderheit der Discont die Handelspapiere annehmlich macht und vermehren hilft. Hier erklärt sich der Vf. zugleich über den Unterschied der sogenannten singirten (*fictitious*) und reellen Wechsel und beweiset, dafs den letztern bey weitem nicht der Vorzug vor erstern zukommt, den man ihnen in der Theorie gewöhnlich beyzulegen pflegt. Es werden allgemeine Grundsätze über den Papiercredit festgesetzt und insbesondere die bedeutenden Folgen entwickelt, welche aus den verschiedenen Graden der Geschwindigkeit in der Circulation der verschiedenen Arten der Umlaufsmittel, so wie auch in der Circulation eines und desselben Medium zu verschiedenen Zeiten entspringen. Zwar sind wir Deutschen mit diesem Punct nicht so unbekannt, als nach der Angabe des Vfs. die Engländer bisher gewesen sind, da *Büsch* in seinem Werke von dem Geldumlaufe diesen Umstand sehr ausführlich aus einander gesetzt hat, aber dennoch wird man bey dem Vf. manche neue Ansichten dieser Materie finden.

Hierauf wird das Wesen der englischen Bankeinrichtung erklärt und dargethan, dafs es für sie schlechterdings nothwendig sey, die gewöhnliche oder doch die nahe an die übliche Quantität angränzende Summe von Noten beyzubehalten, wenn sie nicht sich den gröfsten Verlegenheiten aussetzen wolle. Er zeigt, dafs das Ausfliefsen ihres Geldes oder die vermehrten Geldfoderungen an die Bank keinesweges immer eine Anzeige sind, dafs sie zu viel Papier ausgegeben habe, dafs insonderheit dieses der Fall nicht in den neuesten Zeiten gewesen sey, sondern dafs diese Anläufe vorzüglich durch eine sehr nachtheilige Handelsbalanz bewirkt worden seyen. Das wichtige Phänomen der einstweiligen Aufhebung der Geldzahlung der Bank wird sodann ausführlich betrachtet, und gezeigt, dafs dasselbe weder aus einem Mangel an Hülfsquellen der Bank, noch aus ihren zu weit getriebenen Vorschüssen an die Regierung, noch aus der Uebereilung und Unvorsichtigkeit ihrer Directoren entstanden sey, sondern aus ganz besondern aufserordentlichen Umständen, welche die Bank dazu nöthigten, diese Maafsregel zu ergreifen, unerachtet sie sich in dem Zustande befindet, alle ihre Schulden nicht nur auf das vollkommenste zu bezahlen, sondern auch noch einen aufserordentlichen Reichthum darüber besitzt. Nach seiner Behauptung ist die Bank von England ein solches Institut, welches unter gewissen Umständen schlechterdings nicht im Stande ist, allen Anfoderungen von Gelde, welche an sie gemacht werden, zu genügen, und er sucht in dieser Hinsicht die getroffene Maafsregel der Bank und der Regierung auch von Seiten des Rechts und der moralischen Verbindlichkeit zu rechtfertigen. Es wird für unsre Leser interessant seyn zu hören, wie der Vf. diesen Schritt rechtfertiget. Er sagt S. 111 so: „Mehrere urtheilten, dafs die Einmischung in das Bankgeschäft von Seiten der Regierung und des Parlaments gegen alle Ordnung sey, und dafs die Bank „durch dasselbe nie hätte sollen gehindert werden, „mit ihrer baaren Auszahlung so lange fortzufahren, „als nur irgend eine Möglichkeit da gewesen wäre. „Jede Banknote, behauptete man, ist ein Contract, „den die Bank mit dem Inhaber eingegangen ist, und

„worin jene versprochen hat, diesem Geld zu zahlen, „sobald er es verlangt. Nur in Hinsicht auf diesen „Contract haben die Noten einen solchen Werth erhalten, und keine Macht des Parlaments sollte, ausser „im Fall der äussersten Nothwendigkeit, die Erfüllung „eines solchen Contracts verhindern. Hierauf kann „man indessen, wie es mir scheint, mit Grunde erwiedern, dass die Frage nicht sey, ob etwa dieser „oder jener Inhaber einer Note mit seinem Anspruche „Geld dafür zu fodern aufgehalten werde, sondern „dass diese Frage nicht nur *alle* Inhaber von Noten „angeht, *sondern auch alle übrigen Personen, welche „in irgend einem Theile des Reichs ein Recht haben, „klingende Münze zu fodern.* Nun giebt es wenig „oder keine Gläubiger, die nicht auch zugleich Schuldner wären, und eine sehr beträchtliche Anzahl von „Schuldnern sind andern eben so viel schuldig, als „andere ihnen schuldig sind. Die Bankiere und Kaufleute sind mehr schuldig, als andere Personen, aber „sie haben dafür auch mehr zu fodern. Die Bank selbst „ist ein sehr grosser Creditor, da ihre Foderungen „weit stärker sind, als ihre Schulden, und sie ist berechtiget, einen Theil ihrer Schulden gleich unmittelbar einzuziehen. Der Fall ist also folgender: Ein „vergleichungsweise sehr kleiner Theil von den Personen, welche ein Recht haben, Geld zu fodern, „lassen sich durch einen plötzlichen Lärm verleiten, „ihre Anfoderungen auf Guineen in einer solchen Ausdehnung geltend zu machen, dass sie selbst einen „grossen Theil ihres Kapitals in denjenigen Artikel „verwandeln wollen, wovon nur so viel angeschafft „worden ist, als erfodert wurde, die in der Regel „vorkommende Art der Zahlung zu bestreiten. Alles „Gold und Silber in der Welt würde nicht zureichen, „die Ansprüche dieser Art zu befriedigen, wenn alle, „die ein Recht dazu haben, mit einem Male ihr Geld „begehrten. Die Leute, welche auf diese Zahlung „dringen, bedenken nicht, dass sie vielleicht ebenfalls Creditoren haben, welche mit eben so vielem „Rechte seine noch viel grössere Schuld in baarem „Gelde auch von ihnen verlangen konnten. Das Gesetz also, welches die Einstellung der Zahlung der „Bank in klingender Münze autorisirte, scheint nur „das bekräftiget zu haben, was unter so neuen und „ausserordentlichen Umständen, der allgemeine Wunsch „der ganzen Nation seyn musste. *Wenn gleich in „jeder Banknote die von der Bank übernommene Verbindlichkeit liegt, auf Verlangen baares Geld dafür „zu zahlen: so muss man doch um des allgemeinen und „öffentlichen Interesses willen, den Contract so erklären, „dass beide Partheyen den buchstäblichen Sinn etwas „weiter nehmen und darin einig sind, dass sie unter „Gelde nicht gerade die wirklichen Metallstücke, sondern* G e l d e s w e r t h *verstehen;* und das Parlament „trat also nur dazwischen, um diesen allgemeinen „Wunsch des Publicums zu realisiren."

Ein eignes Kapitel ist der Betrachtung gewidmet, wie es zugehe, dass in England der Münzpreis des Geldes unter den Stangenpreis desselben fällt, und wie bey diesem Ereigniss die Bank allemal den ganzen daraus entspringenden Verlust tragen müsse, so lange sie in Gelde zahlt. Es wird dieses hauptsächlich von einem nachtheiligen Curse und dieser von der nachtheiligen Handelsbalanz abgeleitet und gezeigt, wie bey einem nachtheiligen Curse aus der Exportation der englischen Münze immer Profit erwächst.

Das siebente Kapitel handelt von den Provinzialbanken (*country-banks*), deren Vortheilen und Nachtheilen. Es wird besonders gezeigt, in welcher Verbindung sie mit der Londner Bank stehen, und was diese jenen für Dienste leistet.

So wie in den ersten Kapiteln die schlimmen Folgen aufgedeckt sind, die eine plötzliche Verminderung des Papiergeldes haben musste: so werden in den letztern besonders die nachtheiligen Wirkungen einer zu grossen Vermehrung desselben dargestellt, und die Wichtigkeit einer richtigen Gränzhaltung des Papiers der englischen Bank gezeigt, indem die Bank es dadurch in ihrer Gewalt hat, die Summe alles umlaufenden Papiers im Königreiche einzuschränken, das Steigen der Preise der Lebensmittel im Lande zu verhindern, und auf diese Weise die Ausfuhr zu vermehren und die Einfuhr zu vermindern und einen günstigeren Wechselcurs hervorzubringen.

Endlich handelt das letzte Kapitel noch insbesondere von dem Einflusse des Papiercredits auf den Preis aller Lebensmittel, und bey Gelegenheit werden verschiedene Stellen aus *Adam Smith's* Werke über den Nationalreichthum, so wie auch einige Bemerkungen, die *David Hume* in seinem Versuch *über Geld und Handelsbalanz*, desgleichen *Jacob Stewart* in seinem Buche über die Staatswirthschaft gemacht hat, und einige Anmerkungen von *Locke* und *Montesquieu* geprüft.

Wenn man gleich nicht in allen Stücken des *Vfs.* Meynung annehmen kann: so ist doch alles, was er sagt, der grössten Aufmerksamkeit werth, und sein Buch verdient eine ehrenvolle Stelle neben *Smith's* Werke vom Nationalreichthume, zu welchem es als ein wichtiger Pendant angesehen werden kann. Allenthalben hört man den Mann von Metier sprechen, der tiefe Vertraulichkeit mit den Principien des Geldwesens überhaupt und des englischen insbesondere verräth. Der Vf. ist selbst ein Londner Bankier und hatte vermöge seiner Connexion mit den Bankodirectoren, deren einer sein Verwandter ist (Samuel Thornton), alle Gelegenheit, sich richtige Data zu verschaffen. Eine deutsche Uebersetzung dieses Werks hat Hr. Prof. *Jakob* in Halle geliefert.

Leipzig, b. Hempel: *Bemerkungen über Manufakturen, Fabriken und Handel überhaupt, und von den sächsischen Baumwollen- und Wollenmanufakturen insbesondere,* mit Rücksicht auf das *Sörgelsche* Memorial. Von *F. G. Leonhardi.* 1802. 110 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieser gehaltreiche und mit grosser Sachkenntniss geschriebene Aufsatz erschien zuerst in dem Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode in den Mona-

Monathen Julius, August und September 1802, und verdiente allerdings, besonders abgedruckt und allgemeiner verbreitet zu werden. Nach einem weit ausholenden und fast zu langem Eingange kommt der Vf. S. 18 auf die Grundsätze, welche die Landesregierungen in Rücksicht auf Fabriken und Manufakturen beobachten sollen, und dann auf das Sörgelsche Memorial. Hierauf wird gezeigt, warum die Sörgelschen Vorschläge auf Sachsen durchaus nicht anwendbar sind, und dass sie den Zwischenhandel dieses Landes, welcher zum wenigsten eben so viel Aufmerksamkeit verdient, als der sogenannte Proprehandel, zu Grunde richten würden. Dass dieser Zwischenhandel und die Leipziger Messen auch den Absatz der Landeserzeugnisse befördern, ist eine Wahrheit, in der Rec. dem Vf. vollkommen beystimmt, und welche er hier noch umständlicher aus einander gesetzt zu sehen wünschte, weil das grosse Publicum sehr verworrene und unrichtige Begriffe über diesen Punct hat, und selbst viele Kaufleute, durch Eigennutz oder Leidenschaft verblendet, oft schief darüber urtheilen. Bey der Gelegenheit wird auch der höchst abgeschmackten Sagé, dass die englischen Fabrikanten ihre Waare verschleuderten und dass die Regierung die Kosten trüge, gehörig widersprochen. Der Erklärung der wohlfeilen Preise stimmt Rec. zwar zum Theil bey; doch hätte der weit wichtigere Umstand nicht übersehen werden sollen, dass die Engländer gerade in den letzten acht Jahren ihre Maschinen ohne Unterlass verbessert und zu einer Vollkommenheit gebracht haben, die allerdings sehr viel dazu beytrug, sie in den Stand zu setzen, so wohlfeil zu verkaufen.

Die sächsischen Schafwollenmanufakturisten theilt Hr. *L.* in vier Classen, und zeigt, dass nur die erste und zum Theil die zweyte die feine Wolle verbrauchen kann, welche in Sachsen vorzüglich erzeugt wird. Von diesen beiden Classen aber befindet sich die erste sehr wohl, und die zweyte ist keinesweges im Verfalle. Beide aber können nur ¼ der feinen Wolle verarbeiten, und die übrigen ¾ müssen aus dem Lande gehen. Diese sind zeither von den Engländern und Niederländern vorzüglich gekauft worden, wodurch den sächsischen Manufakturen der dritten und vierten Classe, welche zeither gelitten haben, nicht der geringste Schade zugefügt wird. Bey dieser Gelegenheit wird gezeigt, dass der sächsische Manufakturist vor dem Niederländer so grosse Vortheile voraus hat, dass diese auf mehr als 30 pro Cent gesetzt werden. Die Wolle aber, welche die dritte und vierte Classe der sächsischen Manufakturisten brauchen, geht in grosser Menge, durch Schleichhandel, in das Altenburgische und Reussische; und hier hat man die vorzüglichsten Feinde der sächsischen Manufakturen zu suchen. Die preussischen Fabriken thun auch vielen Eintrag. Ein Theil der Wolle aber, von der hier vorzüglich die Rede ist, kam zu allen Zeiten aus der Fremde nach Sachsen, und es ist zum Theil die Schuld der Manufakturisten selbst, dass diese Wolle seit mehreren Jahren ausgeblieben ist. — Manche Arbeiter finden auch keinen Absatz, weil ihre Artikel durch baumwollene verdrängt worden sind, und diesen wird gerathen, sich auf andere zu legen, wie es die Frankenberger machten, die sich seitdem sehr wohl befinden. — Als ein Hauptübel bey den sächsischen Wollenmanufakturen betrachtet der Vf. den Verfall der Spinnereyen, und diesen datirt er von der Zeit, da die Ausfuhr der Garne verboten wurde. Am Ende empfiehlt Hr. *L.* 1) zweckmässigere und sorgfältigere Schauanstalten; 2) mehr Fleiss und Sorgfalt bey der Zurichtung und Bereitung der feinen Tücher; 3) eine bessere Einrichtung und Aufsicht bey dem Wollenkaufe; 4) die gänzliche Abstellung des Schleichhandels in das Altenburgische und Reussische; 5) Wiederaufhülfe der Kammwollenspinnerey, nebst völliger Befreyung der Garnausfuhr von allen Abgaben; und 6) begünstigte Herbeyschaffung von Mittel- und ordinärer Wolle, woran Sachsen einen grossen Mangel hat.

## GESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Nekrolog der Deutschen für das neunzehnte Jahrhundert;* herausgegeben von *Friedrich Schlichtegroll.* — *Erster Band.* 1802. XIV u. 342 S. 8. (1 Rthlr.)

Eilf Jahre lang hat sich diess gewiss schätzbare biographische Werk bisher mit Beyfall erhalten, und für jedes Jahr waren eigentlich zwey Bände bestimmt, wovon einige noch rückständig sind, und wozu ausser dem einen schon gelieferten Supplementbande noch ein zweyter hinzukommen wird. Mit dem neuen Jahrhunderte nun macht der Herausgeber die, gewiss vortheilhafte, Abänderung, dass künftig die in jedem Bande enthaltenen Lebensbeschreibungen sich künftig nicht auf Ein bestimmtes Jahr beziehen und nur den Nekrolog der in diesem Jahre Verstorbenen enthalten sollen. Auch werden künftig die Verfasser der eingesandten Beyträge genannt werden. — Die erste im gegenwärtigen Bande befindliche Biographie ist die des Geheimen Raths *Karl Christoph von Hoffmann*, ehemaligen Kanzlers der Universität Halle, von dem Prof. *Eberhard* daselbst entworfen, und vorher schon im Hallischen Patriotischen Wochenblatt abgedruckt. Mit vieler Herzensgüte und Dienstgeflissenheit verband *H.* einen nicht kleinen Vorrath von praktischen, aus dem Umgange mit Menschen und Sachen geschöpften Kenntnissen, Mässigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in seinen Geschäften, grosse Betriebsamkeit in der Anwendung seiner vielfachen landwirthschaftlichen Kenntnisse. Auch machte er sich während seiner viertehalbjährigen Bekleidung der Kanzlerwürde um die Universität Halle verdient. — *Karl Wilhelm Ernst Heimbach*, seit 1795 Rector der Schulpforte, ein sehr würdiger und thätiger Gelehrter, der aber nur ein Alter von 36 Jahren erreichte. Unter die Denkwürdigkeiten seines Lebens gehört die von ihm in einer kleinen Schrift, die seine einzige öffentliche war, und auch hier wieder beschriebene Feyer *Klopstock's* in der Schulpforte, bey Gele-

Gelegenheit des ihr von dem Dichter mit der Prachtausgabe seines Messias gemachten Geschenks. — *Andreas Joseph Fahrmann*, Bischoff zu Almira und Weihbischoff zu Würzburg, verdankte nur seinen Talenten und der Anwendung derselben die Würde, zu der er gelangte, und bekleidete sie mit vielem Ruhme. Durch die neue Einrichtung des geistlichen Seminars in Würzburg erwarb er sich vorzüglich ein bleibendes Verdienst; und aus der hier beygefügten Rede bey Einführung der durch ihn gleichfalls thätig beförderten neuen Organisation des Vikariats und Consistoriums leuchtet seine aufgeklärte Denkart und edle Gesinnung rühmlich hervor. — Nicht wenig Interesse hat die folgende Biographie des ehemaligen Königl. Preufs. Kabinetsraths *Anastasius Ludwig Menken*, dessen grofser Antheil an den weisen und menschenfreundlichen Verfügungen, wodurch der jetzt regierende König von Preussen gleich den Anfang seiner Regierung so glänzend und wohlthätig machte, noch im frischen Andenken ist. Zu der kurzen Charakteristik dieses trefflichen Mannes, die der Probst *Teller* in *Woltmann's* Geschichte und Politik entwarf, kommen hier noch schätzbare Beyträge seiner Freunde, unter welchen sich besonders ein paar Briefe von *M.* an den Abt *Henke* auszeichnen. Auch sind Auszüge aus einigen von ihm verfertigten so merkwürdigen als musterhaften Kabinetsordern, und das schöne Sendschreiben an den Kriegsrath *Zerboni* beygefügt, das schon im Genius des XIX Jahrhunderts abgedruckt war. — Nicht ohne wehmüthige Theilnahme liest man die Lebensbeschreibung eines sehr geschickten praktischen Arztes in Dresden, des Dr. *Christoph Daniel Lebrecht Mittelhäuser*, der durch einen unglücklichen Fall, welcher ihm die linke Hüftnerve zerriss, in den traurigsten körperlichen Zustand versetzt wurde, und diess Leiden 21 Jahre hindurch mit frommer und standhafter Duldung ertrug. — *Johanna Sophia Kettner*, aus Tütting gebürtig, starb zu Eichstädt im 84sten Jahre, und machte sich durch ihre Schicksale denkwürdig genug. In Mannskleidung ging sie nach Wien, diente zuerst als Beckerjunge, und hernach sechstehalb Jahre hindurch als Soldat und Korporal in Kayserl. Diensten. Nach Entdeckung ihres Geschlechts erhielt sie von Maria Theresia eine Pension auf Lebenszeit. In ihrem Charakter war Mischung von Religiosität und Heroismus. — Einem wackern Schulmanne, dem verstorbenen Conrektor *Heinrich Gottfried Reichard* zu Grimma, hat Hr. Prof. *Lenz* zu Gotha ein Denkmal gesetzt. Seine gelehrten Arbeiten sind bekannt; vornehmlich der Commentar über den Lykophron und die lateinische Uebersetzung vom N. T. und von Archenholz's Geschichte des siebenjährigen Krieges. — *Johann Wilhelm Dumpf* war fast 30 Jahre hindurch Pagenhofmeister zu Gotha, vorher Redakteur der Hamburger Neuen Zeitung, hernach Urheber des Gothaischen Hofkalenders, und Theilnehmer an der dortigen Gelehrten Zeitung. — *Joh. Christ. Gottl. Ackermann*, Prof. zu Altdorf, als Arzt und medicinischer Schriftsteller berühmt. Seine schätzbaren Beyträge zu der Harlessischen Ausgabe zur Fabrici'schen Bibliothek, die Literatur der alten griechischen Aerzte betreffend, werden allein schon sein Andenken noch spät in Ehren erhalten. — Dem zu früh verstorbenen gefühlvollen Tonkünstler *Joh. Rudolf Zumsteeg*, Herzogl. Wirtemb. Concertmeister, verdanken die Freunde seiner Kunst zu viel innige Befriedigung, um ihn nicht hier in die Reihe denkwürdiger Männer mit Vergnügen aufgenommen zu sehen. Sein musikalischer Nachlass verdient bekannter zu werden. — Der vor zwey Jahren in Jena verstorbene Hofrath und Prof. *Christian Wilhelm Büttner* erscheint in seiner Biographie ganz so, wie man ihn kannte, als originaler Sonderling im Wesen und Leben, aber auch als ein Gelehrter von tiefen und seltnen Kenntnissen in der Sprachkunde und Naturforschung, wiewohl auch hierin nicht ohne Sonderbarkeiten. Diesen benahm indess sein milder Charakter alles Drückende für Andre; sie gingen bloss auf ihn selbst zurück. — Bey der hierauf folgenden Lebensbeschreibung des *Grafen Aug. Ferd. von Veltheim*, vom Prof. *Lenz*, macht die musterhafte lateinische Gedächtnissrede des Hn. Abts *Henke* die vornehmste Grundlage aus; und was aus ihr genommen ist, findet Rec. treffender und wahrer, als Manches in den dem Herausgeber mitgetheilten handschriftlichen Beyträgen, in welchen manche kleine Indiscretion mit unterläuft. Unstreitig war der Graf ein in vielfacher Hinsicht sich auszeichnender, höchst interessanter Mann; und es gilt von ihm, was *Engel* von seinem *Lorenz Stark* sagt, dass seine Fehler so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt waren, dass die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. — Die grofsen, unvergesslichen Verdienste, welche sich der im Februar 1801 verstorbne Geh. Kriegsrath und Bürgermeister, Dr. *Karl Wilhelm Müller*, um Leipzig's Verschönerung, und um die Stiftungen der nützlichsten und wohlthätigsten Anstalten daselbst, erworben hat, werden in seiner Biographie nach Würden gepriesen, wobey zwey frühere Denkschriften zum Grunde gelegt sind. Auch den Talenten, Kenntnissen und vielfachen Tugenden dieses edelmüthigen und für so vieles Gute unermüdet thätigen Mannes wiederfährt in diesem Aufsatze volle Gerechtigkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 28. September 1803.*

## *MATHEMATIK.*

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens*, oder *vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik und Maschinenlehre*, mit Erklärungen der dazu gehörigen Kunstwörter in alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Mechaniker, Kameralisten, Baumeister und Jeden, dem Kenntnisse des Maschinenwesens nöthig und nützlich sind. Von *Joh. Heinr. Moritz Poppe*, Hochfürstl. Schwarzb. Sondershäus. Rath etc. *Erster Theil.* A bis D. Mit 10 Kupfert. 1803. XII. u. 851 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

S. IX. der Vorrede sagt Hr. P.: „Wer alle die Werke sich anschaffen wollte, welche Beschreibungen von Maschinen" (nach des Vfs. Plan von Maschinen im weitesten Sinne, denn er rechnet auch die Instrumente und Werkzeuge hierher) „enthalten, der „müsste in der That viel Geld haben" (ja wohl! denn ihre Anzahl heisst Legion), „der müsste viel Unbrauchbares mit bezahlen, der müsste Gutes von „Schlechten zu unterscheiden wissen. Allein wie wenige haben wohl Gelegenheit, Lust und Einsichten „dazu," (auch möchte Rec. fragen: ob solches auch für viele reellen Nutzen haben könne?), „und deswegen „würde unstreitig ein solches Werk sehr nützlich seyn, „welches mit Vermeidung aller Weitschweifigkeit," (wir werden in der Folge sehen, in wie fern der Vf. solche vermieden hat,) „von allen Maschinen (?) und „von allen Theilen der praktischen Mechanik überhaupt handelte, dass (das) mit sorgfältiger Auswahl „die besten Maschinen kurz aber deutlich beschriebe" (nämlich mit instructiven Abbildungen begleitet), „das „aber auch von den weniger brauchbaren und von „den ganz unnützen Nachricht gäbe, das ferner in „der gehörigen Behandlung der Maschine (n) unterrichtete, und von allen denjenigen mit Vortheil gebraucht werden könnte, die mit Maschinen umgehen, oder denen Kenntnisse des Maschinenwesens nützlich sind. Das Buch müsste aber auch nicht gar „zu theuer seyn, damit es so gemeinnützig wie mög„lich werde." Diess ist ungefähr der Plan, wornach der Vf. sein Werk bearbeiten wollte. Hierzu gehört nun, ausser einer genauen Kenntniss der dahin gehörigen Literatur, auch hauptsächlich die Bekanntschaft mit den Sachen selbst, um auch aus der Erfahrung zu wissen, wie Maschinen wirken, wozu sie angewandt werden, und was dadurch ausgerichtet wird. Dass die Bearbeitung eines solchen Werks, woraus die auf dem Titel erwähnten Classen von Lesern diese ungeheure Anzahl von Maschinen *gründlich* und *anschaulich* kennen lernen sollen, (denn dieses ist doch die Tendenz des vorliegenden Werks) durchaus nicht für die Kräfte *eines* Mannes geeignet seyn kann, wird man, auch ohne unser Erinnern, leicht abnehmen können. Eben so klar ist es, dass ein solches Werk für keine Classe von Lesern ein ausschliessliches Interesse haben kann; dass z. B. den Berg- und Hüttenverständigen diejenigen Maschinen und Werkzeuge, welche bey verschiedenen Handwerken und Künsten, in der Landwirthschaft, Heilkunde etc. vorkommen, wenig und grösstentheils gar nicht interessiren, als Spinnmaschinen, Seidenweber- und Strumpfwirkerstühle, Bandmühlen, Butter- und Dreschmaschinen, Blutwaagen, etc. so wie im Gegentheil den eigentlichen Kameralisten und Oekonomen, mit Beschreibung mancher bergmännischen und physikalischen Maschinen ebenfalls nicht sonderlich gedient seyn möchte. Jeder muss die Maschinen seines Fachs gründlich und nach allen Details kennen und studiren, woran aber bey dem jetzt fast allgemein herrschenden encyklopädischen und lexicographischen Vortrag beynahe nicht zu denken ist. Und wer vermag das beynahe unabsehbare Feld menschlicher Wissenschaft, wo Maschinen und Werkzeuge angewandt werden, so zu übersehen, dass er jede dieser Maschinen in Rücksicht ihres Mechanismus genau und gründlich beurtheilen und ihre Effecte beobachten könne, um etwas mehr als die Meynungen und Nachrichten von Schriftstellern darüber liefern zu können! Wie schwer aber ist es, bey solchen Unternehmungen eine sichere Gränzlinie zu ziehen, damit man nicht unvermerkt in ein Chaos hineingezogen wird, und Dinge mit hineinbringt, die man schon bey dem Leser voraussetzen muss. So müssen bey einer Maschinenlehre die Grundwahrheiten der Physik, Mechanik und Hydraulik eben so gut, als die reine Mathematik vorausgesetzt werden, um hundertmal gesagte und gelehrte Dinge nicht nochmals zu wiederholen. Diese Wissenschaften sind in so vielen Lehrbüchern, Abhandlungen und andern Schriften vorgetragen, dass man wahrlich nicht nöthig hat, solche noch aufs neue in eine alphabetische Form zu zwängen. Auch sind wir schon mit physikalischen und mathematischen Wörterbüchern und Encyklopädien zur Genüge versehen.

Beym ersten Ueberblick des vorliegenden Werks stösst man auf Artikel, die hier durchaus nicht zu erwarten sind, als: *Ausdehnung*, *Cohäsion*, *Centralkräfte*, *Biegsamkeit*, u. m. a. Geht man aber das Buch genauer und mit gehöriger Aufmerksamkeit durch: so findet man überdiess noch, dass diese Artikel grösten-

tentheils *wörtlich* aus andern Schriften genommen sind, ohne dass die Quellen angezeigt worden. Der Artikel *Centralkräfte* z. B. welcher gar nicht hierher gehört, ist aus *Fischer's* physikalischem Wörterbuch Th. I., mit allen Formeln und Rechnungen wörtlich abgeschrieben; eben dieses ist der Fall mit einer Menge anderer Artikel, deren Verzeichniss nachher folgen wird. Nur ein Beyspiel will Rec. zur Bestätigung dieser Bemerkungen, ausheben:

| *Fischer*, Th. I. S. 366. 367. | *Poppe*, Th. I. S. 438. 439. |
|---|---|
| *Biegsamkeit* (*flexibilitas*, *flexibilité*) ist die Fähigkeit solcher festen Körper, den auf ihre Theile wirkenden äussern Kräften so nachzugeben, dass sie ohne zu zerreissen dadurch in einer veränderten Gestalt erscheinen. Wenn feste Körper biegsam seyn sollen, so wird allemal vorausgesetzt, dass sich ihre Theile in einem gewissen Grade verschieben lassen können, ohne zu zerreissen. Es wird daher der Biegsamkeit die *Sprödigkeit* entgegengesetzet, welche als eine Eigenschaft solcher starrer oder fester Körper zu betrachten ist, nach welcher die Theile derselben, ohne sogleich zu zerreissen, an einander nicht verschoben werden können. Es sind daher eigentlich nicht alle feste Körper biegsam, daraus folgt aber keines Weges, dass es auch in der Natur vollkommen harte Körper geben müsse. | *Biegsamkeit.* Mit diesem Worte deutet man die Fähigkeit der festen Körper an, den auf ihre Theile wirkenden äussern Kräften so nachzugeben, dass sie dadurch ohne zu zerreissen in einer veränderlichen Gestalt erscheinen. Wenn feste Körper biegsam seyn sollen, so wird allemal vorausgesetzt, dass sich ihre Theile in einem gewissen Grade verschieben lassen können, ohne sich von einander zu trennen. Der Biegsamkeit wird die *Sprödigkeit* entgegengesetzt, welche als eine Eigenschaft solcher starrer oder fester Körper zu betrachten ist, nach welcher die Theile derselben, ohne sogleich zu zerreissen, nicht an einander verschoben werden können. Es wären also eigentlich nicht alle feste Körper biegsam. Daraus folgt aber keineswegs, dass es auch in der Natur vollkommen harte Körper geben müsse. Durch die Biegung der festen Körper behalten sie bey Nachlassung der auf sie wirkenden Kraft entweder ihre dadurch erlangte Gestalt, oder [illegible] gehen von selbst in ihre [illegible]rige Gestalt wieder zurück. Jene Körper nennt man alsdann *weiche*, diese aber *elastische* Körper. Die Elasticität ist hier aber nie eine ursprüngliche, sondern allemal eine abgeleitete. |
| Durch die Beugung der festen Körper behalten sie nach Nachlassung der auf sie wirkenden Kraft entweder ihre dadurch erlangte Gestalt, oder sie gehen in ihre vorige Gestalt wieder zurück. Jene Körper nennt man alsdann *weiche*, diese aber *elastische* Körper. Die Elasticität ist hier aber nie eine ursprüngliche, sondern allemal eine abgeleitete. | |
| Wenn biegsame Körper auf einem Punkte ruhen, etc. | Wenn biegsame Körper auf einem Punkte ruhen, etc. (*bis zu Ende des Artikels*). |

Ebendiess ist der Fall mit S. 775. I. Th. dieses Werks, vgl. mit *Fischer*, I, S. 717. 718. u. a. m.

Aus diesen Beyspielen kann man schon ersehen, wie der Vf. seine Quellen benutzt, und was man also überhaupt von einem Producte der Art zu erwarten habe. Ausser den angeführten Artikeln sind in diesem ersten Theile folgende, theils wörtlich, entweder grösstentheils oder ganz, und theils mit wenigen und unbedeutenden Abänderungen aus *Fischers* physikalischem Wörterbuche excerpirt: *Aerometrie*, *Allgemeiner Auslader*, *Amalgama*, *Anatomischer Heber*, *Aräometer*, *Atmometer*, *Ausdehnbarkeit*, *Ausdehnung*, *Axe*, *Bäche*, *Barometer*, *Beobachtung*, *Beschleunigende Kraft*, *Beschleunigung*, *Bewegbarkeit*, *Centralbewegung*, *Centrifugalkraft*, *Centripetalkraft*, *Compressionsmaschine*, *Concretion*, *Condensator der Elektr.*, *Consistenz*, *Dämpfe des Wassers*, *Dehnbarkeit*, *Diagonalmaschine*, *Dicht*, *Dichtigkeit*, *Direction*, *Druck*, *Dünn*, *Dynamik*. Rec. hat nicht Gelegenheit, noch mehrere Artikel mit den nicht angegebenen Quellen zu vergleichen; vermuthet aber nicht ohne Grund, dass es mit andern derselbe Fall seyn dürfte. Es gehört wahrlich ein sehr geringer Aufwand von Geisteskraft dazu, auf solche Weise in kurzer Zeit eine Reihe dicker Bände zusammenzuschreiben, wenn man es mit der Zusammenstellung und Bearbeitung eben nicht zu genau nimmt, und sich nicht sehr darum bekümmert, ob man seinen Lesern verständlich wird oder nicht, oder ob solche wirklich Belehrung daraus schöpfen können. Und doch soll bey alle dem „Weitschweifigkeit" vermieden werden! Wirklich ist heutiges Tages „das Unwesen sehr gross, welches mit Bücherschreiben" getrieben wird!

Ein zweyter Hauptfehler des vorliegenden Buchs ist der, dass darin Hauptgegenstände oft nur sehr kurz und oberflächlich abgehandelt werden, und zwar ohne Abbildungen, ohne die man sich doch in den meisten Fällen unmöglich von der Maschine einen deutlichen und richtigen Begriff machen kann. Dahin gehören z. B. die Artikel *Bandmühle*, *Drathmühle*, *Buchdruckerpresse* u. m. Auch ists nicht zweckmässig, dass der Vf. in diesen ersten Theil so viele bergmannische Kunstwörter aufgenommen hat, womit Handarbeiten angedeutet werden, als *Abhub*, *Abschwung*, *Abnieseln*, *Durchrädern*, etc. Sollten auch diejenigen *Arbeiten*, welche durch Maschinen und Werkzeuge geschehen, beschrieben werden: so konnte das Werk keine Maschinenlehre, sondern musste ein Handbuch der gesammten Technologie heissen. — Kurz, die Ausführung des Plans ist, so wie dieser selbst, zu unbestimmt, zu weitschichtig, und für ein gar zu verschiedenes Interesse der Leser berechnet. Indessen will Rec. keineswegs läugnen, dass das Werk eine Menge brauchbarer Nachrichten von Maschinen, und von der dahin gehörigen Literatur und Geschichte enthält; nur merkt man auch an den bessern Artikeln die grosse Eilfertigkeit, mit der es bearbeitet ist. Wir müssen daher dem Vf. rathen, in die folgenden Theile nicht nur nicht so viel Ueberflüssiges, als z. B. die Beschreibungen von Handarbeiten, die streng theoretischen Lehren u. s. w. aufzunehmen, sondern auch die Quellen sorgfältiger und zweckmässiger zu gebrauchen, und besonders die vortrefflichen Wörterbücher eines G[illegible]ler, *Fischer*, *Stieglitz*, etc. zum Muster zu nehmen, aber sie nicht auszuschreiben. Alsdann kann sein Buch das werden, was der Titel erwarten lässt, und dann werden auch „die folgenden Theile immer mehr an Genauigkeit und Gründlichkeit zunehmen," zumal wenn der Vf. mit etwas weniger Eile arbeiten will.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die uns beym Durchlesen aufgestossen sind. *Abstrechheerd* etc. heisst auch *Abstauheerd*, und die darauf vorzunehmen-

mende Schlämmarbeit *Abflauen*. Artikel wie *Abhub*, *Abschwung*, liegen ausser dem Plane dieses Werks. Die *Adlerzange* wird bey der Saigerarbeit gebraucht. S. 43. fehlt sogar der Artikel *Amboss*, *Ambossschaale*. S. 82. fehlen die verschiedenen Bedeutungen des Worts *Anker* in der Baukunst. Auch vermissen wir hier die Beschreibung der *Ankerschmiede*, welche hauptsächlich wegen ihrer Maschinerie merkwürdig ist, nebst mehrern dahin gehörigen Kunstwörtern, als *Ankerflügel*, *Ankerkreuz*, *Ankerruthe*, *Ankerstock*, *Ankertau* etc. — Von dem berühmten *Amalgamirwerke* bey Freyberg, erhalten Leser, denen solche Gegenstände noch nicht sehr geläufig sind, dennoch keinen deutlichen Begriff, weil die dazu nöthigen Abbildungen fehlen. S. 92. hat sich in den Artikel *Anschläger* ein arger Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen, nämlich statt Bergarbeiter (richtiger: Grubenarbeiter) steht Bergableiter. S. 114. fehlt *Armschere* bey Messinghütten; auch versteht man darunter die *Blechschere* bey Eisen- und Kupferhämmern. Ebenfalls fehlt: *Astrolabium*. Der Artikel *Auffätzel* ist aus *Calvör's* Beschreibung des Harz. Maschinenwesens, Th. I. S. 53. Ein solches *Auffschnüren*, wie S. 205. beschrieben wird, ist Rec. nicht bekannt; auch möchte es wohl in den meisten Fällen unausführbar und zwecklos seyn, eine Kreidenlinie unmittelbar auf der Erde zu verzeichnen. Man sieht schon aus diesem einzigen Beyspiele, dass der Vf. sich nie mit Operationen, wobey gerade Linien auf der Erdfläche abgesteckt werden, beschäftigt haben müsse, sonst würde er ganz andere und allgemein bekannte Methoden davon angeführt haben. — S. 237. verwechselt Hr. P. *Ausgussröhre* bey Kunstsätzen und Pumpenwerken offenbar mit *Schussgerenne*, von welchem letztern er hier, also am ganz unrechten Orte, eine Beschreibung giebt. S. 807. „In den neuesten Zeiten ist das sogenannte Cy„lindergebläse von Hn. *Baader* erfunden worden." Aus dieser Stelle könnte leicht gefolgert werden, dass Hr. B. der Erfinder der Cylindergebläse *überhaupt* sey, wenn man nicht in dem Artikel Cylindergebläse eines andern belehrt würde. Dergleichen unbestimmte und zweydeutige Ausdrücke können oft zu Irrthümern Anlass geben. S. 280. fehlt *Auxometer*. — S. 280. *Avers*. Was dieser Artikel in einer Maschinenlehre soll, begreift Rec. durchaus nicht. — Von den prismatischen Kastengebläsen, welche unter andern auch bey den Eisenhütten des Harzes mit vielem Vortheil gebraucht werden, ist, ungeachtet der Vf. S. 306. sagt: „Auf dem Harze hat man zu dem Ende zu ver„schiedenen Arten von Gebläsen seine Zuflucht ge„nommen, unter andern auch zu den oben beschriebe„nen *Kastengebläsen*," dennoch keine Beschreibung geliefert. Statt der sehr mangelhaften Zeichnung, Taf. III. Fig. 3. würde es unstreitig besser gewesen seyn, die schöne Abbildung eines Holzbalgs aus *Blumhof's* und *Stünkels* Abhandlung über die rechte Construction der Wellfüsse, Leipzig 1800. 4. nach einem etwas verjüngten Maasstabe zu copiren. — Bey solchen zusammengesetzten Maschinen, wie *Bandmühle*, *Bortenwürkerstuhl*, ist eine blosse Beschreibung nicht hinlänglich. Der Artikel *Bannmühle* gehört in die Lehre von der Staatswirthschaft und Landespolizey, keinesweges aber hierher; denn eine solche Mühle, worauf gewisse Gemeinden ihr Korn zu vermahlen gezwungen sind, hat ja in Hinsicht ihrer mechanischen Einrichtung, vor andern gewöhnlichen Mahlmühlen nichts voraus. Man sieht, wie leicht die Vf. solcher Wörterbücher ihren Plan à la Krünitz auszudehnen wissen. — S. 215. fehlt *Auglöffel* beym Bley- und Silberschmelzen; S. 245. *Ausschlagfäustel*, *Ausschöpflöffel*; S. 248. *Austiefhammer*; S. 273. *Auswechseln*. In dem Artikel *Bälge* fehlen mehrere Kunstwörter, die für Leser aus andern Fächern zur Verständlichkeit durchaus nöthig sind, als *Balgbock*, *Balggehänge*, *Balghaken*, *Balgruthe*, *Balgschramme*, *Balgwaage* etc. Ueberhaupt bedarf dieser Artikel noch Verbesserung. — Der Artikel *Bergbohrmaschine* ist wörtlich aus dem *Calvörschen* Werke, Th. I. §. 4. 5. abgeschrieben, ohne dasselbe zu nennen. Auch hätte wenigstens noch angezeigt werden müssen, dass diese Maschine im J. 1713 von dem Maschinendirector *Bartels* zu Zellerfeld erfunden und gezeichnet worden. *Calvör* giebt davon eine vollständige Abbildung und sagt, dass die Maschine wirklich zum Bohren im Gestein vorgerichtet worden, und auch ziemlich ihrem Zweck entsprochen habe. Es befindet sich zwar hier S. 335. ein Citat: Bartels Bohrmaschine, s. Bohrmaschine; aber unter diesem letzten Artikel kommt davon nichts vor. S. 376. fehlt *Bergcompass*, auch *Bergfäustel*. *Bergkeile* gehören mit zum Berg- oder Grubengezähe. S. 444. fehlt der Artikel *Blatt*; so heisst z. B. der untere Theil des Rüssels einer Hohofen- und Frischfeuerforme, ferner der Theil des einfachen oder doppelten Krummzapfens, welcher in der Radwelle befestigt ist. Bey den Zimmerleuten wird *Blatt* eine Verzapfungsart zweyer Schwellen, Balken etc. genannt. Ueberhaupt kömmt dieses Wort in der Maschinenlehre sehr häufig vor. S. 448. fehlt *Blechschere*. Der Artikel *Bleibers* ist hier ganz am unrechten Orte; der Vf. schreibt ja kein Bergwerkslexicon. S. 458. ff. fehlt die Bedeutung des Worts *Bock* als Maurer- und Zimmermanns- auch Malergerüst; so wie beym Bau der Dämme, Kajen etc. S. 488. fehlt *Boussole*. — Die jetzt so allgemein beliebte, und im Journal für Fabr. etc. 1801. August beschriebene und abgebildete *Bratenmaschine* von Gusseisen und Eisenblech, scheint der Vf. nicht zu kennen. — Von eisernen *Brücken* hätte billig auch wohl etwas beygebracht werden können. S. 529. *Brustseite* heisst auf dem Harz gemeiniglich die *Formseite*. Warum übergeht der Vf. die Construction der Schmelzöfen überhaupt, da er doch Theile davon beschreibt? Schmelzöfen wirken ebenfalls mittelst Maschinen als solche, und ihre Beschreibung (nicht die Arbeit dabey) gehörte also hierher. — *Brustschaufel* heisst auch *Stossschaufel*. S. 537. fehlt der Artikel *Bühnen*, *Bühnlöcher*. S. 467. Unter *Bohrig* und *Zöllig* ist ein Unterschied zu machen, indem man durch den ersten Ausdruck die Zahl der Bohrer, womit eine hölzerne Röhre ausgebohrt ist, und durch letztern die Weite dieser Röhre andeutet. Also hier

hier ganz umgekehrt! — S. 538. *Busen* heisst auch die weite Oeffnung der Form bey Schmelzöfen und Frischfeuern, worin die Balgdeuren eingelegt werden. — Die Erklärung des *Buttermachens* S. 538. ist höchst überflüssig, und fällt zu sehr ins Mikrologische. — *Busch* heisst in Niedersachen auch die Axe kleiner Schiebe- und anderer Karrenräder. Bey dem Worte *Büchsen* fehlt die Bedeutung bey Frischhammergerüsten, welcher doch gleich im folgenden unter dem Worte *Büchsensäulen* Erwähnung geschieht. — Um von der Definitionsmethode des Vfs. eine Probe zu geben, diene der Artikel *Cirkel*: „*Cirkel-Kreis*, heisst die bekannte „krumme Linie, welche entsteht, wenn sich eine ge„rade Linie um einen festen Punkt so weit herum„dreht, bis sie wieder in ihre vorige Lage kömmt. „Ein jeder in der Linie angemerkter Punkt, der sich „beym Herumdrehen nicht verrückt, beschreibt die„se Linie." Statt der Kreislinie wird hier offenbar die Kreisfläche definirt, weil Linien unmöglich Linien beschreiben können. S. 546. fehlt *Calorimeter*, ferner *Declinatorium*. S. 729. fehlt der Artikel *Diostra*, auf welchen der Vf. unter dem Worte *Clavicula* verweisst. Der Artikel *doppeltes Gebläse* ist ganz unrichtig. Man sagt, der Schmelzofen hat ein doppeltes oder Doppelgebläse, wenn entweder an der einen Seite des Ofens gewöhnliche Holzbälge und an der andern ein Kasten- oder Cylindergebläse, oder auch, wenn an beiden Seiten einerley Blasemaschinen liegen, folglich der Wind durch zwey Formen in das Gestelle gebracht wird. Das was Hr. P. anführt, sagt man vom *einfachen* Gebläse, wo nur mit einer Form geblasen wird. — *Dreybohrige Röhre*. Hier muss es statt „welche dreymal gebohrt wird," heissen; welche durch drey verschiedene Bohrer gebohrt wird; denn sonst können leicht unrichtige Vorstellungen veranlasst werden. — Die Beschreibung der Saveryschen Dampfmaschine, welche in *Bossut's* Hydrodynamik und in *Langsdorf's* Lehrbuch der Hydraulik befindlich ist, wird uns hier aufs neue wörtlich wieder gegeben, und nimmt nicht weniger als sechs Blätter ein. Unter der dem Artikel *Dampfmaschine* angehängten ziemlich weitläuftigen Literatur, fehlt *Fischers* physikalisches Wörterbuch, welches um desto eher hätte angeführt werden sollen, da 6 Seiten in diesem und 6½ im Artikel *Dämpfe* etc. wörtlich daraus eingerückt sind. Eben dieses ist der Fall bey dem Artikel *Druckwerk*. Wenn das durch die folgenden Theile so fortgeht, so bekommen wir hier in der That fast die Hälfte dieses Fischerschen Werks wieder!! — S. 768. fehlt *Drosometer* oder Thaumesser. Der *Durchwurf* heisst gewöhnlich *Räder* oder *Rädel*, auch *Wurfsieb*. Uebrigens kann man diesen, so wie den Artikel *Durchlasstrecker* beym *Calvör*, Th. II. S. 122. 123. wieder finden. — Unter die bessern Artikel gehören: Aufschlagwasser, Bauholz, Bergwerksmaschinen, Dampfmaschinen, Druck des Wassers, Druckwerke, und überhaupt alle diejenigen, welche aus *Fischers*, *Lempe's* u. a. Werken abgeschrieben sind. Uebrigens zweifelt Rec. aus guten Gründen, dass unsere bisherigen Kenntnisse vom Maschinenwesen durch diese Compilation, einigen bedeutenden Zuwachs erhalten werden.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

JENA, b. Stahl: *Neues Post- und Reise-Taschenbuch*. Von *C. A. Becker*. 1803. 407 u. XVI S. Taschenwörterbuch-Format. (1 Rthlr.)

Da dieses Werk, als Post- und Reisebuch betrachtet, sich durch nichts besonderes auszeichnet: so könnte man dem Vf. wohl den Vorwurf machen, dass er die Menge der Bücher, die wir schon über diesen Artikel haben, unnöthiger Weise vermehrt hätte. Allein gegen diesen Vorwurf vertheidiget er sich, und erklärt, dass er anfangs bloss einen Jenaischen Post-Kalender liefern wollte. Nebenher wünschte er, die Verfassung des Postwesens bekannter zu machen, und dadurch der häufigen Unzufriedenheit der Reisenden abzuhelfen und ihren schiefen Urtheilen vorzubeugen. Seine Freunde und der Verleger verlangten aber noch mehr, und so entstand gegenwärtiges Werk, das sich hauptsächlich auf Deutschland beschränkt, und nur einige wenige Strassen des Auslandes berührt. Das, wodurch es sich von andern unterscheidet, sind, ausser dem, was sich bloss auf Jena bezieht, die Sachsen-Weimarsche, und die Kurfürstlich-Sächsische Postordnung, und Belehrung von der Postverfassung überhaupt, nebst Regeln für das correspondirende und mit der gewöhnlichen, oder mit Extrapost reisende Publicum. Diese Regeln sind denn sehr wohlmeynend und bisweilen naiv gegeben, auch mit unterhaltenden und erbaulichen Anekdoten und Geschichtchen vermischt, wobey der gute Wille des Vfs. durchaus nicht zu verkennen ist. — In den Nachrichten für Extrapost-Reisende, die aus den Post-Ordnungen verschiedener Länder gezogen sind, ist der Vf. auf einige sehr alte Quellen gerathen, denn da stösst man noch hin und wieder auf Preise, die schon seit vielen Jahren abgeändert sind. Eben so sind die wenigen Strassen, auf die er uns ausserhalb Deutschland führt, weder richtig, noch sind die Namen der Orte genau abgedruckt. Hierher gehören z. B. S. 318. 325, 328, 329. Besser wäre es also wohl gewesen, wenn der Vf. bey seinem ersten Entwurfe geblieben wäre, sich bloss auf seine Mitbürger beschränkt und einen Postkalender für Jena geliefert hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. September 1803.

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, gedr. b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Plantes.* Ouvrage faisant suite aux oeuvres de *Leclerc de Buffon*, et partie du cours complet d'histoire naturelle rédigé par *C. S. Sonnini.* Traité d'anatomie et de physiologie végétales, servant d'introduction à l'histoire des plantes, par *C. F. Brisseau-Mirbel*, Aide-Naturaliste au Muséum d'histoire naturelle etc. An X. Tom. I. 378 S. Tom. II. 423 S. Tom. III. 430 S. Tom IV. 431 S. Tom. V. 429 S. 8.

Sonnini's Plan, einen vollständigen Curs der Naturgeschichte herauszugeben, war auf ein grosses Publicum berechnet, und man scheint bey keinem Theile der Naturgeschichte zur Absicht gehabt zu haben, sich von dem Gewöhnlichen zu entfernen, und tiefer eindringende Forschungen anzustellen. Dieser Mangel an Gründlichkeit, Neuheit und Eigenthümlichkeit der Untersuchungen ist auch in diesem botanischen Theile auffallend. Der Vf. desselben, *Mirbel*, ist aus mehrern Aufsätzen im *Journal de physique* zwar als ein fleissiger Phytotom bekannt; aber man konnte doch nicht umhin, an diesen frühern Aufsätzen schon seine Anhänglichkeit an Jussieu's und Desfontaines's Meynungen, und die sehr auffallende Vorliebe für gewisse Grundideen zu missbilligen; man musste besonders an den Kupfern, die den feinern Bau der Gewächse darstellen sollten, die Untreue laut und nachdrücklich tadeln, womit Theile abgebildet sind, wie sie nur in der Einbildungskraft des Verfassers oder Künstlers vorhanden seyn konnten. Statt dass der Vf. seine fleissigen Phytotomien mit Unbefangenheit hätte fortsetzen sollen; liefert er uns, wenige Monate nachdem jene Aufsätze erschienen waren, eine vollständige Phytotomie und Phytonomie, worin der Bau der Gewächse sehr oberflächlich, nach seinen Meynungen, dargestellt, und die Bestimmung der Theile der Gewächse eben so oberflächlich erklärt wird.

In der Einleitung giebt der Vf. die allgemeinen Unterschiede der drey Naturreiche an. Die Pflanzen werden von den Mineralien ganz richtig durch den organischen zelligen Bau unterschieden; aber, wenn der Vf. glaubt, dass die Thiere sich von den Pflanzen durch ihre Nahrung, die immer nur aus organischen Theilen bestehe, unterscheiden, so irrt er sehr. Auch Pflanzen leben auf andern Pflanzen (*Viscum*, *Loranthus*, *Epidendrum*, *Orobanche*, *Cuscuta*) selbst auf Thieren (Flechten, Schwämme auf faulenden thierischen Körpern): *Ramacia Holmskiold*, auf Chrysaliden (*Fougeroux* in Edinb. Comment. Th. I. S. 448.) Thiere nähren sich zum Theil von rohen Naturstoffen, wie die Tritonen, Terebellen und andere phosphorische Thiere bloss vom Kalk leben, den sie durch ihre Phosphorsäure auflösen. (*Lafaille in mém. de l'acad. de Rochelle, Vol. II. p.* 37.)

Bey der Angabe des Elementar-Baues der Gewächse beweiset der Vf. mit vielem Rechte, dass man nicht bis zu einfachen Fasern hinauf steigen kann, und dass man beym Zellgewebe, als der Urform der Vegetabilien, stehn bleiben muss. Aber in der Beschreibung dieser Zellform entfernt er sich gleich von der Wahrheit. „Die Zellen sind meistens, sagt er, „mit Poren durchlöchert, deren Oeffnung kaum $\frac{1}{300}$ „einer Linie beträgt. Diese sind mit drüsigem Rande „umgeben, der die Lichtstrahlen zurückwirft." Wenn der Vf. hiemit die einsaugenden Mündungen der Oberhaut versteht, die sich allerdings ins Zellgewebe öffnen, so hat er sie viel zu klein angenommen. Bey einigen Gewächsen betragen sie wohl $\frac{1}{300}$ einer Linie, aber bey andern, den Fritillarien, den Lilien, sind sie doch so gross, dass man sie fast mit blossen Augen sehn kann, und sie mögen dann kaum $\frac{1}{10}$ einer Quadratlinie bedecken. Allein es scheint, dass der Vf. diese einsaugenden Mündungen gar nicht allein meynt, denn er nimmt diese siebförmige Durchlöcherung in allen Zellen an. Was er dafür ansieht, sind aber, wie Rec. sich überzeugt hat, entweder körnige Niederschläge der Pflanzensalze und des Stärkmehls, oder es sind Bläschen, die, als Uranfänge der Zellform, in den Säften der Pflanze einher schwimmen, und also unmöglich Poren der Wände der Zellen seyn können. Im Marke, sagt der Vf., seyen die Zellen allemal sechseckig. Gegen die Allgemeinheit dieses Satzes spricht die Erfahrung, da das Mark, je concentrirter es ist, desto mehr von der sechseckigen Form abweicht. Das Mark des *Butomus umbellatus* ist bestimmt parallelepipedisch. Der Vf. kommt nun auf den röhrigen Bau, dessen Ursprung aus der Zellform hätte genauer angegeben werden müssen. Die Eintheilung der Röhren in einfache, durchlöcherte, falsche und wahre *Tracheen* kann Rec. nicht gelten lassen, da sie aus ganz falschen Ansichten entstanden ist. Die einfachen Röhren des Vfs. sind theils gestreckte Zellen, theils Lücken, die im Zellgewebe, durch das schnelle Emporreissen derselben vermittelst der Ausdehnung der Spiralfasern beym Wachsthum entstanden sind. Die Röhren, welche der Vf. durchlöchert nennt, und die sich, wie er auch gesteht, in festem und altem Holze vorzüglich finden, sind keinesweges durchlöchert; sondern die Löcher sind körnige

nige Niederschläge, der erste Typus der Solidität und Verholzung der Schraubengänge. *Mirbel* meynt, aus ihnen entstünden die falschen und wahren Tracheen, indem sich die Löcher in die Quere ziehn, Anfangs parallele Spalten bilden und hernach in Spiralöffnungen übergehn. Aber, wie kann das seyn, da er selbst gesteht, die *tubes poreux* nur in hartem, die *fausses trachées* in jüngerm Holze und die *trachées* selbst in den zartesten Pflanzen gefunden zu haben? Nothwendig müssen also jene aus diesen, und nicht die letztern aus den erstern entstehn. Was der Vf. *fausses trachées* nennt, sind, nach des Rec. Meynung, Schraubengänge, die sich schon an den Seiten geschlossen haben, und nur noch in der Mitte parallele Queröffnungen zeigen. Beym jungen Splint im Herbste findet man sie nach der Holzseite zu und nicht nach der Rinde. Denn der Procefs der Verholzung geht von innen nach aufsen. Darum behalten auch halbholzige Pflanzen, z. B. die Farrenkräuter nur diese *fausses trachées*, und man kann sie am schönsten in dem Strunke der Farrenkräuter und in fruchttragenden Spargelstengeln im Spätsommer, zeigen. Der Vf. sagt: die *fausses trachées* haben um ihre Queröffnungen ein *bourrelet* sitzen, wie die einsaugenden Mündungen des Zellgewebes in der Oberhaut. Einen solchen Wulst hat ihm wohl nur seine Einbildungskraft vorgemalt; mit den stärksten Vergröfserungen hat Rec. nie dergleichen finden können.

Die eigentlichen Tracheen oder Schraubengänge findet der Vf. vorzüglich in den Wasser-Gewächsen, Rec. am deutlichsten in durchsichtigen Pflanzen, den Pfefferarten und den Balsaminen, auch in den Kürbissen, Gurken und Melonen. Die Art sie aufzusuchen giebt der Vf. nicht an; auch läugnet er mit Unrecht die *étranglemens* oder Verengerungen, welche Malpighi hin und wieder in diesen Schraubengängen bemerkte. In den Wurzeln der Balsaminen hätte er diese schlauchförmige Erweiterung und Verengung sehr gut bemerken können.

Ganz unrichtig ist es demnach, wenn der Vf. den einfachen Röhren das Geschäft zueignet, die Säfte aufzutreiben, das Wachsthum und die Entwickelung der Theile zu befördern. Diefs thun in den meisten Gewächsen nur die Schraubengänge. Unrichtig ist es, wenn der Vf. in den Monocotyledonen die Schraubengänge blofs in der Mitte sucht. Jedermann weifs, dafs im Halme der Gräser die Mitte leer ist, und im Umkreise die Bündel von Schraubengängen zusammenhängen. Die Lücken des Zellgewebes erklärt er nun noch besonders; über die Drüsen aber giebt er wenig Erläuterung. Der Vf. fragt, ob die grünen runden Körner im Stengel der Myriophyllen Drüsen sind? Rec. hält sie vielmehr für Niederschläge aus den Pflanzensäften.

Noch einmal kommt der Vf. auf die Oeffnungen in der Oberhaut, die er unschicklich Poren nennt. Er findet sie auf beiden Flächen der Blätter krautartiger Pflanzen; Rec. nur auf der untern, wenn die Blätter nicht flach an der Erde liegen, wie bey der *Salvia austriaca* etc. In den saftigen Pflanzen seyen sie in geringerer Menge. Umgekehrt, die *succulentae* enthalten auf ihren Blättern eine viel gröfsere Zahl, nur haben die Oeffnungen hier eine andere Form, z. B. bey den Aloen, Agaven, Cacalien u. f. w.

Das Kapitel mit der Ueberschrift: *de la substance organisatrice* hat für den Rec. eine Dunkelheit und Unverständlichkeit, die er am wenigsten in einer populären Schrift erwartete. So viel ist gewifs, dafs durch des Vfs. Raisonnement die Erscheinungen des Wachsthums auf keine Weise deutlicher werden. Von dem aufsteigenden Safte handelt der Vf. in drey Perioden, so wie überhaupt der chemische Theil dieser Physiologie unglaublich seicht ist. Von den Grundstoffen der Oele und Harze, von der Verschiedenheit dieser Producte kommt so gut als gar nichts vor. Wenig oder gar nichts wird über den Färbestoff, den betäubenden Grundstoff, die gewürzhafte Beschaffenheit der Pflanzen gesagt. Die Schärfe der Pflanzensäfte wird ganz übergangen.

Es folgt die Abhandlung vom Keimen, wo der Vf. immer von der unrichtigen Idee des wesentlichen Unterschiedes der Mono- von den Dicotyledonen, ausgeht. In der That ist diefs ein Unterschied, der bey genauerer Beobachtung immer mehr verschwinden, und dadurch zum Sinken des Jussieuschen unnatürlichen Systems Gelegenheit geben mufs. Der Vf. spricht auch von den Akotyledonen, und meynt, diejenigen Pflanzen, welche keine Blätter hätten, müfsten auch keine Kotyledonen haben; zu diesem Ende führt er die Lichenen an. Rec. findet dabey zu bemerken, dafs es noch gar nicht erwiesen ist, dafs die Lichenen aus Saamen aufgehen; die alleinige Vermehrung durch Keime ist bey ihnen eben so wohl möglich. Auch sind die Lichenen nicht so blattlos, als *Cactus grandiflorus*, *Euphorbia canariensis*, *antiquorum*, *Anabasis aphylla*, *Salsola fruticosa*, *Calligonum Pallasia*, *Aphyteia Hydnora* und andere, die offenbar zwey Kotyledonen, und doch gar keine Blätter haben. Moose und Farrenkräuter, meynt er, müfsten einen Saamenlappen haben; sie haben allerdings Saamenlappen, und die Farrenkräuter, nach *Lindsay's* Bemerkung, vielfach getheilte.

Die Keimfähigkeit der Saamen dauert, nach des Vfs. Meynung, oft Jahrhunderte fort. Aus den Ruinen zerstörter Monumente und Gebäude erheben sich Pflanzen und Stauden, die nicht in der Nachbarschaft wachsen. Der Vf. glaubt, dafs die Saamen in dem Kitt der Mauern sich verhalten, und dafs ihre Keimfähigkeit noch Jahrhunderte lang fortdauert. Ueber die verticale Richtung des Stammes und der Wurzeln wagt der Vf. keine Erklärung zu geben.

Bey den Wurzeln nimmt der Vf. auch Rücksicht auf ihr Ausfonderungs-Vermögen, wodurch sie der Erde den Ueberflufs ihrer eigenthümlichen Säfte mittheilen. Er erkennt ebenfalls die Haare an den Wurzelfasern für die Werkzeuge der Einsaugung und Absonderung.

Beym

Beym Stamm hat sich der Vf. besondere Mühe gegeben, die Verschiedenheiten des Baues zu erläutern; allein wir finden einen Fehler bey diesen Erläuterungen, dessen sich mehrere Phytonomen schuldig machen, wenn sie Theile unterscheiden, die die Natur auf gleiche Weise bildete. Das *tissu herbacé* oder die grüne Rinde und das *parenchyme*, die der Vf. so fein zu unterscheiden sucht, sind in der That nichts anders als Zellgewebe. Man muss Einheit in die mannichfachen Erscheinungen zu bringen suchen, wenn man die Natur verständlich machen will, nicht die Mannichfaltigkeit noch vermehren. Das so genannte Parenchyma hat der Vf. doch nicht genau genug beschrieben. Diess sowohl als die grüne Rinde, bietet uns das Schauspiel der Niederschläge aus den Pflanzensäften am schönsten und deutlichsten dar. In dem lockern Parenchyma des *Cactus mammillaris* sind körnige Niederschläge von rundlicher Form, gerade wie sie sich in den Stengeln der Myriophyllen zeigen, wo sie der Vf. für Drüsen hält.

Die Bildung des Bastes erklärt der Vf. sehr fein aus dem Absetzen der *substance organisatrice* oder des *cambium* des *Duhamel*. Aber er ist im Irrthum, wenn er diese Feuchtigkeit, woraus sich Bast erzeugt, aus den Holzringen hervor schwitzen läfst, da vielmehr der Bast aus der grünen Rinde entsteht, und als verdichtete Rindenlagen zu betrachten ist. Die Erzeugung des Bastes geht einen ganz andern Weg, als die Erzeugung des Splints: jener wächst von aussen nach innen, und dieser von innen nach aussen. Jener besteht aus Schraubengängen, dieser aus gestreckten Zellen und Strahlenbändern, die, wie *Duhamel* sehr richtig sagt, den Einschlag in diesem Aufzug des Gewebes bilden. Die Periode des Frühlingstriebes, wo sich Bast und Splint so leicht lösen und das Pfropfen begünstigen, betrachtet der Vf. aus einem falschen Gesichtspunkte. Das Durchschwitzen der Feuchtigkeiten aus den äussern Holzlagen verursacht keinesweges das Ansetzen des neuen Bastes, sondern der neuen Splintlagen, Bast wird nur im Herbste, Splint nur im Frühlinge und zum Theil durch den zweyten oder Johannistrieb im Spätsommer erzeugt. *Duhamels* Versuche, die die Verwandlung des Bastes in Splint darthun sollen, scheinen dem Rec. nicht beweisend zu seyn; denn, wenn sich Holzlagen gebildet zu haben schienen, so müsste erst mikroskopisch untersucht werden, ob diess wirkliches Holz sey. Rec. kennt andere Versuche, die gerade das Gegentheil darthun. Der Vf. schliesst indessen auch zuletzt damit, dass er den Bast und die Rinde vielmehr aus dem Holz erzeugen läfst, was zwar mittelbarer Weise, aber nie auf unmittelbare Art geschieht.

Was das Holz betrifft; so hält der Vf. das feste und harte Holz für eine völlig todte und unthätige Masse. Diess kann man aber unmöglich zugeben, so lange der Baum noch lebt. Auch lehrt die Anatomie des festesten Eichenstamms, dass noch immer aufsteigende Saftröhren und Schraubengänge im Umkreise der Holzringe gefunden werden. Der Vf. sagt: er habe, trotz aller Sorgfalt, nie dergleichen entdecken können; allein da er selbst zugiebt, dass *fausses trachées* und *tubes poreux* sich im Holze finden; so müssten nach seiner Theorie, desto eher im festen Holze ächte Tracheen gefunden werden. Rec. kann viele Zeugen nennen, denen er alljährlich das Daseyn der Schraubengänge in dem jungen Holze oder Splint mikroskopisch vor Augen legt, und, je fester das Holz ist, desto gedrängter werden diese Gänge, desto mehr nehmen sie die Natur der *fausses trachées* des Vfs. an. Dass die *tubes poreux* des Vf. sich zwar im Holze finden, aber nicht durchlöchert, sondern mit Körnern von Niederschlägen bestreut sind, hat Rec. schon vorher bemerkt. Ueber die Holzringe urtheilt der Vf., wie *Duhamel*. Die Festigkeit des Holzes leitet er, etwas einseitig, bloss von dem Vorrath an harzigen Stoffen her; da doch eben so sehr auf gummösen Extractivstoff und auf die Niederschläge von Stärkmehl aus dem carbonisirten Pflanzenschleim Rücksicht zu nehmen ist. Auch muss der Vf. zugeben, dass unsere festesten Hölzer nicht gerade immer das meiste Harz enthalten, und dass das sehr harzige Fichtenholz bey weitem nicht die Festigkeit des Ahorn- und Eichenholzes hat. Richtig, obgleich etwas flach, behandelt der Vf. die Strahlenbänder oder die *rayons médullaires*, die einen so sehr wichtigen Theil im Bau unserer Hölzer ausmachen.

Vom Marke macht sich der Vf. ganz eigene, und, wie Rec. überzeugt ist, unrichtige Begriffe. Zwischen dem Holze und Marke soll ein *étui tubulaire*, sollen *trachées* und *fausses trachées* seyn, die man doch nur in den jungen Trieben krautartiger Pflanzen an diesen Stellen finden wird. Die grüne Farbe, die man bisweilen in den Markzellen bemerkt, soll, nach dem Vf., ohne Zutritt des Lichts, durch Stickstoff vielleicht, oder durch andere Ursachen, die *Alex. von Humboldt* als Surrogate des Lichts angegeben habe, erzeugt werden. Rec. findet indessen das Mark nur grün in den jüngsten Trieben, wo das Licht allerdings auch bis auf die Mitte des zarten Zweiges wirken kann. Richtig beurtheilt der Vf. die Bestimmung des Markes, in den jüngsten Trieben die Gemeinschaft der Säfte zu eröffnen, und den letztern durch längern Aufenthalt mehr Concentration zu geben. Da dieser Zweck beym langsamern Wachsthum im höhern Alter wegfällt: so ist dann das Mark auch überflüssig, und es wird entweder ein todter Theil, dessen Lücken und leere Stellen in schnell wachsenden Pflanzen, in Gräsern und Doldenpflanzen auffallen, oder das Mark verwächst mit den innern Holzlagen, wie diess in der Eiche und andern harten Hölzern geschieht. So widerlegt der Vf. auch *Hales* und *Linné's* Meynung, nach welcher das Mark der vorzügliche Sitz des Lebens seyn soll.

Sehr richtig bezeichnet der Vf. den Unterschied der Sommer-Gewächse und der Stauden und Bäume, den er als bloss zufällig betrachtet.

*(Der Beschluss folgt.)*

Bau-

BERLIN, b. Pauli: *Herrn von Buffons Naturgeschichte der Vögel. Erste Sammlung von 36 Abbildungen der Vögel, deren Nachlieferung versprochen worden.* Zum ersten bis zwölften Bande. — *Zweyte Sammlung von 38 Abbildungen* u. s. w. Zum 13ten bis 28sten Bande. 1801. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese Abbildungen sind aus *Gesnern, Aldrovand, Jonston, Albin, Shaw, Frisch, Brisson, Meyer, Sloane*, den *Philosophical Transactions*, den *schwedischen Abhandlungen*, den *Comment. Petrop., Seligmann, Pennant, Sonnerat, Nozeman, Sparrman, Latham, Brown* und *White* entlehnt, und dabey ist angezeigt, wohin sie in den genannten Bänden gehören. Dass sie nicht besser gestochen sind, als die Kupfer bey der Uebersetzung des Buffonschen Werkes, wozu sie gehören, wird man wohl nicht anders erwarten; bey manchen hätten aber bessere Originale gewählt werden können, z. B. für die Taube, die nach Meyern abgebildet ist, hätte leicht eine bessere Abbildung gegeben werden können, und die hier abgebildete ist überdiess eine Mondtaube, keine gemeine Taube; für die Abbildung des Argus-Phasans aus den *Philosophical Transactions* hätte die aus dem *Leverian Museum*, für die des Cardinals-Baumläufers nach *Latham* die Abbildung desselben von *Blumenbach* oder *Merrem* u. s. w. nachgestochen werden sollen.

CHEMNITZ, b. Kretschmar: *Neueste und vollständige Universal-Naturgeschichte.* Ein Hand- und Lesebuch über die grossen Reiche der Natur. *Erster Band* enthaltend die Naturgeschichte der Säugethiere. 1802. 528 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Unternehmen, welches schlechterdings keinen Nutzen stiften kann. Die Gattungskennzeichen sind nach dem Linnéischen System angegeben; von den Arten ist keine ordentliche Beschreibung geliefert, sondern von den bekanntern etwas aus derselben herausgerissen, von ihrer Lebensart Bruchstücke ohne Auswahl zusammengestoppelt, von den ausländischen und minder bekannten sind gewöhnlich nur die Kennzeichen und das Vaterland, oft nur das eine oder andere angegeben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Landshut*, b. Krüll: *Von dem Rechte des Regenten, Gesetze über bürgerliche Rechtsverhältnisse abzuändern, und den Wirkungen einer Abänderung auf bestehende Privatgeschäfte der Unterthanen*, von *Joseph Bohonovsky*, d. R. Lic.; mit einer Vorrede vom Hn. Hofr. und Prof. *Gönner* über die Frage: *in wie ferne Zunft- und Gewerbsachen eine Justizsache seyen?* 1803. XX. und 88 S. 8. (6 gr.) Als Probearbeit mag diese Schrift immer den Werth haben, ein Zeugniss von der Verwendung und dem guten Willen des Vfs. zu liefern; aber auf das Verdienst, den Gegenstand der Untersuchung befriedigend erörtert zu haben, kann sie wohl keinen Anspruch machen. Im *ersten* Abschnitte giebt sich der Vf. viele Mühe, zu beweisen, dass die oberste Gewalt des Staats befugt sey, die bestehenden Gesetze zu ändern, woran im allgemeinen noch nie gezweifelt worden ist; die mehr problematische Frage aber: was für Wirkungen ein aufgehobenes Gesetz auf den Rechtsbestand der Unterthanen habe, wird im zweyten Abschnitte in der Art beantwortet: *Widerrechtliche Rechte* (das sind dem Vf. solche, welche die ursprünglichen Menschheitsrechte verletzen,) gehen ganz ohne allen Ersatz mit der Aufhebung des Gesetzes, aus dem sie entsprungen sind, zu Grunde; *nicht widerrechtliche Rechte* hingegen, die nur etwa dem Zeitgeiste nicht anpassen, sind bey der Zernichtung des Gesetzes entweder einer Umformung nach den Bedürfnissen der Zeit, oder einer Entschädigung fähig, jedoch nur dann, wenn sie wirklich aus dem aufgehobenen Gesetze oder dessen authentischer Auslegung, nicht aber durch Gelegenheit desselben, durch richterliche Anwendung oder Analogie ihr Entstehen haben. — Wer fühlt nicht gleich das Schwankende und Willkürliche dieser Sätze, ohne der Gewaltthätigkeit zu gedenken, die hier ohne Noth, nur etwa des Reizes der Neuheit willen, an den bestimmtesten Ausdrücken verübt wird. Hätte der Vf., wie es die Natur dieses Gegenstandes erfoderte, unter den Gesetzen selbst nach ihrem verschiedenen Zwecke und Objecte einen Unterschied gemacht, so würde ihn dieser auf weit zuverlässigere Resultate geführt haben. Die Aufhebung eines Polizeygesetzes muss andere rechtliche Folgen haben, als die eines Civilgesetzes, und diese verschiedenen Wirkungen verhalten sich nicht gegen einander, wie etwa Regel und Ausnahme, sondern sie fliessen aus ganz eigenen wesentlich verschiedenen Grundsätzen. — Die lesenswerthe Vorrede des Hn. *G.* enthält die sehr richtige Bemerkung, dass bey der Behandlung einer in eine Justizsache übergehenden Polizeysache das, was vor dem Zeitpunkte dieser Umwandlung durch die legislative oder administrative Gewalt geschah, *nicht* als Act der *richterlichen Gewalt* betrachtet, somit das erst zu verfolgende Recht *nicht* im *Appellationswege* verfolgt werden kann; welches durch einen am K. Kammergericht gebrachten, die Handelschaft der Juden in Wetzlar betreffenden Fall erläutert wird. Die bestimmten Gränzen, welche den *Extrajudicialappellationen* schon durch die Reichsgesetze (dem vom Vf. angeführten R. A. v. 1570. kann noch der v. 1594. S. 95. und die K. G. O. in K. Th. II. Tit. 31. S. 17. beygesetzt werden) angewiesen sind, wurden, wie Rec. muthmasst, vorzüglich deswegen in der Praxis verrückt, weil beynahe in allen kleinern appellablen Reichslanden die Justiz- und Regierungscollegien bisher vereinigt waren.

*Druckfehler.* In Nr. 267. S. 637. Z. 4. von oben statt *Ring* l. *Bieg.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 30. September 1803.*

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, gedr. b. Dufart: *Histoire naturelle générale et particulière des Plantes*, — par *C. F. Brisseau-Mirbel etc.* T. I — V. u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Den Unterschied des Baues der Monocotyledonen von dem Bau der Dicotyledonen schlägt der Vf. als sehr wichtig an. Allein Rec. findet ihn so unbeträchtlich, dass beynahe gar nicht darauf zu rechnen ist. Die Monocotyledonen, sagt *Mirbel* mit *Desfontaines*, haben keine *courbes corticales*, kein *étui tubulaire central*, keine *lames concentriques du bois*, keine *rayons médullaires*: sondern ihre *trachées* und *fausses trachées* liegen in abgesonderten Bündeln. Rec., der diese Unterscheidung, welche jetzt in Frankreich so viel Auffehn macht, seit geraumer Zeit einer genauern Prüfung unterworfen hat, und sich darüber anderswo umständlicher erklären wird, bemerkt hier nur vorläufig, dass der Mangel an concentrischen Lagen der Schraubengänge in Monocotyledonen ihnen mit vielen krautartigen Dicotyledonen gemein ist. Denn dieselbe Absonderung der Bündel von Schraubengängen, welche wir in den Schäften von *Arum* und den Lilien, und in den Halmen der Gräser bemerken, finden wir auch in den Ranken der Kürbisse und Melonen. Wenn dem Halme der Gräser und den Stämmen der Monocotyledonen die Strahlengänge (*rayons médullaires*) fehlen: so mangeln sie nicht weniger den genannten Dicotyledonen, die keine holzige Stengel haben. Die Spargelstengel (Monocotyledonen) haben eben so gut ihr Mark und concentrische Schichten von Treppen- und Schraubengängen als andere Dicotyledonen, die halb holzig werden. Ganz deutlich sind die concentrischen Lagen der Schraubengänge und die Markhöhle in dem *Alisma Plantago*, das doch auch zu den Monocotyledonen gehört. Die Cactus-Arten sind Dicotyledonen, aber ihr Bau hat mit den Monocotyledonen des Vfs. die grösste Aehnlichkeit. Die Palmen haben freylich, wie die Farrenkräuter, eine ganz eigenthümliche Bildung der Stämme; aber diese Bildung ist ihnen keinesweges mit einander, oder mit den übrigen Monocotyledonen gemein. Denn, wo findet man in der ganzen vegetabilischen Natur die Bündel von Schraubengängen, wie in den Farrenkräutern und in einigen Gräsern, in einer eigenen Haut eingeschlossen? .. Doch Rec. fühlt, dass es hier der Ort nicht ist, diesen Gegenstand umständlich aus einander zu setzen. Er begnügt sich mit der Anführung, dass auch der Unterschied, den der Vf. zwischen den holzigen Mono- und Dicotyledonen, in Rücksicht der Art ihrer Verholzung angiebt, keinesweges richtig ist. Die holzigen Monocotyledonen, die Palmen z. B., sollen sich von aussen nach innen verfolgen, da dieser Process bey den holzigen Dicotyledonen, umgekehrt von innen nach aussen erfolge. Rec. hat diess bey den Palmen, die er untersucht hat, bey *Borassus flabelliformis*, *Elate sylvestris*, *Cycas circinalis*, *Corypha minor*, *Caryota urens*, *Phoenix dactylifera*, und bey den *Zamien*, nie so gefunden. Die *trachées* und *fausses trachées* des Vfs. waren im Anfange der Stengel immer noch so deutlich, als in der Mitte. Uebereilung ist es, wenn der Vf., wie *Desfontaines*, den Palmen allen Markkanal abläugnet; dieser läſst sich mit blossen Augen sehr deutlich zeigen. Die Bildung der Grashalme ist oberflächlich genug vom Vf. abgehandelt. Wie die Knoten in den Halmen entstehen, was für ein merkwürdiger Absatz von oxydirten Pflanzensäften darin erfolgt, und wie deswegen die Grasblüthen auch keinen Honig bilden und kein Nektarium haben, weil schon aller Sauerstoff vorher abgesetzt ist, das alles scheint dem Vf. entgangen zu seyn.

Sehr richtig rechnet der Vf. die Zwiebeln und Knollen zu den Knospen, und leitet diese Theile aus einem Wulste (*bourrelet*) her; aber, wenn er von Knospen der Monocotyledonen spricht, so weiss Rec. nicht, welche Pflanzen der Vf. damit meyne. Weder Palmen, noch Gräser, noch andere Monocotyledonen haben Knospen.

Was die Blätter betrifft: so sagt der Vf. Anfangs viel Gutes und Nützliches über ihre allgemeinen Verhältnisse zur Oekonomie der Gewächse. Aber, wenn er auch hier wieder einen Unterschied des Baues zwischen den Mono- und Dicotyledonen findet: so kann ihm Rec. nicht beystimmen. Der Vf. nämlich sagt: da bey den Monocotyledonen alles auf Verlängerung ausgeht: so theilen sich die Blattrippen bey diesen Gewächsen auch nicht so wie bey den Dicotyledonen, sondern sie laufen parallel, und bilden also *folia costata*. Freylich ist diess bey den *Scitamineis* Gräsern und Palmen der Fall, aber auch bey dem *Arum*, der *Sagittaria*, dem *Alisma*?? Und wiederum kennt Rec. sehr viele Dicotyledonen, die wie *Calophyllum Inophyllum*, *Croton Calophyllum*, *Cerbera Manghas*, *Blakea trinervia*, *Calyptranthes caryophyllifolia*, und mehrere Melastomen parallele Blattrippen haben. Richtig stellt der Vf. den Nutzen der Blätter zur Zersetzung, Ausdehnung und Einsaugung der Grund-stoffe

stoffe der Pflanzen dar; sehr gut die Erscheinungen des Schlafens und Wachens, der lebhaften Zusammenziehung der Blätter, welche er ganz mit Recht aus den Gesetzen der Erregbarkeit herleitet, und sich nachdrücklich gegen die erklärt, welche, wie *Senebier*, alle diese Erscheinungen für Folgen des Mechanismus halten. Einer merkwürdigen Thatsache müssen wir hier erwähnen, die *Desfontaines* dem Vf. erzählte. *D.* nahm einst ein Pflänzchen von *Mimosa pudica* mit auf eine Reise. Die ersten Erschütterungen beym Fahren machten, dass alle Blätter zusammen fielen; nach einiger Zeit richteten sie sich aber wieder auf, und hielten in der Folge die ganze Reise aus, ohne von den Erschütterungen zusammen zu sinken, als ob sie derselben gewohnt worden wären. Das Abfallen der Blätter erklärt der Vf. nicht; doch scheint er der Meynung *Vaucher's* beyzustimmen, der von dem Hervorkommen neuer Knospen das Wegdrängen der Blattstiele herleitet; eine Erklärungsart, der man nicht beytreten kann, wenn man weiss, wie viele zufällige Ursachen das Abfallen der Blätter bewirken. In der That wird man auch von dieser Erscheinung, ohne Anwendung der Gesetze der Erregbarkeit, schwerlich eine genügende Erklärung geben können.

Ohne die Haare genauer zu untersuchen, giebt der Vf. ganz richtig ihre Bestimmung dahin an, dass sie Werkzeuge der Ausdünstung sind. Eben so urtheilt der Vf. über die Dornen und Stacheln mit Grunde, dass sie bey manchen Gewächsen wesentliche Theile sind, und keinesweges bloss durch Mangel an Cultur erzeugt werden.

Noch einmal kommt der Vf. auf den aufsteigenden Saft, über dessen Bewegung die Versuche von *Hales*, *Duhamel* und *Helmont* (der Vf. schreibt sie irrig *Boyle'n* zu) erzählt werden, und endlich werden die gewöhnlichen Standörter der Pflanzen angegeben.

Angehängt ist eine Kupfertafel mit 32 Figuren, die zwar schön gestochen sind, die aber Rec., der täglich mit diesen Gegenständen umgeht und der dem Vf. ausdrücklich nachanatomirt hat, grossentheils für unrichtig und für Geschöpfe der Einbildungskraft erklären muss. Sie sollen den Elementarbau der Gewächse vorstellen, verschönern aber und *entstellen* dadurch denselben so sehr, dass man oft glaubt, den senkrechten Schnitt eines Schiffbaues zu sehn. Hier sieht man schöne sechseckige Zellen, mit den regelmäsigsten runden Oeffnungen versehn, welche letztere wieder mit drüsigen Wülsten umgeben sind. Der Vf. sagt: so bemerke man sie vorzüglich im Zellgewebe der Monocotyledonen. Rec. hat Blattstiele von Palmen, Halme von Gräsern, besonders von Zuckerrohr und Kafferkorn zergliedert, und immer nur körnige Niederschläge da gefunden, wo der Vf. diese Poren schildert. Noch schöner hätte der Vf. im *Costus speciosus* und in den Cannen diese sogenannte Poren bemerken können, wo sie ihm aber ganz deutlich als Bläschen erschienen seyn würden, die in der Flüssigkeit des Zellgewebes schwimmen. Die vierte Figur ist eine der unnatürlichsten; lauter rhomboïdische, regelmäsige Zellen mit Queeröffnungen und mancherley Poren durchbohrt; der Vf. sagt, so stelle sich der Bau der Lycopodien dar. Rec. findet ihn ganz anders. Die Rinde des Stengels der Lycopodien besteht zwar aus gestreckten Zellen voller körniger Niederschläge, aber man findet keine Queerstreifen darin. Bloss in dem holzigen mittlern Theile sind die schönsten Treppengänge, oder *fausses trachées* des Vfs., die sich aber als parallele Röhren und nicht als geschobene Vierecke darstellen. Am deutlichsten sieht Rec. diesen Bau in *Lycopodium Phlegmaria* und *L. volubile*, dann auch in *L. clavatum*, *complanatum*, *inundatum*, *squarrosum*, *alpinum*, *obscurum*, *annotinum*, fast gar nicht in *L. Pelago*, dessen Stengel bloss aus Rinde zu bestehen scheint. N. 6 und 8 stellt die porösen Röhren dar; Rec. findet nicht allein die Röhren zu parallel, da sie unter schiefen Winkeln zusammen laufen und sich von einander trennen, sondern in Nr. 7 findet er besonders den Ring um die Poren her ganz unwahr. Nr. 9 liefert eine eben so verschönerte Ansicht der *fausses trachées* oder der Treppengänge, wo ebenfalls der Wulst zu beiden Seiten der Queerspalten erdichtet ist. Nr. 10. Die ächten Schraubengänge, deren Fasern viel zu breit, eigentlich bandartig, mit einer erdichteten Einfassung versehen, und in Nr. 13 gar mit *pores à bourrelets* versehen sind. Nr. 18—22 stellen die einsaugenden Mündungen der Oberhaut, und zwar treuer, dar. Doch fliessen die Zwischenwände des Zellgewebes zu regelmäsig gegen die Mündungen zusammen. Rec. findet sie sehr oft in der Mitte einer Zelle, ohne alle Verbindung mit den Zwischenwänden. Aber, was soll Rec. zu Nr. 23 sagen? Der Vf. erklärt diese Figur, die man für Kichern an starken Bindfäden aufgereiht halten sollte, für die Haare der *Mirabilis Jalappa*. Bekanntlich sitzt bey diesem Gewächse nur an den zarten Trieben eine feine Wolle. Rec. findet, dass sie aus sehr feinen, durchsichtigen, gleich schmalen Härchen besteht, die durch einander geschlungen sind. Wie also eine solche grobe Erdichtung möglich war, begreift Rec. nicht. Wollte der Vf. gegliederte Haare darstellen, so konnte er ja nur die Haare an den Staubfäden der *Tradescantia virginica* abbilden lassen. Bey Nr. 26, welches einen schiefen Durchschnitt von *Acrostichum aureum* darstellen soll, vermisst Rec. die braune Hülle, welche hier die Bündel von Schrauben- und Treppengängen einfasst. Bey Nr. 28 ist der Durchschnitt der *Mirabilis Jalappa*, die einen ähnlichen Bau, wie die Monocotyledonen hat, und Nr. 30 der Durchschnitt eines Spargelstengels, der als Monocotyledon einen Bau wie die Dicotyledonen zeigt. Das *Non plus ultra* von Erdichtung erblickt man in Nr. 32, dem Durchschnitt des gemeinen Hollunders. Rec. sagt über diesen senkrechten Schnitt eines grossen Kriegesschiffs nichts weiter, als dass er sich im Namen des Vfs. schämt, der eine solche Darstellung noch für ein Meisterstück erklären kann. Er selbst hat übrigens diess Präparat nicht gearbeitet, sondern ein gewisser *Sauvage*, und *Voysard* hat die Tafel gestochen. Da die ganze Tafel auch

auch einzeln für 6 Franken verkauft wird: so ist zu bedauren, dass so viele unrichtige Vorstellungen dadurch in's Publikum kommen.

Im *zweyten* Theile fährt der Vf. fort, die Werkzeuge der Fortpflanzung zu betrachten. Er nimmt als ausgemacht an, dass die Saamen der Moose, der Lycopodien und Farrenkräuter, ohne Zusammenwirkung zwiefach gebildeter Werkzeuge der Fortpflanzung entstehn, betrachtet den Bau der Blumenkrone sehr oberflächlich, indem er von dem wunderschönen Ueberzuge, wodurch man die Blumenkrone von allen andern Theilen unterscheiden kann, gar nichts sagt. Auch hat er von dem Einfluss der Honigwerkzeuge auf die Oekonomie und Fortpflanzung der Gewächse keinen Begriff. In der Unterscheidung des Kelches von der Blumenkrone folgt er überhaupt *Jussieu*, läugnet aber nicht, dass die Anwendung dieser Unterscheidung grosse Schwierigkeiten habe. Besonders bemerkt der Vf. mit Recht, dass man unmöglich jede einzelne Blumenhülle Kelch nennen könne. Bey vielen Lilienpflanzen ist es wenigstens ausgemacht, dass die Hülle der Geschlechtstheile aus Kelch und Blumenkrone zusammen gesetzt ist. Am deutlichsten kann man diese Verwachsung des Kelches und der Blumenkrone bey dem *Sesuvium* sehen, und bey den *Anthericis* ist sie eben so deutlich durch den Fortgang der mit einsaugenden Mündungen versehenen Oberhaut über die äussere Fläche des Kelches zu bemerken. Dass Schraubengänge in der Blumenkrone sind, ist ohne alles Bedenken richtig, und Rec. kann sie in etwas festern Blumen, die offenbare Rippen haben, sehr deutlich zeigen. Ja, er besitzt skelettirte Blumen, deren Fasernetz ganz offenbar aus eben den Schraubengängen, wie das Netz der Blätter, besteht. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Verwandlung der Staubfäden in Kronenblätter ein einleuchtender Beweis für die Uebereinstimmung des innern Baues und für einen gleichen Ursprung der Theile ist. Den Bau der Antheren und den feinern Bau des Pollens übergeht der Vf., weil er noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn zu untersuchen. Der Bau der Narben wird richtig beschrieben. Ueber die Ordnung, worin die Blumen ausbrechen, und über die von Linné vorgeschlagene Blumenuhr.

Ueber die Befruchtung trägt der Vf. das Gewöhnliche vor, ohne genauere Untersuchungen über die Beyhülfe der Insecten, über die Befruchtung der Wassergewächse, besonders der Rhizopteriden (*Isoëtes, Marsilea, Salvinia*) anzustellen, ohne die höchst merkwürdige Befruchtung der Orchiden zu erläutern. Bey der Geschichte des Sexualsystems verschweigt der Vf. (? aus Nationalhass) die Verdienste der Engländer, *Grew, Morland, Patrik Blair* etc. *Spallanzani's* bekannte Versuche, die das Gegentheil beweisen sollen, fertigt der Vf. mit einem: *Ne se pourrait - il pas?* ab. Sicher hätte er diese Versuche für falsch erklären können, wenn er sie selbst nachgemacht hätte. Der weibliche Hanf wird nie guten Saamen tragen, wenn die männlichen Pflanzen *vor* der Befruchtung ausgezogen werden. Auch hätte der Unterschied zwischen unbefruchteten Eyern und vollkommenen Saamen angegeben werden müssen, um das Präformationssystem des *Spallanzani* gehörig zu würdigen. Die merkwürdigen Veränderungen, welche die Saamen bis zur völligen Reife erleiden, sind ganz übergangen. Den Schluss macht eine Abhandlung über die Krankheiten und den Tod der Pflanzen, die ziemlich unbedeutend ist.

Hierauf folgt eine Nomenclatur, die ziemlich vollständig ist, mit illuminirten Kupfern, welche, ohne ganz vorzüglich zu seyn, doch nicht schlecht sind. Dann eine Einleitung in die verschiedenen Systeme. Der Vf. fängt mit dem Tournefort'schen an, welches hier durch eine Kupfertafel erläutert wird, dann folgt das Linné'sche und endlich Jussieu's System, zu welchem sich der Vf. bekennt. Den Schluss dieses Theils machen Fragmente aus der Phytonomie, die man schon aus dem *Journal de physique* kannte, und die hier ohne die sie dort begleitenden Kupfer erscheinen. Die gegenwärtige Recension kann sich nicht zugleich auf Beurtheilung dieser frühern Aufsätze einlassen; doch wird es nicht überflüsig seyn zu bemerken, dass man allen diesen Aufsätzen die Absicht anmerkt, das Jussieu'sche System zu heben, und Desfontaines Ideen zu bekräftigen. Wo die Natur, wie bey *Myriophyllum*, *Equisetum*, *Asparagus* etc. widerspricht, da müssen es Ausnahmen von der Regel seyn.

Die folgenden Theile enthalten das System selbst, und zwar zunächst die *Genera plantarum* nach Jussieu, doch durchaus mit Zusätzen und Verbesserungen von *Mirbel*. So sind die Flechten nach *Acharius* (der hier *Achard* heisst) geordnet. So ist der Gattungscharakter von *Targionia* nach *Sprengels* Bemerkung im *Bulletin de la société philomath.* berichtigt. Moose und Farrenkräuter kommen unter den Monocotyledonen vor; die Moose werden nach *Hedwig*, die Farrenkräuter grossentheils nach *Smith* abgehandelt. Doch ist der Vf. mit neuen Namen freygebig genug. Smith's *Gleichenia* heisst hier *Onoclea*, Lamarks *Onoclea*, *Riedlea*, Smith's *Blechnum*, *Belvisia*. Die Lycopodien werden in mehrere Gattungen unterschieden, und die verschollene *Porella*, die längst als *Jungermannia* bekannt war, wird hier als Gattung zu den Lycopodien gerechnet. Unter den Gräsern stehn hier schon die neuen Gattungen von *Michaux* (aus der *flora boreali-americana*). Hier und überall kommen eine Menge neuer Gattungen vor, über die man aber nicht eher urtheilen kann, als bis die *Species* angegeben werden, welche man zu denselben rechnet.

PARIS, b. d. Vf.: *Jardin de la Malmaison* avec figures coloriées, par *E. P. Ventenat*, de l'Institut national de France, l'un des Conservateurs de la Bibliothèque du Pantheon. 18 S. gr. Fol. und 6 illum. Kupfertafeln. Mit einem besondern Umschlagtitel: *Les plantes sont peintes par Redouté* qui dirige et surveille l'exécution des Figures de cet ouvrage. Livraison I. An XI — 1803.

Schon die Aufschrift dieses neuen Werks des Hn. *Ventenat* wird die Aufmerksamkeit anziehen, welches in

in der ganzen innern Einrichtung der *Description des plantes nouvelles et peu connues, cultivées dans le jardin* de *J. M. Cels* sehr ähnlich ist; nur mit dem Unterschied, dass hier die Pflanzen mit dem Grabstichel, dort aber in punctirter Farbenmanier vorgestellt sind. Auf der ersten Tafel wird *Gordonia pubescens*, zum erstenmale in voller Blüthe abgebildet, welches den Pflanzenkennern um so angenehmer seyn muss, da jener seltne Strauch aus dem mittägigen Amerika zwar in mehrern europäischen Gärten vegetirt, aber nicht geblühet hat. *Xeranthemum bracteatum, fol. lanceolatis, repandis scabriusculis; floribus solitariis, terminalibus bracteatis.* — Aus Neuholland — tab. 2, giebt dem Vf. Gelegenheit, seine Meynung; welcher wir auch beystimmen, über diese Gattung zu sagen, und zu zeigen: dass eine schärfere Prüfung und neue Anordnung ihrer Arten Bedürfniss sey. Tab. 3 zeigt das merkwürdige *Eupatorium Aya-pana, fol. lanceolatis, integerrimis, subtrinerviis, inferioribus oppositis, superioribus alternis, calicibus inaequalibus, multifloris* nach allen Theilen als ein wahres *Eupatorium* — auch in der Wirkung, welche anfangs bis zum Wunderbaren erhoben worden ist. Das artige Compliment in der Zueignung an Madame *Bonaparte* hat sich der Vf. ohne Zweifel vor allen bey dieser Pflanze gedacht: *si dans le cours de cet ouvrage, je viens à décrire quelqu' une de ces plantes modestes et bienfaisantes qui semblent ne s'élever que pour répandre autour d'elles une influence aussi douce que salutaire, j'aurai bien de la peine Madame à me défendre d'un rapprochement qui n'échappera point sans doute à mes lecteurs* — Tab. 4. *Melaleuca gnidiaefolia, fol. oppositis, lanceolatis trinerviis, ramulis floriferis lateralibus, paucifloris, filamentis antice ramosis.* — Ein aromatischer und sehr nett aussehender Halbstrauch von Neuholland, dem bekannten Vaterlande dieser Gewächse; so wie von: *Metrosideros anomala, fol. oppositis, subsessilibus, cordato-ovatis, impunctatis, ramulis pedunculis calicibusque hispidis, floribus solitariis, terminalibus* — Tab. 5. Auf der letzten 6ten Tafel dieser Lieferung bemerken wir die zwar nicht neue, aber vortrefflich dargestellte *Nymphaea caerulea*, eine Bewohnerin des Nil's sowohl, als des innern Afrika.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Eisenach, b. Wittekind: *Trompeten und Pauken, oder Karl Channets Reise in die elysischen Gefilde.* Eine wahre Geschichte. 1801. 188 S. 8. (16 gr.)

Dass den Rec. über diesem tragikomischen Quodlibet, voll Bagatellen und armseliger Quasi-Reflexionen, Aerger und Kopfweh befielen, ist eine *wahrere Geschichte*, als diese sogenannte Reise. Hier einige Kraftphrasen aus der gedruckten Salbaderey: „Hilf Himmel! Ich wäre *für* (vor) *Schrecken zum eisernen Kürass worden.* — Wer solch eine Gruppe sieht, und ganz ohne Gefühl bleiben kann — der *setze sich auf eine Schneelawine, und esse Erdäpfel.* — Diese Erscheinung war, als wenn *alle Nähnadeln Englands ihr in die Brust gestochen würden.* — Eine *tüchtige Batterie* guter Lengen — bewusstlos, wie eine *abgestochene fette Sau.* — Wenn sie so forttränke, „würde sie das *adriatische Meer ausleeren.*" — Der taube Schütze glaubte, „so oft der Schultheiss seinen *Kleeacker* nannte, er schimpfte ihn: *Racker.* — Wenn das liebe Schicksal ihn auf Reisen sandte, war er allemal *so recht* glücklich. „*Immer neue Gegenstände und Gefilde, und so oft andere Gesichter*, diess interessirte „mich ausserordentlich. — Man findet *Gesichtszüge „von Bekannten; dieser Zufall charmiret einen.*" — Dass vom Ertrag' ein *armes Mädchen ausgesteuert* werden *soll*, und der Herausgeber „*nach aller Kritik, haarscharf oder gelinde, nichts fragt*", kann dem bunten Machwerke kein Relief geben.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Altona: Das achtzehnte Jahrhundert.* Allegorisches Gemälde in zwey Aufzügen, mit Gesang, aufgeführt auf dem Nationaltheater zu Altona. 1801. 36 S. 8. (3 gr.) Die Personen sind: *Saturn*, *Europa* (als Schutzgöttin ihres Welttheils) *Minerva, Clio, Melpomene, Thalia*, der *Genius* des *18ten*- und des *19ten Jahrhunderts*, die Horen, die Grazien, Genien, und Heldenschatten (Eugen, Marlborough, Ludwig XIV., Peter I., Karl XII., Friedrich IV, Tordenskiold, Friedrich der Einzige, Joseph etc.) Die Ausführung ist dem Zwecke, die Merkwürdigkeiten und Vorzüge des entschwundenen Jahrhunderts concentrirt zu vergegenwärtigen, allerdings angemessen: aber der *Chronikschreiber* läuft dem *Dichter* oft in die Queere. Stellen, wie:

— „*Furchtbar ründet* Mars auf seinem Wolkensitze
„Des *eisernen Jahrhunderts volle Zahl*

oder: „Schon zögert der Tagesuhr kärglicher Fall,

sind seltner. Unter den verstorbnen Dichtern ist *Uz* vergessen. *Kotzebue* wird als *Belauscher* der *Charitinnen* charakterisirt. — Der Epilog, gesprochen von Madame Reinhard, im Charakter als *Schutzgöttin Europens*, bezieht sich beynahe ganz auf *Altona.*

---

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

# Monatsregister

vom

September 1803.

## I. Verzeichniss der im September der A. L. Z. 1803 recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.



X

*Hahn's*

Sibe-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 109)

## II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

*Anm.* Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

# III. Intelligenzblatt des Septembers.



Kunft-

## Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

## Todesfälle.



## Universitäten, Akad. u. and. Anstalten.



## Vermischte Anzeigen u. Nachrichten.



Go-